



Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

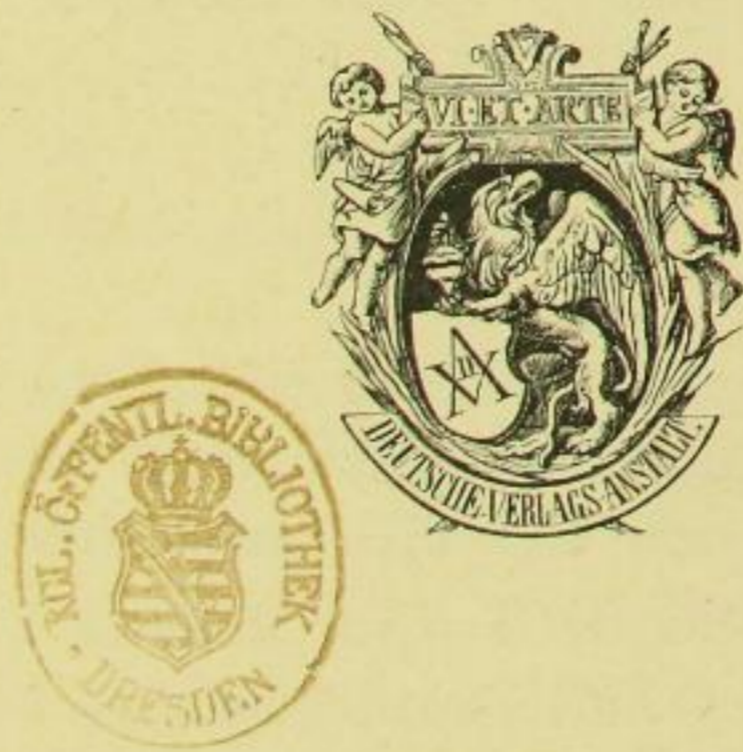
Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Neunzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.

(April bis Juni 1894.)



Deutsche Verlags-Anstalt.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

1894.

401. 4

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XIX

(April bis Juni 1894).

	Seite
Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. I. II. III. (Schluß) . . . 1. 133.	261
C. Tottleben: Lieutenant Schröder. Charakterbild aus dem Offiziersleben	33
Heinrich von Poschinger: Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. I. II. III.	52. 186. 304
Professor Dr. S. Holkmann: Die Gefährdung unserer Geisteskultur . . .	66
Johanna Kinkel: Erinnerungsblätter. I. II. III.	81. 200. 337
W. Freyer: Das Lebensrätsel	99
Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß. II. . . .	103
Houltney Bigelow: Deutsch-amerikanische Freundschaft	111
Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar: Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88. I. II. III.	116. 223. 359
Gustav Freytag: Hannele	124
Margareta von Poschinger: Ebenbürtig. Eine Erzählung aus der Gegenwart	149
Joseph Langen: Wissenschaft und Autorität	172
Karl Blind: Auch eine Erinnerung an Lothar Bucher	196
Prof. Dr. Theodor Buschmann: Alte und neue Heilkunde	210
K. v. Gueist: Die Philosophie vom Wahlzensus	231
Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius. I. Mitgeteilt von Friedrich Althaus. II. Mitgeteilt von Dr. Max Jacobson	241. 348
Kunigunde Aussen-Hasatty: Die Brandlegerin. Erzählung aus dem niederösterreichischen Volksleben	288
Dr. Hansen: Die Lebensgemeinde in der Fläche des Ozeans	316

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Gruft Freiherr von Stockmar: Skeptische Betrachtung der Geschichte 129

Psychiatrie.

Oberarzt Dr. Blaußtern: Ueber Beziehungen moderner Zeitströmungen zum Irrsinn 256

Kriegswissenschaft.

Kogalla v. Biberstein: Die militärische Situation in Zentralasien 374

Landwirtschaft.

Wm. G. Tetley: Der Ruin der englischen Landwirtschaft . . 378

Kleine Revuen.

Naturwissenschaftliche Revue 368

Literarische Berichte 130. 258. 381

Eingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes 260. 384



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1894. April

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.



EMMEL inv.

HORN Ph.Z

Inhalts-Verzeichnis.

April 1894.

	Seite
Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. I.	1
G. Tottleben: Lieutenant Schröder. Charakterbild aus dem Offiziersleben	33
Heinrich von Poschinger: Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. I.	52
Professor Dr. S. Holtzmann: Die Gefährdung unserer Geisteskultur	66
Johanna Kinkel: Erinnerungsblätter. I.	81
W. Freyer: Das Lebensrätsel	99
Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß. II.	103
Poultney Bigelow: Deutsch-amerikanische Freundschaft	111
Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar: Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88. I.	116
Gustav Freytag: Hannele	124
Berichte aus allen Wissenschaften	129
Geschichte: Ernst Freiherr von Stockmar: Skeptische Betrachtung der Geschichte.	
Literarische Berichte	130
Schillers Briefe. Von Fritz Jonas. — Die Philosophie des Metaphorischen. Von A. Biese. — Helmut von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. — Kinder- und Hausmärchen. Von Brüder Grimm.	

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Den verehrlichen Lesern der „Deutschen Revue“

beehren wir uns, hierdurch mitzuteilen, daß dieselbe vom vorliegenden April-Heft 1894 ab in unserem Verlag erscheint. In Tendenz und Erscheinungsweise unverändert, wird die „Deutsche Revue“ unter der bewährten Leitung ihres seitherigen Herausgebers, Richard Fleischer, fortfahren, durch die sorgfältigste Auswahl und durch die Gediegenheit und Mannigfaltigkeit ihrer Artikel das Interesse immer von neuem zu fesseln, überhaupt nach jeder Richtung hin den hohen Anforderungen an eine große vornehme Revue zu entsprechen. Was wir an hochbedeutsamen Beiträgen für die nächste Zeit zu bieten vermögen, dafür liefert das vorliegende April-Heft schon den sprechendsten Beweis.


Wir bitten schließlich alle verehrlichen Leser der „Deutschen Revue“, unser Bestreben, dieselbe in immer weiteren Kreisen heimisch zu machen, durch Weiterempfehlung unserer Monatschrift nach Kräften zu fördern.

Stuttgart, im April 1894.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen
Ministerpräsidenten.

eptember 1887. — Die Reise ist beschlossen.

Seine Durchlaucht hat eine herzliche und verbindliche Einladung an den Minister ergehen lassen. Er erwartet ihn in seiner Einsiedelei in Friedrichsruh. Zehn Jahre lang haben sie sich nicht gesehen.

Nur wenige kennen das Geheimnis. Der Minister wünscht, daß über dasselbe nichts verlautet, bis er die Grenze hinter sich habe; auch muß er zuvor Seine Majestät den König sprechen, der sich zur Zeit in der königlichen Villa von Monza befindet.

Daß Graf Kalnoth alljährlich den deutschen Kanzler besucht, setzt niemand in Erstaunen. Wenn es sich um den Fürsten Bismarck und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des kaiserlichen Hauses handelt, findet man es ganz natürlich, daß die leitenden Minister verbündeter Staaten mündlich mit einander verkehren; jedermann sieht ein, daß man sich während einer einstündigen Unterredung besser verständigt als durch zwanzig diplomatische Noten: wie Herr von Cavour sagte: „Im mündlichen Verkehr werden viele Schwierigkeiten überwunden, welche in schriftlicher Verhandlung unüberwindlich scheinen.“ Was jedoch in einem Falle natürlich erscheint, wird nicht verfehlen, in den Augen gewisser Leute eigentümlich, befremdlich, anormal, außergewöhnlich, bedrohlich im andern Falle zu erscheinen, das heißt, wenn es sich um Crispi handelt. Darauf muß man gefaßt sein. Die Reise des italienischen Premierministers wird Kommentare und Kritiken bei einem Teil der italienischen Presse hervorrufen, während die französische Presse großen Lärm schlagen wird. Das ist nicht zu verhindern.

Was man verhindern muß, sind die unzeitgemäßen Polemiken und Erörterungen vor der Thatsache und darum ist das Geheimnis notwendig. Es ist wohlbehütet. Selbst in der allernächsten Umgebung des Ministers weiß man nur, daß er Rom verläßt. Die meisten glauben, daß er sich nach Monza

begibt, um sich mit dem Könige zu besprechen — das ist wahr; und zwar über die laufenden Geschäfte — das ist nicht wahr. Andere lassen durchblicken, er könnte einen Abstecher in die Schweiz machen, wohin sich seine Familie, welche gegenwärtig in Oberitalien weilt, zu kurzem Aufenthalt begeben werde. Das sind die ganz Pfiffigen. Herr Crispi ist sehr befriedigt, den Fürsten wiederzusehen, aus verschiedenen Gründen. Einer derselben ist: Er wird Italien die Stellung im Räte des Dreibundes schaffen und sichern können, die ihm gebührt. Italien war 1882 der 1879 zwischen den Centralmächten abgeschlossenen Allianz beigetreten; es ist als dritter hinzu getreten, aber nicht um den dritten Platz einzunehmen. Als integrierender Teil des Dreibundes soll seine moralische Stellung dieselbe sein wie die der anderen verbündeten Mächte, indem jede der drei auf dieselbe Weise daran sich beteiligt, das heißt in dem Verhältnis, welches das gemeinsame Interesse verlangt und die respektiven Kräfte zulassen. Wenn man fragt, warum Italien bisher in dem Bunde nicht eine derjenigen seiner Verbündeten gleichkommende Stellung gehabt zu haben scheint, so wird man vielleicht entdecken, daß gewisse Zögerungen unserer auswärtigen Politik in der Vergangenheit wenn nicht Zweifel an der vollkommenen Aufrichtigkeit unserer Staatsmänner erweckt, so doch das Vertrauen geschwächt haben, welches voll und ganz, tief und unbedingt zwischen verbündeten Staaten bestehen soll. Indem wir uns den Centralmächten näherten, haben wir uns manchmal umgewandt, um wie bedauernd zurückzublicken, und wir haben für Augenblicke unsere Schritte verlangsamet. Das war ein Unrecht, aber es erklärt sich. Die neue, der auswärtigen Politik Italiens gegebene Richtung war so verschieden von der alten, daß furchtsame und unentschlossene Köpfe zauderten, sich von Frankreich zu entfernen, auch wenn dasselbe sie abstieß, auch wenn Frankreich sogar unsere Interessen durch seine Politik schwer schädigte, auch wenn es uns durch seine Presse in unserem Nationalstolz demütigte und uns in dem beleidigte, was uns das Heiligste und Teuerste ist; auch wenn sein Pöbel unter Ausrufen des Hasses und Todesverwünschungen unsere auf seine Gastfreundschaft vertrauenden Arbeiter wie wilde Tiere verfolgte.

Die Furcht vor dem Neuen (Neophobie), oder wie man es auch nennen könnte, der Haß gegen das Neue (Misoneismus) ist den meisten Menschen eigen. Sie ist eine der Erscheinungsformen des Gesetzes der Schwere auf dem intellektuellen Gebiete; aber sie findet sich besonders bei Leuten, bei welchen das Alter die Energie gelähmt, bei welchen die Jahre die Elastizität der Intelligenz geschwächt haben. Lombroso hat dieses Phänomen erklärt. Bei den Herren Depretis und Mancini blieb, wenn sie es auch nicht Wort haben wollten, eine alte Gewohnheit der Franzosenliebe „trotz alledem“ zurück; ohne daß sie sich dessen bewußt waren, trat sie bei ihren Handlungen hervor und machte deutlich, daß sie nur gezwungen auf der Bahn sich vorwagten, welche ihnen die öffentliche Meinung Italiens durch die Stimme der Staatsmänner der verschiedensten Parteien und durch diejenige der ernstesten und angesehensten Organe der Presse anwies. Die Anwesenheit des Herrn von Robilant in der Consulta hat der

italienischen Politik den Stempel einer größeren Offenheit aufgedrückt, da dieser Soldatendiplomaten sein entschlossener Charakter die klaren Situationen vorziehen ließ. Es ist die Aufgabe Herrn Crispi, uns mit den anderen auf gleichen Fuß zu bringen. Er hat die Allianz nicht abgeschlossen; wenn er 1881 bis 1882 am Ruder gewesen wäre, so hätte man dieselbe vielleicht nicht abzuschließen gehabt, vielleicht hätte er auch andere Bedingungen für dieselbe verlangt. Aber sie besteht; so, wie sie ist, schließt sie Notwendigkeiten, Pflichten, Rücksichten in sich, welche wir nicht bloß mit äußerster Loyalität beobachten müssen (und die Loyalität unserer Staatsmänner, welcher Partei sie auch angehören mögen, darf nicht in Frage gestellt werden), sondern auch mit dem Eifer, mit dem wir eine angenehme und gern übernommene Pflicht erfüllen, indem wir unsererseits verlangen, daß die Notwendigkeiten, die Pflichten, die Rücksichten, welche unsere Verbündeten uns gegenüber binden, ebenso streng geachtet, ebenso gutwillig und herzlich erfüllt werden. Dies ist, wenn wir uns nicht täuschen, einer der Zwecke, welche Herr Crispi erreichen will. Hierzu wird er sich der Freundschaft bedienen, welche ihn mit Herrn von Bismarck verbindet, eine schon alte Freundschaft, denn er ist seit 1870 in Korrespondenz mit dem Kanzler und kennt ihn persönlich seit 1877.

Der Besuch des Herrn Crispi bei dem Fürsten Bismarck wird natürlich in Frankreich den Ruf der Gallophobie nur bestätigen, welcher den Namen des Herrn Crispi umgibt. Müssen wir hier wiederholen, daß dieser Ruf unbegründet und falsch ist? Bei vielen Gelegenheiten mußte Herr Crispi seine Gefühle für Frankreich kundgeben und diese Gefühle sind nicht diejenigen des Hasses. Er ist vor allem andern Italiener, und so oft ein Gegensatz von Rechten und Interessen zwischen Frankreich und Italien, oder zwischen Italien und irgend einem andern Lande vorliegen wird, wird er die Rechte und Interessen Italiens verteidigen und zu ihrer Verteidigung seine ganze Energie und die Redekunst und Kraft eines alten politischen Kämpfers, der er ist, einsetzen. Aber er hat weder Vorurteile noch irgend welche Voreingenommenheit, und die Franzosen machen ihm einen Vorwurf aus Eigenschaften, welche sie bei einem der Ihrigen bewundern würden. Dank einer Art weiblichen Wesens, das im welschen Charakter liegt, gehört man nur, wenn man ihnen nachgibt, zu ihren Freunden, und Unterwerfung oder mindestens Abhängigkeit ist allzu oft eine der Bedingungen, welche sie an ihre Gunst knüpfen.

Um auf die Gallophobie des Herrn Crispi zurückzukommen, haßt er Frankreich so wenig, daß er gerade in Frankreich eine Zuflucht suchte, als die sardinische Polizei ihn aus Piemont verbannte. Er hatte zahlreiche und gute Beziehungen daselbst und dachte sich dort niederzulassen, als ihn die kaiserliche Polizei, ohne triftigen Grund, nach dem Orsinischen Attentat auswies. In den traurigen Tagen, als nach Mentana das ganze patriotische Italien gegen Frankreich sich empörte, unterschied Crispi in der Abgeordnetenkammer scharf die Verantwortlichkeit des liberalen und denkenden Teiles des französischen Volkes und diejenige der kaiserlichen Regierung. Im Jahre 1877, als er sich nach Deutschland

begeben mußte, reiste er absichtlich durch Paris, um sich mit Gambetta zu be-
gegnet und mit demjenigen, der zu jener Zeit der leitende Mann in Frankreich
war, zu untersuchen, ob es nicht einen Boden der Versöhnung gäbe, auf welchem
Frankreich und Deutschland sich verständigen könnten, und er erbot sich zum
Vermittler für jeden ehrenhaften Vorschlag in diesem Sinne beim Fürsten
Bismarck.

Crispi erklärt schließlich offen, daß die Versöhnung zwischen den beiden
Ländern das edelste und menschlichste Ziel sei, das ein dieses Namens würdiger
Staatsmann verfolgen sollte. Aber man weiß dies nicht, oder vielmehr man will
es nicht wissen, und der italienische Staatsmann bleibt für die große Menge in
Frankreich der „Gallophobe Herr Crispi“. Man kann in Frankreich weniger
als anderswo die Vorurteile bekämpfen. „Der Gallophobe Herr Crispi“ hat
ein Pedant, der sich gelegentlich aufs Pamphletschreiben verlegt, in der ironischen
Widmung eines sonst in Vergessenheit geratenen Pamphlets gesagt. Hundert
Journalisten haben sich des Wortes bemächtigt und Millionen Leser es ange-
nommen, ohne sich zu fragen, ob es der Wirklichkeit entspreche. Was soll man
da thun? Einfach, was man muß: seinen Weg weiter gehen und sich um nichts
kümmern. Man könnte vielleicht darüber streiten, ob der Augenblick gut gewählt
war. Italien scheint auf dem Punkte zu stehen, über einen neuen Handelsver-
trag mit Frankreich zu verhandeln, da derjenige von 1881 im Dezember 1886
von Depretis und Robilant gekündigt wurde und am 1. Januar 1888 außer
Kraft treten sollte. Aber die Vorbesprechungen haben bewiesen, daß eine Ver-
ständigung schwer erreichbar, voraussichtlich unmöglich sein werde, da jede der
vertragschließenden Parteien sich in ihre Forderungen versteift und hinter ihren
Beweisführungen verschanzt.

Die französische Regierung sagt in der Hauptsache: „Aendern wir den Ver-
tragstarif, wenn es Ihnen Vergnügen macht, aber im großen Ganzen werden
die Konzessionen, welche wir Ihnen machen können, nicht größer sein als die
Gesamtheit der Zugeständnisse, welche wir Ihnen in der Vergangenheit gemacht
haben.“ Die italienische Regierung erwidert: „Wir haben den Vertrag von 1881
gekündigt, weil er zu sehr zu Ihren Gunsten sprach; wir können nicht von
neuem Vorschläge annehmen, welche für Italien als so ungünstig erkannt wurden.“

Dies die zwei Plattformen, auf welche man sich von beiden Seiten stellt,
und es hat den Anschein, als ob man lange noch nicht von der Stelle rücken werde.

Uebrigens, selbst angenommen, daß die Unterhändler der beiden Staaten
ein Feld der Verständigung finden sollten, würde der neue Vertrag die Zu-
stimmung der französischen Kammer erhalten? Niemand wird das im Ernste
glauben. Wurde nicht ein im vorigen Jahre unterzeichneter Schiffsfahrtsvertrag
zurückgewiesen? Die Mehrheit, welche in Frankreich schutzöllnerisch ist, bedingungs-
los und bis zum äußersten schutzöllnerisch, wünscht nur, Frankreich von allen
Vertragsbänden zu befreien. Frankreich, sagt man, genügt sich selbst. Für eine
Zeit lang mag es richtig sein, aber später wird man sehen . . .

So wird denn, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, die Reise des

Ministers nach Friedrichsruh die Sachlage nicht verschlimmern und weder im guten noch im bösen Sinne ändern.¹⁾

Die Wohnung des Fürsten ist nur einige Schritte vom Bahnhofe entfernt, weniger als eine Minute. Wir können die Fassade des Hauses der Dunkelheit wegen nicht erkennen. Man tritt durch ein Thor ohne Perron ein: gegenüber ein Gang, zur rechten ein kleines Vorzimmer, wo Diener den Besuchern ihre Ueberzieher, Pelze, Plaid's und Hüte abnehmen; ein zweites, geräumigeres Vorzimmer und dann die Salons; im ersten derselben erwartet die Fürstin den Minister.

Nach dem Willkommengruß werden die Vorstellungen erneuert und jedem wird vom Wirte des Hauses eine freundliche Anrede zu teil.

So machen wir die Bekanntschaft von Dr. von Rottenburg und von Dr. Schweninger, welche gerade Seine Durchlaucht auf die Bahn begleitet hatten und seine gewöhnlichen Gäste sind. Dr. von Rottenburg, vortragender Rat der kaiserlichen Kanzlei und ein ganz ausgezeichnete Beamter, ist ein germanischer Typus, blond und ernst; Dr. Schweninger, der berühmte Arzt, welcher das volle Vertrauen des Fürsten genießt, sieht eher einem Italiener gleich als einem Deutschen, mit braunem Haar und Bart, lebhaft, munter, noch jung . . .

Nach einigen Minuten wird gemeldet, das Abendessen sei servirt und wir treten in den Eßsaal. Herr Crispi, welcher der Fürstin den Arm geboten hat, nimmt zwischen ihr und dem Fürsten Platz.

Die Unterhaltung wird bald lebhaft. Seine Durchlaucht scheint sich sehr wohl zu befinden und ist vorzüglich aufgelegt. Die Fürstin ist etwas leidend, nimmt aber trotzdem teil an der Unterhaltung. Ihr Aeußeres verrät Seelengüte.

Was wir von ihr wissen, von ihrer unbedingten Ergebenheit ihrem Gemahl dem Fürsten gegenüber, dem Beistand, der Hilfe, welche sie ihm ohne Unterlaß in allen Lebenslagen gewährt hat, erfüllt uns mit Hochachtung und Bewunderung. Man sagt, daß sie „die Freude und das Licht, der Trost und die Ruhe“ seines Hauses gewesen sei. Gewiß haben wenige Frauen wie sie die Rolle der Gefährtin eines Staatsmannes, eines Mannes von Genie, verstanden.

Der Kanzler und der Minister sprechen von gemeinschaftlichen Erinnerungen. Sie sprechen von ihrer letzten Begegnung in Gastein 1877. Herr Crispi war damals Präsident der Deputirtenkammer und einer der hervorragendsten Männer der Linken, die im Jahre zuvor aus Ruder gekommen war.

Er hatte bei dieser Gelegenheit das Portefeuille, welches ihm Herr Depretis angeboten, zurückgewiesen und vielleicht das schon einmal erwähnte Wort wiederholt:

— „Ich heiße: ‚Morgen‘.“

Die beiden Staatsmänner wechseln einige melancholische Betrachtungen über den allzu schnellen Lauf der Jahre.

— „Sie gut ausfüllen,“ sagt der Fürst, „ist die Hauptsache.“

¹⁾ Nach vorstehender politischer Einleitung beginnen wir in der Deutschen Revue mit der Ankunft des italienischen Ministerpräsidenten in Friedrichsruh. Wir müssen leider wegen Raummangels die vorhergehenden interessanten Reiseschilderungen des Tagebuchs übergehen.

Seine Durchlaucht erkundigt sich mit ehrfurchtsvollem Interesse nach dem Befinden unseres Königspaars. Er äußerte sich voll Bewunderung für unseren so loyalen und so tapferen König und für unsere so gute, so schöne, so anmutvolle, so liebenswürdige und so genial verständige Königin.

Dann fragt er: „Und General Cucchi, wie geht es ihm?“

Der Kanzler meint den Abgeordneten Francesco Cucchi,¹⁾ einen der tapferen Waffengefährten Garibaldi's und Crispi's beim Feldzuge der Tausend. Er hat ihn 1870—1871 während des Krieges in Frankreich kennen gelernt, dessen Verlauf Cucchi als Attaché beim deutschen Generalstab verfolgte, bei welchem er in einer nicht offiziellen, aber deutlich bestimmten Stellung die Linke des italienischen Parlaments vertrat.

Vielleicht ist es nötig, dies mit einigen Worten zu erklären.

Die Sympathien der Rechten in Italien waren mit Ausnahme einzelner Persönlichkeiten für Frankreich und die kaiserliche Dynastie, und die preußische Regierung hatte es seit einigen Jahren für gut gehalten, Beziehungen mit der Linken, damals der Opposition, anzuknüpfen. Im Jahre 1866 unterhielt Graf von Miedem, der preußische Gesandte in Florenz, herzliche Beziehungen mit einigen Führern der italienischen Aktionspartei. Beim Beginn des Krieges 1870—1871 konnte man in Deutschland befürchten, Italien werde sich durch die französischen Sympathien des Staatsoberhauptes und der Mehrzahl der Regierungsmitglieder hinreißen lassen. Man erinnert sich an die ersten Worte, die Viktor Emanuel an Kaiser Wilhelm bei seinem Besuch in Berlin 1873 richtete: „Ich muß Eurer Majestät gestehen, daß ich im Jahre 1871 im Begriffe stand, die Waffen gegen Sie zu ergreifen.“ — „Ich wußte es,“ antwortete in freundlichem Tone der Kaiser. Man kannte ja, mehr oder weniger genau, den Gedankenaustausch, der seit einigen Monaten zwischen Paris, Florenz und Wien bezüglich eines Bündnisses stattgefunden hatte. Das Berliner Kabinet wollte daher vom Beginn des Krieges an sich in dauerndem Verkehr mit der Linken halten, mit welcher in dieser Beziehung Minister Sella gemeinschaftliche Sache machte und welche eine der Haltung der Regierungspartei entgegengesetzte Politik verfolgen sollte. Er schickte daher einen der Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, den Freiherrn von Holstein, nach Florenz, während sich die italienische Linke ihrerseits im deutschen Hauptquartier durch den Abgeordneten Cucchi vertreten ließ.

Herr Crispi berichtigt den seinem Freunde gegebenen Titel General, da derselbe zwar ein heldenhafter Soldat gewesen, aber auf der militärischen Stufenleiter nie so hoch gestiegen war. Er fügte hinzu, Cucchi würde sich vortrefflich befinden, wenn er nicht von Zeit zu Zeit noch Schmerzen von der Wunde an der Schulter fühlte, die er am 27. Mai 1860 empfing, als er in Palermo eindrang.

Die Unterhaltung sprang nun plötzlich ab und wandte sich den internationalen Verträgen zu. Was bleibt von den Verträgen von 1815? Nichts mehr!

„Und was mich betrifft,“ sagte der Fürst, „so habe ich einiges dazu beigetragen, dieselben vollends zu vernichten.“

¹⁾ Heute Senator.

In der That hat er von dem Tage an, da er, noch geheimer Legationssekretär, als Delegirter Preußens beim Bundestage von Frankfurt (August 1851)¹⁾ bis zu dem am 10. Mai 1871 in der nämlichen Stadt im Gasthof zum weißen Schwan mit den französischen Bevollmächtigten unterzeichneten Vertrag nicht aufgehört, an dieser Aufgabe zu arbeiten. Waren es denn nicht die Verträge von Wien, auf welchen jene bundesstaatlichen Verhältnisse beruhten, die Herr von Bismarck „als eine Krankheit Preußens, die man ferro et igne früher oder später heilen müsse,“ bezeichnete? Herr von Cavour hatte, als er das Werk des Wiener Kongresses vernichtete, soweit dasselbe Italien betraf, vorausgesehen, daß Preußen dieselbe Bahn beschreiten werde, soweit es Deutschland beträfe.

Im Monat September 1860, nach Castel fidardo, dem Feldzug in Umbrien und dem Einzug Viktor Emanuels in Neapel, kam Graf Brassier de St. Simon, Gesandter Seiner Majestät des Königs von Preußen beim Hofe von Turin, zu Herrn von Cavour, um ihm eine energische Note des Herrn von Schleinitz über die Haltung Piemonts vorzulegen, und er wollte ihm, seinen Instruktionen entsprechend, eine Kopie davon zurücklassen.

„Ich hege,“ so antwortete beiläufig Herr von Cavour, „nicht eben ein besonderes Verlangen, eine Kopie dieser Depesche zu besitzen . . . aber in jedem Fall tröste ich mich darüber, der Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm so lebhaft mißfallen zu haben, mit dem Gedanken, daß Preußen eines Tages Piemont Dank für das von ihm empfangene Beispiel wissen wird.“

Was bleibt vom Vertrag von 1856 übrig? Nichts, oder beinahe nichts! Prinzipielle Erklärungen über die Blokaden . . . Rußland hat die Verlegenheiten Frankreichs 1870—1871 benützt, um die Revision derselben zu veranlassen und sich von den Hindernissen zu befreien, die dieser Vertrag der Entwicklung seiner Marine bereitete. Und der Vertrag von 1878, der Berliner Vertrag selbst, hat er nicht schon einige Risse erfahren? Ist er nicht schon in Fesseln?

„Ja,“ sagte der Fürst, „aber indem man diese Fesseln bewahrt, rettet man den Frieden.“

Der Fürst erklärt und beschreibt, was seine gegenwärtige Wohnung in Friedrichsruh war, bevor er den Sachsenwald vom König als Geschenk bekam; dies ist der Name des großartigen Waldes in der Nachbarschaft.

Das Haus, das er bewohnt, war nur ein ziemlich bescheidenes Gasthaus am Rande der Wälder. Die Hamburger Bürgerfamilien kamen gern zum Aufenhalt hierher oder um hier in der guten Jahreszeit einige Stunden zuzubringen.

Der Fürst mußte das Haus für die Bedürfnisse einer Familie einrichten. Er hat einen Teil desselben umgebaut; so besteht zum Beispiel jedes der gegenwärtigen Schlafzimmer aus zwei früheren Zimmern.

— Sie werden das an der Decke erkennen, wo man trotz des Aufstrichs die Spur der ursprünglichen Einteilung unterscheidet . . .

Er hat zu dem alten, einfachen Gebäude von bürgerlichem Aussehen einen neuen Flügel hinzugefügt. Aus diesem Umbau, aus diesen Reparaturen, aus

¹⁾ Die Ernennung datirte vom 15. Juli.

diesen Umbauten ist ein großes, unregelmäßiges, stillloses, aber geräumiges und gut eingerichtetes Gebäude entstanden.

So, wie Friedrichsruh heute ist, kann man es eine schöne und bequeme herrschaftliche Wohnung, aber nicht eigentlich ein Schloß nennen, während Barzin dagegen ein solches ist.

— Das Geschenk, welches mir der Kaiser mit diesem Walde und dieser Behausung gemacht hat, war durchaus nicht geeignet, den Bewohnern der Umgegend zu gefallen, die gewohnt waren, sich in diesem Erdenwinkel zu Hause zu fühlen. Auch selbst nach meiner Installation, während meine Familie und ich das Haus schon bewohnten, fuhren sie fort — die Macht der Gewohnheit! — hier herumzustreifen wie in früheren Zeiten. Unsere Gegenwart genirte sie durchaus nicht. Ich hatte die Mauer, welche den Besitz gegen die Seite der Eisenbahn zu abschließt, noch nicht errichten lassen. So kamen sie denn zu mir herein, als ob sie zu Hause wären und spazierten um mein Haus wie früher . . . es hat wenig gefehlt, und sie hätten mir zugemutet, ihnen Zimmer zu vermieten. Einige kamen und drückten ihr Gesicht an die Fenster meines Schlafzimmers, um zu sehen, was ich thue, da ich natürlicherweise der Hauptgegenstand für ihre Neugier war — oder, wenn Sie wollen, für ihr Interesse . . . Mein Gott! wenn man im Krieg war und das Lagerleben mitgemacht hat, genirt man sich so leicht nicht . . . man würde das Hemd im Angesichte von zehntausend Menschen wechseln . . . aber ich fühlte mich nicht zu Hause und was mir einerlei war, konnte für die Damen eine Verlegenheit sein . . . so habe ich mich denn nach der Seite abgeschlossen, von welcher die Zudringlichen hereinzukommen pflegten.

Man kehrt in den Salon zurück.

Der Fürst und seine Familie haben die alte und liebenswürdige Gewohnheit, „Mahlzeit“ zu wünschen, eine Gewohnheit, die in Italien und in allen lateinischen Ländern unbekannt ist, beibehalten.

„Geseignete Mahlzeit! . . . Ich wünsche Ihnen eine geseignete Mahlzeit! . . .“

Die Herren schütteln sich die Hände und man küßt der Fürstin die dargereichte Hand.

Während Graf Herbert und die Herren von Rottenburg und Schweninger Cigarren und Feuer anbieten, spricht die Fürstin von ihrer Familie, ihren Kindern und Kindeskindern. Sie ist stolz auf ihre Söhne und zeigt große Zärtlichkeit für ihre abwesende Tochter, die Gräfin Rankau.

Der Fürst seinerseits spricht zum Minister und erklärt durch biographische Kommentare einige Bilder seiner Vorfahren, welche die Salons schmücken.

Einer der Sekretäre Crispis muß nach Hamburg, wohin die Briefe des Ministers geschickt worden waren.

„Wir werden sie holen lassen . . .“

„Ich muß auch den Konsul sprechen . . .“

„Wir werden ihn kommen lassen . . .“

Ein Diener meldet, daß der Zug nach Hamburg signalisirt sei.

„Sie wollen uns also durchaus verlassen,“ sagt der Fürst.

„Es muß sein, Durchlaucht. Aber ich rechne fest darauf, morgen in aller Frühe zurück zu sein.“

Die Handelsthätigkeit Hamburgs ist so groß, daß die Bewegung der Züge Hamburg-Berlin eine ununterbrochene ist.

„Nehmen Sie, um zurückzukehren, einen beliebigen Zug,“ sagt Graf Herbert. „Wir lassen ihn sogar, wenn es ein direkter ist, für Sie anhalten. Das ist,“ fügte er gegen den Minister bei, „der Vorteil, wenn man die Eisenbahnen für sich hat . . . Wir haben sie in der Hand.“

In der That hat der Fürst sich stets zu der Meinung bekannt, die Eisenbahnen seien nicht hauptsächlich dazu geschaffen, um ein Gegenstand finanzieller Konkurrenz zu sein, noch um möglichst hohe Erträgnisse abzuwerfen; sie seien viel mehr für den Dienst des Verkehrs als zu Finanzzwecken vorhanden. Der Fehler der Privateisenbahnen ist in seinen Augen der, daß ein vom Staat erteiltes Privilegium und dessen Ausbeutung nur mit Hilfe des Staates stattfindet, ein wahrhaftes Monopol bildet und zwar ein Privatmonopol, das heißt das ungerechteste aller Monopole, und gesetzmäßigerweise in einem Privatinteresse und um Privateinkünfte zu liefern, ausgebeutet wird. Er hat stets gewollt, daß die Eisenbahnen vom Staat abhängen, ebenso wie die Posten und Telegraphen, und zwar aus ähnlichen, wenn nicht noch stärkeren Gründen. Er hat es als eine Pflicht gegenüber dem Reiche betrachtet, demselben eine stärkere Konzentration der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Direktion der Eisenbahnen zu bieten. Er hat gesagt, „die Thatsache, daß so große öffentliche Interessen, wie die Eisenbahntransporte Privatgesellschaften und ihren verschiedenen Administrationen ohne gesetzliche Aufsicht überlassen werden, um zum Nutzen von Privatinteressen ausgebeutet zu werden, findet in der Geschichte des wirtschaftlichen Lebens der modernen Staaten keine andere Analogie, als die finanzielle Ausbeutung der alten Generalpächter . . . Einer Privatgesellschaft die Ausbeutung des Verkehrs einer Provinz zu überlassen, damit sie aus derselben möglichst hohe Dividenden für ihre Aktionäre ziehe, das heißt dem steuerzahlenden Publikum gegenüber, welches Verkehr braucht, einen schreienden Mißbrauch zulassen . . .“

Die Eisenbahnen haben im Leben eines Staates eine solche Wichtigkeit, daß sie in den Händen der Regierung sein, oder so viel als möglich von ihr abhängen und unter ihrem Einflusse stehen müssen. Als die Rede davon war, ein kaiserliches Eisenbahnbureau zu schaffen, nahm der Fürst dankbar einen solchen Antrag des Reichstages an und in der Rede, die er bei dieser Gelegenheit hielt, machte er auf die Befugnisse aufmerksam, welche die Verfassung dem Reiche bezüglich der Eisenbahnen gab, indem es dasselbe andererseits alle Aktionsmittel entbehren und ohnmächtig ließ, um den Mängeln und Mißbräuchen des Eisenbahnregimes abzuhelpen. Dann suchte er gegenüber den Schwierigkeiten, auf welche das genannte Bureau stieß, wenn es Gehorsam erzwingen wollte, immer die Vorteile der Souveränität des Reichs in Eisenbahnangelegenheiten darzuthun und zu beweisen, daß ihr Rückkauf der Zweck sei, welchem alle großen Staaten nachstreben müssen und thatsächlich nachstreben.

2. Oktober, Sonntag. — Die Gastfreundschaft in Friedrichsruh wird in großem Stil ausgeübt. Von der ersten Morgenstunde an steht ein Wagen am Bahnhofe bereit für den Sekretär, der von Hamburg kommen soll.

Der Fürst hat eine ausgezeichnete Nacht verbracht, viel besser, wie er sagt, als an den vorhergehenden Tagen. Er hat sich diesen Morgen frühzeitig erhoben, wie er pflegt, wenn er sich durch den Schlaf in der Nacht erfrischt hat und er hat sogleich fragen lassen, ob Seine Excellenz Herr Crispi zu sprechen sei.

Der Minister, früh aufgestanden wie immer, hatte schon sein Schlafzimmer verlassen und arbeitete. Der Fürst ließ sich anmelden und machte seinem Gast einen Besuch, der länger als eine Stunde dauerte. Hierauf zog er sich zurück.

Einige Augenblicke später ließ der Minister wiederum fragen, ob der Fürst ihn empfangen könne und, auf die bejahende Antwort kam er in das Gemach Seiner Durchlaucht herab. Diese zweite Unterredung nahm erst gegen elf Uhr ein Ende. Graf Herbert nahm an derselben teil. Sie fand in dem Arbeitszimmer des Fürsten statt, wo sich unter anderen Erinnerungen der Tisch befindet, auf welchem am 26. Februar 1871 zu Versailles die Friedenspräliminarien mit Frankreich unterzeichnet wurden.

Die beiden Staatsmänner gehen in den Garten und sind aufgelegt, vor dem Luncheon noch einen Spaziergang im Park zu machen. Der Park ist ein Wald im Reize völliger Urwüchsigkeit.

Sie werden von Graf Herbert, von Herrn von Rottenburg und Herrn Dr. Schweninger begleitet. Dem Fürsten folgen seine großen Hunde, der alte Tyras und die junge Rebekka. Er trägt eine lange, weite Suppe und seinen schwarzen, breitrandigen Filzhut, wie auf einem der berühmten Bilder Lenbachs. Im selben Augenblick wird der Sekretär des Ministers, welcher aus Hamburg zurückkommt, vor dem Thore abgesetzt. Der Fürst bewillkommt den neuen Ankömmling mit der gewinnenden Höflichkeit, welche er bei jeder, auch bei der geringsten Gelegenheit zur Schau trägt; und während der Minister ihm überbrachte Papiere durchsieht, fragt der Fürst:

„Nun, mein Herr, wie hat Ihnen Hamburg gefallen?“

„Ich habe wenig davon gesehen, Durchlaucht. Aber nach dem Eindruck, den ich empfangen habe, muß es eine große, schöne, wohlhabende und blühende Stadt sein.“

„Ihr Eindruck ist richtig. Hamburg ist nicht nur der erste Hafen Deutschlands, sondern der erste Hafen des Festlandes. Die Zukunft kann seinen Reichtum nur noch vermehren, der ohnehin schon fabelhaft ist. Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich dazu beigetragen habe, indem ich den Hamburgern entzog, was sie als unumgängliche Bedingung für den Reichtum ihrer Stadt betrachteten: nämlich die Zollfreiheit, welche ihnen durch die Verträge von 1815 zugestanden und vom Reich provisorisch anerkannt worden war.“

„Ich habe eine unbestimmte Erinnerung, daß die Hamburger nicht ohne Widerspruch diese Wohlthat von Eurer Durchlaucht empfangen haben.“

„In der That haben sie anfangs durch die Stimmen aller meiner Gegner

sich gegen den Druck aufgelehnt, welchen ich gegen Hamburg und alle Hansestädte ausüben wollte; sie haben auf allen Dächern geschrieen, daß ich ihren Ruin herbeiführen wolle; und einige von ihren Tagesblättern haben mich mit Beleidigungen überhäuft. Sie hätten mich hängen mögen . . . Jetzt haben sie eingesehen, daß ich recht hatte. Weit entfernt, durch die Unterdrückung des Freihafens zu verlieren, haben sie dadurch gewonnen. Indem Hamburg dem deutschen Zollverein¹⁾ beiträt, ist es in der That der Hafen für ganz Deutschland geworden. Der Import, welcher bereits beträchtlich war, hat sich gesteigert und der Export hat sich schon verdreifacht. In sechs Jahren! . . . Jetzt erkennen die Hamburger die Wohlthat an, die ich ihnen erwiesen; sie würden mir gerne Kränze flechten und mir zu Ehren Triumphbögen errichten. Ich hüte mich, trotz der wiederholten Einladungen der Mitglieder des Senates und der Vertretung der Bürgerschaft, ihnen zu willfahren und mich nach Hamburg zu begeben, aus Furcht vor den Huldigungen, die mich erwarten würden.“

„. . . und es gab eine Zeit, wo die Hamburger Eure Durchlaucht hängen wollten . . .“

„Ja, mein Herr, hoch oder niedrig, wenn sie gekommt hätten.“

Schweigen.

„Wenn man jedesmal gekommt hätte, so oft man auf solche Weise mit Ihnen vorgehen wollte, Durchlaucht . . .“

Der Fürst lachte und antwortete:

„So hätte es nicht genug Stricke gegeben . . .“

Die Unterhaltung kehrt nun wieder zu den Hamburgern zurück, während wir einige Schritte auf dem breiten mit Sand bestreuten Platze machen, welcher sich vor dem Hause an der Eingangsseite ausdehnt. Crispi fährt fort, die ihm überbrachten Papiere durchzusehen.

„Sie verdienen ihren Wohlstand; sie sind mutig, unternehmend, thätig, ausdauernd . . . Für sie ist nach Amerika gehen ein Spaziergang. Sie gehen hin, sie kehren von dort zurück ebenso leicht, wie Sie auf vierzehn Tage in der schönen Jahreszeit nach einer Ihrer Besitzungen gingen. So findet man denn auch in Hamburg mehr als irgendwo in Europa Erzeugnisse jeder Art aus Nord- und Südamerika: Bananen, Ananas, seltene Vögel, Affen . . . ‚Draußen‘ sagen sie manchmal ganz kurz, ‚draußen‘, das ist für sie Amerika. Da draußen . . .“

Man spricht wieder von Friedrichsruh.

Es ist kein eigentliches Dorf da und zum Beispiel auch keine Kirche. Nur einige Häusergruppen und im Walde zwei kleine Weiler. Wenige Schritte von der Wohnung des Fürsten befinden sich, hinter Baumgruppen und Buschwerk versteckt, die Dependenz, Ställe und Remisen. Der Wald reicht, man kann wohl sagen bis an das Haus, über welches einige Riesenbäume ihre Zweige ausbreiten. Die Gattung, welche in dem Walde vorherrscht, ist die Buche. Bei dem Hause indeffen befinden sich Eichen und Tannen.

¹⁾ Der Vertrag über den Anschluß der Stadt Hamburg an den Zollverein datirt vom 25. Mai 1881.

„Eure Durchlaucht hat immer den Wald geliebt?“

„Immer; ich liebe die großen Bäume, das sind Ahnen . . .“

Der Minister ist mit Lesen fertig und nimmt an der Unterhaltung teil.

„Ihr Besitztum ist sehr groß . . .“

„Ja, es ist groß . . . Dreißigtausend Morgen Hochwald, das heißt ungefähr viertausend Hektar. Ich lege darauf größeren Wert als auf den Fürstentitel, den mir Seine Majestät gnädig verliehen hat.“

Der Bundeskanzler empfing den Titel Fürst und Reichskanzler am Morgen desselben Tages (21. März 1871), an dem zum erstenmal ein deutsches Parlament sich um den Thron des deutschen Kaisers vereinigte.

„Das eine paßt gut zum andern.“

„Und ich bin für beides Seiner Majestät sehr dankbar . . . Sie sehen das Haus, es war, wie ich Ihnen sagte, eine Herberge, ein Hotel, wenn Sie wollen. Ich ließ den Pachtvertrag erlöschen und nahm hier meinen Aufenthalt. Ich habe noch andere Wohnsitze, aber dieser ist für mich am bequemsten, um auf dem Lande zu bleiben und zugleich die Leitung der Geschäfte in der Hand zu behalten. Wir sind nur vier Stunden vom Reichskanzleramt entfernt. Sechzig Bahnzüge verkehren täglich zwischen Berlin und Hamburg, darunter mehrere Schnellzüge. Ich bin also in fortwährendem Verkehr mit meinen Kanzleien, jeden Abend setzen mich dieselben bezüglich der Tagesgeschäfte aufs Laufende; und jeden Morgen schicke ich die Papiere zurück, die ich tags zuvor empfangen, die einen unterzeichnet, die anderen mit meinen Instruktionen. Mit einem Wort, die Arbeit wird erledigt, wie wenn ich mich in Berlin befände, ja vielleicht noch besser, denn die Post ist verläßlich und pünktlich. Auch in Ihren Kanzleien wird es oft vorkommen, daß ein Diener, der Papiere besorgen und übergeben soll, dieselben auf irgend einem Tisch im Vorzimmer herumliegen läßt; das kommt nicht vor, wenn der Kurier zur bestimmten Stunde abgehen muß.“

Man geht spazieren, macht bald Halt, bald setzt man sich wieder in Marsch . . . Der Fürst hat einen Stock in der Hand, auf den er sich manchmal stützt.

„Indem ich mich hier niederließ, habe ich mich einer Einnahme von fünfzehntausend Franken beraubt, das ist ein hübscher Pachtzins.“

„In der That,“ sagte der Minister, „das macht so viel als bei uns die Besoldung eines bevollmächtigten Ministers und außerordentlichen Gesandten erster Klasse oder als diejenige des Präsidenten eines Kassationshofs.“

Man spricht vom Erträgnis der Grundstücke im allgemeinen und den Besoldungen in Preußen und in Italien, man erwähnt im Scherze das französische Sprichwort: „Für den König von Preußen arbeiten.“ Rührt dasselbe aus der Zeit des großen Friedrich her, der den Wert des Geldes kannte, aber dasselbe auch reichlich auszugeben verstand, so zwar, daß er unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege zum großen Erstaunen derjenigen, welche den königlichen Schatz leer glaubten, was entfernt nicht der Fall war, das neue Palais von Sanssouci erbaute? Geht es auf die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. zurück, eines sparsamen Herrschers, der aber seinem Sohne ein blühendes Heer und volle Staatskassen

hinterließ? Das Haus Savoyen, wie dasjenige von Hohenzollern hat sparsame und in ihren Geldverhältnissen geordnete Fürsten gehabt, die mit verschwenderischen und prachtliebenden Fürsten abwechselten . . .

Aus dem Vergleich zwischen Preußen und Italien schloß man, daß die beiden Staaten ihre Diener nicht sehr reichlich entlohnen, daß aber Italien die seinigen noch am schlechtesten bezahlt.

Einer aus der Umgebung des Fürsten bemerkt:

„Allerdings, aber das Leben ist bei Ihnen im allgemeinen leichter, das gleicht die Sache aus.“

„Trotzdem,“ sagt der Minister, „kann kein Staatsdiener, der verheiratet ist und Familie hat, bei uns, ohne große Opfer zu bringen, von seiner Besoldung allein leben. Der Staatsdienst bringt keinen Reichtum und soll auch keinen bringen, aber er sollte zum Unterhalt derjenigen hinreichen, die sich ihm widmen. Bei uns richtet er manchmal seinen Mann zu Grunde . . . Man wird arm bei der Regierung. Ein Minister empfängt 25,000 Franken jährlich, eine durchaus ungenügende Summe, wenn man seinem Range gemäß leben will . . . Man nennt Massimo d'Azeglio, der, nachdem er drei Jahre Premierminister gewesen, seine Pferde verkaufen und Bilder malen mußte, um zu leben. Seit ihm ist das Leben um mehr als die Hälfte teurer geworden.“

Der Minister spricht von England, wo die hohen Besoldungen, die Apanagen, die Pensionen für die Familien fortbezahlt werden, bis herab zu den entfernten Nachkommen des Staatsmannes, der dem Lande Dienste erwiesen habe.

Marlborough bekam sieben Millionen und den fürstlichen Besitz von Blenheim, Lady Canning eine Pension von dreitausend Pfund Sterling. Der englische Staatsschatz zahlt heute noch den Nachkommen des Siegers von Höchstädt und Malplaquet eine Jahrespension . . .

Die beiden Staatsmänner entfernen sich unter den Bäumen in der Richtung des Parks.

Ihre Begleiter lassen sie einige Schritte vorausgehen, damit sie bequemer mit einander sprechen können.

Der Fürst geht ohne sichtbare Anstrengung, nur auf seinen Stock sich stützend.

Doktor Schweningen ist ein angenehmer, lustiger und lebhafter Plauderer. Er hat die Lebhaftigkeit eines Neapolitaners, wie er auch den Typus eines solchen hat.

Gestern in Friedrichsruh angekommen, wenige Stunden vor Herrn Crispi, kehrt er aus Konstantinopel zurück, wohin ihn hohe und höchste Persönlichkeiten berufen hatten, um Mitglieder ihrer Familie von ihm in Behandlung nehmen zu lassen. Er konnte also ohne Schwierigkeit in die Harems eindringen, was übrigens in der Türkei im allgemeinen das Vorrecht der Aerzte ist. Er legt sein System dar, welches, wie es scheint, darin besteht, die Assimilierung der Stoffe, die man zu sich genommen, zu regeln. Die Behandlung, die er anwendet, paßt daher ebenso für die Personen, welche sich in einem Zustand der Entkräftung befinden,

als für solche, welche zu stark und zu fett sind. Er führt dem Organismus Nahrungsmittel zu, welche in einem geringen Volumen viel nahrhafte Stoffe, wie die Eier, enthalten, oder auch Nahrungsmittel, die zugleich nahrhaft und geeignet sind, die Verdauungskräfte anzuregen, wie gesalzener Fisch. Außerdem verbietet er, um die Erweiterung des Magens zu vermeiden, daß man während der Mahlzeit trinke. Das Verbot ist manchmal unbedingt, besonders beim Beginne der Kur; anderemale, oder auch überhaupt nach einiger Zeit, erlaubt er ein wenig trockenen Wein, der gewisse Eigenschaften hat, zum Beispiel Moselwein.

Doktor Schweningen ist Bayer und ein Schüler des berühmten Rußbaum, dessen Assistent er auch war. Wie wir zu wissen glauben, war er zuerst Arzt am Stadthospital in München, wo er sich durch sein schönes Benehmen gelegentlich der Cholera auszeichnete, welche in dieser Stadt 1873 bis 1874 wütete.

In wenigen Jahren machte er sich einen Namen in der Wissenschaft und eine Klientel im Publikum. Er trat zum erstenmal in Beziehungen zur Familie Bismarck gelegentlich einer Krankheit, an welcher der zweite Sohn des Kanzlers, Graf Wilhelm, litt, den er, dank einer heroischen Behandlung, glücklich von vorzeitigen Sichtanfällen heilte. Der Fürst hatte ihn einigemale auch für sich selber konsultirt, aber ohne sein Regime streng zu befolgen. Da der Zustand des Kanzlers immer bedenklicher wurde, dachte man neuerdings an ihn. Alle anderen Aerzte gaben den Fürsten auf, sie glaubten, er leide am Magen- oder Leberkrebs, während sein Uebel hauptsächlich in einer ungeheuren Erweiterung des Magens und der Eingeweide bestand. Seine Kräfte nahmen ab, sein Magen arbeitete nicht mehr, seine Heiterkeit war verschwunden, sein Geist schien ihn zu verlassen. Er brachte ganze Stunden regungslos zu, mit reichlichem Schweiß bedeckt. . . Die Familie war davon in Kenntniss gesetzt, daß ihr nichts übrig bleibe, als sich auf den Verlust ihres Hauptes gefaßt zu machen und die letzten Tage eines erlöschenden Lebens zu versüßen. Das war nach dem Ausspruch der Fakultät eine Frage von Monaten oder Wochen. . .

Doktor Schweningen willigte ein, seine Pflege dem berühmten Kranken zu widmen; aber er verlangte, daß der Fürst, ein etwas schwer zu behandelnder Patient, sich in allem genau seinen Vorschriften unterordnen müsse. Der Fürst gab das verlangte Versprechen; die anderen Aerzte wurden entfernt, die Medicinen verbannt. Die Hygiene und ein strenges diätetisches System bewirkten für sich allein das Wunder einer unerwarteten Genesung, da Doktor Schweningen mehr Vertrauen auf die Methode, auf das Regime, auf die ununterbrochene Aufmerksamkeit, man könnte sagen auf die Disziplin hat als auf die Medizin im eigentlichen Sinne. Sechs Wochen lang nährte sich der Fürst nur von gesalzenen Heringen — den Heringen, welche seitdem in Deutschland den Namen Bismarckheringe erhalten haben. Diese erste Phase der Behandlung gab dem geschwächten Magen wieder etwas Kraft; das Allgemeinbefinden besserte sich. Der Kranke konnte von Berlin, wo er sich befand, nach Friedrichsruh transportirt werden. Hier wurde das Regime etwas weniger streng. Doktor Schweningen erlaubte

zu den Fischen etwas Brot, Erdäpfel und Butter. Er gestattete dem Fürsten einige Schluck Wasser zu trinken, aber nur unter der Bedingung, daß er selbst zu der Quelle gehe, welche einige fünf Minuten weit vom Hause entspringt, um dort zu trinken, aber erst eine Stunde nach der Mahlzeit. Die erstenmale genügte dieser kurze Weg, um die Kräfte des Fürsten zu erschöpfen. Aber mit Geduld bei dem Regime beharrend, erholte er sich nach und nach, kam zu Kräften, fand seine Energie, seine Geistesfrische, seine gute Laune wieder. Heute und seit einigen Jahren kann er jede Art von Nahrung zu sich nehmen, beinahe ohne Ausnahme, und befolgt das System Doktor Schweningers nur noch aus Vorsicht und Dankbarkeit. Er geht, ohne zu ermüden; er reitet beinahe täglich einige Stunden lang durch den Wald trotz seiner 72 Jahre.

Doktor Schweningen hat sich dem Fürsten und den Seinigen gegenüber als ergebenere und treuer Freund gezeigt. Er gehört zur Familie. Man liebt ihn nicht nur um seiner Wissenschaft, um der verständnisvollen und ausdauernden Pflege willen, mit welcher er den Fürsten umgibt, sondern auch seines jovialen Humors, seines offenen Kopfes wegen. Er hat seine anderen Klienten nicht aufgegeben, trotzdem seine Zeit hauptsächlich dem Fürsten gewidmet bleibt. Er hat ein Institut gegründet und Schüler erzogen: eine Plejade von jungen Mitarbeitern wendet, von seinen Ideen erfüllt, sein System an. Sein Institut ist ein großes Unternehmen. Man konsultirt ihn sehr viel brieflich. Er empfängt an hundert und oft über hundert Briefe täglich. Während er in Friedrichsruh wohnt, wird ihm seine Post aus Berlin geschickt; er nimmt Kenntniß von jedem Brief und schiekt ihn seinen Assistenten zurück. Es gelingt ihm, wie dem Fürsten, in Friedrichsruh so zu arbeiten, als ob er in Berlin wäre. Man meldet dem Fürsten vom Hause her, daß der Luncheon servirt sei. Seine Durchlaucht und der Minister kehren langsam und zusammen plaudernd zurück.

Die Fürstin ist im Salon. Noch immer ein wenig leidend, aber es gelingt ihr, dank ihrer Willensstärke, nur Liebenswürdigeit und Zuvorkommenheit zu zeigen.

Graf Herbert von Bismarck versichert in allem Ernste, daß der Besuch „del Signor Crispi“ für seinen Vater ein wunderbares Heilmittel gewesen sei. Der Fürst, welcher häufig genug an nervösen Störungen und Schlaflosigkeit leidet, hat eine ausgezeichnet gute Nacht verbracht, wie es ihm seit langer Zeit nicht gegönnt war. Doktor Schweningen bestätigt freundlich die Sache und erklärt dieselbe: die angenehmen moralischen Eindrücke üben einen nicht zu verleugnenden Einfluß auf den physischen Zustand aus, insbesondere bei Fällen, wo es sich auch um nervöse Affektionen handelt.

Das Frühstück hält sich zwischen dem englischen Lunch und dem, was man in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert „Ambigu“ nannte. Mehrere kalte Platten, Schinken, Geflügel, Butter, &c. stehen auf dem Tisch. Es bedient sich wer will, und man reicht sich dieselben nachbarlich. Währenddem reichen die Diener warme Gerichte herum, Eier, Koteletten, Beefsteaks, Kartoffeln &c.

„Wissen Sie, wie man das bei uns nennt?“ fragt der Fürst seinen Nachbar zur Linken, indem er auf prächtige, nach englischer Art gekochte Kartoffeln zeigt.

„Nun . . . Kartoffeln, Durchlaucht.“

„Ja . . . aber man nennt sie auch pommerische Bananen. Diese Bezeichnung werden Sie wohl nicht kennen.“

„Nein . . . diese Bananen nähren schöne Grenadiere.“

„Das ist wahr . . . Sehen Sie diesen Schweningen, der trotzdem nicht will, daß ich welche essen soll. Ach, böser Doktor!“

„Sit modus in rebus!“ antwortet der Doktor.

Alles ist reichlich und vorzüglich. Der Charakter des Hauses ist nicht der stattliche italienische Luxus noch die kokette französische Eleganz: es ist eine Fülle des Guten, Praktischen und Soliden vereinigt, wie man es in den großen englischen Häusern findet. In allem herrscht reiches Behagen, ohne Gefuchtheit, ohne unnützen Ueberfluß. Das Geschirr ist hübsch, aber einfach; das Silber eher massiv und stark als leicht und gefällig und hat wohl schon mehreren Generationen von jenen starken Eßern, welche die Bismarcks waren, gedient. Vielleicht hat man sich desselben schon bei den famosen Gelagen bedient, bei welchen der Urahn des Fürsten, der Oberst von Bismarck, zu jedem Toast die Trompeten seines Regiments blasen und die Musketen abschießen ließ, um den Lärm der aneinander klingenden Gläser zu steigern.

Aus höflicher Aufmerksamkeit hat der= oder diejenige, welche die Speisefarte zusammenstellte, ein italienisches Gericht eingefügt. Man reicht Maccaroni, und der Fürst nimmt sich, als an ihn die Reihe kommt, ziemlich viel.

Der Minister drückt sein Erstaunen aus, daß Doktor Schweningen dem Fürsten italienische Mehlspeisen zu essen gestatte.

„Die Aerzte,“ sagte er, „möchten sie mir selbst, der ich sie immer gegessen habe, verbieten.“

„Wenn ich auf ihn hörte, würde Schweningen es mit mir machen, wie sein Kollege mit Sancho Panza, dem Gouverneur der Insel Baratavia . . . er verbietet mir die Maccaroni, aber ich esse sie doch: er ist kurzsichtig.“

Aus Gewohnheit oder aus Dankbarkeit, als eine Art von Mahnung oder als Erinnerung stehen gesalzene Heringe auf dem Tische, jene vielbesprochenen Heringe, welche einige Wochen hindurch die einzige Nahrung des Fürsten bildeten.

Es sind dies übrigens prächtige Exemplare ihrer Gattung. Man könnte glauben, der Fisch mit seinem schönen, rosigen und appetitlichen Fleisch sei soeben frisch aus dem Wasser gekommen. Der gesalzene Hering unterliegt keinerlei Zurechtung: er wird einfach gewaschen, ausgenommen und in Salzlake gelegt. Seine Durchlaucht bietet sie seinen Gästen an und fordert sie auf, sie zu kosten.

„Das ißt man nicht allein . . . Damit der Hering wahrhaft gut sei, muß man ihn mit Butter und pommerischen Bananen essen. Sie wissen nun, was das ist. Bedienen Sie sich, wenn Sie Lust haben.“

Seine Durchlaucht wendet sich an den Doktor: „Sie haben mich nicht gesund gemacht, Schweningen, täuschen Sie sich darüber nicht, die Heringe haben es gethan.“

Der Fürst hat für seinen Arzt eine sichtliche Neigung. Eine große Familiarität herrscht zwischen ihnen, immer ehrfurchtsvoll und ergeben von seiten des Doktors, freundschaftlich und scherzhaft von seiten des Fürsten. Manchmal kommt, nach einer Reise von da oder dort, Doktor Schweningen ganz unerwartet nach Friedrichsruh, um sich durch den Augenschein von dem Befinden seines hohen Klienten zu überzeugen. Natürlich sucht man ihn zurückzuhalten. Es ist vorgekommen, daß man ihn zu bleiben veranlaßte, obwohl er keine Effekten zum Wechseln bei sich hatte. Der Fürst hat ihm dann sein Weißzeug und seine Kleider geliehen, aber Gott weiß, wie er darin ausgesehen haben muß. Der Fürst ist ein Riese an Höhe und Breite, während der Doktor nur von mittlerer Größe ist.

An Getränken haben die Gäste des Fürsten die Wahl zwischen Wein und Bier. Man servirt Bordeaux und Moselwein, beide in der entsprechenden Temperatur, das heißt den Bordeaux etwas warm und den Moselwein kühl. Der Fürst hält viel auf diese Details.

Der Minister hält sich an gewöhnlichen Bordeaux, den der Fürst bescheiden nach englischer Art, seinen „Claret“ nennt und der ein ausgezeichneteter St. Julien ist.

Wir machen dem Fürsten unsere Komplimente über die Vortrefflichkeit seiner Weine, die offenbar Sorten ersten Ranges sind.

„Richten Sie Ihre Komplimente an meinen Sohn. Graf Herbert hat gegenwärtig die Leitung des Kellers. Ich muß sagen, daß er sich dieser Aufgabe trefflich entledigt.“

Man spricht von den italienischen Weinen, von ihren Mängeln, von den guten Eigenschaften, die sie besitzen, und von denjenigen, welche sie gewinnen könnten, wenn die italienischen Produzenten die Geschicklichkeit, die Gerätschaften der französischen Produzenten hätten.

„Frankreich ist von euch abhängig, was die Weine zum Verschneiden betrifft.“

„Die Zeit wird kommen, wo wir selbst Bordeaux in Apulien machen werden . . .“

„Sie müssen Tischweine machen und anerkannte, dauernde Marken . . .“

Der Minister rühmt mit Recht den Wein von Syrakus und bittet die Fürstin um die Erlaubnis, ihr einige Kisten schicken zu dürfen. Er wendet sich an sie und nicht an den Fürsten, denn dieser zugleich starke und süße Wein ist eher ein Damenwein.¹⁾

¹⁾ Die Sendung wurde ausgeführt und wird jedes Jahr zu bestimmter Zeit wiederholt. Der Syrakuser Wein hat Beifall auf der Tafel des Kanzlers gefunden, wie folgender Bericht des Grafen de Launay, Botschafters in Berlin, vom 28. Januar 1889 bezeugt: „Beim diplomatischen Diner am Geburtsfeste des Kaisers hat der Kanzler sizilianischen Wein serviren lassen, ein liebenswürdiges Geschenk Eurer Excellenz. Der Fürst, die Fürstin von Bismarck und Graf Herbert haben mich eingeladen, mit ihnen auf das Wohl des Spenders zu trinken. Der Kanzler fügte hinzu, es wäre schwer, ein besseres Getränk zu finden. Es ist nur schade, daß es in Deutschland wenig bekannt ist, denn es verdient, sehr viele Liebhaber zu finden. Inzwischen thue ich alles, um Propaganda dafür zu machen. Wollen Sie dies Seiner Excellenz Herrn Crispi sagen und ihm meinen besten Dank für seine liebenswürdigen Aufmerksamkeit wiederholen.“

Er spricht von den Reben, die er noch kürzlich auf seinen Besitzungen in Syrakus pflanzen ließ.

Der Fürst kennt Norditalien, das er mit Frau von Bismarck im Jahre 1847 auf der Hochzeitsreise besuchte. Er sah damals Mailand, Genua und Venedig, wo er sich zur gleichen Zeit befand wie König Friedrich Wilhelm IV. Die künstlerische Seite unseres Landes scheint ihm keinen tiefen Eindruck hinterlassen zu haben. Da Seine Durchlaucht unsere Städte bei ihren italienischen Namen nennt — Venezia, Genova, Milano — so fragt ihn jemand, ob er als Polyglotte auch unsere Sprache kenne.

„Un poco,“ antwortet er, „genug, um eine Zeitung zu lesen und zu verstehen. Ich kenne eine gewisse Zahl von Stammwörtern, aber ich vermag den Modus und die Suffixe nicht zu finden. So kenne ich das Zeitwort leggere, aber vielleicht könnte ich es nicht nach allen Zeiten und nach allen Personen konjugiren: io leggo, tu leggi . . .“

In den Briefen des Fürsten Bismarck, jenen Briefen, die von Geist und Humor sprühen, und die uns bedauern ließen, daß die Politik ihn der Literatur geraubt hat, wenn er nicht so große Dinge vollbracht hätte, findet man hie und da italienische Ausdrücke, aber meistens Ausdrücke, welche der musikalischen Terminologie entlehnt sind: con amore . . .

Der Fürst scheint indessen das Italienische besser gekannt zu haben, als er sagt. In einem Briefe aus Biarritz vom 4. August 1862 erzählt er Frau von Bismarck, daß er mit einigen Spanierinnen gereist sei, welche „genug italienisch verstanden, um ihnen die Befriedigung begreiflich machen zu können, die ihr Anblick ihm gewährte.“

Der Fürst hat seine beiden Hunde, Tyras und Rebekka, bei sich. Von Zeit zu Zeit wirft er dem einen oder dem andern ein Stück Brot hin. Es sind die durch die Biographen und die Karikaturenzeichner populär gewordenen Ulmer Doggen. Es kommt ein Augenblick, in welchem der Fürst mit der Hündin zu spielen beginnt und sie neckt, indem er ihr ein Stück Brot hinhält, das er wieder zurückzieht und thut, als ob er es hinwerfen wollte, und es in der Hand behält, um es von neuem zu zeigen und zurückzuziehen und so weiter.

Einer macht die Bemerkung, daß man in der Politik manchmal dasselbe Spiel getrieben hat. Man könnte in der Geschichte manchen großen Staatsmann finden, der es mit einem Staate, den er fördern will, gerade so macht, wie der Kanzler mit seiner Hündin: das Stück Brot ist in diesem Falle eine Provinz oder ein Königreich. Dasjenige, dessen sich Napoleon I. bediente, war Hannover; aber der ehrliche Friedrich Wilhelm II. ließ sich durch solches Spiel nicht fangen. Man hat manchmal behauptet, daß Herr von Bismarck es 1865 mit Napoleon III. so gemacht habe, indem er sich Belgiens bediente. Aber diese Behauptung müßte erst noch bewiesen werden.

Der Fürst ist gewiß der wunderbarste Plauderer, den man sich vorstellen kann. Fürstin Melanie Metternich erklärte ihn 1851 „für sehr angenehm und außerordentlich geistreich“. Und Fürstin Melanie — die Diplomaten, welche

die Ehre hatten, sie zu kennen, erinnern sich dessen — war nicht gerade wohlwollend in ihrem Urteil. Er plaudert gerne und liebt es, wenn man ihm zuhört. Er selbst hat in der aufsteigenden Periode seiner wunderbaren Laufbahn Humboldt und den Fürsten Metternich für sich gewonnen, indem er ihnen zuhörte.

Graf Thun von Hohenstein, sein österreichischer Kollege am Bundestag zu Frankfurt, fragte ihn, als er von Johannisberg zurückkehrte, eines Tages:

„Ich weiß nicht, was Sie dem alten Fürsten angethan haben. Sie beherrschen ihn.“

Herr von Bismarck antwortete:

„Ich erkläre es Ihnen mit zwei Worten: ich höre ihm aufmerksam zu.“

Dem Fürsten Bismarck zuzuhören ist ein unaussprechliches Vergnügen. Alles, was er sagt, hat Wert oder gewinnt Wert, indem es über seine Lippen kommt. Er ist ein geborener Künstler; er hat die erforderliche Biegsamkeit der Stimme und den richtigen Blick, das plötzliche Innehalten, das ausgedachte Stocken, die nötigen Pausen, die Geberde zur nachdrücklichen Betonung, das bedeutungsvolle Schweigen.

Der Fürst und die Fürstin beschäftigen sich sehr viel mit dem Minister; sie sind voll Zuverlässigkeit gegen ihn. Herr Crispi seinerseits ist ausgezeichnet guter Laune und zeigt sich gegen seine Hauswirte so bezwingend lebenswürdig, wie er es sein kann, wenn er will. Die Gabe zu bezaubern ist etwas Seltenes. Es hat sie nicht jeder, der will. Aber man kann sagen, daß diese Gabe der Vorzug vieler Staatsmänner war. Buckingham, Mazarin waren „charmeurs“; Napoleon I. manchmal grob; Napoleon I., von dem Prinz Talleyrand sagte: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!“ hatte im höchsten Maße die Gabe, zu bezaubern, wenn er sich die Mühe geben wollte. Herr von Cavour machte mit den Leuten, was er wollte. Die beiden Staatsmänner, die hier beisammen sind, wissen gewiß anzuziehen und zu gewinnen, wenn sie wollen, das heißt, wenn sie es nicht vorziehen, einzuschüchtern.

Die Tischgenossen wundern sich über die Mäßigkeit des Herrn Crispi. In der That, wenn der Italiener anerkanntermaßen mäßig ist, so ist Crispi noch ein Mäßiger unter den Mäßigen. Er ißt wenig und trinkt noch weniger — eine einzige Sorte Wein und niemals ungemischt.

Zum Nachtiß kamen prachtvolle Früchte: Birnen, Äpfel, erstaunlich große, schöne und wohlgeschmeckende Trauben. Wir haben in Italien: magna parens frugum — ähnliche Früchte selten gesehen.

„Das ist,“ sagte der Fürst, „ein Geschenk aus Rheinpreußen.“

Der Fürst hat zahlreiche bekannte und unbekante Bewunderer, die sich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, ihm die schönsten ihrer Erzeugnisse anzubieten.

„Man bekommt viele Geschenke in meiner Stellung, und zwar durchaus uneigennützig. Man muß sie annehmen. Was soll man thun? Man kann sie nicht ablehnen, das würde die Leute verstimmen und beleidigen.“

Vor zwei Jahren, es war bei Gelegenheit seines siebenzigsten Geburtstages

(1885), empfing der Fürst unzählige Geschenke, unter anderen das Ergebnis einer nationalen Subskription zum Wiederkauf der Ländereien von Schönhausen, welche seit fünfzig Jahren in fremde Hände übergegangen waren.

Beim Kaffee behauptet Dr. Schweningen, der vielleicht zu Paradoxen aufgelegt ist, daß ein Mann von guter Gesundheit zwölf kleine Gläschen Cognac im Tag trinken müsse. Wahrscheinlich ändert sich die Zahl nach dem Breitengrad und dem Klima. Er entwickelt seine These mit Geist. Was ihn anbelangt, so erweist er dem Cognac des Fürsten alle Ehre, wenn auch nicht in solchem Maße.

Der Fürst bittet den Arzt um die Erlaubnis, „ein Gläschen“ Cognac zu Ehren des „Signor Crispi“ trinken zu dürfen. Die Gelegenheit ist eine zu seltene und zu glückliche, um ihn dieses Vergnügens zu berauben.

Dr. Schweningen zögert oder stellt sich, als ob er zögere.

„So ist es immer! Er will mir meine Einfälle nicht hingehen lassen, wenn es sich um Dinge handelt, die er gerne hat. Er hat Angst, daß ihm nicht genug bleibt . . . Beruhigen Sie sich, mein Lieber, was den Cognac anbelangt. Es bleibt für Sie noch übrig, auch wenn Sie mich trinken lassen. Ich habe noch vierhundert Flaschen von derselben Sorte und vom selben Jahrgang . . . und er ist sehr alt.“

Man geht in den Salon. Graf Herbert bietet Cigarren, der Fürst Feuer an. Ein Detail: die Zündhölzer, deren man sich im Hause des Fürsten bedient, scheinen extra für ihn gemacht zu werden. Es sind schwedische Zündhölzer, aber sehr lang und sehr breit — einen halben Centimeter breit und sieben oder acht Centimeter lang, d. h. lang genug, um sie in den Kopf einer Pfeife zu tauchen, selbst wenn er sehr groß ist.

Der Fürst raucht nicht des Vormittags.

Während Seine Durchlaucht spricht, nähert sich ihm die Fürstin, richtet ihm die Rockklappe, welche sich ein wenig umgedreht hat, und zieht die Krawatte, die sich etwas verschoben hatte, an ihren Platz zurück. Der Fürst trägt noch die langen Krawatten von weißem Musselin oder schwarzer Seide, welche mehrmals um den Hals gehen.

„Seit fünfzig Jahren,“ sagt er lachend, „bin ich im Kampfe gegen meine Krawatte . . .“

Der Fürst hat immer dieselbe Art Krawatten getragen. 1850 und in den folgenden Jahren brachte ihn der Kladderadatsch gerne mit breiten Krawatten und breitem Knoten; es war dies damals eines der Kennzeichen seiner Person, wie später die Pfeife und die berühmten drei Haare. Und nie saßen seine Krawatten gut.

In einem 1857 von Paris an seine Schwester, Frau Malvine von Arnim, gerichteten Brief schrieb er: „Ich habe elf große Spiegel und meine Krawatte sitzt noch immer so schlecht . . .“

Er fährt fort:

„Der Knoten will niemals an seinem Platz bleiben . . . und zwar dreht er sich immer nach derselben Seite. Da man sich von allem Rechenschaft ablegen

muß, erkläre ich diese Erscheinung durch eine Bewegung des Kopfes, die bei mir häufiger in einer Richtung als in der andern stattfinden mag und durch die Einwirkung meiner Barthaare, die, scharf rasirt, bürstenartig wirken. In der That ist mir Aehnliches auch nicht vorgekommen, als ich einen Vollbart trug.“ Auch der Minister trug früher einen Vollbart, was ihm eine Aehnlichkeit mit Mazzini verlieh, trotz der starken Verschiedenheit ihrer Züge.

„Ich trug einen Vollbart in den ersten Zeiten meiner Mission in Frankfurt . . . ich trug ihn auch während und nach meiner großen Krankheit . . . meine Frau liebte es nicht. Sie bestand darauf, daß ich mich rasire. Ich habe nachgegeben . . . und doch ist es so bequem gewesen!“

Die Fürstin fällt ein:

„Es war vielleicht bequem, aber es stand Dir sehr schlecht. Es war abscheulich.“

„Abscheulich oder nicht,“ schloß der Fürst, „Sie hätten es gemacht wie ich: ich habe diesen Schmuck auf dem Altare des häuslichen Friedens geopfert.“

Der Minister spricht mit dem Grafen Herbert von Bismarck und beide sitzen abseits. Einer von uns plaudert mit dem Fürsten, der ihm eine liebenswürdige Aufmerksamkeit schenkt.

„Jetzt, da ich die Ehre habe, mich in der Nähe Eurer Durchlaucht zu befinden und Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, scheint es mir, daß keines der Bildnisse, die Ihre Physiognomie so populär gemacht haben, wirklich ähnlich sei . . . niemals, so viel ich weiß, hat man Sie zum Beispiel mit dem Ausdruck gezeigt, den Ihre Züge im Familienleben, in der Vertraulichkeit des home's haben. Ich sehe Sie jetzt mit einem Ausdruck von Güte, den ich noch nicht an Ihnen kannte. Ich möchte, wenn Euer Durchlaucht erlaubt, beifügen, daß man im allgemeinen auch darauf kaum gefaßt ist. Und doch muß das im täglichen Leben ihr gewöhnlicher Ausdruck sein.“ Der Fürst hört lächelnd zu; sein Lächeln ist nachsichtsvoll und gutmütig. Die großen hellblauen Augen, deren Pupille am Rande — vielleicht, weil die Kristalllinse mit dem Alter gelblich wird — eine meergrüne Durchsichtigkeit annimmt, blicken den undvorsichtigen Sprecher an, weit offen, bedeckt von ungeheuren, zollbreiten Augenbrauen, wie wir sie an Darwin kennen, nur mit dem Unterschiede, daß der große englische Naturforscher sie wachsen ließ, während der Fürst sie in diesem Augenblick kurz abgeschnitten hat. Und der mit ihm Sprechende hat recht: was in seiner Physiognomie vorherrscht, ist ein Ausdruck von Güte, von sanfter und lächelnder Güte. Der Ozean, der seine Stürme hat, hat oft auch seine große Stille . . . So kennt man Bismarck, den Staatsmann und den eisernen Kanzler; aber nicht jedermann weiß, daß der Fürst ein Mustergatte und ein ausgezeichnete Vater ist, daß er ein guter Sohn und ein bewundernswerter Bruder war. Seine Briefe an seine Schwester, die 1844 Frau von Arnim wurde, atmen die größte Zärtlichkeit und Natürlichkeit. Während seiner diplomatischen Laufbahn ist er unaufhörlich mit dem Gedanken an die Seinigen beschäftigt. Frankfurt ist ein Verbannungsort, so lange er nicht seine Frau und seine Kinder bei sich hat.

Die Fürstin näherte sich und hörte die letzten Worte.

„Sie haben recht, mein Herr, mein Mann ist wirklich gut.“

Der Fürst lächelte, vielleicht ein wenig spöttisch. Er scheint sagen zu wollen: „Man sollte sich nicht zu sehr darauf verlassen.“ Er bemerkt aber nur:

„Das ist nicht jedermanns Ansicht.“

Dann, auf die Frage der Bilder zurückkommend:

„Gewiß ist, daß mir die Photographien gewöhnlich keinen sehr liebenswürdigen Ausdruck geben . . . das muß von den Apparaten herkommen.“

Seine Durchlaucht spricht nun von den Malern, denen er gesehnen und die von ihm berühmt gewordene, tausendmal durch die Photographie reproduzierte Bildnisse gemacht haben: von Werner, dem Geschichtsmaler der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches; von Lenbach, dem feinen Künstler, dem wunderbaren Nachahmer der Alten und, wie es scheint, einem persönlichen Freunde des Dr. Schweninger. Werner hat den Fürsten sehr oft auf seinen Historienbildern dargestellt: so steht Seine Durchlaucht im Mittelpunkte des Gemäldes „Proklamirung König Wilhelms zum deutschen Kaiser“; aber er hat auch das Bildnis des Fürsten gemacht in kleiner Uniform, auf seinem Platz im Reichstag, im Augenblicke, da er zur Versammlung spricht; die Augen zeigen die innere Konzentrirung des Denkens an; die Lippen scheinen zu zögern und in der That finden in der Art, wie der Fürst spricht, häufige Zögerungen statt. Dieses Zögern sichert ihm allerdings glückliche rednerische Wirkungen, denn es gestattet ihm, das richtigste Wort zu finden, dasjenige, welches dem Gedanken am nächsten kommt und denselben auf die stärkste oder malerischste Weise wiedergibt. Ein Bildnis von Lenbach, das in Friedrichsruh angefertigt wurde, stellt den Fürsten en face dar, in bürgerlicher Kleidung mit der nämlichen geschlossenen Suppe, die wir an ihm sehen, der nämlichen Halsbinde und dem nämlichen breitrandigen Schlapphut. Die Augen schauen gerade vor sich hin ins Weite mit einem gedankenvollen, etwas traurigen Ausdruck. Der Fürst scheint sich mit seinem Denken in ferne Visionen verloren zu haben. Ein anderes Bildnis, gleichfalls von Lenbach, stellt ihn im Dreiviertelprofil, barhäuptig, in einer gleichfalls nachdenklichen Haltung dar. Werner hat uns den Staatsmann und Redner, Lenbach den Denker gegeben.¹⁾

„Ich habe da noch ein anderes Porträt von mir, von einem Amerikaner, der allerdings weniger berühmt ist als Werner und Lenbach. Haben Sie es gesehen?“

Der Fürst führt uns in einen andern Salon. Ein großes Bildnis nimmt die Mitte einer der Wände ein. Ist es wirklich der Fürst? Ein General in sitzender Stellung in kleiner Uniform bei einem Tische, im Dreiviertelprofil, dick und aufgeschwollen . . . Nein, das ist er nicht.

Der Amerikaner, der Schöpfer dieses empörenden Bildnisses, ein steinreicher Malerdilettant, hatte sich, wenn wir nicht irren, zur Zeit der Einschließung von

¹⁾ Lenbach hat ein anderesmal, in neuerer Zeit, den Fürsten Bismarck in Kürassieruniform mit dem Helm auf dem Kopfe dargestellt.

Paris dort verspätet und fand sich während der Belagerung dort eingeschlossen; er wandte sich, um herauskommen zu dürfen, an den Kanzler, durch dessen Vermittlung er einen Paß erhielt. Das dem Fürsten angebotene Bild ist ein Zeichen seiner Erkenntheit.

Aber während wir durch einen Zwischenjalon gingen, haben wir in einem ovalen Rahmen ein jüngeres Gesicht gesehen, das uns viel besser getroffen zu sein scheint. Das ist der Fürst im beiläufig vierzigsten Lebensjahre. Dieses Bildniß stammt aus der Zeit, da Herr von Bismarck Preußen beim Frankfurter Bundestage vertrat. Es scheint uns vom künstlerischen Standpunkte gut und macht den Eindruck der Aehnlichkeit. Der Fürst ist noch blond, das Gesicht energisch, das Auge hellblau und tief zugleich . . .

An der Wand gegenüber dem Bildnisse des „Amerikaners“ lehnt ein prachtvoller Schrank aus geschnitztem Nußbaumholz, der eine der Sehenswürdigkeiten von Friedrichsrub bildet. Der Fürst öffnet die Thüren desselben, um uns in das Innere sehen zu lassen. Von oben bis unten ist der Schrank angefüllt mit Schreibpapier und Briefumschlägen jeder Art, jeden Formates und jeder Farbe. Die Schubladen sind voll Bleistifte, Federn, Kanzleigegegenständen jeder Länge und Form, von Tintenzeugen, Siegellackstangen . . . Der Schrank und sein Inhalt sind ein Geschenk, welches dem Fürsten von den Papierfabrikanten ganz Deutschlands gemacht wurde zum Dank dafür, daß er die Interessen ihrer Industrie verteidigte. Friedrichsrub besitzt noch einige andere Gegegenstände, die dem Fürsten von seinen Bewunderern geschenkt wurden, unter anderen das Piano, das sich in einem der Salons befindet. Die Fürstin und auch ihre Tochter, die Gräfin von Kanbau, sind außerordentlich musikalisch. Aber die Mehrzahl der Geschenke, die der Fürst empfangen, befindet sich in Schönhausen, wo sie eine Art von Museum bilden. So hatte auch der Fürst von Metternich in Königswart alle Geschenke vereinigt, die er während seiner langen Laufbahn empfangen. In Schönhausen, dem alten Familienhause, das durch Subskription zurückgekauft wurde und so selber auch ein Nationalgeschenk darstellt, befinden sich die Bildnisse von Souveränen, die Kunstwerke, die Diplome, die Adressen und so weiter, die man als Zeichen der Freundschaft, Dankbarkeit oder Bewunderung dem Fürsten verehrt hat.

Die Fürstin bittet den Minister, einige Worte in ein Album zu schreiben, das sie ihm darreicht und das er eröffnen soll. Sie läßt ihn auch eine Photographie des Fürsten aussuchen, auf welche dieser seine Unterschrift setzen soll. Der Fürst ergreift eine Feder . . . Aber von welchem Vogel kann wohl diese Feder genommen sein, die in Anbetracht ihrer Größe keine der gemeinen Gänsefedern sein kann, deren sich unsere Väter bedienten?

Wir fragen: „Welcher Art von Federn bedient sich denn Seine Durchlaucht?“

„Schwanenfedern,“ antwortet Graf Herbert.

„Ich hätte gedacht, der Kanzler schreibe nur mit Adlerfedern“ . . .

Der Fürst schreibt die Buchstaben mit einiger Schwierigkeit. Seine kräftige, aufrechte Handschrift mit den langen und dicht hinter einander gesetzten Buchstaben

und den starken Grundstrichen, in denen ein Graphologe die Energie, die Kraft des Willens, die Unbezähmbarkeit des Charakters lesen würde, diese Handschrift schließt schnelles Schreiben aus. Seit der Krankheit, an der er als Botschafter in St. Petersburg gelitten, ist ihm die Haltung, die man zum Schreiben einnehmen muß, beschwerlich. So schreibt er denn auch sehr wenig. Er beschränkt sich darauf, unter die Photographie, die er Seiner Excellenz schenkt, seinen Namen und das Datum zu setzen. Der Minister hat einige Worte in das Album der Fürstin geschrieben — einige Worte, die eine Anspielung auf die patriotischen Gefinnungen des Fürsten und den Ausdruck des Wunsches nach Frieden enthalten, der sie alle beide beseelt. Die Fürstin liest dieselben mit lauter Stimme und dankt. Der Fürst scheint sprechen zu wollen . . . Man schweigt und man hängt, wie natürlich, an seinen Lippen. Langsam und ernst sagt er, indem er die Worte, wie um ihre ganze Bedeutung zu betonen, scharf accentuirt:

„Euer Excellenz hat meine Gedanken gut ausgelegt. Ich arbeite für die Aufrechterhaltung des Friedens. Ich lebe nur dafür . . . Wir haben genug durch den Krieg ausgerichtet. Laßt uns jetzt durch den Frieden und für den Frieden handeln, und laßt uns in Uebereinstimmung handeln.“

Es ist dies die Umschreibung eines wohlbekanntes Wortes, das der Fürst vor drei Jahren (1884) gesprochen: „Wir führen keine Kriege mehr“ . . . Aber es wäre schwer, den Eindruck wiederzugeben, den auf uns diese wenigen Worte machten, die mit der Ruhe der Ueberzeugung von dem Manne gesprochen wurden, der thatsächlich die Geschicke des deutschen Volkes lenkt und von dem zu einem so großen Teile das Los Europas abhängt.

Der Graf de Launay wird aus Berlin erwartet. Graf Herbert wird ihn am Bahnhof abholen.

Der Senior der italienischen Botschaft ist nicht mehr sehr jung; aber er bewahrt in seinem Aeußern etwas Jugendliches und scheint noch kräftig. Mittelgroß, ziemlich breitschulterig, ist er ein echter Vertreter der Nachkommen eines im Gebirge sesshaften Adels. Sehr liebenswürdig und sehr freundlich lächelnd grüßt er als alter Freund mit einer Herzlichkeit, der sich Ergebenheit beimischt, die Hauswirte, die ihn ihrerseits mit vielen Bezeugungen von Liebe und Rücksicht empfangen. Nach ihnen kommt der Minister an die Reihe und ein Beobachter könnte vielleicht eine leichte Schattirung von Verlegenheit auf der einen Seite und von Kühle auf der andern wahrnehmen: es ist eine Wolke, ein sehr rasch zerfließender Schatten, den die Vergangenheit auf die Gegenwart wirft. Für die italienischen Konservativen (und Herr de Launay gehört durch seine Geburt, durch seine Beziehungen und durch seine persönlichen Ideen zu dieser Partei) war Herr Crispi lange Zeit eine Art Schreckgespenst; sie hatten gegen ihn unverjöhnliche Vorurteile, und die Probe, die er 1877 bis 1878 ablegte, in der Zeit, da unter schmerzlichen und schwierigen Verhältnissen — Tod König Viktor Emanuels und Papst Pius' IX. — Herr Crispi als Minister des Innern sich als Mann der Ordnung und Autorität, von solcher Ruhe und Selbstbeherrschung am Staatsruder offenbarte, wie er ungestüm als Abgeordneter von der

Opposition gewesen war, diese Probe hat nicht ausgereicht, ihre Besorgnisse zu beschwichtigen. So groß ist die Macht der Vorurteile, daß gar viele, als er neulich zur Regierung kam, in den konservativen Salons wiederum die Augen und die Hände zum Himmel erhoben — *fatum deprecantes* . . .

Der Fürst und die Fürstin scheinen sich zu bemühen, ihre Freundschaft für de Launay an den Tag zu legen.

„Er ist einer der Unsrigen; er ist fast ein Berliner,“ sagt die Fürstin.

Unter anderen Umständen könnte ein solches Lob kompromittierend sein, da ein Botschafter nicht allzu sehr dem Land angehören soll, in dem er residirt und dessen Interessen mit denjenigen, die er zu verteidigen hat, in Konflikt geraten könnten. Im gegebenen Fall aber und angesichts der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland ist das Lob so liebenswürdig und geschickt als möglich.

Gegen zwei Uhr ziehen sich der Fürst, der Minister und der Botschafter zurück. Der Fürst verläßt bald seine beiden Gäste, um ein wenig auszuruhen.

Herr Crispi bewohnt das Ehrenappartement, wo kürzlich der Prinz Wilhelm von Preußen, Sohn des Kronprinzen, wohnte, als er zum Besuch des Kanzlers kam. Im ersten Stocke und an der Haupttreppe liegend, besteht dasselbe aus einem Studirsalon und einem großen Schlafzimmer mit Nebenräumen. Zur Linken beim Eingang befindet sich eine kleine Bibliothek. Wir sehen darin französische Romane . . . Man erinnert sich, daß am Vorabend von Sadowa Herr von Bismarck aus Gitschin an seine Frau schrieb: „Schicke mir französische Romane zum Lesen . . .“ Die anderen Gastzimmer, wenigstens diejenigen, die wir sehen, sind groß, aber im Verhältnis zu ihrer Größe etwas niedrig, wie gewöhnlich in den Ländern des Nordens. Die hell angestrichenen Wände sind mit Bildern geschmückt. Die gleichfalls weiße Decke zeigt noch die Spur der alten Zimmereinrichtungen, von denen der Fürst sprach: zwei Zimmer von einst bilden heute zusammen ein einzelnes Zimmer. Die Fenster sind breit, aber nicht hoch und gehen bis auf den Fußboden herab. Das Licht fällt also in horizontaler Richtung ein. An der Außenseite jedes Fensters befindet sich ein Thermometer, auf dem man vom Zimmer aus die Temperatur von draußen beobachten kann. In den Zimmern findet sich alles, was vom Standpunkt des Comforts notwendig oder wünschenswert ist. Diwan, breite, kapitonirte Sessel, ein Schreibtisch, der in das beste Licht gestellt ist, mit allem, was man zum Schreiben braucht, geräumige Waschtische, ein großer Ofen aus weißem Porzellan . . . Das Ganze einfach, bequem und praktisch . . .

Einige Gegenstände erinnern daran, daß der Herr des Hauses Jäger ist: Leuchter aus Hirsch oder Elentier und solche aus Eberzähnen gearbeitet. An den Wänden hängen, wie schon gesagt, Bilder: Landschaften in Del gemalt und Stiche. Jene sind mittelmäßig, diese interessant, weil sich unter ihnen alte befinden und weil die Gesinnungen des Fürsten und seiner Vorfahren sich darin offenbaren: es sind vorzugsweise Bildnisse von Souveränen und Prinzen des königlichen Hauses von Preußen, dessen treue und loyale Diener die Bismarck vom Vater auf den Sohn herab gewesen sind; der König und Kaiser Wilhelm, als er noch Prinz von Preußen war und in verschiedenen Lebensaltern; der große

Kurfürst, der König Friedrich Wilhelm IV., der große Friedrich und so weiter. Zu den Zimmern, welche das bilden, was wir in Italien die foresteria nennen würden, zu den für die Fremden bestimmten Räumlichkeiten, welche sich im ersten Stocke befinden, gelangt man auf zwei getrennten Treppen, von denen die eine, dem Hauseingange gegenüber, mehr für die Dienerschaft bestimmt zu sein scheint; es ist dies wahrscheinlich die frühere Hotelstuppe. Die andere beim Vestibule und bei den Salons, heller und breiter, muß von der Zeit herrühren, da der Fürst das alte Haus für seine neue Bestimmung umbauen ließ. Es ist nach der Sitte der deutschen Herrschaftshäuser mit Jagdtrophäen geschmückt — Köpfe von Damwild, Hirschen, Rehen, Steinböcken und so weiter. Jeder dieser Trophäen entspricht gewiß eine Erinnerung, ein Jagdabenteuer, das man sich gern vom Fürsten selbst erzählen lassen würde.

Der Fürst ist ein Jäger von echtem Schrot und Korn; er hat so ziemlich überall, wo er war, gejagt auf Rauch- und Federwild, und besonders was Hochwild betrifft: den Damhirsch in Skierniewice, das Reh in Schweden, den Bären, das Elentier, den Damhirsch in Rußland, die Gemse in den Bergen von Gastein, den Wolf in der Umgegend von Petersburg. Es gibt kaum eine Art von Jagd, die er nicht kennt und in der er nicht geübt ist. Die Jagd war für ihn eine hygienische Übung, die ihm außerordentlich gut anschlag. Er schrieb irgendwo: „Nur auf der Jagd befinde ich mich wohl.“

Die Leidenschaft zur Jagd vereinigt sich beim Fürsten mit der Liebe zu den Tieren. Er hat die Hunde immer geliebt; er interessiert sich heute für Damwild, für Hirsche, für Rehe, die seine Domänen bevölkern und denen man begegnet, wenn man dieselben durchstreift. Er zieht Schwäne und Enten auf den Seen und Weihern, welche den dichten Baumschlag von Friedrichsruh und Barzin unterbrechen. Es gab eine Zeit in seiner Jugend, zu welcher er sich mit der Erziehung von Füchsen abgab, die er zu Besuch bei seinen Cousinen einführte, zum großen Schrecken der jungen Mädchen. Als Bevollmächtigter Preußens in Rußland (1859—1862) gefiel es ihm, junge Bären aufzuziehen, die manchmal, in das Eßzimmer geführt, die Bedienung störten, indem sie den Dienern die Waden zwickten. Die Bärchen wurden später in den zoologischen Garten zu Frankfurt gegeben.

Wenn der Fürst vom Kaiser und König, seinem Herrn, spricht, so scheint er mit Vorliebe das Wort: „der König“ anzuwenden. Geschieht dies infolge einer alten Gewohnheit? Oder liegt eine bestimmte Absicht zu Grunde? Man erinnert sich, daß der Abgeordnete Bismarck 1849 in der zweiten preußischen Kammer sagte: „Man hat mich einen verlorenen Sohn Deutschlands genannt... Meine Herren, mein Vaterhaus ist Preußen; ich habe es noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen.“ Ein so starrer Preuße — Stockpreuße — wie Herr von Bismarck war, sollte aber nach dem Willen der Vorsehung zwanzig Jahre später der Hauptbegründer der deutschen Einheit werden.

Eine Parallele: Während Crispi immer für die Einheit schwärmte, hat man manchmal Herrn von Cavour beschuldigt, er sei mehr Piemontese als

Italiener gewesen. Mazzini hat sich dies nicht entgehen lassen. Gioberti hatte vor Mazzini gesagt, der Liberalismus Cavour's sei mehr subalpinisch als italienisch. So warf er auch Piemont vor, es habe mehr ein „municipales Bewußtsein“ als ein nationales. Doppelter Irrtum! Herr von Cavour war Unitarier von Anbeginn. Aber Staatsmann vor allem, das heißt praktisch im Kampfe mit den Schwierigkeiten des Tages, konnte er seine idealen Ziele nicht enthüllen, ohne die europäische Diplomatie gegen sich aufzubringen, ohne sich zu Grunde zu richten und ohne die Sache zu gefährden, der er diente und die er zum Siege führen sollte. Viel leichter als diejenige der Staatsmänner ist die Rolle der Denker, welche, ohne die Verantwortlichkeiten der Regierung, oft ohne die genaue Kenntniss der Schwierigkeiten des Augenblicks zu haben, die Staatsmänner hofmeistern, sie vorwärts drängen oder sie zurückhalten, sie anspornen oder sie mäßigen, indem sie sich schmeicheln, sie zu leiten, ihnen vorwerfen, nicht schnell genug oder nicht langsam genug vorzugehen, und sie tadeln, nicht unmittelbar genug dem Ziele zuzustreben. „Die affrettapopoli“ sagte Gioberti, indem er ein ausdrucksvolles Wort schuf, „sind nicht weniger schädlich als die ritardapopoli und erreichen dasselbe Resultat, indem sie die Menschen zwingen, das wieder zu machen, was schon gemacht ist, und ihre Zeit und ihre Mühe zu verlieren.“

Gegen drei Uhr vereinigte man sich zu einem Spaziergang in den Wald.

Das Wetter, welches den ganzen Tag grau und nebelig gewesen war, droht mit Regen. Schon fallen einige Tropfen.

Die Unsicherheit des Wetters läßt uns im letzten Augenblick das Vorhaben aufgeben, zu Pferde zu steigen. Der Fürst mit dem Minister, Graf Herbert mit dem Grafen Lamoy fahren in zwei offenen Kaleschen davon, bei welchen man das Dach herunter lassen wird, wenn der Regen stärker werden sollte.

Im Augenblick des Einsteigens bemerkt der Fürst, daß der Minister nur einen leichten Ueberzieher umgenommen hatte.

„Eure Excellenz wird sich erkälten. Sie werden mir erlauben, Ihnen diesen Militärmantel zu leihen. . . Er wird Sie warm halten. . . Ich kam davon erzählen. . . Ich bediente mich desselben im Feldzug 1870.“

Bei der Rückkehr der Spaziergänger fragt die Fürstin:

„Haben Sie sich nicht vor dem Regen gefürchtet?“

„Nein,“ antwortet der Fürst, „er hat sich vor uns gefürchtet.“

Der Fürst bedauert freundlich die Sekretäre des Herrn Crispi, welche während des Spaziergangs arbeiten mußten.

Man erwähnt das Wort eines Ordnonanzoffiziers Viktor Emanuels an den Kaiser Napoleon III. während des Krieges 1859.

„Sie müssen von Eisen sein, mein Herr,“ sagte der Kaiser der Franzosen zu ihm, überrascht von seiner Ausdauer bei einem sehr langen Ritte.

„Sire,“ antwortete dieser, „man kann nicht weniger thun, als von Eisen zu sein, wenn man die Ehre hat, einem Souverän von Stahl zu dienen.“

Man spricht von Arbeit, von Arbeitsfähigkeit und von Ausdauer bei der Arbeit.

Der Minister sagt:

„Eure Durchlaucht ist einer der größten Arbeiter, die man kennt.“

Und Herr Crispi ist ein guter Richter in dieser Sache. Man könnte ihm das Kompliment mit gutem Recht zurückgeben.

Der Fürst antwortet:

„Ja . . . es gab eine Zeit, wo ich zwölf, vierzehn, sechzehn Stunden im Tag arbeitete. Ich habe es bis zu achtzehn Stunden gebracht. Aber das sind Anleihen von Kraft mit Wucherzinsen auf das Alter. Jetzt arbeite ich nur drei bis vier Stunden. Schweninger verbietet mir, länger zu arbeiten.“

„Stehen Eure Durchlaucht früh auf?“

„Gewöhnlich stehe ich gegen sieben Uhr auf. Aber, da ich an Schlaflosigkeit leide, kommt es wohl vor, daß ich nach einer schlecht verbrachten Nacht des Morgens noch ruhe und schlummere. Nun stehe ich gegen acht oder neun Uhr auf oder sogar noch später.“

Der Fürst erklärt uns von neuem, daß, trotz seines Aufenthaltes in Friedrichsruh, der Lauf der Geschäfte, weit davon entfernt, sich zu verlangamen, eher beschleunigt, der Dienst erleichtert statt geschädigt wird.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, schießt man mir jeden Tag pünktlich die Berichte, die zu unterzeichnenden Papiere und so weiter. Ein anderer Vorteil und nicht der geringste: ich bin den Störungen nicht ausgesetzt, welche das Leben in der Hauptstadt notwendigerweise auferlegt. In Berlin könnte der Kanzler nicht umhin, bei gewissen Anlässen bei Hofe zu erscheinen, Besuche zu empfangen, Leute bei sich zu sehen und so weiter. Hier genieße ich meine ganze Freiheit und die vollkommenste Ruhe.“

Herr de Lamay hat uns in der That gesagt, daß man nur einer Einladung des Fürsten folgend nach Friedrichsruh kommt und daß er selten Einladungen ergehen läßt. Es ist das zweitemal, daß er, Gesandter von Italien und Freund des Hauses, den Fürsten auf seinem Landsitze aufsucht, wo derselbe seit so vielen Jahren residirt.

Um sechs Uhr meldet man, daß das Diner servirt sei.

Die Stunden der Mahlzeiten beim Fürsten sind folgende: erstes Frühstück, acht Uhr; Luncheon, mittags; Diner, sechs Uhr. Die Dinerstunde wird manchmal hinausgeschoben, wenn der Fürst mit dem Abendzug aus Berlin — demselben, mit welchem wir gestern angekommen sind — Gäste erwartet. In diesem Fall nimmt man des Nachmittags etwas Kaltes mit Thee und dinirt oder soupirt abends um neun Uhr oder um halb zehn.

Der Minister hat der Fürstin den Arm angeboten. Man macht einige Komplimente, um nach ihnen einzutreten. Der Fürst intervenirt: „Circulez, messieurs, circulez,“ wie in Paris die Polizeidiener sagen . . .

Graf de Lamay geht voran, und der Fürst faßt familiär einen von uns unter dem Arm . . .

Der Tisch ist heute abend mit großem Luxus von Glas, Porzellan und Silber gedeckt.

Unnötig zu sagen, daß das Diner denen, welche es zusammengestellt und zubereitet hatten, alle Ehre machte.

Nach den Aüßern, der Suppe und dem Fisch kam ein großes Stück Rindfleisch, auf englische Art bereitet, mit Reis . . . Der Reis war eine neue Aufmerksamkeit unserer Hauswirte, welche wollten, daß wir bei jeder Mahlzeit auf ihrem Tische eine unserer Nationalspeisen finden sollten.

Die Fürstin sagt:

„Wir hatten die Absicht, Ihnen ein italienisches Gericht bereiten zu lassen. Aber ist das hier wirklich Risotto? Ich bezweifle es.“

Die Tischgenossen sind zu zahlreich, um eine allgemeine Unterhaltung zu ermöglichen, was uns um mehr als eine der geistreichen Bemerkungen des Fürsten bringt. Privatunterhaltungen knüpfen sich an und mischen und kreuzen sich manchmal.

Man spricht am einen Ende der Tafel von deutscher Literatur und von Lieblingschriftstellern: Goethe, Schiller und Lessing werden der Reihe nach besprochen . . . einer von uns erklärt sich für einen großen Bewunderer Jean Paul Richters und rühmt die Originalität dieses Schriftstellers. Die Herren von Kottenburg und Schweningen scheinen seine Bewunderung nicht zu teilen.

„Man liest ihn heute in Deutschland sehr wenig mehr,“ bemerkt der Fürst vom andern Ende der Tafel.

Man wundert sich sogar, daß ein Italiener mit solcher Sachkenntnis einen Schriftsteller würdige und beurteile, welchen die meisten Deutschen kaum mehr als dem Namen nach kennen.

Diesen Vorwurf hat in der That Karl Hillebrand dem deutschen Volke gemacht, daß es Jean Paul schwerfällig und pedantisch finde.

Man spricht vom französischen Charakter.

Der Minister erinnert an das, was Julius Cäsar vom Charakter der Gallier gesagt. Der französische Charakter ist derselbe, trotz allem, was in das alte Gallien von lateinischem Blut im Süden, von germanischem Blut im Norden eingedrungen ist. Die erobernden Rassen — die Franken, die Burgunder &c. — wurden von der eroberten Rasse assimilirt. *Gallia capta ferrum victorem cepit . . .*

Man tauscht einige Ideen darüber aus. Im allgemeinen ist das Wesen „Mensch“ in dieser Beziehung von dem „vegetabilischen“ Wesen nicht verschieden. Es modifizirt sich nach dem Boden, auf dem es sich befindet. Montesquieu und seine Schule, welche dem Klima und der umgebenden Luft, wie man ehemals sagte, so viel Einfluß zuschreiben, haben wahrscheinlich recht. Es sind Reben derselben Sorte, welche den Rheinwein und den Malagawein geben. Würde man Pflanzen von einem Ort zum andern bringen, was unter Karl V. geschehen sein soll, so würde nach Verlauf weniger Jahre die Rebe aus den rheinischen Weinbergen, nach Spanien gebracht, einen Wein von spanischem Charakter geben, und die Reben der andalusischen Weinberge, in das Rheingau gebracht, würden Rudesheimer und Hochheimer geben.

Infolge ich weiß nicht welcher Ideenverbindung hört man den Fürsten sagen:

„Meine Herren, es juckt mich mächtig, vor Ihnen viel Böses über Boulanger zu sagen . . .“ Das übrige hört man nicht, aber die Unterhaltung hat sich auf denjenigen geworfen, der der Mann des Tages in Frankreich ist. Was hat er geleistet, um diese Begeisterung zu verdienen, die nur derjenigen vergleichlich ist, welche den jungen General Bonaparte bei der Rückkehr von seinen ersten Feldzügen umgab? Kommt er aus Italien oder Aegypten zurück? Die Franzosen sagen, „er personifizire das französische Heer, er verkörpere dasselbe; seine Politik, seine Administration, seine ganze Person erscheine wie das genaue Symbol des Zustandes und der Bestrebungen des militärischen Geistes in Frankreich im Jahre 1887“. Wenn das französische Heer sich in General Boulanger verkörperte, so dürften sich wohl die Franzosen nicht viel darauf einbilden. Man kann an diesem Manne zu viel Mittelmäßigkeit, Pose und theatrales Wesen wahrnehmen . . .

Das Gespräch kommt nun auf Napoleon III. Der Fürst lernte den Kaiser der Franzosen im Monat April 1857, gelegentlich der Pariser Konferenzen über die Regelung der Frage von Neuchâtel kennen. Herr von Bismarck war damals noch Vertreter Preußens beim Frankfurter Bundestag. Er sah ihn wieder im Monat September desselben Jahres zu Baden-Baden, als sich Napoleon dort vor seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Stuttgart aufhielt. Welche Pläne oder welche Träume mochten damals im Geiste des Kaisers der Franzosen spuken? Napoleon III. hatte zu dieser Zeit deutschfreundliche, sogar preußenfreundliche Bestrebungen: in den Tuileries wünschte man dem Vaterlande des großen Friedrich und Blüchers das Beste. Kaiserin Eugenie schrieb wenige Monate vorher, nach einem Besuche des Prinzen Friedrich in Paris, wo er von General von Moltke, damals seinem Adjutanten, begleitet war:

„Diese Deutschen sind eine gewaltige Rasse. Louis behauptet, sie seien die Rasse der Zukunft! . . .“

Im Monat November 1855 beauftragte Napoleon III. den Marquis Pepoli, der sich nach Berlin begab, dem König Friedrich Wilhelm IV. (der Marquis war durch seine Mutter mit den Bonaparte und durch seine Frau mit den Hohenzollern verwandt) vorzustellen, wie vorteilhaft ein Bruch zwischen Preußen und Oesterreich für die erste der beiden Mächte wäre. In Deutschland stellte, nach dem künftigen Gefangenen von Wilhelmshöhe, Oesterreich die Vergangenheit, Preußen die Zukunft dar. Indem es mit Oesterreich verknüpft blieb, verdamnte sich Preußen zur Unbeweglichkeit, was eines zu Hohem berufenen Landes unwürdig war. Napoleon III. trachtete also darnach, Oesterreich zu isoliren, um es dann zu demütigen, eine Politik, die mit seinen Plänen bezüglich Italiens zusammenhing. Bei dieser Sinnesrichtung hätten der Kaiser der Franzosen und Herr von Bismarck sympathisiren können, wenigstens bezüglich einiger Fragen. In der dänischen Frage, zum Beispiel, fand Herr von Bismarck beim Kaiser bestimmtere Ideen als beim Grafen Walewski . . . Er wurde um diese Zeit französischer Tendenzen verdächtigt.

Im Jahre 1856 schreibt er, in Voraussicht der Verbündung zwischen Frankreich und Rußland, welche General von Gerlach befürchtete:

„Ich fürchte ein solches Bündnis nur unter der Voraussetzung der Unmöglichkeit, mit beiden Füßen in dasselbe einzutreten . . .“

Im Jahr 1859, als er von Frankfurt abberufen wurde, verbreitete sich das Gerücht, Herr von Bismarck habe, zu einem Abschiedsessen bei Herrn Bethmann eingeladen, einen Trinkspruch auf das Bündnis zwischen Preußen und Frankreich ausgebracht. Der Kladderadatsch machte aus diesem Gerücht den Gegenstand eines Zwiegesprächs in Berliner Mundart zwischen seinen zwei unsterblichen Typen Müller und Schulze. Aus diesem Anlaß schrieb Herr von Bismarck aus St. Petersburg, wohin er eben versetzt worden war, an den Redakteur des Blattes, Herrn Ernst Dohm, einen Brief, um die Sache zu berichtigen und höflich zu dementiren. In Wirklichkeit „predigte er nicht a priori ein preußisch-französisches Bündnis“, aber er wollte, die Beziehungen Preußens zu Frankreich sollten derartige sein, daß die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen den beiden Staaten nicht aus den diplomatischen Berechnungen ausgeschlossen wäre.

Der Fürst sah den Kaiser der Franzosen wieder im Jahr 1862. Während ungefähr zwei Monaten Botschafter in Paris, hatte er damals mehrere Unterredungen mit ihm. Man glaubte ihn immer für die kaiserliche Politik eingenommen. Es war dies noch die Zeit, da man die tiefen Ideen Napoleons III. pries, seine Worte kommentirte und sogar sein Stillschweigen bewunderte. Die deutschen Witzblätter stellten den künftigen Kanzler vor Napoleon dar in der Haltung eines Schülers vor seinem Lehrer. Aber damals schon stand Herrn von Bismarcks Urteil über ihn fest: im vertraulichen Gespräche bezeichnete er ihn schon als „eine große verkannte Unfähigkeit“.

Er sah den Kaiser im Jahre 1864 zu Biarritz wieder. Dies war damals, als Napoleon, mit ihm am Strande spazieren gehend, auf den Arm Mérimées gestützt, zu diesem letzteren ganz leise sagte: „Er ist ein Narr.“

Er sah ihn im Jahre 1867 in Paris bei Gelegenheit der Ausstellung und drei Jahre später am Tage nach Sedan.

Der Fürst hatte also zu wiederholtenmalen Gelegenheit Charakter und Geist des rätselhaften Herrschers zu studiren, über welchen das Urteil der Geschichte so weit auseinander gegangen wäre, je nach dem Augenblick, in dem ihn der Tod überrascht hätte. Nach Boulogne hätte man ihn für einen Abenteurer gehalten, nach dem Kongreß von Paris oder nach dem italienischen Kriege hätte man ihn als einen der größten Herrscher Frankreichs gepriesen; nach 1870/71 beklagte man ihn als einen der unglücklichsten oder verurteilte ihn als einen der schuldigsten.

„Napoleon III.“ sagte der Fürst, „war kein schlechter Mensch; er wollte das Gute . . .“

Der Minister bemerkt, daß er keinen festen Willen gehabt, daß seine Politik zugleich „überlegt und chimärisch, verwickelt und naiv war“; indem er für das Gute zu arbeiten glaubte, knebelte er die Freiheit in Frankreich und hielt Europa

zwanzig Jahre lang unter der Drohung unbestimmter und schlecht definirter Absichten; indem er es erheben wollte, führte er sein Land zu Katastrophen und zum Ruin.

„Er war unwissend,“ fährt der Fürst fort, „ich habe dies nicht ohne Ueberschuldung gemerkt, denn er war in einem deutschen Lyceum erzogen worden, und die Studien in Deutschland waren zu seiner Zeit schon gut geleitet und gründlich. Er kannte die Geschichte schlecht, mit Ausnahme der Geschichte des ersten Kaiserreiches und auch diese nur nach seiner Art, das heißt, vom Gesichtspunkte der Verherrlichung des ersten Napoleon und der Vorbereitung einer Wiederherstellung des Kaiserreiches . . . Er war in der Geographie und Statistik schlecht bewandert.“

Wie einer von uns bemerkt, stimmt das Urtheil, welches Seine Durchlaucht über Napoleon III. fällt, mit demjenigen überein, welches der Prinzgemahl von England aussprach. Es wird daran erinnert, daß beim Beginn des orientalischen Krieges Napoleon, der Operationen in der Ostsee wünschte, nicht wußte, daß Kronstadt auf einer Insel liege, und den Plan hatte, Reiterei dorthin zu schicken.

Ich habe noch folgendes Urtheil des Fürsten über Napoleon III. mir gemerkt: „Man hat seinem Verstand zu viel und seinem Herzen nicht genug Ehre erwiesen.“

In Wahrheit besaß Napoleon III. als Privatmann wahrhafte und tüchtige Qualitäten. Er besaß zahlreiche Freunde, denen er treu blieb. Er vergaß nie eine Wohlthat oder einen Dienst, den man ihm erwiesen. Er belohnte diejenigen großmüthig, die ihre Sache an sein Schicksal knüpften. Dies geschah vielleicht auf Kosten Frankreichs; denn aus Parteigängern, von denen einige nur Abenteurer waren, machte er Staatsmänner, die er dem Lande aufzwang.

Man spricht lange vom zweiten Kaiserreich. Das war eine Periode großen materiellen Aufschwungs für Frankreich, aber auch großen sittlichen Verfalls. Wie in den letzten Zeiten der Juliregierung, dachte man nur daran, sich zu bereichern und zu genießen, und jedes Mittel war gut, das zu diesem doppelten Ziel führte. In der Begegnung von Cherbourg mußte der Kaiser dem Prinzgemahl die Käuflichkeit gewisser Mitglieder seines Ministeriums bekennen.

Der politische Verfall des Kaiserreichs begann mit dem italienischen Kriege, aber man nahm dies erst später wahr. Der Höhepunkt dieser historischen Periode ist der Pariser Kongreß.

Der Fürst spricht von der traurigen Lage, in der sich damals Preußen befand.

„Preußen stand damals sehr niedrig“ . . . Nicht nur hatte es im Jahr 1850 die Demütigung von Olmütz erduldet, nicht nur war seine Rolle in Deutschland gleich Null, da sich Oesterreich und die anderen Staaten gegen dasselbe verschworen hatten, sondern es hatte auch in den folgenden Jahren Mißtrauen bei den anderen Mächten erweckt und war, alles in allem, aus der orientalischen Krisis mit vermindertem Ansehen hervorgegangen . . . Oesterreich hatte die

Zulassung Preußens zu den Konferenzen in Paris vorgeschlagen, aber Rußland machte keine ernstlichen Anstrengungen in diesem Sinn und England widersetzte sich. Es gab einen Augenblick, im Anfang des Februar 1856, wo man die Bemühungen, die Teilnahme Preußens an den Unterhandlungen herbei zu führen, als endgiltig gescheitert betrachtete. Baron von Manteuffel, der, in seiner Eigenschaft als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Preußen dort zu vertreten hatte, mußte sich Demütigungen gefallen lassen.

Man ließ ihn im Vorzimmer warten, während die Bevollmächtigten der anderen Mächte ihre Beratungen schon begonnen hatten . . .

Nur als der Kaiser der Franzosen darauf bestand, wurde der preußische Abgesandte zu den Sitzungen zugelassen.

„An der Stelle Manteuffels,“ sagte der Fürst, „hätte ich mir das nicht gefallen lassen, sondern mich zurückgezogen . . . was auch besser gewesen wäre. Hätten wir den Vertrag nicht unterzeichnet, so wären wir nachher freier gewesen.“

Schon zur Zeit des Kongresses schrieb Herr von Bismarck an den Grafen von Hatzfeld, den preußischen Botschafter in Paris:

„Es ist kein Unglück für den deutschen Bund oder für uns, an den Konferenzen nicht teilzunehmen; die Folge davon wird einfach die sein, daß die in den Unterhandlungen festgestellten Bestimmungen, die für Dritte nur ein untergeordnetes Interesse haben können, weder von Preußen noch vom Bunde garantirt sein werden . . .“

(Fortsetzung folgt.)



Lieutenant Schröder.

Charakterbild aus dem Offiziersleben.

Von

G. Tottleben.

Er mußte sich trotz seiner hohen Abjäge ordentlich in die Höhe recken, der kleine, zierliche Lieutenant mit dem zarten Mädchengesicht, um dem stattlichen, beschmurrbarteten Fähnrich huldvoll über die von einigen Renommirschmissen zerfetzte Wange streicheln zu können. In den Augen der Zuschauenden leuchtete mühsam unterdrückte Heiterkeit verräterisch auf, selbst um die Mundwinkel des Obersten suchte es satirisch — der Lieutenant allein blieb völlig ahnungslos über seinen Anteil an der Komik des militärischen Genrebildes und näselte mit würdevoller Gönnermiene dem in eherner Haltung dastehenden Fähnrich herablassend zu: „Gratulire, mein Lieber, daß Examen glücklich bestanden; hoffe, werden sich die Zufriedenheit Ihrer Vorgesetzten auch ferner erhalten, daß wir Sie in kurzem als lieben Kameraden im Regiment begrüßen können.“

Deutsche Revue. XIX. April-Heft.

Der Fähnrich, weit entfernt, Dankbarkeit für die väterliche Gunstbezeigung seines Vorgesetzten zu empfinden, errötete vor Verdruß über die vergnügten Blicke, die er allerwärts auf sich gerichtet fühlte, und gelobte sich, wenn er erst der „liebe Kamerad“ des Lieutenant Schröder sein würde, diesem die Pein dieses Augenblicks nicht zu vergessen. Vorläufig zwang ihn freilich die Subordination, zu seiner Demütigung sogar noch ein freundliches Gesicht zu machen, wofür er sich einigermaßen durch die schadenfrohe Erinnerung an die über Schröder umlaufende Anekdote rächte, laut welcher der Oberst ihn vor zwei Jahren im Kriege gegen Oesterreich beim Ersatzbataillon zurückgelassen haben sollte mit der barschen Motivirung: „Der Krieg ist für Männer, aber nicht für Kinder“.

Er konnte den kleinen, gravitätischen Lieutenant überhaupt nicht recht leiden, und seine Abneigung stieg, je deutlichere Beweise von dessen wohlwollender Gesinnung er erhielt.

Es waren auch zwei durch Anlage, Erziehung und Lebensverhältnisse sehr verschiedene Menschen, jeder einzelne in seiner Art ein Repräsentant des damaligen Offiziersalters in der Armee.

Lieutenant Schröder, der Sohn einer fast nur auf ihre Pension angewiesenen Offizierswitwe, war bereits vor drei Jahren mit noch sehr entwicklungsbedürftigem Körper aus dem Kadettencorps als Offizier in das Regiment gekommen. Die Verhältnisse hatten seinen Beruf von vornherein bestimmt. Weder ihm noch seinen Angehörigen war jemals auch nur der Gedanke gekommen, er könne etwas anderes, wozu vielleicht natürliche Begabung und Neigung ihn besonders befähigten, werden, als gerade Offizier. Ihm war, Offizier zu sein, der Beruf schlechthin. Zwar gab es auch noch andere Berufsarten, aber doch nur für die minder Glücklichen oder minder Würdigen, denen die Offiziercarrière aus irgend welchen Gründen verschlossen blieb.

Und dieses hohe Ziel seines einzigen Ehrgeizes hatte Schröder so jung, mit kaumvollendetem siebenzehnten Lebensjahre erreicht. Ueber Nacht hatte er den unvermittelten großen Sprung vom weissen Nichts eines Kadetten zum vollberechtigten Mitglied des ersten Standes im Staate gemacht, dessen schwere Pflichten der Unterordnung und Entjagung ihm durch die bisherige Erziehung so vertraut waren, wie der Genuß seiner Rechte und Ehren neu und berauschend.

Das ungemeine Durchdrungensein, das Bewußtsein von seiner bevorzugten Stellung verließ ihn nie auch nur auf einen Augenblick und verlieh all seinen Worten und Handlungen ein Gepräge von Wichtigkeit und Würde, die nicht selten mit seinem zarten, jugendlichen Aussehen in drastischem Widerspruch standen und auf andere erheiternd oder auch verlegend wirken konnten, je nach ihrem Temperament oder ihrer Stellung zu dem Offizier. —

Becker, der einzige Sohn eines wohlhabenden Gutsbesizers, seit Jahren mütterlos, hatte seine Kindheit auf dem Lande in fast schrankenloser Freiheit verlebt, seine wissenschaftliche Erziehung auf einem vorzüglichen Gymnasium erhalten und dann noch ein kurzes Jahr die Universität besucht, lediglich in der Absicht, die ungebundene Freiheit noch einmal ganz auszukosten, ehe er sich den engen,

ungewohnten Schranken seines aus früher und dennoch hinreichend geprüfter Neigung gewählten Berufes freiwillig und für immer unterwarf.

Obwohl in Wirklichkeit kaum ein Jahr älter als Schröder, fühlte er sich bei seinem besonders stark und kräftig entwickelten Körper, seiner umfassenderen Bildung und größeren Erfahrung diesem um vieles überlegen und schaute mit innerlichem Hochmut auf ihn herab. So selbstverständlich er als junger Soldat seine Unterordnung unter die wenig gebildeten, zum Teil sogar rohen Unteroffiziere gefunden hatte, so heftig sträubte sich sein Gefühl dagegen, „diesen unreifen Jüngling“, wie er den Lieutenant bei sich nannte, als seinen unbedingten Vorgesetzten anzuerkennen. Es demütigte ihn, er empfand es als Anmaßung, daß dieser das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über ihn nicht bloß aus ihrem augenblicklichen Rangverhältnis schöpfte, sondern es so harmlos, so ohne jeden Zweifel an der inneren Berechtigung dazu auch bei jeder außerdienstlichen und rein persönlichen Berührung durch herablassendes Patronisiren des Untergebenen an den Tag legte.

Schon die gequetschte, wenig deutliche, die Ohrnerven beleidigende Sprache Schröders erregte seinen Widerwillen. Gelegentliche Aeußerungen allgemeinerer Art von ihm verrieten einen von Beckers Anschauungen wesentlich abweichenden Standpunkt und forderten eine ironische Kritik heraus. Da ihm aber als Untergebenem die leiseste Möglichkeit dazu versagt war, empörten ihn um so mehr solche mit der ganzen Autorität der Unfehlbarkeit vorgetragenen Aussprüche, besonders wenn dabei Schröders Absicht, den Fähnrich zu belehren und zu erziehen, hervortrat.

In seinem Groll darüber sah Becker in dem Lieutenant die Verkörperung jenes hochmütigen, beschränkten Junktums, als welches der preußische Offizierstand noch unlängst, und namentlich in der Konfliktzeit, weiteren und nicht bloß antimonarchischen Volkstreifen erschienen war.

Wenn Becker auch nicht umhin konnte, die Unermüdlichkeit, die Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst anzuerkennen, mit der „das kleine Kerlchen“ seinen für den schwachen Körper fast zu schwierigen Pflichten nachkam, so nannte er doch die Strenge, mit der Schröder — allerdings nach seinem eigenen Beispiel — von den Untergebenen die peinlichste Beobachtung auch scheinbar ganz nebensächlicher Vorschriften und Formen verlangte, wegwerfend „geistlose Pedanterie“. —

Endlich, viel zu spät für seine Ungeduld, war auch aus dem Fähnrich Becker ein Lieutenant geworden. Und — wunderbar! — in dem Augenblick der Gleichstellung mit seinem bisherigen Vorgesetzten verlor sein Groll gegen diesen die eigentliche Bitterkeit, wemgleich die Antipathie bestehen blieb und die innerliche Ueberhebung über den Kameraden noch zunahm.

Es war Becker daher keineswegs angenehm, daß ihn die dienstlichen Verhältnisse wiederum gerade mit Schröder in nähere Berührung brachten, da er als jüngster Offizier eine der beiden Dienstwohnungen in einer Kaserne des Regiments beziehen mußte, in der Schröder freiwillig die andere inne hatte.

Als Becker seinem älteren Kameraden und Flurnachbarn seinen Antrittsbesuch

machte, geschah das mit dem erhebenden Bewußtsein, jetzt als Gleichgestellter der ferneren Annäherung und den verdrehten Meinungen Schröders entschieden gegenüberzutreten zu können.

Aber er fand diesmal noch gar keine Gelegenheit dazu.

Schröder empfing ihn feierlich im Ueberrock mit den Worten:

„Aeh — sehr liebenswürdig von Ihnen — hoffe, werden gute Nachbarschaft halten, lieber Becker — werde mich immer freuen, Sie bei mir zu sehen!“

Becker überhörte diesmal beinahe den unangenehmen Majalton über die unverkennbare Freude und Herzlichkeit, die aus den Worten sprach. Er war frappirt über die außerordentliche Einfachheit und Schmucklosigkeit von Schröders Wohnung, die fast nichts als die dürftigen Dienstmöbel enthielt, nicht einmal ein Sofa oder bequemen Sessel, durch dessen Zumietung sonst selbst der bedürfnisloseste Lieutenant seine Dienstwohnung behaglicher zu machen suchte.

An der einen Wand waren nur eine Menge rahmenloser Photographien, meist Kameraden aus dem Kadettencorps darstellend, mit Stiften zu einer größeren Gruppe vereinigt; an der andern hing ein kleines, schwebendes Wandgestell, dessen unteres Brett Schröders „Bibliothek“, bestehend aus Bibel, Neuem Testament, Gesangbuch, einigen Dienstreglements und zwei bis drei patriotischen Jugendschriften enthielt, während auf dem oberen einige einfache Nippes und Kindheits-erinnerungen aufgestellt waren. Die wertvollste Zierde war ein guter Stahlstich in besserem Rahmen von König Wilhelm von Preußen. Die Fenster waren mit einfachen, sauberen, mit gehäkelter Borte versehenen Kattungardinen geschmückt.

Als Becker fast verlegen über die ihm so ungewohnte Dürftigkeit, um doch etwas Freundliches zu sagen, fragte: „Wo haben Sie den vortrefflichen Stich her?“ rief Schröder mit freudigem Stolz: „Nicht wahr, es ist ein gutes Bild? Ist auch ein Weihnachtsgeschenk von Mutting; und die Gardinen habe ich von meiner kleinen Schwester bekommen. Machen sie nicht das ganze Zimmer gleich so gemütlich?“

„Wollen Sie 'mal meine Mutter und Schwester sehen?“ sprach er weiter und führte Becker eifrig vor die Kommode, auf der in hübsch bemalten Holzrahmen die Bilder einer älteren, vornehm-würdigen Dame und eines noch sehr jungen, niedlichen Backfischchens standen. Kaum hatte der Gast sie in Augenschein nehmen können, als Schröder schon mit naiver Ungeduld fragte: „Nun, was sagen Sie dazu?“ Und als Becker mit dem Ausdruck ehrlicher Ueberzeugung antwortete: „Eine schöne, überaus sympathische Dame!“ rief Schröder strahlend: „Nicht bloß das! Es ist die beste Mutter von der Welt!“

Becker erkannte seinen Kameraden gar nicht wieder, so weich und liebevoll war der Ton seiner Stimme. Unwillkürlich stieß er die Frage aus: „Sie lieben Ihre Frau Mutter wohl sehr?“ Ein verwundeter Blick Schröders traf ihn und mit dem alten, hochmütig näselnden Ton antwortete er nur: „Wär's anders möglich?“

Im Verlauf der weiteren Unterhaltung sprach Becker seine Verwunderung aus, daß Schröder freiwillig in der Kaserne wohne, da er doch für den dadurch

eingebüßten Servis eine weit freundlichere und angenehmere Wohnung in der Stadt haben könne. Doch Schröder erwiderte mit der Ueberlegenheit des älteren über den jüngeren Kameraden:

„Darin irren Sie, lieber Becker. Eine wirklich standesgemäße Wohnung kann ich in der Stadt für den Servis kaum erhalten.“ Auf Beckers Einwand, daß doch kaum einer der Lieutenants den Servis ganz verwohne, fuhr Schröder belehrend fort: „Allerdings! Weil sie meist nicht besser wie Commis, Schreiber und dergleichen wohnen! Doch dagegen sträubt sich mein Gefühl. Ich halte es für eine Verpflichtung des Offiziers gegen seinen Stand, eine in jeder Beziehung nach Gegend, Haus und Familie des Wirts anständige Wohnung zu haben, und zu dem allem reicht der Servis nicht aus!“

Auf Beckers etwas ironischen Vergleich von Schröders Dienstwohnung mit der geringsten Privatwohnung eines Offiziers in der Stadt, näßelte dieser hochmütig: „Mein Lieber, dieses ist eine königliche Dienstwohnung und damit standesgemäß, darüber ist jeder Zweifel ausgeschlossen.“ Dann fügte er mit versöhnlichem Lächeln hinzu: „Wissen Sie, was der Hauptvorteil dieser Wohnung ist, und warum ich sie jeder andern in der Stadt vorziehe? Ich kann hier leben und mich nach meinen Verhältnissen einschränken, ganz wie ich will, ohne der lästigen Neugier einer Wirtin oder der hämischen Beobachtung anderer neidischen Personen ausgesetzt zu sein. Und dazu bekomme ich dann noch den Kasernen-servis bar ausbezahlt, es ist zwar nicht viel, aber immerhin eine sehr angenehme Zulage,“ schloß er mit einem Zug listigen Triumphes.

Als Becker seine eigene Wohnung wieder betrat, sah er sich beinahe mit Erstaunen darin um. Diese zeigte allerdings ein ganz anderes Aussehen. Von der standesgemäßen Dürftigkeit der königlichen Einrichtung war darin wenig zu bemerken. Die Dienstmöbel waren durch eigene ersetzt, die der Bequemlichkeit, dem verfeinerten Geschmack und selbst dem Luxus in tausend Kleinigkeiten, die lange Gewohnheit zum Bedürfnis gemacht haben, besser entsprachen. Der rauhe Fußboden war mit einem großen Teppich belegt, die Fenster schmückten schöne Doppelvorhänge, die in das Schlafzimmer führende Thür war durch eine Portièrre ersetzt. Das Behagen, das Becker bei der Umichau in dieser Wohnung empfand, war leicht zu verstehen. Und doch — gerade jetzt imponirte ihm die asketische Einfachheit der Wohnung seines Kameraden, noch mehr aber die unverkennbare Zufriedenheit ihres Inhabers.

Als am nächsten Tage Becker in seidnem Stepprock im bequemen Fauteuil sitzend, seine Cigarre rauchte, meldete ihm der Bursche den Gegenbesuch des Lieutenant Schröder. Mit auffallender Hast hatte Becker seinen Hausrock gegen die Uniform vertauscht und empfing seinen kleinen Kameraden mit einer Aufmerksamkeit und Achtung, die er ihm bisher als Vorgesetztem nur gezwungenerweise äußerlich bezeigt hatte. Fast mit einem Gefühl von Schuld sah er der Umichau Schröders in seiner eleganten, luxuriösen Wohnung zu und atmete ordentlich erleichtert auf, als dieser weder ein Zeichen von Bewunderung noch Mißbilligung von sich gab. Das geringe Interesse, das Schröder selbst für die

reiche und kostbare Waffensammlung bezeugte, die eine geschmackvolle Dekoration der einen Wand bildete und Beckers Stolz war, erregte eine leichte Verstimmung in ihm; doch schwand diese bald bei der offenkundigen Freude, ja dem Entzücken Schröders über die nicht sehr umfangreiche, aber gediegene Bücherammlung des Kameraden.

„Hierum könnte ich Sie wirklich beneiden,“ sagte Schröder mit einem begehrliehen Seufzer; „das zu besitzen, ist etwas, was seit langen Jahren meine Sehnsucht ist; aber Bücher sind so schrecklich teuer!“

Becker beeilte sich, seinem Kameraden die Benützung der kleinen Bibliothek zur freien Verfügung zu stellen, worauf Schröder erst ganz verwundert fragte: „Verborgen Sie denn so kostbare Bücher?“ Dann aber, als Becker liebenswürdig erklärte, von seinem sonst abweichenden Grundsatz seinem Hausgenossen gegenüber gerne eine Ausnahme machen zu wollen, legte er eine wahrhaft rührende und dankbare Freude über die erteilte Erlaubnis an den Tag.

Einige Tage später erschien Schröders Bursche bei Becker mit einer tadellos auswendig gelernten Einladung seines Herrn für sieben Uhr abends. Die feierliche Form, die sein auf demselben Flur mit ihm wohnender Kamerad gewählt hatte, stimmte Becker sehr heiter, und in seinem Sinne für Humor beschloß er, ihn an Feierlichkeit noch zu übertrumpfen, und begab sich in vollem Gesellschaftsanzug — in Waffenrock mit Epaulettes und im Helm — pünktlich über den Flur hinüber zu Schröder. Dieser stutzte zwar und veranlaßte unter vielen Entschuldigungen über das Mißverständnis einen Umtausch des Waffenrocks gegen den Ueberrock, die ironische Absicht Beckers aber erriet er erst, als dieser ihm bald darauf mündlich eine Gegeneinladung machte mit der ausdrücklichen Bitte, im bequemen Hausrock zu erscheinen, der dann auch für den späteren freundschaftlichen Hausverkehr unter einander für genügend standesgemäß erklärt wurde.

Schröder bot seinem Gast aus einer Schale, die ein halbes Duzend verdächtig aussehender Cigarren enthielt, eine Havanna bester Kasernenkantinenqualität an, zu deren Genuß Becker unter Berücksichtigung des mildernden Umstandes, daß sein Wirt selbst kein Raucher war, so lange als möglich ein zufriedenes Gesicht machte.

Beide waren, nachdem sie auf Stühlen Platz genommen, bald in einer lebhaften Unterhaltung begriffen. Becker, der anfänglich den ihm für eine zwanglose Plauderei fast unentbehrlich gewordenen, bequemen Sessel heimlich vermißte, beobachtete dabei mit Laune, wie sorgfältig Schröder es vermied, sich an den Stuhl zurückzulehnen oder die Arme auf den Tisch zu legen, eine Vorsicht, die seiner Haltung etwas Steifes verlieh, die aber, wie Becker leicht erriet, nur eine größere Schonung des Anzuges bezweckte.

Bald legte Schröder dem Gast eine Anzahl Blei-, Kreide- und Federzeichnungen als „Erzeugnisse seiner Mußestunden“ vor, und ermutigt durch des Kameraden offenes Lob, holte er mit verschämtem Künstlerstolz einige Aquarellbildchen vor, bei deren Besichtigung Becker ausrief: „Aber Sie sind ja ein Künstler — Sie sollten sich auf die Delmalerei legen!“

„Das ist auch für später meine Absicht,“ antwortete Schröder, „jetzt kosten die Oelfarben noch zu viel Geld; aber wenn ich erst Premier sein werde, kann ich mir das schon leisten.“ Dann gestand er, daß er eigentlich nur in der Notlage zur Malerei gegriffen habe, da seine Lieblingskunst die Musik sei und er im mütterlichen Hause ein ganz passabler Virtuose auf dem Klavier geworden sei.

Auf Beckers Frage, warum er sich denn kein Klavier miete, antwortete er unbefangen: „Das kann ich nicht, das kostet drei Thaler den Monat, aber,“ fügte er hoffnungsfroh hinzu, „vielleicht bekomme ich das auch noch als Premier fertig.“

In diesem Augenblick fiel es Becker, der selbst musikalisch war, plötzlich ein, daß ihm bei der luxuriösen Ausstattung seines Zimmers noch ein Instrument fehle, und er beschloß, sofort solches zu mieten. Als er Schröder von dieser Absicht als einer schon lange vorher bestandenen in Reminiscenz setzte und hinzufügte, wie er sich aufrichtig freuen würde, wenn Schröder das Instrument nach Belieben allein und auch zum vierhändigen Spielen mit ihm benützen würde, hatte er wiederum Mühe, die lebhaften Dankesbezeugungen des Glücklichen abzuwehren.

Freimütig gestand ihm dieser dabei, daß er nicht die geringste Zulage zu seinem dienstlichen Einkommen habe, daß es aber sein Stolz und seine Freude sei, auch ohne solche auszukommen. „In den ersten Jahren, als es bloß die bekannnten 19—22—6 gab und ich noch sehr unerfahren war, da war es ja recht schwer, ohne Schulden durchzukommen; aber jetzt nach der Gehaltsaufbesserung geht es ganz gut. — Im vergangenen Jahr,“ fuhr er triumphirend fort, „habe ich mir bereits einige Thaler erspart, von denen ich während des Urlaubs einen wundervollen Ausflug an die Küste gemacht habe. — Reisen ist überhaupt meine Leidenschaft, dafür allerdings könnte ich mir ein Vermögen wünschen!“ schloß er sehnsüchtig.

Nachdem sie eine Stunde geplaudert hatten und Becker seine Cigarre tapfer bewältigt hatte, befahl Schröder dem Burschen, das Abendessen zu besorgen.

Dieser richtete den Tisch unter den wachsamem Augen seines Herrn mit großer Gewandtheit her. Er legte eine aus der Kommode entnommene blendend weiße Tischdecke auf, breitete zwei Couverts zu zwei Tellern her, auf die er kunstvoll verschlungene Servietten legte, fügte Messerbestecke, Salz- und Pfeffernäpfschen, sowie Tischglocke hinzu und stellte eine zur Hälfte mit nicht mehr sehr frischer Butter gefüllte Glaschale auf.

„Auch alles von mein Mutting!“ sagte Schröder, mit stolzer Handbewegung auf den Tischweisend.

Dann brachte der Bursche einen Holzteller mit einem halben Kommißbrot, von dem eine Anzahl Scheiben sauber abgeschnitten waren, nebst Brotmesser herein, eilte in die Kantine und erschien sehr bald wieder mit einem Servirbrett, auf dem ein Napf dampfender Pellkartoffeln, ein Teller mit zwei gewaltigen Heringen und zwei Seidel Bier standen. Nachdem er diese Schätze auf dem Tisch arrangirt hatte, meldete er seinem Herrn feierlich, das Abendessen wäre bereit, worauf dieser ebenso feierlich seinen Gast mit den Worten aufforderte: „Nun lassen Sie uns speisen!“

Das sichtsliche Behagen, mit dem Becker dem frugalen Mahl zusprach, ließ den darüber erfreuten Wirt immer lebenswürdigere Laune entwickeln. Als Beckers Glas geleert war, schellte Schröder und befahl dem hereintretenden Burischen, eine neue Sendung Bier herbeizubringen, bei welchem Befehl die kleinen Augen des Burischen sich merklich erweiterten. Als das Souper beendet war und Schröder seinem Gast als Nachtisch eine zweite Havanna offerirt hatte, fragte er ihn mit dem lebenswürdigen Leichtsinne eines freigebigen Wirtes, ob er ihm noch ein Glas Bier anbieten dürfe, und als Becker mit einem Blick auf seines Wirtes fast noch gefülltes Glas bescheiden ablehnen zu müssen glaubte, rief er übermütig: „Ach was, der Fisch will schwimmen!“ schellte und befahl dem Burischen, noch ein Glas Bier zu bringen. Während er dabei entschuldigend zum Gast sagte, daß er selbst an so viel Biergenuß nicht gewöhnt sei, beobachtete dieser mit immerer Heiterkeit, wie der Burische beim Hinausgehen aus der Thüre bedenklich verwundert den Kopf schüttelte.

Welch wirklich opulentes Mahl ihm jedoch vorgesetzt war, erkannte Becker erst beim weiteren Umgange mit Schröder, als es ihm kein Geheimniß mehr war, daß dessen Abendessen sich zwar stets an einem ebenso sorgfältig zubereiteten Tische vollzog, jedoch für gewöhnlich nur aus einem oder mehreren Gläsern Wasser und einigen derben, mit dünnem Schmalz bestrichenen — wenn der Vorrat nicht vorzeitig ausgegangen war — und reichlich mit Salz bestreuten Schnittbrotstücken bestand, die mit bestem Appetit und Anstand verzehrt wurden.

Die harte Einschränkung, der Verzicht auf so viele natürliche Lebensfreuden, wozu seine mittellose Lage Schröder zwang, erweckte die innige Theilnahme Beckers, dem das Leben immer so heiter gelacht und kaum einen Wunsch unerfüllt gelassen hatte. Er hätte manchmal gerne mit seinem Ueberfluß die Lage des minder begünstigten Kameraden erleichtern mögen, doch machte ihm dies Schröders Charakter und sein eigenes Zartgefühl schwer möglich. So war er wenigstens bemüht, ihn möglichst oft als seinen Gast abends bei sich zu behalten, und Schröder hatte auch anfangs diese Einladungen unbedenklich angenommen; dann aber fing er an, nach einigen mißbilligenden Bemerkungen über die dabei übliche Opulenz, ihnen unter allerlei Vorwänden auszuweichen, bis Becker seine Gastfreundschaft auf ähnlich frugale Genüsse beschränkte, wie sie ihm zuweilen bei Schröder geboten wurden.

Dieser selbst empfand seine Entbehrung kaum als solche, sie war ihm zur Gewohnheit geworden.

Und doch hatte diese Lage ihre natürliche Wirkung auf ihn ausgeübt. Der ewige Kampf zwischen dem dürftigen Sein und dem glänzenden Schein hatte ihm, gewissermaßen als Schutzmaske, den übertriebenen Stolz auf seinen eigenen, die hochmüthige Nichtachtung vor anderen Ständen eingeflößt, mit der er außer dem Offizier nur noch den höheren Beamten und Grundbesitzer als wahre Patrioten gelten lassen wollte, alle anderen Staatsbürger für nicht standesgemäß oder — verdächtig erklärte.

Wie sehr Becker auch solche Ansichten mißbilligte und bekämpfte — er mußte

es doch zugleich anerkennen, daß Schröder ihnen auch unter Opfern wirklich nachlebte.

Er, der ein beliebter und fleißiger Familienbesucher in seinen Kreisen war, ließ sich nie bewegen, seine Füße unter den üppigen Tisch von reichen, außerhalb dieser Kreise stehenden Leuten zu setzen, wie es manche besser situierte und innerlich gleich hochmütige Kameraden lediglich des Wohllebens wegen unbedenklich thaten.

Auch in seiner äußeren Erscheinung wurde Schröder der hohen Auffassung von seiner Stellung gerecht, denn kein noch so wohlhabender Offizier konnte sich in tadellosem, eleganterem Anzug zeigen, als er es stets fertig brachte.

Ebenso wenig entzog er sich den offiziellen und herkömmlichen Repräsentationspflichten seines Regiments und opferte der Kameradschaftlichkeit ein- bis zweimal wöchentlich einige Stunden im öffentlichen Lokal, wo er unter den Offizieren mit mehr Pflichtgefühl als Genuß sein regelmäßig einziges Glas Bier trank.

Trotzdem war er bei den meisten Kameraden wenig beliebt. Seine auch diesen gegenüber behutjam beobachtete Würde belustigte die älteren, chofirte die jüngeren; seine strengen Grundsätze belästigten, das Beispiel, das seine spartanische Lebensweise gab, genirte sie. Dieses Gefühl fand in dem Spitznamen, den sie ihm beigelegt hatten, seinen Ausdruck; sie nannten ihn spöttisch den „Patentmusterlieutenant“, und selbst Becker, der seinen Kameraden immer mehr hochschätzen lernte, mußte die Zutreffenheit dieses Beinamens in manchen Augenblicken zugeben.

Von dem loyalen Anerbieten Beckers hatte Schröder freimütig und unbefangenen Gebrauch gemacht. Er benützte fleißig Beckers Klavier, noch fleißiger seine Bibliothek, die eine Sammlung vorzüglicher historischer Schriften enthielt. Die ungewohnte Lektüre derselben erregte, ja empörte anfangs sein ganzes Innere, verletzten seinen starren Absolutismus, noch mehr seinen schroffen Partikularismus, der für Deutschland nur ein hochmütig-gleichgiltiges Achselzucken übrig hatte.

Becker war selbst überzeugter und begeisterter Royalist und Preuße, aber gleichzeitig hatte sein ganzer Erziehungsgang ihm ein unbefangeneres, selbständigeres Urtheil zu eigen gemacht und eine schwärmerische Liebe für sein größeres Vaterland ins Herz gepflanzt. Die Wiedererstehung Deutschlands zu alter Macht und Herrlichkeit war der Traum seiner Jugend, dessen Erfüllung er durch den jüngsten Krieg in heißer, ungeduldiger Sehnsucht endlich näher gerückt sah.

Je mehr ihn daher Schröders ursprünglich so ganz andere Denkungsart abgestoßen hatte, desto größer war seine Genugthuung, als er sah, wie sein Kamerad mit der fortschreitenden Lektüre unvermerkt freiere Anschauungen und Ideen in sich aufnahm, die in den darüber gepflogenen häufigen Unterredungen mit ihm sich vertieften und erweiterten und ihn allmählich von dem alten, engherzigen Standpunkt herab zu seinem eigenen herüberführten.

Auch auf das äußere Wesen Schröders übte diese innere Wandlung ihre wohlthätige Rückwirkung aus.

Wenigstens seinem Freunde gegenüber ließ er die unschöne Schutzmaske

hochmütiger Reservirtheit bald ganz fallen, und mit Erstaunen erkannte Becker, welch warmes, mitteilungsbedürftiges Herz, das nach Anerkennung und Freundschaft dürstete, sein kleiner Kamerad in sich barg, und wie er in dem beglückenden Gefühl, beides endlich bei Becker gefunden zu haben, sich als ein lebenswürdiger Mensch voll naiven Idealismus zeigte, der bis zu übermütigster Heiterkeit und Fröhlichkeit aus sich heraustreten konnte.

Becker gewann seinen Kameraden wirklich lieb, und bald verband sie eine aufrichtige, ehrliche Freundschaft, die durch die gegenseitige Einwirkung immer stärker und fester wurde. Denn auch Becker zog Nutzen aus dem steten Umgange mit Schröder. Das Beispiel von heiterer Resignation wirkte unwillkürlich auch auf ihn zurück, und das strenge, minutiöse Pflichtgefühl Schröders übte unmerkbar einen wohlthätigen Einfluß auf Beckers vorher darin leichtere, für genialer gehaltene Auffassung aus.

In einer Richtung jedoch gingen und blieben ihre Wege weit auseinander: Becker war Freigeist; aber niemals tastete er seines Freundes schlichte Frömmigkeit, seinen kindlich einfältigen Gottesglauben an, vor dem er, weil aus dem Herzen kommend, eine beinahe neidische Achtung empfand. Das einzigmal, wo er hierin Neigung zur Proselytenmacherei verriet, sagte Schröder bittend: „Lassen Sie dieses Thema ein für allemal unberührt zwischen uns. Ich bin zu ungelehrt und dumm für die moderne Philosophie, und ich bin zu klug, um mutwillig an den Schatz zu rühren, aus dem ich und die Meinigen seit frühester Jugend Trost, Stärke und Hoffnung geschöpft haben.“

Und Becker achtete die Bitte seines Freundes gewissenhaft.

Sonst hielt sie ihre Freundschaft nicht ab, im erregten Meinungsstreit zuweilen hart an einander zu geraten.

Einst hatte ein heftigerer Streit als gewöhnlich die beiden Freunde mehrere Tage sich meiden lassen. Als Becker dann in versöhnlicher Stimmung bei Schröder eintrat, fand er diesen in froher Erregung, in welcher Schröder ihm triumphirend anvertraute, daß er durch regelmäßige Messungen seit einem halben Jahr ein beträchtliches Wachstum an sich festgestellt habe. Becker, dem dies vorher nicht aufgefallen war, fand es, als er Schröder prüfend betrachtete, allerdings bestätigt, aber auch, daß dieses verspätete Wachstum sich nur auf das Größerwerden, auf Kosten der übrigen Körperentwicklung seines Freundes beschränkte. In der Besorgnis, die bei dieser Erkenntnis in ihm aufstieg, sagte er bedeutungsvoll: „Wachsen Sie nur nicht zu sehr, lieber Schröder; dieses Vergnügen hat seine zwei Seiten.“

„Ja freilich,“ antwortete Schröder wehmütig, „ich habe auch schon daran gedacht. Die Aufschläge an meinen Rücken habe ich mir schon müssen heruntersetzen lassen, wenn ich so weiter wachse, muß ich mir noch vorzeitig neue Garderobe bestellen.“

Von der pekuniären Sorge, die aus Schröders naiven Worten sprach, fühlte Becker sich sonderbar ergriffen; er schwieg aber und machte seinem Freunde keine weitere Andeutung über seine ganz andere Besorgnis.

Einige Stunden später jedoch im Kreise von Kameraden konnte er nicht umhin, denselben Ausdruck zu geben, fand aber nicht die erwartete Teilnahme. Ein älterer Premierlieutenant meinte mit wohlweiser Miene, Schröder hätte im Grunde seinen Beruf verfehlt, die Natur hätte ihn eigentlich zum Gelehrten oder Künstler prädestinirt. Ein Herr von Altenhagen, ein sehr begabter, aber überaus leichtsinniger und lebhafter Offizier, rief wegwerfend: „Ach was, ob Offizier, verdrehter Schulmeister, Bierfiedler oder Farbenflecker — dieser Patentmusterlieutenant ist und würde auch in allem andern nur ein Kind bleiben!“

„Aber ein heroisches,“ replizierte Becker scharf, „von dem wir alle lernen können. — Und Du am meisten!“ schloß er mit einem bedeutungsvollen Blick auf Altenhagen, der, wie allen bekannt war, von Schulden erdrückt wurde.

Die gereizte Stimmung Beckers ließ eine kleine Pause in der Unterhaltung der darüber befremdeten Offiziere eintreten. Da sagte, die peinliche Stille unterbrechend, ein Hüne von Offizier mit einem geistlosen Bulldoggengesicht: „Schröder heroisch? Wollen erst abwarten, wenn die Kugeln pfeifen — ich trau' ihm nicht recht.“

„Mein lieber Herr von Trote,“ antwortete Becker mit ironischem Lächeln, „wenn Sie ihn auch jetzt nicht verstehen — wenn die Kugeln pfeifen werden, werden selbst Sie mit Schröders Heroismus zufrieden sein.“

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen!“ murmelte der Offizier mit einem selbstgefälligen Blick auf das schwarzweiße Band in seinem Knopfloch. Er hatte den Eindruck, als ob das Kompliment, das er für sich aus Beckers Worten entnahm, einen Beigeschmack hätte, über den er aber nicht recht ins klare kommen konnte.

Als Schröder eines Tages kurz vor dem Ausrücken ins Manöver im Jahr 1869 in Beckers Zimmer getreten war, zählte er stumm, mit feierlicher Wichtigkeit zwölf Thaler vor ihm auf den Tisch auf. „Das sind die Ersparnisse zu meiner Herbstreise,“ sagte er dann mit stolzem Triumph, „sonst waren es nur zehn Thaler. Na, der Uberschuß — das gibt famose Weihnachtsgeschenke für Mutter und Schwester! — Jetzt aber trage ich das Geld zu Herrn N., der gibt es für mich auf die Sparkasse — solche Summen ins Manöver mitzunehmen, ist doch zu gefährlich.“

Damit eilte er freudig erregt hinaus, aber nach kaum einer Stunde kam er desto niedergeschlagener zurück. Das heldenmütig ersparte Geld war — verloren. In tiefer Betrübnis berichtete er den tragikomischen Verlust.

Er war auf dem Wege an einer Delikateßhandlung vorübergekommen, hatte hier durchs Fenster im Zimmer den Lieutenant von Altenhagen in unverkennbar sehr animirter Stimmung, wofür die leeren Sektflaschen Erklärung genug waren, mit mehreren „höchst verdächtigen jungen Leuten, von denen einer — auf Ehre! — ein Jude war,“ trinken sehen. Leider hatte auch Altenhagen ihn bemerkt, war herausgestürzt, hatte Schröder in den Hausflur gezogen und ihm in fliegender Eile seine selbstverschuldete peinliche Situation aus einander gesetzt.

Altenhagen war, von einem Diner kommend, in das Lokal eingetreten, hatte in seiner gehobenen Stimmung sich nur allzu leicht mit den jungen Leuten, lauter

Handlungsbeflissenen, bekannt gemacht und mit ihnen Champagner getrunken, wobei jeder der Reihe nach eine Flasche kommen ließ. Jetzt hatten sie die ganze Zeche ausgeknobelt und Altenhagen war Verlierer geworden, hatte aber bei weitem nicht so viel Geld bei sich, um bezahlen zu können, und in der Hoffnung auf einen rettenden Zufall vorläufig mehr Sekt bringen lassen. Als er nun durch das Fenster Schröder erblickt hatte, wandte er sich mit der Verzweiflung des Ertrinkenden, der auch nach einem Strohhalm greift, an ihn. Und — Schröder hatte zufällig das Geld bei sich und war es los geworden.

Becker sprang bei dieser Erzählung heftig auf und rief mit wahren Ingrimm: „Was? Diejem leichtsinnigen Patron, diejem unverbesserlichen Lüderjahn haben Sie Ihr sauer erspartes Geld gegeben? Sie, der Sie grundsätzlich niemand etwas borgen?“

Da antwortete Schröder mit der alten abweisenden Ueberlegenheit und unter Rückfall in den verhassten Ton:

„Achten Sie auf Ihre Ausdrücke, lieber Becker! Altenhagen mag sein, wie er will — er ist und bleibt noch immer Ihr Kamerad und trägt denselben Rock wie wir. Deshalb und um unsern Stand vor den Ladenschwungs nicht zu blamiren, habe ich Altenhagen das Geld geben müssen — das war einfach meine Pflicht.“

„Und glauben Sie, daß Altenhagen Ihnen das Geld wiedergeben wird?“ knurrte Becker zornig.

„Das wohl nicht!“ meinte Schröder bedenklich, „er hat es zwar versprochen, aber — man kennt ihn ja!“

Dann fügte er mit wehmütiger Resignation hinzu: „Meine schöne Reise ist futsch und meine Extrageschenke auch.“

Tags darauf stürzte er wieder, aber in freudigster Aufregung in Beckers Zimmer, hielt ihm die zusammengeballte rechte Hand hin und rief: „Raten Sie, was ich hier habe!“

Becker konnte es durchaus nicht raten. Da öffnete Schröder auf einen Augenblick die Hand, in der eine Anzahl Thaler lag, schwang den Arm triumphirend hoch und hüpfte wie ein ausgelassener Schulknabe in der Stube umher, freudig rufend: „Ich habe mein Geld wieder! Alles wieder! Altenhagen ist ein anständiger Kerl! Man soll doch niemals von einem Kameraden schlecht denken!“

Seine Freude war wirklich groß und rührend, aber noch größer war wohl Beckers Freude, der mit keiner Miene verriet, daß er einige Stunden vorher das Geld an Altenhagen unter den ernstesten Androhungen zur sofortigen Rückerstattung an Schröder übergeben hatte. — —

In dem Winter 1869/70 lebte Schröder, der sich öfters gar nicht wohl fühlte, noch zurückgezogener als sonst und bereitete sich auf das Examen zur Kriegsakademie vor.

Das glänzende Ergebnis desselben im Frühjahr bereitete ihm große Genugthuung und Freude. Ueberhaupt befand er sich im Gegensatz zu seinem körperlichen Leiden in so hoffnungsfroher Stimmung wie lange nicht. Durch günstige Zufälle im Avancement war er ungewöhnlich frühzeitig ältester Sekondelieutenant

im Regiment geworden und wurde nun nicht müde, darauf hin vor Becker die kühnsten Lustschlösser zu bauen.

„Wenn ich Glück habe, kann ich in ein paar Monaten Premierlieutenant sein. Denken Sie sich, wie hübsch das klingt: Herr Premier! Und fünf Thaler monatlich mehr!! Das macht sechzig Thaler im Jahr! Da kann ich ja leben wie ein Fürst. Und was werden sie sich erst zu Hause freuen!“

So jubelte er oft, und der würdevolle, pedantische Offizier wurde dabei zum ausgelassen fröhlichen Kinde.

Doch ehe sein unschuldiger Ehrgeiz noch befriedigt wurde, brach plötzlich und unerwartet der Krieg aus.

Schröder nahm nicht nur vollen Anteil an der kriegerischen Begeisterung, die alle Gemüther entflammete, sondern er empfand auch rein und ganz das hohe Glück, mit dem die Liebe zum deutschen Vaterlande alle Herzen durchtränkte, und er sprach es mit ehrlicher Wärme aus, wie er die berauschte Erhebung dieser Stunden nur seinem Freunde verdanke, dessen Einwirkung erst sein Verständnis und seine Liebe für sein deutsches Vaterland geweckt hatte.

Da traf ihn wie ein Donner Schlag die Kunde, daß auch sein jetziger Oberst ihn seiner angegriffenen Gesundheit wegen für das Ersatzbataillon bestimmt habe. Vergebens suchte Becker, der die Bedenken des Obersten innerlich theilte und nicht wußte, ob er sich nicht über die einem begeisterten Offizier grausam erscheinende Maßregel freuen sollte, seinen aus allen Himmeln gestürzten Freund zu trösten.

Dieser ruhte nicht eher, bis er, unterstützt von der Thatfache, daß er schon im Kriege gegen Oesterreich hatte beim Ersatzbataillon verbleiben müssen, den Obersten zu einer Aenderung der Bestimmung erweicht hatte. Seine Freude über seinen Erfolg wurde noch erhöht durch den Zufall, der ihn mit Becker zu der gleichen Compagnie brachte.

Das Dampfroß zog die jubelnden, von sicherer Siegesahnung geschwellten Truppen bis an den Fuß der Eifel. Dann begannen die überaus anstrengenden Gewaltmärsche durch das oft malerisch schöne, aber höchst unwirthliche und schwer zu passirende Gebirge, die bereits manche Opfer erforderten.

Die ungewöhnlichen und anhaltenden Strapazen erschöpften Schröders schwache Kräfte vollständig. Dennoch war er nicht zu bewegen, von den ihm vorgeschlagenen Erleichterungen Gebrauch zu machen. Das wiederholte Anerbieten, sich auf den Märschen des zweiten Pferdes seines Hauptmanns zu bedienen, lehnte er schroff ab. „Kann ich vom Pferde herab, das mir nicht zusteht, die schlaff werdenden Leute zum Weitermarschiren bewegen? Der Offizier muß das Beispiel geben und in schweren Zeiten erst recht!“ sagte er.

Vergebens auch beschwor ihn Becker, die auf Schröders Theil fallenden Dienstobliegenheiten im Stande der Ruhe für ihn übernehmen zu können. Seine Antwort war: „Der Offizier schenkt sich nichts von seinen Pflichten, so lange er sie zu erfüllen noch irgend im Stande ist.“

Glücklicherweise war am 1. August ein Ruhetag, den Becker benützte, um seinen ermatteten Freund mit fast frauenhafter Sorgfalt zu pflegen.

Schröder, dem die vorangegangenen Tage nur zu ganz kurzen Briefen und Karten an die Seinigen Zeit und Kraft gelassen hatten, verwendete den Vormittag dazu, um an seine Mutter ein zärtliches, ausführliches Schreiben zu richten, das Zeugnis von seiner Begeisterung und Hoffnungsfreudigkeit ablegte und sich in schwärmerischem Dankgefühl für seinen um ihn so sorglich bemühten Freund erging.

An diesem Tage knüpfte das brüderliche „Du“ das Band, das beide schon lange vereinte, auch äußerlich noch fester zusammen.

An der öffentlichen Austeilung des heiligen Abendmahls nahm Schröder, der Würdigste von allen, mit frommem, demütigem Herzen teil. Mit ihm thaten das viele, viele andere, darunter zur geringschätzigen Verwunderung Beckers, der sich selbst fern hielt, auch einer oder der andere, der mit seiner aufdringlichen Freigeisterei manches gläubige Gemüt oft verletzt hatte.

Am Nachmittage setzten beide Freunde ihren letzten Willen auf. Becker that dies eigentlich nur, um seinem Freunde den größten Teil seines Privateigentums, vor allem seine Bücher zu sichern; er war in wenigen Minuten mit seinen Bestimmungen fertig. Schröder brachte mehr als eine Stunde mit dieser Angelegenheit zu. Während seines eifrigen Schreibens bemerkte er mit Wichtigkeit: „Man soll gar nicht glauben, wie sich die Kleinigkeiten im Laufe der Zeit ansammeln, und wie schwer es ist, darüber zu verfügen.“

Als Becker mit weichem Humor fragte: „Hast Du etwa Todesahnungen?“ antwortete Schröder abweisend: „Mein Lieber, ein preußischer Offizier darf keine Todesahnungen haben; er thut einfach seine Pflicht und steht im übrigen in Gottes Hand.“

Einem ihn plötzlich durchzuckenden Gedanken unwillkürlich Worte gebend, rief Becker: „Das wäre ja doch auch eine zu große Niedertracht vom Geschick, wenn gerade Du fallen solltest!“

„Lieber Freund,“ entgegnete Schröder bittend, „sprich nicht so frivol. Es thut mir weh, wenn Du Dich schlechter machst, als Du bist!“

Etwas Unverständliches murmelnd, verließ Becker schnell die Stube, die Thüre nicht allzu leise hinter sich schließend.

Der nächste Tag war der anstrengendste während der einleitenden Periode des Feldzuges. Als das Regiment endlich den Marsch durch eine mehrstündige Rast an einem Walde unterbrach, flüsterte Schröder, auf Becker zutaumelnd, diesem zu: „Führe mich rasch hinter einen Busch, damit die Leute mich nicht sehen — ich werde ohnmächtig.“ Und in der That überfiel ihn eine tiefe und schwere Ohnmacht, und der herzugerufene Arzt sprach die Notwendigkeit aus, Schröder für den weiteren Marsch zu dem überfüllten Krankenwagen zu schicken. Doch wies dieser, als er zu sich gekommen war, diese Zumutung mit wilder Heftigkeit von sich; und wirklich setzte er den Weitermarsch fort — allerdings gezwungen, sich dabei auf Beckers kräftigen Arm zu stützen — bis das Regiment gegen Mitternacht ein Bivak bezog.

Für die nächsten Tage wurde Schröder, um ihn zur Schonung seiner selbst zu zwingen, dienstlich zum Regimentsstabe kommandirt und beritten gemacht.

Hierdurch und durch einen weiteren Ruhetag am 5. August hatte er sich so weit erholt, daß er den Marsch am 6. August wieder zu Fuß mitmachen konnte.

Dieser sollte nur etwa anderthalb Meilen betragen, daher rückten die Truppen auch schon um neun ein halb Uhr in ihre Bivakzplätze bei Guichenbach ein. Hierbei wurde Schröder von dem Regimentskommandeur mit der Mitteilung von seiner Beförderung zum Premierlieutenant überrascht.

Seine Freude war grenzenlos und verjüngte ihn augenscheinlich. Während die Truppen ablegten, holte er, unbekümmert um die gutmütigen Neckereien der Kameraden, in fieberhaftem Eifer aus dem Tornister ein paar ganz neue Achselstücke mit den Premierlieutenantssternen hervor.

Doch kam er noch nicht dazu, sich mit ihnen zu schmücken.

Raum hatte er die alten Achselstücke abgelegt, da ertönte ganz überraschend von allen Seiten das Kommando zum Wiederumhängen des Gepäcks und zum Weitermarschieren.

Es war auf die Meldung, daß Saarbrücken vom Feinde geräumt sei, der Befehl gekommen, durch sofortige Besetzung der Stadt die dortigen Uebergänge über die Saar, deren Eroberung für den folgenden Tag in Aussicht genommen war, zu sichern.

Mit unbeschreiblichem, jauchzendem Eifer setzten sich die Truppen von neuem in Marsch und legten die bis Saint Johann zehn Kilometer betragende Strecke fast laufend zurück. Hier mußte das Regiment eine halbe Stunde halten, da das Schwesterregiment der Brigade sich zunächst jenseits Saarbrückens entwickeln sollte.

Becker bemühte sich eifrig um Schröder, der, von dem übereiligen letzten Marsche wieder sehr erschöpft, sich matt auf einen Meilenstein niedergelassen hatte.

Sowie er sich etwas erholt hatte, bat er Becker, ihm die neuen Achselstücke auf den Schultern zu befestigen, und nahm dann mit unbeschreiblicher Genugthuung die Glückwünsche einiger Kameraden entgegen. Dann zog er eine Feldpostkarte aus der Tasche und schrieb eilig mit der Bleifeder darauf:

„Dicht vor Saarbrücken 6./8. 70, mittags 12 Uhr.

„Teuerste Mutter und Schwester! Ich bin sehr glücklich, frisch und munter.

Mit innigstem Gruß Euer Edwin Schröder.

Premierlieutenant im Infanterieregiment x.“

Das „Premier“ war mit dicken, zolllangen Buchstaben übermäßig hervorgehoben.

Raum war er mit dem Schreiben der Karte fertig, da erhielt das Bataillon Befehl zum Vorrücken. Das Geschützfeuer hatte immer mehr zugenommen; die Kavallerie meldete das Vorrücken starker feindlicher Kräfte.

Als das Bataillon eilig antrat, erinnerte erst Schröder den Kommandeur daran, daß die Mannschaften ihre Patronen noch immer sorgfältig eingenäht in den Taschen und Tornistern trügen. Niemand hatte bisher in der Erregung des Augenblicks daran gedacht, die Patronen zum Gebrauch für das Gefecht bereit zu machen.

Es war ein unvergeßliches, wild kriegerisches Bild, wie die Leute des Bataillons, während sie im Laufsritt durch Mattstall eilten, die Leinwand von den Patronenpaketen mit den Zähnen abrissen, und wie die von ihrer Hülle befreite Fahne sich gerade in dem Augenblicke entfaltete und stolz im Winde flatterte, als die ersten französischen Granaten über das Bataillon hinwegsausten. Ein rasender Jubel, ein brausendes, donnerndes Hurra brach aus den Reihen des Bataillons — verschwunden war die letzte Spur von Ermüdung und Erschöpfung, hochgehobenen Hauptes mit blitzenden Augen, elastischen Schrittes eilte jeder einzelne dahin.

Auch bei Schröder war dies der Fall, der beim Durchlaufen des Orts einem der zahlreichen sich mit Liebesgaben an die Soldaten herandrängenden Einwohner seine Postkarte zur Besorgung übergeben hatte. Becker konnte nur mit freudigem Staunen auf seinen umgewandelten Freund schauen.

Raum hatte das Bataillon sein vorläufiges Ziel erreicht, so mußte es zum weiteren Gefecht entwickelt werden. Schröders Compagnie erhielt Befehl, gedeckt durch den Stiringer Wald vorzugehen, um Alt-Stiringer von Norden her anzugreifen. Zu diesem Zweck mußte die Compagnie den von der feindlichen Artillerie heftig bestrichenen Eisenbahndamm überschreiten.

Schröder war der erste, der über den Damm eilte und den Wald erreichte. Hier sammelte und ordnete er die in aufgelöster Ordnung, aber dennoch unter mehrfachen Verlusten ihm folgenden Leute und wartete einen Augenblick auf den Hauptmann. Da meldete ihm ein etwas nachkommender Spielmann, daß der Hauptmann beim Uberschreiten des Dammes, von einem Granatsplitter schwer verwundet, zusammengebrochen sei.

„Aeh, schamant, schamant!“ stieß Schröder gewohnheitsmäßig aus. Dann aber leuchtete doch ein Blitz des Triumphes in seinen Augen auf, als er, sich zur Compagnie wendend, rief:

„Leute! Euer Hauptmann ist verwundet! — Ich habe die Ehre, die Compagnie zu führen. Rächt Euren Hauptmann!“

Darauf führte er die Compagnie bis zu dem von Alt-Stiringer in den Wald führenden Weg, trat mit Becker an den Rand des Waldes und rekonnozirte das Dorf.

Eine ziemliche Strecke vor dem Dorf und nur etwa hundert Schritte vom Walde entfernt befanden sich einige Gruben und bedeutende Kohlenwälle, die vom Feinde besetzt waren. Die Besatzung des eigentlichen Dorfes ließ sich durchaus noch nicht erkennen.

In seinem stürmischen Eifer begann Becker aufgeregter: „Schröder, laß uns —“

Weiter kam er jedoch nicht. Schröder unterbrach seinen Freund mit abweisendem Blick und schnarrenden Tons:

„Herr Lieutenant, im Dienst bitte ich, nicht ‚Schröder und Du‘, sondern ‚Herr Premier und Sie‘; im übrigen ist es an mir, zu bestimmen, was zu geschehen hat.“

Becker schwieg verduzt und beschämt — vielleicht auch etwas verlegt.

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung jagte Schröder:

„Wir müssen zunächst die Gruben und Wälle wegnehmen. Kein leichtes Stück Arbeit! Ich werde nach kurzem Feuer der ganzen Compagnie plötzlich mit zwei Zügen vorbrechen; Sie halten mit Ihrem Zuge etwas zurück, um gegen etwaige Verstärkung aus dem Dorf sich wenden zu können.“

Dann ließ er die ganze Compagnie am Waldrande ausschwärmen und das Feuer eröffnen, das heftig erwidert wurde.

Nach kurzer Zeit gibt er das Zeichen zum Abstopfen, springt nach einem tiefen Atemzug fünfzehn Schritte vor die Compagnie, weist mit geschwungenem Degen auf den Feind hin und ruft mit lauter, klarer Stimme: „Der fünfte und Schützenzug vorwärts marsch — ma —“

Da bricht er wie vom Blitz getroffen, zusammen.

Gleichzeitig, gerade als die ersten Leute aufspringen, verdreifacht sich die Wut des gegnerischen Feuers.

Die Leute, durch den Verlust ihres zweiten Führers bestürzt, zögern unwillkürlich. Die wenigen bereits Aufgesprungenen stürzen zu ihrem gefallenem Offizier. Doch schneller als einer von ihnen erreicht in ein paar Sätzen Becker seinen Freund und Vorgesetzten, hebt ihn mit seiner gewaltigen, durch die Verzweiflung verdoppelten Kraft auf und trägt ihn unter dem unbarmherzigen Feuer des Feindes zurück in den schützenden Wald.

Hier legt er ihn zärtlich behutsam nieder und beugt sich angstvoll über ihn. Das Blut strömt aus Schröders Unterleib, der von mehreren Kugeln durchbohrt ist.

Nach einem Augenblick schlägt Schröder, der den Degen noch immer in der krampfhaft geballten Faust festhält, die Augen auf, starrt Becker wirr an und stammelt dann mit wiederkehrendem Bewußtsein mühsam, aber ganz im alten, näselnden Befehlstone: „Herr Lieutenant, greifen Sie sofort mit der ganzen Compagnie an — etwas rechts die vorspringende Ecke!“

„Schröder, lieber Schröder —“ jagt Becker.

„Vorwärts!“ haucht dieser und sinkt mit geschlossenen Augen zurück, ohnmächtig oder tot.

Becker führt den Angriff aus, unter starken Verlusten, aber siegreich. Er wirft den Feind in das Dorf zurück, aber zu schwach, ihn auch hier anzugreifen, nistet er sich in den teuer erkauften Gruben ein.

Eine andere Compagnie kommt hinzu und verstärkt ihn, beide bleiben aber noch immer zu schwach zum Sturm auf das stark besetzte Dorf.

Es tritt eine Pause im Kampf ein.

Becker kann sich nicht länger bezwingen; er eilt, so schnell er kann, zurück in den Wald zu Schröder.

Der liegt, die linke Hand auf den Unterleib gepreßt, mit geschlossenen Augen da — ein leises Stöhnen allein zeigt, daß noch Leben in ihm. Als Becker ihm etwas Branntwein eingeflößt hat, schlägt er die Augen auf. Die stumme, heiße

Frage in ihnen beantwortet Becker stolz, triumphirend: „Wir haben den Wall — wir werden gleich das Dorf nehmen.“

Ein freudiger Schimmer huscht über Schröders eingefallenes Gesicht, ein halbblaues „Schamant“ wird hörbar.

Dann schließt er die Augen wieder, öffnet sie auch nicht, als er Beckers mitleidige Frage, ob er Schmerzen habe, nach längerer Pause mit einem kaum verständlichen, geflüsterten „Furchtbare!“ beantwortet.

Plötzlich schlägt er groß und weit die Augen wieder auf, sein Blick trifft Becker, aber er erkennt ihn nicht — seine weißgewordenen Lippen hauchen leise, leise klagend: „Mutter — armes Mutter!“ Ein Zittern rieselt durch seinen Körper, — der Leib streckt sich, — ein nachröchelnder Laut, — das brave Herz hat aufgehört zu schlagen. —

Mit zitternden Fingern drückt Becker seinem Freunde die Augen zu. Dann stürmt er fort in langen Sätzen zu seiner Compagnie.

Für diese beginnt erst die Hauptarbeit des Tages mit der Erstürmung des festen Dorfes. Noch viele, viele folgen ihren vorangegangenen Führern nach in den Tod.

Becker verrichtet Wunder. Zuweilen scheint er das Schicksal trotzig herauszufordern. Doch ist er einer der wenigen Offiziere des Regiments, die gänzlich unverfehrt aus der blutigen Schlacht hervorgehen.

Abends ist die schwächere Hälfte der Offiziere um das Biwafffeuer versammelt.

Die persönlichen Erlebnisse, die Ereignisse des Tages werden lebhaft besprochen, der Stolz auf den Sieg, anfangs stark gedämpft durch die Trauer um so viele gebliebene Kameraden, ringt sich bei dem leichten Soldatenblut und der Freude über die eigene Erhaltung bald voll und rein durch.

In dem Bedauern der Gefallenen steckt ein gutes Stück Egoismus!

Becker nimmt an dem Gespräche nicht teil, — er verharret in düsterem Schweigen.

Auch Schröders Tod wird flüchtig erwähnt, ohne zusätzliche Bemerkungen. Gleich darauf der Verlust von Altenhagens. Da werden unter den Kameraden Stimmen laut: „Bodenlos leichtsinnig war er, aber man konnte ihm nicht böse sein, er war zu liebenswürdig — schade um ihn!“

Da springt Becker heftig auf und mit wahren Zorn schreit er zu den Erstauenten:

„Schade! Schade!! — Um niemand ist es heute zu schade, nicht einmal um Schröder, und — der war mehr wert als ein Duzend Altenhagen!“

Damit eilt er trotzig fort und wirft sich bei seiner Compagnie nieder. Schlaf kann er aber noch lange nicht finden, wie unwillig er sich auch zum öfteren ein altes Weib schilt. Unruhig wälzt er sich hin und her. Endlich gegen Morgen findet die Natur ihr notdürftiges Recht.

Am andern Tage bereitete Becker mit den Leuten der Compagnie ein besonderes Grab, in das er Schröder bettete, nachdem er die kleinen Andenken

für die Angehörigen von ihm entnommen hatte, darunter von seiner Brust ein einfaches Medaillon, das zwei blonde Haarlocken enthielt.

Dann verrichtete er am frischen Grabhügel des Freundes thränenlos, in tiefer Erschütterung ein kurzes, stummes Gebet mit einer Andacht wie seit seiner Kindheit nicht. — — —

Der Krieg war zu Ende, die Truppen ruhmgekrönt in die Heimat, in das neu erstandene, teuer erkaufte Vaterland zurückgekehrt.

Becker nahm Urlaub. Doch bevor er das väterliche Gut besuchte, hatte er noch eine schwere Pflicht zu erfüllen. Er mußte Schröders Mutter die letzten Andenken ihres Sohnes überbringen.

Ihm graute vor dem vorausgesehenen Jammer, der wilden Verzweiflung und — der eigenen Schwäche.

Er trat in eine Wohnung, deren schlichte, altväterische Einrichtung einen unbeschreiblich wohlthuenden, friedlichen Eindruck machte durch die unverkennbaren Merkmale der liebevollen Fürsorge und pietätvollen Schonung, deren sie sich zu erfreuen hatte, und die weit mehr als die Dürftigkeit der Eigentümer, die Freude, den Stolz auf ihren Besitz verrieten.

Ihn empfing eine ältere, freundlich mild und ehrwürdig aussehende Dame in schneeweißen Haaren und ein junges, blühend schönes Mädchen, das den Stempel holdesten Jungfräulichkeit an sich trug.

Beide Damen waren in tiefster Trauerkleidung, beide durch den Ausdruck demütiger Ergebung in ihr Schicksal ergreifend. Nichts von zügellosem Schmerz, nichts von haderndem Groll. —

Zwar flossen heiß ihre Thränen, als Becker ihnen die Andenken ihres Sohnes und Bruders übergab und von seinem Ende berichtete, — das junge Mädchen verhüllte schluchzend ihr Antlitz. Doch als die Erschütterung auch ihn zu überwältigen drohte, empfing er selbst von den Frauen mehr Tröstung, als er ihnen zu bringen im Stande war.

Als am Schluß sich sein Schmerz unwillkürlich zur Anklage gegen eine höhere Gerechtigkeit steigerte, erhob sich die Mutter und sprach mit ernster Würde: „Ich preise täglich Gott für die Gnade, die er mir in meinem Sohn geschenkt hat. Mein Edwin hat mir, so lange er lebte, nur Freude gemacht. Er starb als Held für seinen König und sein Preußen — droben werden wir uns wiedersehen!“

In tiefer Ergriffenheit beugte Becker sich nieder und küßte die Hand der edlen Frau mit einer Andacht wie einer Heiligen.

Und dieses Gefühl bewahrte er ihr bis an ihr Lebensende als treuer Sohn, dem in der Schwester seines toten Freundes das kostbarste Gut seines Lebens zu teil geworden und ein überreiches Glück erblickt war.



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Als ich im vergangenen Jahre daran ging, die hervorragenderen unter den deutschen Volksvertretern um Beiträge zu meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ zu ersuchen, und ich mich in der Angelegenheit auch an den damals zu den Reichstagsverhandlungen in Berlin anwesenden Geheimen Kommerzienrat Dechelhäuser wandte, war seine erste Frage: „Haben Sie sich schon der von Unruhschen Memoiren versichert? Dieselben sind für die Zeitgeschichte von höchster Wichtigkeit.“ Mir waren die von Unruhschen Erinnerungen bereits aus der im Jahre 1881 im IV. Quartalbande des VI. Jahrgangs der „Deutschen Revue über das gesamte Leben der Gegenwart“ versehentlich erschienenen Vorpublikation bekannt, und ich versäumte nicht, alsbald Schritte zu thun, um die Einsicht in das gedachte Manuskript zu erhalten. Die Richtigkeit des Dechelhäuserschen Urteils leuchtete mir, nachdem ich den umfangreichen Schriftenband gelesen, ein, und ich habe es der Güte eines Sohnes des Herrn von Unruh zu verdanken, daß ich in der Lage bin, das ganze Memoirenwerk, soweit dasselbe bisher noch nicht zum Abdruck gebracht ist, hiermit weiteren Kreisen zu erschließen.

Herr von Unruh hat mit der Niederschrift seiner „Erinnerungen“ im Jahre 1875 begonnen, und das Werk nach Umfluß von etwa fünf Jahren vollendet. Das Originalmanuskript ist ganz von seiner Hand und umfaßt 983 Seiten. Er ließ sodann eine Reinschrift seiner Aufzeichnungen anfertigen, an der er nur noch wenige, meist redaktionelle Abänderungen vornahm.

von Unruh stand ursprünglich auf einem andern politischen Standpunkt als Fürst Bismarck; er hat sich aber, wie mir dies insbesondere auch der frühere Präsident des Reichstags, Dr. Simson, auf Grund seiner Wahrnehmungen bei Gelegenheit der Anwesenheit der Reichstagsdeputation in Versailles bestätigt hat, seit 1866 mit dem leitenden Staatsmann tief innerlich ausgesöhnt. Er starb am 4. Februar 1886 in Dessau.

Einleitung.

I. Wie Herr von Unruh zur Niederschreibung seiner Erinnerungen veranlaßt wurde.

Meine Angehörigen und näheren Freunde — so schreibt derselbe — haben mich wiederholt aufgefordert, mündliche Mitteilungen aus meinem Leben, die ich ihnen machte, niederzuschreiben. Meine Lebenszeit umfaßt die Periode der preußischen Geschichte, die mit der tiefsten Erniedrigung Preußens im Jahr 1806

beginnt, sein Aufsteigen zur wirklichen Großmacht und seine Vereinigung mit Deutschland zum Deutschen Kaiserreich in sich schließt. Die Zeit der Freiheitskriege von 1813 bis 1815 ist meinem Gedächtnis deutlich eingeprägt.

Im aktiven Staatsdienst von 1824 bis 1844 lernte ich die guten und schlimmen Seiten des preußischen Beamtentums gründlich kennen und kam mit Männern sowohl der großen Regenerationsperiode, wie Schön, Märckel, Flottwell, Schuckmann, als auch des strengen Absolutismus, wie Meding, Stolberg, Bodelschwingh und so weiter, mehrfach in persönliche Berührung. Mein thatsächlicher Uebertritt aus dem Staatsdienst in die Privatindustrie im Jahre 1844 lehrte mich die Staatsverwaltungsmaschine und ihre Wirkung von der entgegengesetzten Seite kennen. Das Jahr 1848 warf mich kopfüber in die Politik; ich wurde Mitglied der preußischen Nationalversammlung in Berlin und war während der Novemberkrisis erster Präsident derselben. 1849 wurde ich in die zweite Kammer gewählt und kam mit dem damaligen Gutsbesitzer von Bismarck in dieselbe Abteilung. Die Auflösung der Kammer erfolgte im April 1849. Anfang 1863 trat ich in das preußische Abgeordnetenhaus, als der Konflikt mit der Regierung schon begonnen hatte. Als Abgeordneter und seit 1867 zugleich als Mitglied des Norddeutschen, dann des Deutschen Reichstags machte ich die große Zeit von 1866 bis jetzt (1876) politisch thätig mit durch und kam dabei vielfach mit Bismarck in persönliche Beziehungen.

An Erlebnissen, die der Erinnerung und Aufzeichnung wert sind, hat es mir daher nicht gefehlt. Ich konnte mich aber bisher nicht zum Niederschreiben entschließen, weil ich weder eine vollständige Selbstbiographie noch politische Memoiren verfassen wollte. Beides widerstrebte mir. Das eigene Spiegelbild zu zeichnen ist ein mißliches Ding. Ich denke mir, man schwebt dabei immer zwischen Selbstüberhebung und Selbstunterhäkung. Ueberdem hat die Beschreibung des eigenen Lebens für Dritte gar kein Interesse, wenn man nicht zu den großen Männern seiner Zeit gehört und kein Dichter ist. Brauchbare Memoiren dagegen müssen sich auf schriftliche, während der Ereignisse gemachte Notizen stützen, wovon ich nur sehr wenige besitze. Es gehört auch ein gründliches Studium der wichtigen Dokumente aus der betreffenden Zeit und eine genaue Vergleichung derselben mit den eigenen Aufzeichnungen und Erinnerungen dazu. Hier auf dem Landsitz Zoblig im Rothenburger Kreise der preußischen Oberlausitz, wohin ich mich seit 1873 zurückgezogen habe, fehlt mir fast alles Material zu solchen Studien und, ehrlich gestanden, auch die Neigung zu einer Beschäftigung, welche starke Anspannung der Arbeitskraft erfordert und, statt der auf dem Lande gesuchten Ruhe und Schonung, Anstrengung und Konsumtion der geistigen Kraft bedingt. Erst ein Gespräch mit Heinrich von Sybel, dem Historiker, und mit Bennigsen hat den Entschluß bei mir gereift, meine Erlebnisse niederzuschreiben. Beiden teilte ich meine Bedenken mit. Sybel antwortete mir ungefähr so: „Weder eine Selbstbiographie noch ein historisches Werk kann man von Ihnen verlangen; aber wenn ein Mann, der so viel erlebt hat und in großer Zeit thätig gewesen ist, seine Erlebnisse treu und wahr aus dem

Gedächtnis mittheilt, möglichst ohne Tendenz seine persönlichen Eindrücke wiedergibt, so entsteht ein Bild seiner Zeit, das nicht nur jeden Gebildeten interessiren muß, sondern auch Wert für den wirklichen Historiker hat, für den die lebendige Aussage eines Augenzeugen von unzweifelhafter Wichtigkeit ist.“ Bennigsen trat ihm bei und beide rieten mir dringend, die Sache nicht fallen zu lassen.

So gehe ich nun an die Ausführung mit dem festen Vorsatz, wissentlich nichts Unrichtiges zu bringen, nichts zu verschweigen, was mir Schaden könnte, ein ehrlicher Zeuge meiner Zeit zu sein. Täusche ich mich in einzelnen Punkten selbst, so mag man Nachsicht mit mir haben und meine Fehler berichtigen.

Soll der Zweck, den Sybel bezeichnete, erreicht werden, so müssen meine Aufzeichnungen gedruckt und publizirt werden. Damit aber die Rücksicht hierauf meine Feder nicht binde, schreibe ich zunächst so, als ob der Druck erst lange Zeit nach meinem Tode erfolgen werde und nenne Namen und Thatfachen rücksichtslos. Ich weiß jedoch, daß eine solche Arbeit hauptsächlich nur für die lebende Generation, höchstens für die nächstfolgende von Interesse ist und dann jedenfalls vergessen wird. Deshalb rate ich meinen Kindern, daß sie meine Aufzeichnungen nicht allzu lange nach meinem Tode drucken, vorher aber von einem meiner dazu geeigneten Freunde durchsehen lassen und denselben ermächtigen, Namen von noch Lebenden und solche Anführungen, die als persönliche Angriffe aufgefaßt werden könnten, so weit als nötig zu mildern oder zu streichen. Ich habe auch nichts gegen Streichung oder Kürzung solcher Stellen, welche nach Ansicht meiner Freunde wenig oder kein allgemeines Interesse haben. Indem ich auf diese Weise die unerläßliche Korrektur meiner Arbeit in die Hand eines andern lege, schreibe ich unbefangen und treu.

Die Aufzeichnungen, welche von Unruh über seine Jugendjahre, über seinen Eintritt in den Staatsdienst, dem er in verschiedenen Stellungen, zuletzt als Regierungsrat in Potsdam, angehört hat, über seine Thätigkeit in der Privatindustrie (Erbauer der Potsdam-Magdeburger und Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn) gemacht hat, berühren das politische Interesse nur in zweiter Linie — dieselben können also hier um so mehr übergangen werden, als die Absicht besteht, diesen Abschnitt der Erinnerungen gelegentlich in Buchform zu veröffentlichen. — Wir beginnen darum mit von Unruhs Erinnerungen bei dem Zeitpunkte, wo derselbe im Jahre 1848 infolge seiner Wahl zur konstituierenden preußischen Nationalversammlung in das politische Leben eintrat, und geben ihm sogleich für dieses wichtige Kapitel der Zeitgeschichte, in dem er als Präsident dieser Versammlung bald eine führende Rolle einnahm, selbst das Wort:

Mein Anteil an der Politik im Jahre 1848.

Stimmung in Magdeburg.

In Magdeburg fand ich die Stimmung aufgereggt. Jedermann fühlte, daß der diesmalige Anstoß von Frankreich nicht so wirkungslos wie 1830 vorüber-

gehen werde; aber noch dachte niemand an die Möglichkeit einer revolutionären Erhebung in Preußen. Es herrschte allgemein große Spannung, namentlich in Betreff des Benehmens der Regierung. Alle Welt erwartete von dieser Seite einlenkende Schritte, erhebliche Konzessionen, zunächst Einberufung des vereinigten Landtags. Es geschah nichts. Der damalige leitende Staatsmann in Preußen, Minister von Bodelschwingh,¹⁾ erklärte einer Magdeburger Deputation, den konservativen Oberbürgermeister Franke an der Spitze, es seien keine Vorlagen für den Landtag vorhanden!

Der sonst lebenswürdige und geschickte Mann hatte, selbst nach den Wiener Ereignissen, keine Ahnung davon, daß diesmal die Geschichte die Vorlagen mache, nicht die Regierung.

Mein Aufenthalt in Berlin vom 13. bis 16. März 1848.

Am 12. oder 13. März reiste ich nach Berlin zu einer Versammlung von Eisenbahndirektoren, welche der Minister zur Beratung von allgemeinen Grundsätzen für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen unter dem Vorsitz des damaligen Geheimen Oberfinanzrats Mellin berufen hatte. Man sprach aber mehr von den Zeitereignissen als von Eisenbahnen und kam am 15. zu der Ueberzeugung, daß der Moment sich nicht zu ruhigen technischen Beratungen eigne, die deshalb abgebrochen wurden. Allerlei beunruhigende Gerüchte erfüllten die Luft, aufgeregte Massen durchzogen lärmend die Straßen. Ich war größtenteils Zeuge der Vorgänge am 15. und 16. März. Am Abend des 16. reiste ich nach Magdeburg zurück. Dort hatte ebenfalls ein Auflauf stattgefunden und zwar auf dem Domplatz, wo sich die Regierung nebst der Hauptkasse befand. Man verlangte schreiend die Entfernung des sehr unbeliebten damaligen Polizeidirektors von Kampf, Sohn des bekannten früheren Ministers. Es wurde eine Compagnie Infanterie vor dem Regierungsgebäude aufgestellt. Als man anfing, über die Köpfe der Truppen hinweg die Fenster einzuwerfen, soll, wie man erzählte, Herr von Kampf den Compagniechef aufgefordert haben, zu schießen, dieser zog es aber verständigerweise vor, zunächst mit der Compagnie in Linie so weit zu avanciren, daß die Steinwürfe unwirksam wurden. Bald darauf kamen aus der, an demselben Platz liegenden Kaserne Artilleristen heraus, und die Fahrer jagten mit ihren kurzen Fahrpeitschen (Kantschuen) die Menge aus einander. Das Militär wurde nicht insultirt und niemand verwundet. Weitere bedenkliche Aufläufe sind in Magdeburg nicht vorgekommen. Einen Versuch, den einige Berliner Agitatoren dort im Sommer 1848 machten, Unruhen zu erregen, beseitigte die Bürgerwehr mit den Ladestöcken ihrer Gewehre. Ich führe diese Thatsachen als einen Beleg dafür an, daß es damals in Magdeburg so gut wie keine revolutionären Elemente gab.

¹⁾ Ernst von Bodelschwingh übernahm 1842 das Finanzministerium, 1845 das Ministerium des Innern, nahm am 19. März 1848 seine Entlassung, 1852 wurde derselbe zum Regierungspräsidenten von Arnberg ernannt und starb am 18. Mai 1854.

Mündlicher Bericht an den Oberpräsidenten von Bonin über die Zustände in Berlin.

Am Tage nach meiner Rückkehr wurde ich von dem Oberbürgermeister Franke aufgefordert, mit ihm zum Oberpräsidenten von Bonin zu gehen und demselben Mitteilung über meine persönlichen Beobachtungen in Berlin zu machen. Ich sprach mich gegen den letztgenannten dahin aus, daß allerdings sehr große Aufregung und Straßenlärm in Berlin herrsche und daß das Benehmen der Regierung ein sehr auffälliges, schwer erklärliches sei. Wenn man nicht annehmen wolle, daß die Behörde selbst eine starke, gewaltsame Auflehnung hervorrufen wolle, um dieselbe dann mit aller Kraft niederzuschlagen, so erschienen die von der Behörde getroffenen Gegenmaßregeln kopflos. Man dulde große Aufläufe, wie an der Universität am 16., den ganzen Tag und schieße dann am Abend ein paar unschuldige Menschen tot. Man warte und erbittere, statt wirksam zu beruhigen und niederzuhalten. Das Militär sei Tag und Nacht auf den Beinen und werde ermüdet. Dennoch glaube ich nicht, daß es zu einer großen revolutionären Bewegung kommen werde. Jedermann erwarte, daß die Regierung zu einem Systemwechsel übergehen, mindestens aber den vereinigten Landtag zusammenberufen werde. Bonin, ein strammer, hochkonservativer Beamter mit hellem Verstande, war augenscheinlich sehr in Sorge, äußerte sich aber nur sehr knapp: es wäre schrecklich, wenn auch in Berlin die Emeute siege.

Nachrichten über den Aufstand in Berlin.

In der Nacht vom 18. zum 19. März gegen Mitternacht wurde ich geweckt¹⁾ und hörte zugleich die Stimme des Oberbürgermeisters Franke in meinem Wohnzimmer. Derselbe teilte mir unter großer Aufregung mit, nach der Aussage ganz zuverlässiger Männer, die mit dem Abendzuge von Berlin zurückgekommen wären, sei der Straßenkampf daselbst ausgebrochen, man baue überall Barrikaden und höre Gewehr- und Geschützfeuer. Franke ersuchte mich, eine Lokomotive nach Berlin zu schicken, um sichere Nachrichten über den Verlauf zu erlangen und nötigenfalls in Magdeburg Vorkehrungen treffen zu können. Ich erwiderte, daß ich zur Absendung einer Lokomotive während der Nacht gar nicht ermächtigt sei und daß, wenn man so verführe, auf der damals einspurigen Bahn ohne elektrischen Telegraphen, ein Zusammenstoß mit dem abends von Berlin abgegangenen Personenzuge eintreten müsse. Die Ankunft dieses Zuges in Magdeburg werde in zwei Stunden erfolgen. Ich schlug daher vor, daß wir dieselbe auf dem Bahnhofe, der damals noch in der Friedrichstadt am rechten Elbufer lag, abwarteten und dann überlegten, ob und was zu thun sei. Franke war damit ein-

¹⁾ Zu besserem Verständis berücksichtige man, daß damals noch keine elektrischen Telegraphenverbindungen bestanden. Die Beförderung wichtiger Staatsnachrichten fand durch optische Signalstationen statt, welche nur langsam und bei Nebel oder trübem Wetter gar nicht wirken konnten. Die Johanniskirche in Magdeburg trug bis ins Jahr 1852 den Signalapparat.

verstanden und benachrichtigte den Oberpräsidenten von Bonin, daß wir nach Ankunft des Nachtzuges sofort zu ihm kommen würden.

Als der Zug langsam in den Bahnhof einfuhr, sprang ich auf die Lokomotive und fragte den mir als zuverlässig bekannten Führer, wie es in Berlin stände. Derselbe antwortete, der Straßenkampf daure fort. Er habe sich abends nach der Stadt begeben, in der Friedrichstraße sei er in Infanteriefener gekommen und nach dem Bahnhof zurückgekehrt, weil er Fahrdienst habe. Kanonen- und Gewehrfeuer habe er noch deutlich gehört, als der Zug sich schon außerhalb der Stadt befand. Inzwischen stiegen die Reisenden aus, unter ihnen der Oberpräsident der Rheinprovinz von Eichmann, den Franke fragte, wie es in Berlin aussehe. Eichmann, umgeben vom Publikum, antwortete laut in etwas wegwerfendem Ton: „Nichts als eine unbedeutende Emeute, welche bereits niedergeschlagen ist.“ Darauf rief ein anderer, anständig angezogener Reisender: „Das ist unwahr, der Kampf dauert fort und ist noch nicht entschieden.“ Eichmann schwieg und entfernte sich eilig.

Franke und ich erstatteten nun dem Oberpräsidenten von Bonin mündlich Bericht, den derselbe mit Schmerz anhörte. Er äußerte, die Revolution habe in Paris und Wien und manchen deutschen Residenzen gesiegt, er wünsche dringend, daß der Widerstand in Berlin erfolgreich sei. Feste, sichere Hoffnung schien er nicht zu haben, wenigstens machte es mir diesen Eindruck, als er eine Aeußerung fallen ließ, daß wesentliche Modifikationen des bisherigen Regierungssystems wohl unvermeidlich wären.

Meine Schrift: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“.

In einer im Januar 1849 bei Emil Baensch in Magdeburg erschienenen Schrift: „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“¹⁾ habe ich die Vorgänge des ganzen Jahres 1848 und meine Mitwirkung nach bestem Wissen geschildert. Ich stehe im allgemeinen und in den meisten Hauptpunkten noch auf demselben Standpunkt wie damals und halte es deshalb für unnütz, hier zu wiederholen, was ich damals geschrieben. Dagegen kann ich nicht umhin, einige Erlebnisse hier mitzuteilen, die ich damals theils nicht für bedeutend genug hielt, theils aus Rücksicht für die beteiligten Personen unmittelbar nach den Ereignissen überging. Jetzt scheint es zulässig, Ergänzungen zu bringen. Ebenso halte ich es für nötig, einzelne meiner damaligen Anschauungen hier zu berichtigen. Es ist seit jener Zeit fast ein Menschenalter und zwar ein sehr ereignisvolles vorübergegangen. Wunderbar müßte es zugehen, wenn ich in einer solchen Periode keine neuen Erfahrungen gemacht und meine damaligen Ansichten gar nicht modifizirt hätte.

¹⁾ Die 158 Seiten lange Schrift trägt als Motto die vom Verfasser gegenüber einer Deputation des Berliner Magistrats gesprochenen, in der Sitzung der Nationalversammlung am 10. November 1848 wiedergegebenen Worte: „So lange die Presse, so lange das Vereinsrecht nicht von neuem geknebelt werden, hat das Land die Mittel in der Hand, ohne Blutvergießen den Sieg über die Bestrebungen der Reaktion herbeizuführen.“

So bedürfen zunächst meine Aeußerungen in den Skizzen über das Ein- oder Zweikammersystem einer Erläuterung. Auf Seite 23 werfe ich die Frage auf, ob die Krone etwa stark ist, wenn sie mit dem Ballast von zwei Kammern beladen wird? Darnach könnte es scheinen, als ob ich damals entschiedener Gegner von zwei Kammern gewesen sei. Ich spreche mich zwar auf Seite 148 dahin aus, daß und warum ich im bestehenden konstitutionellen Staate zwei Kammern für notwendig halte, deute aber an, daß der Uebergang vom absoluten Staat in den konstitutionellen nach einer Revolution nur durch eine Versammlung bewirkt werden könne, die mehr oder weniger den Charakter einer konstituierenden besitzt. Der norddeutsche und dann der deutsche Reichstag liefern durch die originelle Schöpfung des Bundesrats einen Beleg für beide Fälle. Bei der Konstituierung des Reichs stand den Bundesregierungen nur eine Versammlung, der Reichstag, gegenüber. Beide zusammen brachten die Reichsverfassung in verhältnismäßig kurzer Zeit zu stande. Noch eine Kammer wäre nicht nur unnütz, sondern hinderlich gewesen. Nach Einführung der Reichsverfassung schien es, als ob auch ferner das Einkammersystem herrsche, und es wird auch ferner so scheinen, so lange Bundesrat und Reichsregierung einig sind oder jener von einer so gewaltigen Persönlichkeit wie der Reichskanzler von Bismarck beherrscht wird. Bei der Frage über den Sitz des obersten Reichsgerichts hat sich aber auch für den oberflächlichen Beobachter schon deutlich gezeigt, daß der Bundesrat eigentlich eine erste Kammer, ein Senat ist, der, wie in Nordamerika, wesentlichen Teil an der Verwaltung nimmt und eine Zwischeninstanz zwischen der Reichsspitze und dem Reichstage bildet. Noch viel deutlicher wird der Bundesrat als erste Kammer hervortreten, sobald der Hochdruck nachläßt, mit dem der jetzige Reichskanzler Fürst Bismarck arbeitet.

So wenig ich ein nur aus den Fürsten gebildetes Haus im Deutschen Reich wünsche oder gar ein Anhänger des preußischen Herrenhauses bin, so geht doch meine Meinung dahin, daß eine Zwischeninstanz zwischen dem Kaiser und dem Reichstage nicht zu entbehren ist und ein Reichsministerium, so notwendig dasselbe auch erscheint, dieselbe nicht ersetzen kann.

Berichtigen muß ich meine auf Seite 25 der „Skizzen“ ausgesprochene Meinung in Betreff des suspensiven Veto. Ich würde es jetzt für entschieden falsch halten, wenn in Preußen das definitive Veto des Königs jemals in ein suspensives verwandelt werden sollte. Es scheint mir nicht einmal erforderlich, diese Ansicht hier näher zu begründen. Daß nach der Reichsverfassung dem Kaiser kein Veto zusteht, außer in Militär- und Marinesachen, läßt sich wohl aus der Entstehungsgeschichte dieser eigentümlichen Verfassung und dem Umstande erklären, daß im Bundesrat sämtliche Fürsten, also auch Preußen, vertreten sind; ich halte es aber doch für einen großen Mangel.

Vollständig geändert habe ich meine Ansicht über Bürgerwehr und Nationalgarde. Ich halte es für überflüssig, ja für gefährlich, der bewaffneten militärischen Macht im Staate eine zweite bewaffnete Macht aus Bürgern gegenüber zu stellen. Der Gedanke ist thöricht, daß die bewaffneten Bürger die Freiheit

und die Verfassung gegen die Militärmacht wirksam verteidigen sollen. Gehorcht diese dem Staatsoberhaupt und ist dasselbe entschlossen, einen Gewaltstreich zu machen, so kann eine Bürgerwehr gewiß nicht widerstehen. Eine solche hat auch in Frankreich nur dann Erfolg gehabt, wenn das Militär der Regierung größtentheils nicht mehr gehorchte und zur Revolutionspartei überging. Wo dies nicht der Fall war, wie unter Napoleon I. zur Zeit des Direktoriums, ferner im Juni 1848 und beim Staatsstreich im Dezember 1851 siegten die Soldaten. Bürgerwehr und Nationalgarden sind entweder eine Spielerei oder eine Organisation für den Bürgerkrieg. Bei der jetzigen Zerklüftung der arbeitenden Klassen durch die Sozialdemokraten kann unmöglich noch von Bürgerwehr die Rede sein.

Stimmung in Berlin am 20. und 21. März 1848.

Ich will nun meiner Beobachtung der Stimmung der Berliner Bevölkerung in den Tagen des 20. und 21. März erwähnen.

Ich reiste dorthin, um die Zustände kennen zu lernen, suchte einen alten Ingenieur auf, der in den Maschinenfabriken und Gießereien noch bekannter war als ich, besuchte die Werkstätten und verschiedene Kneiplokale, wohnte der Waffenverteilung an die improvisirte Bürgerwehr bei und sprach viel mit Arbeitern, war auch zugegen, als die freigelassenen Polen nach dem Schloß zogen, Pistolen blind geladen abfeuerten, Vivats ausbrachten und Schwerin eine Rede vom Balkon des Schlosses hielt. Solche Vorgänge sahen sehr revolutionär aus, die Aufregung war auch groß, man schimpfte tüchtig auf die früheren Minister; aber eine Erbitterung gegen die Dynastie konnte ich nirgends wahrnehmen, ebenso wenig mein Begleiter. Man hielt den König für schlecht beraten, aber doch von gutem Willen beseelt, und zweifelte nicht, daß jetzt alles sehr gut gehen würde. Unter den Arbeitern, von denen manche selbst mitgefochten hatten, gaben sich keine egoistischen Motive, kein Neid gegen die besitzende Klasse zu erkennen. Bekanntlich wurde in jener Zeit weniger gestohlen als sonst. Das Eigentum war vollkommen sicher, Frauen und Kinder zirkulirten auf den Straßen, alle Läden waren geöffnet.

Ganz denselben Eindruck machten Mitglieder der Magdeburger Schützengilde und andere Bürger, die von dem großen Begräbnis der Gefallenen zurückkehrten. Viele bedauerten „den guten König“. „Er hat uns recht leid gethan, er sah doch sehr niedergeschlagen aus“, hörte man äußern. Später wurde mir erzählt, Raveaux vom Rhein sei in Berlin gewesen und habe im stillen Versuche gemacht, ob sich nicht eine provisorische Regierung bilden lasse, dies aber völlig unausführbar gefunden.

Sogar der Berliner Humor zeigte sich. Man hatte unmittelbar unter eine Kartätsche oder Granate, die in einem Pumpengehäuse der Breitenstraße steckte, die königliche Proklamation geklebt, deren Ueberschrift lautete: „An meine lieben Berliner.“ Einen Gendarm, dem man mit Kreide auf den Rücken geschrieben hatte: „Nationaleigentum“, ließ man lachend passiren.

Ich konnte nach diesen Erfahrungen mit Recht in der erwähnten Schrift

behaupten, die Dynastie sei keinen Augenblick in Gefahr gewesen, aber ich schilderte zugleich das unglaublich ungeschickte und schwache Benehmen des Ministeriums. Meine Schrift wurde überraschenderweise in der neuen preußischen Zeitung verhältnismäßig günstig rezensirt und zwar von keinem Geringeren als dem Chefpräsidenten des Oberlandesgerichts in Magdeburg, von Gerlach, der mir Beobachtungsgabe zusprach und namentlich meinem Ausspruch beitrug, daß der Schild für die Dynastie, der zu sein das Ministerium Camphausen behauptete, von Papier gewesen sei und die Dynastie nicht geschützt haben würde, wenn ein ernstlicher Angriff auf dieselbe gemacht worden wäre. Gerlach meinte, diese Einsicht habe dem zweiten vereinigten Landtage, der sich habe einschüchtern lassen, total gefehlt.

Meine Wahl für die preußische Nationalversammlung.

Auch meiner Wahl zur Nationalversammlung will ich erwähnen. Ich war erst im Herbst 1846 nach Magdeburg übergesiedelt, und glaubte als beurlaubter Beamter, dem kleinen Adel angehörig, auf Sympathie der Wähler nicht rechnen zu können. Natürlich ging ich aber in die Versammlung meines Urwahlbezirks. Dort wurde sehr viel, aber sehr konfuse gesprochen. An hochtönender Sprache fehlte es nicht, aber niemand sagte, was er eigentlich wolle, welchem Ziel er zustrebe, was er von den beiden zu wählenden Deputirten Magdeburgs eigentlich verlange. Liberal, sehr liberal war natürlich jeder. Mir riß zuletzt die Geduld, ich bat ums Wort und bemühte mich, an öffentliches Reden gar nicht gewöhnt, auseinander zu setzen, daß man sich vor allem klar machen müsse, was eigentlich geschehen solle; ob man die unbeschränkte Monarchie beibehalten oder zur konstitutionellen übergehen oder gar die Republik annehmen wolle; welche Garantien diejenigen verlangten, die der beschränkten Monarchie anhängen, ob man dem König ein absolutes oder nur ein suspensives Veto zugestehen wolle, welche Veränderungen mit der jetzigen Staatsverwaltung vorgenommen werden müßten, überhaupt, welche Bestimmungen die zu vereinbarende Verfassung zu enthalten habe. Ich gab dann meinen eigenen Standpunkt zu erkennen und erklärte mich als entschiedenen liberalen Anhänger der konstitutionellen Monarchie und Gegner aller weitergehenden Bestrebungen. Meine Aeußerungen schienen bei vielen Beifall zu finden, aber ich glaubte nicht, daß man mich zum Wahlmann machen werde, deren sechs in diesem Urwahlbezirk zu wählen waren. Einige Kaufleute, die ich damals nicht näher kannte, interessirten sich für mich, besonders einer, W. C. Schmidt, mit dem ich mich später intim befreundete und den ich stets meine politische Hebamme nannte. Ich wurde wirklich Wahlmann.

In der Wahlmännerversammlung ging es gerade so wie im Urwahlbezirk. Es trat eine ganze Anzahl von Kandidaten auf, die meisten ebenfalls entweder ohne Programm oder mit einem so unbestimmten, daß sich jeder dabei denken konnte, was er wollte. Ich machte es mir nur zum Geschäft, den einzelnen Kandidaten ganz bestimmte Fragen vorzulegen und sie dadurch zu greifbaren Erklärungen zu nötigen. Ich selbst meldete mich nicht zur Wahl, wurde aber

von einem andern Wahlmann, Prediger Hildebrand, dazu öffentlich aufgefordert und sprach mich dann ebenso offen aus wie im Urwahlbezirk, nur noch spezieller und bestimmter. Schließlich wurde mir privatim mitgeteilt, daß alle Konservativen für mich stimmen würden, weil sie keine Aussicht hätten, einen der andern durchzubringen. Dagegen zeigte sich in der Linken der Wahlmännerschaft Opposition gegen mich, die auch bestehen blieb, nachdem ich einer Aufforderung, in dieser Parteiversammlung zu sprechen, Folge geleistet hatte. Ich blieb einfach bei den Erklärungen stehen, die ich in der allgemeinen Versammlung abgegeben hatte. Meine Ansichten und Grundsätze gingen der linken Seite wohl nicht weit genug. Es blieben schließlich auf der Kandidatenliste stehen: der Gymnasialprofessor Pax, der Rabbiner Philipson, der Prediger Uhlig und ich. Gewählt wurde Pax mit einer halben Stimme und ich mit einer Stimme Majorität. Augenscheinlich hatten für mich die ganze Rechte und die gemäßigten Liberalen, für Pax die ganze Linke gestimmt. Ich sprach mich nach der Wahl gegen die Wahlmänner der Rechten dahin aus, daß die Art, wie meine Wahl zu stande gekommen, auf meine Handlungen und Abstimmungen ohne Einfluß bleiben und ich einfach meinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen folgen würde.

In der That habe ich die Genugthuung gehabt, nach der Auflösung der Nationalversammlung und meiner Rückkehr nach Magdeburg im Dezember 1848 in einer öffentlichen, stark besuchten Versammlung den Wählern der Rechten gegenüber erklären zu können, ich sei meinen vor der Wahl offen dargelegten Grundsätzen durchaus treu geblieben. Meine Abstimmungen und mein Benehmen als Präsident der Nationalversammlung seien die Konsequenz jener Grundsätze und zugleich ein Zeugnis dafür, daß ich mit Exponirung meiner Person und meiner Zukunft mich ernstlich bemüht habe, die im Frühjahr von oben herunter gegebenen Versprechungen zur Ausführung zu bringen und die im Gesetze vom 6. April 1848 erteilten Rechte zu verteidigen; nur der Gewalt sei ich gewichen. Wenn die früher konservativen, jetzt zum großen Teil reaktionären Wähler der Rechten geglaubt hätten, daß meine entschieden liberalen Erklärungen vor meiner Wahl nur Versprechungen oder Heucheleien gewesen seien, so läge der Irrtum auf ihrer Seite; ich hätte Wort gehalten. Niemand machte den geringsten Versuch, mich zu widerlegen.

Gespräch mit dem Minister des Innern Alfred von Auerswald.

In Berlin zur Eröffnung der Nationalversammlung angekommen, meldete ich mich bei dem Minister des Innern Alfred von Auerswald,¹⁾ den ich von Ostpreußen her kannte. Nicht zu verwechseln mit seinem älteren Bruder, dem nachherigen Minister Rudolf von Auerswald. Es fiel mir schwer auf die

¹⁾ Geboren 16. Dezember 1797, am 19. März 1848 in das Ministerium Arnim-Boitzenburg berufen, behielt diesen Posten auch in dem am 29. März 1848 von Camphausen gebildeten Cabinet, trat aber infolge feindseliger Abstimmungen in der Nationalversammlung am 14. Juni 1848 zurück. Später langjähriges liberales Mitglied des Abgeordnetenhauses; gestorben am 3. Juli 1870.

Seele, als ich von A. v. MuerSwald hörte, daß eigentlich noch gar keine Vorlagen für die Versammlung fertig seien, selbst die Verfassung befand sich noch in Beratung. Ich äußerte gegen den Minister, daß es vor allem darauf ankomme, die Versammlung vom ersten Tage an mit den wichtigsten Dingen stark zu beschäftigen und die Führung in die Hand zu nehmen. Wenn die Versammlung sich selbst überlassen bliebe, so könne man gar nicht wissen, wohin dieselbe steuern und wohin sie gelangen werde, ob sie nicht etwa gar ähnliche Wege einschlage, wie die französischen Generalstaaten in Versailles 1789.

Der Minister gab dies zu, meinte aber, es sei beinahe unmöglich, bei dem fortwährenden Straßenlärm und Tumult zu arbeiten! — Ich wies darauf hin, daß er, der Minister, unmöglich die Verfassung und die sonstigen höchst notwendigen Gesetze persönlich ausarbeiten könne, daß ihm aber doch genügende Kräfte unter den höheren Beamten zur Verfügung ständen, die sich durch Unruhe in den Straßen nicht stören lassen würden. Straßenkampf sei jetzt in keiner Weise zu befürchten.

Die Wahl von A. von MuerSwald zum Minister des Innern war ein sehr großer Fehler. Er gehörte zwar zur Schönschen Schule, galt auch für liberal, aber angestrenzte Arbeit war nie seine Leidenschaft gewesen. Es fehlte ihm ganz und gar an staatsmännischer Begabung und an klarer Auffassung großartiger Verhältnisse.

Die Geschäftsordnung der Nationalversammlung.

Ein zweiter schwerwiegender Fehler war die von Hansemann¹⁾ nach belgischem und französischem Muster entworfene Geschäftsordnung für die Versammlung.²⁾ Die Verweisung aller Gesetzentwürfe in die Abteilungen zur speziellen Vorberatung, demnächst die Bildung einer Zentralabteilung für jeden einzelnen Entwurf und die nochmalige Vorberatung in dieser führte notwendig zu einem äußerst schleppenden Geschäftsgange, der selbst im tiefsten Frieden nachteilig ist, in einer Zeit großer Aufregung und dringender Neugestaltungen aber höchst lähmend und schädlich wirken mußte. Der damaligen Geschäftsordnung klebte noch eine ganze Reihe anderer Fehler an. Uebereilung mußte freilich vermieden werden, es gibt aber, wie die spätere Erfahrung bewies, Formen und Bestimmungen, welche eine prompte und gründliche Erledigung der Geschäfte ohne Ueberstürzung gestatten. Gerade der Hansemannschen Geschäftsordnung haftete der bedenkliche Mangel an, daß im Plenum nur eine Beratung stattfand und es daher bei irrtümlichen oder durch zufällige Majoritäten gefaßten Beschlüssen an jedem Korrektiv fehlte, welches die später eingeführten drei Lesungen enthalten.

¹⁾ David Hansemann erhielt im März 1848 das Portefeuille der Finanzen und bildete nach Camphausens Rücktritt (25. Juni) mit MuerSwald, Kühlwetter und anderen ein neues Cabinet, das aber schon am 28. September wieder zurücktrat.

²⁾ Die provisorische Geschäftsordnung für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung berufene Versammlung findet sich abgedruckt in den Verhandlungen der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung I. Band S. 4—6.

Hansmann war sonst ein sehr begabter, beweglicher Kopf, hatte aber den schweren Fehler, daß er der ganzen Welt gegenüber sich allein für klug hielt.

Die Geschäftsordnung ist bei großen politischen Versammlungen, ganz besonders, wenn dieselben durchweg aus Neulingen bestehen, von sehr großer Wichtigkeit. Viele schlechte Bestimmungen haben sich jahrelang durch das Abgeordnetenhaus in den Reichstag hinein geschleppt, und erst nach und nach ist es gelungen, die französische Schablone umzugestalten und zu modifizirten englischen Geschäftsformen überzugehen. In Paris ist es seit Jahren dahin gekommen, daß hauptsächlich nur solche Anträge und Gesetze zur Verhandlung kommen, die als dringende anerkannt und dadurch den normalen Bestimmungen des Reglements entzogen werden. Wird die Dringlichkeit aber abgelehnt, so fällt in der Regel der Antrag oder Gesetzentwurf in den Brunnen. Das heißt die Geschäftsordnung auf den Kopf stellen.¹⁾

Berichtigungen und Ergänzungen zu den „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“.

In meinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“ Seite 22 habe ich der Scenen am 19. März morgens in Berlin nur ganz kurz gedacht, weil zu jener Zeit, als ich schrieb, der König Friedrich Wilhelm IV. noch regierte und ich damals so wenig verlesen wollte wie jetzt. Ich hatte den bedauerndwertesten Vorfall im Sinne, als die Leichen der in der Breitenstraße Gefallenen nach dem Portale des Schlosses getragen wurden und man den König zwang, herunterzukommen und die Mütze vor den Toten abzunehmen. Ich habe zwei Tage darauf Augenzeugen gesprochen und schon damals behauptet, daß dem Könige nichts geschehen sein würde, wenn er fest und laut erklärt hätte, sein Leben stehe in der Hand des Volks, aber er wolle lieber sterben, als sich einer solchen Demütigung unterwerfen. Auch jetzt noch bin ich derselben Meinung, aber nur für die damalige Zeit und die damalige Bevölkerung Berlins. Ich spreche in den „Skizzen“ (Seite 28) von dem milden Sinn des Volks, aber ebenfalls nur des damaligen Berliner Volks. Heute stände die Sache ganz anders. Siebenzehn Jahre hindurch habe ich an der Spitze einer Fabrik mit zweitausend Arbeitern diese Schicht der Bevölkerung, die keineswegs zu den untersten gehört, genau beobachten können. Die Bildung, namentlich die Humanität, ist nicht gestiegen, im Gegenteil, die Roheit und Brutalität ist entsetzlich gewachsen, die Arbeiterschicht ist von den Sozialdemokraten und entsittlichenden Lehren durchwühlt, die Hinneigung zur Anwendung von Gewalt hat auffallend zugenommen. Die Masse ist nur aufregenden Reden zugänglich, das Vertrauen zu bewährten Arbeiterfreunden fast verschwunden. Ich mußte es als einen großen Erfolg ansehen, daß ich mich 1872 beim Ausbruche eines allgemeinen

¹⁾ von Unruh hatte in der Nationalversammlung, in seiner Eigenschaft als Abgeordneter, das Wort ergriffen in den Sitzungen vom 25. 29. 30. 31. Mai, 2. 30. Juni, 1. 4. 7. 12. 21. 25. Juli, 1. 8. 15. 29. August, 2. 4. 5. 7. 11. 19. 25. 26. 29. September, 11. 14. 23. 25. 28. Oktober. Vom 28. Oktober ab war er Präsident der Versammlung.

Streifes in der Fabrik ungehindert unter den sehr aufgeregten Arbeitern bewegen und mit einzelnen sprechen konnte, ohne daß sich eine Hand gegen mich erhob; aber selbst einer gewählten Deputation von nur zwölf Arbeitern gegenüber blieben meine beruhigenden Vorstellungen über das eigene Interesse der Arbeiter, ebenso meine Auseinandersetzungen auf Grund der Rechnungsbücher ganz ohne Erfolg. Vergeblich wies ich darauf hin, daß solche Vorfälle zur Auflösung der Fabrik führen und zweitausend Arbeitsstellen verloren gehen würden, wie es auch wirklich geschehen ist. Man antwortete mit den abgedroschenen sozialdemokratischen Redensarten: Das Kapital solle keine Zinsen tragen, der ganze Nutzen gebühre den Arbeitern und so weiter. Ganz anders waren die Zustände im Jahre 1848. Im Winter 1848/49 habe ich oft von gebildeten, sonst liberalen Leuten die Aeußerung gehört, sie seien auch jetzt noch liberal, aber sie wollten sich lieber Militärdespotismus gefallen lassen, als solche Zustände noch einmal erleben, wie sie in Berlin im Jahre 1848 geherrscht hatten. Darauf antwortete ich stets, solche Vorgänge wie in jenem Jahre würde niemand wieder erleben. Schwerlich werde es sich jemals wieder ereignen, daß eine Stadt von nahezu einer halben Million Einwohner nach einer siegreichen revolutionären Erhebung fast acht Monate hindurch (vom 19. März bis Mitte November) beinahe ganz ohne Polizei und in Bezug auf politische Vergehen ohne Rechtspflege, von allem Militär entblößt, sich selbst überlassen werde, und daß dennoch nichts vorkomme, als verhältnismäßig kleine Krawalle, daß im allgemeinen Sicherheit des Eigentums und der Person herrsche, und Frauen mit ihren Kindern selbst abends unbelästigt in den Straßen sich bewegen konnten. Ueber die Bassermannschen Gestalten lachten die meisten. Man denke sich, daß Berlin jetzt, noch dazu in revolutionär aufgeregter Zeit sich selbst, wie damals, überlassen bliebe. Niemand wird daran zweifeln, daß sofort ähnliche Zustände eintreten würden wie in Paris zur Zeit der Kommune im Jahre 1871. Hat doch ein sozialdemokratischer Abgeordneter seinerzeit im Reichstage erklärt, daß er die schauderhaften Vorgänge in Paris billige und die moralische Verantwortung dafür mit übernehme. Gleichwohl besaß der Präsident des Reichstags kein Mittel, denselben aus der Sitzung zu entfernen.

Die sozialistischen Führer würden ohne Zweifel auch die Führer der Massenbewegung sein, und es bedarf keiner lebhaften Phantasie, um sich vorzustellen, was sich ereignen würde. Von solchen Dingen war 1848 keine Rede.

Lohnherabsetzung beim Elbbrückenbau in Wittenberge.

Als Beleg für das damalige Verhalten der Arbeiter will ich ein bezeichnendes Erlebnis anführen. Gerade zu derselben Zeit, als in Berlin durch die verkehrtesten Anordnungen der Behörden Tausende von Arbeitern zusammengezogen und gegen hohen Tagelohn in den Rehbergen angeblich beschäftigt wurden, in Wirklichkeit aber äußerst wenig arbeiteten, vielmehr faulenzten, trat bei der Magdeburg-Wittenberger Eisenbahn, wie fast überall, ein drückender Geldmangel ein. Es waren beim Bau der Elbbrücke bei Wittenberge etwa achtzehnhundert

Mann, darunter die Mehrzahl Erdarbeiter, in Thätigkeit. Ich bemühte mich, Geld leihweise aufzutreiben, es waren mir auch von der Dessauer Bank 100,000 Thaler zugesagt, wenn es gelänge, die schon lange nachgesuchte Genehmigung zur Ausgabe von Prioritätsobligationen, mindestens die feste Zusicherung derselben zu erlangen. Dazu geschahen die nötigen Schritte, aber es war vorherzusehen, daß darüber wenigstens vier bis sechs Wochen vergehen würden. Ich begab mich deshalb nach Wittenberge und teilte dem den Bau leitenden Baumeister Benda, meinem Begleiter auf den Eisenbahn-Studienreisen in England und so weiter, mit, daß der Kassenbestand kaum noch vierzehn Tage ausreiche und wir uns in der Lage befänden, entweder den Bau nach acht Tagen einzustellen, oder Löhne und Accordsätze um etwa ein Drittel zu ermäßigen und so uns durchzuhelfen, bis neues Geld flüssig werde. Benda bestätigte meine Vermutung, daß die Lohnherabsetzung sich durchführen lasse. Es wurden die Werkmeister und die Schachtmeister (Unteraufsesser bei den Erdarbeiten) nebst den Aufsehern zusammenberufen und denselben die Lage der Sache offen auseinandergesetzt. Die Leute hatten zum Baumeister Benda großes Vertrauen, wußten genau, daß sie nicht getäuscht wurden, und erklärten, sie hielten die Maßregel für ausführbar, wollten aber erst mit den Arbeitern sprechen. Dies geschah. Am andern Tage meldeten die Werkmeister und Aufseher, daß zwar einige hundert Arbeiter abgehen, aber die allergrößte Anzahl bleiben und sich die Lohnermäßigung gefallen lassen würde.

Nun wurde die Sache bekannt. Sofort kam der Bürgermeister von Wittenberge und protestirte lebhaft gegen die Maßregel; die Arbeiter würden die Stadt anstecken und plündern, meinte er. Ich antwortete ihm, er habe nichts zu besorgen und möge bedenken, daß eine Einstellung des Baues die Arbeiter viel mehr aufregen würde als die Lohnherabsetzung. Der Bürgermeister entfernte sich. Zwei Stunden später erschien der Landrat von Saldern sehr aufgeregt und erklärte, die Lohnherabsetzung sei unzulässig. Ich fragte ihn, ob er mir vielleicht 100,000 Thaler borgen könne, wenn nicht, so bliebe es bei der Lohnreduktion. Er könne weder die Fortsetzung des Baues anordnen noch die Höhe der Löhne bestimmen! Der Landrat beruhigte sich und meinte, er wolle mir zu meinem Beistande zwei Gendarmen schicken. „Dann gibt es bestimmt Skandal,“ erwiderte ich und bemerkte, ich würde eine solche Lohnherabsetzung nicht unternehmen, wenn ich nicht sicher sei, die große Majorität der Arbeiter auf meiner Seite zu haben. Dies überzeugte den Landrat.

Den Werkmeistern und Schachtmeistern hatte ich gesagt, ich würde unfehlbar den ganzen Bau einstellen, wenn auch nur eine Karre zerschlagen würde. Infolge dessen zeigten die Meister an, die Mehrzahl der einverständenen Leute wollte, um jeden Unfug zu verhindern, die Nacht nach dem Zahlungstage auf der Baustelle bleiben. Sie baten aber um Holz zu Wachtfeuern, was natürlich zugestanden wurde.

Am Zahlungstage verkündete ein Anschlag die herabgesetzten Tage- und Stücklöhne mit dem Hinzufügen, daß Arbeiter, welche darauf nicht eingehen wollten, ihre Entlassungsscheine zu fordern hätten. Während der Lohnauszahlung

am Sonnabend rotteten sich etwa dreihundert Mann zusammen, zogen aber ab, als sie sahen, daß mehr als tausend Mann sich auf der Baustelle lagerten. Ich reiste nach Magdeburg zurück. Am Sonntag erschien eine Deputation der entlassenen Arbeiter beim Baumeister Benda und bat um Wiederannahme zu den herabgesetzten Löhnen. Benda erklärte sich dazu bereit mit Ausnahme der zehn schlimmsten Rädelsführer. Damit waren die Leute einverstanden und sie wünschten die Namhaftmachung dieser zehn Mann; dies lehnte Benda ab und sagte ihnen, er sei kein Polizeimann, die Arbeiter selbst müßten die Namen der zehn angeben. Auch das geschah. Nach Ablauf von etwa einem Monat glückte es mir, Geld anzuschaffen. Der Bau wurde gar nicht unterbrochen. Dies alles trug sich zur selben Zeit zu, während bei Berlin eine sehr große Zahl von in den Kehlbergen beschäftigten Arbeitern durch die Ungeheuerlichkeit der Behörde demoralisirt wurde. Wollte jetzt ein Baumeister einen ähnlichen Versuch machen wie der in Wittenberge durchgeführte, es ginge sicher nicht ohne Unruhen ab. Wo jetzt Fabrikanten notgedrungen den Lohn heruntersetzen, folgt der Streik unmittelbar darauf.

(Fortsetzung folgt.)



Die Gefährdung unserer Geisteskultur.

Von

Professor Dr. G. Holtzmann.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige stehst du an des Jahrhunderts Neige!" Es wird uns eigen zu Mute, wenn wir der Stimmung gedenken, welche in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Edelsten und Besten, die geistigen Führer der Nation, ohne Frage beseelt und beherrscht hat. Wie ist es uns so fremd und unverständlich, vor allem unerreichlich geworden, dieses gehobene Gefühl, als gelte es gleichsam nur noch eine einzige, eine letzte Stufe zu erklimmen, um angesichts eines nie erlebten Sonnenaufganges die Palme des Triumphes schwingen zu können und das Reich der Menschlichkeit, welches zugleich das Reich Gottes selbst ist, anbrechen zu sehen! Was ist aus diesem feierlichen Vorjabbath geworden? Wo ist der siebente Tag selbst, das gesegnete Jubeljahrhundert, dem die Herzen so ungestüm entgegenschlugen, geblieben? Trotz allem Großen, was wir seither erleben durften als Volk und als Staat, trotz der unvergleichlichen Bereicherung, welcher im Vergleich mit den Zuständen von damals das Außen- wie das Innenleben der Zeitgenossen sich erfreut, trotz dem überraschenden, ungeahnten Aufbau unseres gesellschaftlichen und wirtschaftlichen, unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens, womit seither fast jede

Generation die vorhergehende überboten hat, stehen wir trüben Blickes und schweren Gemütes an der Reize unseres Jahrhunderts. Sieben Jahre trennen uns noch von seinem Schlusse, und wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß damit gerade Raum genug übrig geblieben ist für einen siebenjährigen Krieg, für einen alle gemachten Gewinne, alle erzielten Errungenschaften wieder neuerdings in Frage stellenden Kampf der Massen, der Massen, der Klassen, für einen politischen, aber auch für einen sozialen, zuletzt sogar für einen religiösen, für einen konfessionellen Krieg.

Wer wenigstens die letzte dieser trüben Aussichten lediglich für eine Ausgeburt der Schwarzseherei zu halten geneigt wäre, der möge nur den grellen Kontrast in Erwägung ziehen, welchen gerade in dieser Beziehung der Schluß unseres Jahrhunderts mit dem Schlusse des vorigen darstellt! Das damalige Deutschland bietet zwar in politischer Beziehung bekanntlich das unerbaulichste Schauspiel von der Welt. Aber die Freude über das so ganz anders geartete Bild des letzten Vierteljahrhunderts wird doch erheblich ermäßigt durch den Gedanken an einen andern Gegensatz, welcher im umgekehrten Verhältnisse zu dem so auffälligen Kontrast militärischer und politischer Machtentfaltung steht. Das Wort „Zentrum“ genügt, um anzudeuten, was wir meinen. Der Name hat etwas Dminöses; denn die betreffende Partei bildet seit 20 Jahren wirklich das Zentrum aller Kombinationen und Machinationen unserer inneren Politik. Jede neue Reichstagswahl stellt uns wieder vor die brutale Thatsache, daß wir im neuen deutschen Reich vor allem andern mit einer geschlossenen Partei zu rechnen haben, die in erster Linie katholisch, erst in zweiter deutsch ist. Von einem Dezennium zum andern hat seit bald zwei Menschenaltern der konfessionelle Gegensatz an Macht und Bedeutung für das Leben der Nation zugenommen, und wenn es so weiter geht, so werden wir bald nicht bloß auf dem Land, sondern auch in kleinen, größeren und größten Städten spezifisch katholische Schuster, Schneider und Gewerbetreibende aller Art neben spezifisch protestantischen Schuftern, Schneidern und so fort haben, von dem jüdisch-christlichen Gegensatz gar nicht erst zu reden. Diese wachsende konfessionelle Spaltung ist ohne Frage ganz geeignet, unser nationales Leben bis in seine Wurzeln zu vergiften. In jedes, auch das harmloseste Gebiet des Daseins und Wirkens, ja selbst des Genießens und Ausruhens, hineingetragen, lähmt er die Kraft aller gemeinsamen Motive und Impulse und ertötet in den neu aufwachsenden, sorgsamst gegen einander abgetrennten, mehr für die Konfession als für das Vaterland erzogenen Geschlechtern die Freude an demjenigen, was doch einst der Stolz und der Schmuck im Leben ihrer und unserer Väter gewesen war, an den großen Schöpfungen des deutschen Geistes auf dem neutralen Gebiete der Wissenschaften und der Künste, an der Nationalliteratur, überhaupt an allen Gütern des Kulturlebens, wie sie einst die Glanzperiode unserer Poesie und Philosophie hervorgebracht, die darauf folgende Epoche der naturwissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge immer noch erhalten und gepflegt, in mancher Beziehung sogar erweitert hatte.

Eben diese Gefahr, über deren Vorhandensein niemand sich täuschen sollte, läßt uns fast mit neidischen Blicken theils ausblicken nach fremden Nationen, theils zurückblicken auf vergangene, bessere Zeiten des eigenen Volkes. Jenes insofern, als die neuerdings errungene politische Machtstellung Deutschlands den Engländern und Nordamerikanern, den Italienern und selbst den Franzosen eine zuvor nicht dagewesene Achtung eingeflößt hat gerade für den Wert und die Macht der deutschen Gedanken schöpfungen, einschließlich auch der Musik. Ueberall unter den genannten Kulturvölkern ist ein reger Eifer erwacht für das Studium der deutschen Geistes schätze. Allenthalben sind Uebersetzung deutscher Dichtung, Erklärung und Vertretung deutscher Philosophie nichts Seltenes, ja zum Teil gesuchte Artikel geworden, während der Verfasser der neuesten „Geschichte der Religionsphilosophie“, Professor D. Pfeleiderer in Berlin (7. Auflage, 1893, S. IX) nicht ohne Grund darüber klagt, „daß die dankbare Anerkennung und Bewertung der gewaltigen Geistesarbeit unserer großen, ebenso freien wie frommen Denker, wie sie noch vor einem Menschenalter wenigstens bei der gebildeten Welt Deutschlands als selbstverständlich galt, jetzt vielfach einer stumpfen Gleichgiltigkeit, ja sogar hochmütiger Geringschätzung gewichen ist.“ Ein nicht minder schmerzlicher Rückblick aber gilt jener jetzt um ein volles Jahrhundert zurückliegenden Zeit, welche zwar kein politisch zusammengefaßtes und gefestigtes Nationalleben, dafür aber eine unerläßliche Vorbedingung zu solchem Leben in um so ausgiebigerem Maße darbot. Nie seit den Tagen der Glaubensspaltung war der konfessionelle Gegensatz in dem Maße abgeschwächt und eingeschläfert gewesen wie damals. Nicht bloß Orpheus und die Mäusen hatten den Dämon in Schlaf gesungen. Lessings und Herders Zeitgenossen hatten erstmalig auch zwischen Religion und Theologie unterscheiden gelernt, um sofort in der Schule Kants weitere Entdeckungen zu machen, in deren Folge das bewußte Interesse, welches jetzt die Sittlichkeit an der Religion nahm, sich gründlich los sagte und abtrennte von blinden Gemüths- oder Phantasiebedürfnissen nach Mirakel und Mythologie. In dieser reineren Atmosphäre ging dem Fanatismus der Atem aus — wenigstens vorübergehend und zeitweilig. Der Genius der Religion blickte die Menschheit mit sanften und versöhnten, oft sogar allerdings mit erstaunlich nüchternen Augen an; keine Erinnerung an Blut und Feuer glühte mehr in diesen Augen. Ueber die Zeiten der Verfolgungen und der Martyrien hatte sich ein Lethestrom ergossen. Die Ältesten unseres heutigen Geschlechts erinnern sich vielfach noch der Nachwirkungen jener Zeit; denn bis in die zwanziger und dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts herein konnte man hier und dort im deutschen Vaterlande katholische und protestantische Geistliche in gut nachbarlichen Beziehungen zu einander stehen, kollegialischen Verkehr mit einander unterhalten, ja sogar zuweilen wechselseitige amtliche Aushilfe sich leisten sehen. Auch der literarische Austausch der Ideen war ein reger zwischen den konfessionellen Lagern. Gerade damals, als Deutschland nur ein geographischer Begriff war, wußten sich dafür solche in erster Linie als Deutsche, welche sich heute vorzugsweise viel mehr als Katholiken oder als Protestanten fühlen und darum gegen-

seitig mehr oder weniger ausschließen. Die gemeinsame Arbeit an der vaterländischen Kulturaufgabe verband weite Teile des deutschen Volkes, welche sich heutzutage nur noch durch geschärftes konfessionelles Empfinden gegensätzlich bestimmt fühlen.

Unter allen Einbußen, die wir in unserer Jahrhundertsschlufrechnung einst werden zu verzeichnen haben, ist die angedeutete wohl die schlimmste, die beklagenswerteste. Wir reden jetzt nicht weiter von der politischen Zerklüftung, von den unnatürlichen Sonderungen und Scheidungen, die bis in das Leben der lernenden und spielenden Jugend hinab durchgeführt werden sollen und in ihren letzten Folgerungen nur dazu führen könnten, daß man sich überhaupt gegenseitig über nichts mehr zu verständigen vermöchte, weil es nicht bloß eine katholische und eine protestantische Theologie, sondern auch eine katholische und eine protestantische Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft geben würde. Wohl aber denken wir an den drohenden Zerfall aller geistigen Errungenschaften, aller Werke der Kultur, aller Schöpfungen einer frei und mündig gewordenen Menschheit. Dieser Großmacht gilt im letzten Grunde der Ansturm, den wir heute erleben. Noch vor wenigen Jahren hat dieses Ansturmes als einer aussichtslosen, nur die Unternehmer kompromittirenden Farce mancher sorglos gelacht, der heute den Ernst der Situation ganz anders zu würdigen versteht. Was zuvor nur ein Sturm der Fliegen gegen das Licht schien, darin sie sich höchstens selbst die Flügel verbrennen können, das erscheint jetzt in schreckhaft verwandelter Gestalt, gemahnend an die Heuschreckenverwüstungen im Süden oder an den Raupenfraß in unseren nordischen Wäldern. Wer etwa ein derartiges Naturphänomen gesehen hat, der trägt eine ebenso unauslöschliche wie unheimliche Erinnerung mit sich. Da hilft kein Widerstand, da gibt es kein Entrinnen; bewältigt von Milliarden kleiner, gefräßiger Feinde sinkt die Hoffnung eines ganzen Jahres zur Erde. Da gilt nur noch die erbarmungslose Lösung: „Rein ab, rein ab!“

Der kürzlich verstorbene Ernst Renan hat gelegentlich die Tragik der Weltgeschichte ausgedrückt gefunden in den melancholischen Worten der alttestamentlichen Propheten Habakuk und Jeremias: „So arbeiten die Völker für nichts und fürs Feuer mühen sich die Nationen.“ In der That verfügt der Pessimismus über kein gewaltigeres Motiv als über die geschichtliche Thatsache, daß reiche und blühende Kulturstätten immer wieder zugeschüttet und begraben werden von der fliegenden Asche, welche die vulkanischen Eruptionen des religiösen oder nationalen Fanatismus über Land und Meer austreuen. Eine durch nichts verbürgte, aber freilich recht bequeme Philistermoral und Phäakenpolitik bildet sich freilich zum Teil heute noch ein, die Sonne der modernen Kultur werde und könne niemals untergehen. Wer dagegen die Zeichen der Zeit irgend zu deuten versteht, der weiß, daß die päpstliche Enzyklika vom 8. Dezember 1868, welche alle unsere politischen und sozialen Güter, alle unsere gesellschaftlichen und bürgerlichen Freiheiten, alle Errungenschaften des Geistes und des Gewissens, wie wir sie verstehen und schätzen gelernt haben, direkt bedroht und bannt, keineswegs ein unschädlicher Papierdrache gewesen ist, welchen Kinder und solche,

die es werden wollen, sich selbst zum Vergnügen steigen ließen. Nein, um dies alles wird gekämpft und muß mit steigendem Ernst gekämpft werden, wenn, was gestern und heute noch unser war, morgen und übermorgen unseren Kindern nicht schon fremd und verloren sein soll. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Das muß am Schlusse des Jahrhunderts die Losung aller derjenigen sein, welche die Verheißungen, womit sein Anfang unser Volk und die Menschheit begrüßt hatte, hochhalten und ihre eigenen Nachkommen nicht um die Erfüllung derselben betrogen sehen möchten.

Wir würden übrigens ungerecht sein, wenn wir die dringliche Gefahr des Verlustes dieser Güter nur etwa auf die Rechnung derjenigen setzen wollten, deren Strebeziele und Ideale aus jenem, der erwähnten Encyklika beigegebenen Syllabus zu erkennen sind, darin jeglicher Rationalismus in Glaubenssachen, alle Ansprüche auf Glaubens-, Kultus- und Preßfreiheit, ja sogar jeder Gedanke an irgend welche Versöhnung zwischen moderner Zivilisation und Kirche zu den Dingen gerechnet werden, die jeder gute Christ verdammen müsse. Allerdings hat damit der Ultramontanismus ein Aktionsprogramm erhalten, an dessen Realisirung er seither unverdrossen und unentwegt arbeitet. Man kann sogar eine Art von Verdienst darin finden, daß er die Konsequenzen dieses Programms immer unverhüllter und rückhaltloser zu ziehen unternimmt, es überhaupt mit einer noch nie dagewesenen Offenheit formulirt und ausspricht. Wahrer und cynischer zugleich hat kaum je der Ultramontanismus geredet, als einer seiner erfolgreichsten Vertreter, Louis Veuillot, 1875 that: „Da, wo wir in der Minderheit sind, beanspruchen wir die Freiheit nach neueren Grundsätzen; wo wir die Mehrheit haben, versagen wir sie nach unseren religiösen Ueberzeugungen!“ Offen ist es auf den großen Katholikentagen der letzten Jahre ausgesprochen worden, daß die Kirche Oberaufsicht und Leitung nicht etwa bloß des gesamten Volksschulwesens, sondern des Unterrichts und der Erziehung der Menschheit überhaupt auf jeder Stufe und in jeder Richtung des Wissens und Könnens beansprucht, und zwar alles im Namen der Freiheit. Auch auf den Universitäten soll wieder der heilige Thomas von Aquino herrschen, nicht bloß mit seiner Theologie, sondern auch mit seiner aristotelisch-platonischen Metaphysik, mit seiner kurialistisch gerichteten Staats- und Rechtslehre, mit seiner mythologisch bedingten und beschränkten Naturkunde, und zwar alles im Namen der Wahrheit. Noch in jüngster Vergangenheit wurden solche Forderungen auf den Landtagen großer und kleiner Staaten mit ungestümer Dreistigkeit erhoben.

Es muß doch schon recht dringende Gefahr im Anzuge sein, wenn sogar einem Jesuiten, der bis vor wenigen Jahren selbst ein Vorkämpfer im Streit wider Protestantismus und freie Wissenschaft gewesen ist, wie der bekannte Graf Hoensbroech, plötzlich graute vor dem rapiden Verlauf der Dinge, so daß er nicht bloß für seine Person mit Jesuitismus und Ultramontanismus zu brechen sich entschloß, sondern auch den Zeitgenossen wo möglich noch die Augen zu öffnen versucht, ehe es zu spät ist. In seiner neuesten Schrift: „Moderner Jesuitismus“ gibt er uns aus dem Kulturprogramm, wie es sein früherer Ordens-

genosse von Hammerstein entworfen hat, unter anderem folgende Stelle zur Erwägung anheim:

„Das gesamte Schulwesen des Staates, nicht bloß die Volksschule, auf welche er ja eigentlich kein Recht hat (nach der Ansicht der Klerikalen; in Wahrheit hat er das Recht des Schöpfers auf sein Geschöpf), sondern auch seine Gymnasien, seine Universitäten, seine Kadettenanstalten u. unterstehen bis zu einem gewissen Grade der Kirche, und zwar direkt in religiöser und sittlicher Hinsicht, indirekt in weltlicher, soweit eben die Beziehung auf Religion und Sittlichkeit in Frage kommt.“ Damit nicht genug, fordert die Kirche daneben auch noch das Recht, Schulen aller Art zu gründen und unabhängig von jeder staatlichen Einmischung oder Oberaufsicht zu leiten. Katholische Eltern dürfen ihre Kinder nicht in Schulen schicken, deren oberste Beaufsichtigung und Leitung einer nicht-katholischen Regierung zusteht, es sei denn, daß im einzelnen Falle eine genügende Erkundigung außer Zweifel stellt, es sei „für Glauben und Unschuld keine erhebliche Gefahr“. Dasselbe gilt natürlich auch für höhere Schulen und Universitäten. Wenn eine Lehre auftaucht, deren Irrigkeit sich nicht sofort nachweisen läßt, die aber verdächtig ist, dem Glauben zu widersprechen, so kann die Kirche ihren Vortrag in Wort und Schrift verbieten, und alle Professoren und Schriftsteller, „welche durch die Taufe in den Unterthanenverband der Kirche aufgenommen sind“, haben Folge zu leisten. Denn Jesus hat zu seinen Jüngern gesagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! Und alle Welt ist damit verpflichtet, in der Kirche die oberste Lehrerin auf allen Gebieten anzuerkennen. „Die Staats- und Schulidee, wie sie vom modernen Staate aufgefaßt und gehandhabt wird, verdient die Prädikate Ungerecht, Unchristlich, Immoralisch, Unehrenhaft.“ „Man möchte über das Portal jeder nicht wahrhaft kirchlichen Schule als Rainmal die Inschrift von Dantes Hölle setzen:

„Durch mich geht's ein zur Stadt der Qualerker'nen,
Durch mich geht's ein zum ew'gen Weheschlund;
Durch mich geht's ein zum Volke der Verlor'nen:
Daß gegen Gott war meines Daseins Grund!“

Der Protest, welchen gemeinsam mit dem Exjesuiten auch der Führer des „Evangelischen Bundes“, der protestantische Theologe W. Beyschlag, im „Deutschen Wochenblatt“ (1893, Nr. 44, S. 517—519) gegen derartige Ansprüche erhoben hat, ist begreiflich. Vor allem aber hat man Ursache zur Freude und Zustimmung darüber, daß die angeführte protestantische Kundgebung sich gelegentlich auch gegen die „unglaubliche Verblendung“ derjenigen richtet, welche den jesuitischen Ansprüchen mit den Abschlagszahlungen eines Zedlitzschen Schulgesetzentwurfes entgegen kommen zu sollen glaubten. Damit sind aber in erster Linie gewisse protestantische Kreise hochkonservativen Charakters getroffen. Man begreift darum, wie bei der Beratung über das Jesuitengesetz die eine Hälfte dieser Gesellschaft im Reichstage lieber durch Abwesenheit glänzen, als gegen den Antrag des Zentrums stimmen mochte. Die Betreffenden sagten sich wohl mit Recht, daß sie in Theorie und Praxis, namentlich aber bezüglich der letzten Ziele ihrer

ganzen Politik mit dem Jesuitismus viel mehr Verwandtschaft fühlen müßten, als mit den Vertretern des modernen Staats- und Kulturlebens. Für sie wie für die klerikal-jesuitische Partei handelt es sich schließlich um nichts weniger oder mehr als um vollständige Entmündigung oder Entmannung des Volksgeistes, eine Zurückschraubung seiner kraftvollsten und blühendsten Entwicklung auf ein Stadium, das für die katholische Fraktion um 600, für die protestantisch-kirchliche um 300 Jahre rückwärts liegt. Wer nun aber darüber im klaren ist, daß jede Zurückschraubung überhaupt nur vermöge eines gewaltsamen Eingriffes in das gesunde Triebleben des Volksgeistes möglich ist und daher unter allen Umständen nur Bruch und Ruin, Zerknückung und Zerstörung bedeutet, dem wird es auch nicht darauf ankommen, ob auf diese oder jene Zeitlänge zurückgeschraubt werden soll. Dadurch allein unterscheiden sich ja die beiden Angriffsunternehmungen, welchen das Palladium unserer geistigen Errungenschaften heute ausgesetzt ist. Dort wird alles Heil von Wiederherstellung der scholastischen Weltanschauung, hier von der Neubelebung der Theologie der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts erwartet. Im übrigen sind die Motive des Sturmlaufens die gleichen, wie auch das Ziel, Verdrängung der wissenschaftlich und ästhetisch fundamentirten Kultur durch eine klerikal beaufschlagte, theologisch gebundene Theorie und Praxis, das gleiche ist. Nur ist es prinzipwidriger und darum schimpflicher und empörender, wenn uns von protestantischer Seite und unter der Fahne der Reformation Unsinnen gestellt werden, welche jede Reformation im Prinzip unmöglich gemacht hätten und das auf dieser Seite gleichzeitig beliebte Frontmachen gegen ultramontane und jesuitische Forderungen als eitle Windmachelei erscheinen lassen. Der Dogmatismus hier und der Dogmatismus dort stehen nicht bloß dem wissenschaftlichen, sondern auch dem religiösen Geist und Verständnisse unserer Zeit gleich fremd und unverständlich gegenüber. Unsere wahrhaften und heiligsten Ideale liegen gleichmäßig darüber hinaus.

Zum Zeugen dafür, daß auch religiös gestimmte, ja in entschieden positiv christlichem Sinn empfindende und handelnde Geister nicht anders denken, rufen wir unter zahllosen Kundgebungen, welche in dieser Richtung gehen, als eine der letzten und neuesten die im vergangenen Jahr (1893) unter dem Pseudonym „Sorgenvoll Wohlgenut“ in Bonn erschienene Broschüre: „Quousque tandem“ an. „Wer kennt diese Bekenntnischriften, wer liest, wer studirt sie? Thatsache ist es, daß sie abgrundweit von dem geistigen Leben der Gegenwart entfernt liegen und das selbst da, wo man eindringlich und ernst fragt: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Ist es eigentlich eine unbegreifliche Verständnislosigkeit für die Gegenwart oder ist es eine beklagenswerte Ratlosigkeit der Noth der Zeit gegenüber, daß man bei jenen Bekenntnissen sein Heil sucht?“ „Will man denn die aus dem Geistesleben unserer Tage hervorquellenden Zweifel heben durch Vermaledung aller freien Forschung?“ „Will man das herabgesunkene Ansehen der heiligen Schrift dadurch lediglich heben, daß man das sechzehnte Jahrhundert wider das neunzehnte in die Schranken ruft?“ „Es ist doch noch sehr die Frage, ob durch Fesselung des Geisteslebens von heute in die Erkenntnisstranken, bis

zu denen man vor 300 Jahren vorgedrungen, die nie wertlos werdenden Güter der Reformatoren zu bewahren sind für die, welchen der Protestantismus die Freiheit des Christenmenschen garantiren soll! Fraglos aber ist, daß das Ansehen der evangelischen Kirche dem römischen steifen Kolosß gegenüber darin zum großen Teil beruht, daß sie ihren Gliedern erlaubt, sich mit der Kultur-entwicklung als freie, selbstverantwortliche Menschen auseinanderzusetzen“. (S. 65 f.)

Die auch in diesem Gutachten eines frommen und bibelgläubigen Mannes gesetzte Möglichkeit, daß die Kirche sich in ein bildungsfeindliches Institut verwandeln und zuletzt den geschlossenen Widerstand aller lebenskräftigen und zukunfts-vollen Elemente der Gesellschaft herausfordern werde, hat schon Schleiermacher ins Auge gefaßt in einem seiner bekanntesten Worte, das als Motto für die gesamte Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts dienen kann. Er sieht darin die Kirche an den Scheideweg gestellt, da sie sich zu entschließen hat, ob wirklich die Bildung mit der Irreligiosität und die Religion mit der Unkultur davongehen soll. Das große Fahrwasser unserer Kirchlichkeit hat in der That eine solche Richtung bereits eingeschlagen. Zwar am Rande seiner Gewässer kann man zuweilen eine Bewegung beobachten, die in der gerade entgegengesetzten Richtung sich zu bewegen scheint wie die breite Mitte, und auf dem weiten See gibt es Unterströmungen, welche nicht dahin streben, wo der Wind die sich auf der Oberfläche kräuselnden Wellen hintreibt. Man darf diese Realitäten nicht ignoriren oder unterschätzen, wenn man gerecht sein und die immerhin noch recht beträchtliche wohlthätige Bedeutung zum eigenen Schaden verkennen will, welche dem kirchlichen Faktor im Gesamtleben unseres Volkes zukommt. Wer aber zunächst achtet auf das, was in die Erscheinung tritt, auf die rohen und wüsten Hezereien, welche fast jahraus jahrein gegen einzelne Vertreter der Natur- und der Geisteswissenschaften, vor allem auf wissenschaftlich frei arbeitende Theologen veranstaltet werden, wer den entschlossenen Kampf, den die blanke Unwissenheit gegen die höheren Bildungsanstalten und Lehrinstitute eröffnet hat, wer den Bann, welchen der Klerikalismus auf unsere großen Geister, auf die Denker und Dichter der Nation geschleudert hat, die Geflüssentlichkeit, womit jene als Schriftsteller wie als Menschen in den Kot gezogen werden sollen, beobachtet, der kann allerdings gelegentlich einmal in Versuchung sein, recht pessimistisch über den Wert der heutigen Kirchlichkeit zu denken, der kann die Frage sich vorlegen, ob wir nicht ohne sie ebenso gut oder besser, menschenwürdiger leben würden, und dies um so mehr, als wir von den Besten unter den theologischen Führern des Jahrhunderts, Richard Rothe voran, Reich Gottes und Kirche unterscheiden, ja auch ein Christentum ohne Kirche, Geistlichkeit und Kultus denkbar erachten gelernt haben.

Wie sehr derartige Betrachtungen im Zuge der Zeit gelegen sind, wie gewaltig sie sich dem aufmerksamen Beobachter aufdrängen, hat in dem oben schon genannten Werke über die Geschichte der Religionsphilosophie auch D. Pfeleiderer gefühlt. Auch er führt das Schicksalswort aus Schleiermachers Munde an und macht die Möglichkeit einer gesunden stetigen Fortentwicklung

davon abhängig, ob wir uns eine Fähigkeit bewahren, die uns früher ausgezeichnet hat und von Carlyle, dem großen Kenner deutscher Geisteskräfte, dahin formulirt worden ist: „Ehrfurcht zu verjöhnen mit Klarheit, zu beugen und zu bekämpfen, was falsch ist, und doch zu glauben und zu verehren, was wahr ist.“ Dazu bemerkt Pfleiderer: „Es ist eine alte Lehre der Geschichte, daß die Kultur eines Volkes nur so lange gesichert ist, als die Gesinnung seiner großen Mehrheit von gemeinsamen sittlichen Ideen beherrscht wird, und daß diese nur Bestand haben, wenn sie in einer allgemeinen religiösen Weltanschauung ihren Grund und Rückhalt finden. Hinwiederum ist aber auch das nicht minder gewiß, daß eine religiöse Weltanschauung nicht auf die Dauer sich zu behaupten vermag, wenn sie zu fest verwachsen ist mit Vorstellungen einer alten Ueberlieferung, über die eine spätere Bildung hinausgewachsen ist. Darum ist es von größter Wichtigkeit, daß der sittlich religiöse Kern des Christentums aus den Schalen seiner veralteten dogmatischen und legendarischen Ueberlieferungen herausgeschält und seine bleibende Wahrheit von der vergänglichen Form unabhängig gemacht werde“ (S. X).

Man sollte denken, in letzterer Richtung allein müsse die Aufgabe jeder ehrbaren Theologie, insonderheit jeder ihres Ursprungs eingedenk bleibenden protestantischen Theologie gelegen sein. Statt dessen sehen wir die gegenwärtig in der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Konsistorien und Synoden herrschende, absolut rückläufige Strömung sich erschöpfen in Repräsentationen und Restaurationen der tollsten Art, als ob es jetzt nur darauf ankäme, aus alten Katechismen und Bekenntnisbüchern, aus alten Agenden und Kirchenordnungen, aus alten Erbauungs- und Gesangbüchern eine Art von Barrikade aufzubauen, davon man annimmt, sie werde nicht bloß von beamteten Zionswächtern gegen den Ansturm der auflösenden Mächte zu verteidigen sein, sondern auch als wirksamstes Schutzmittel für alle bestehenden Autoritäten und Besitztümer sich bewähren. Eine der unbegreiflichsten Illusionen der Zeit, diese papierene Burg! Der Protestantismus, der aufgeht in Kirchentümlei, ist nur noch ein verkümmertes Protestantismus, und eine protestantische Kirche, die mit den kulturfeindlichen Bestrebungen des Ultramontanismus wetteifert, ist nur noch ein verzerrtes Miniaturbild der römischen. Was der Protestantismus geworden ist, das verdankt er wahrlich nicht seiner kirchenbildenden Schöpferkraft. Diese konnte es vielmehr niemals aufnehmen mit dem sicheren Instinkt, welchen auf diesem Gebiete der Katholizismus bewahrt hat. Was der Protestantismus in der Weltgeschichte bedeutet, das wäre er nimmermehr ohne den Bund mit der Wahrheit und mit der Freiheit geworden. Wann und wo immer er diese Wahlverwandtschaft verleugnet, übt er nicht bloß Verrat an dem Kulturerbe der modernen Welt, sondern auch am eigenen religiösen Prinzip; er wirkt nicht bloß mörderisch überhaupt, sondern speziell selbstmörderisch.

Das aber ist in der That das Bild, welches sich demjenigen entrollt, der nur auf die weithin sichtbaren kirchlichen Zeichen der Zeit achtet, nur die lautesten Kampfesrufe vernimmt, zumal in der Landeskirche des größten deutschen Staates, welcher so gern als der Hort des Protestantismus gepriesen wird. Wessen Er-

innerungen weiter zurückgehen und etwa das letzte Vierteljahrhundert umfassen, der kennt die wenig schamhafte Art und Weise, womit ein ebenso kurz-sichtiger wie gewaltthätiger Klerikalismus selbst das glorreiche Bild der Jahre des nationalen Aufschwungs verunziert und an seinem Teile verpfuscht, vielen Tausenden, die neben den Machtfragen auch noch für Wahrheitsfragen Sinn bewahrt hatten, die Freude daran so viel wie möglich verdorben hat. Die Vorhand dabei hatte, wie billig, der welfisch-lutherische Obscurantismus, dessen traurige Ruhmestitel die Glaubensgerichte bilden, an welche die Namen Portig, Höpfner, Klapp, Beesenmayer, Becker, Stephan, Bahnsen, Lüpfte erinnern. Aber dicht daneben steht die speziell preußische und womöglich noch stattlichere Reihe Hanne, Visco, Sydow, Hoßbach, Schramm, Werner, Hasenclever, Kühl, Lau, Dieckmann und Lühr, beziehungsweise auch H. Ziegler. Lauter Fälle von Gewissensuntersuchungen, Maßregelungen und Nichtbestätigungen, deren Gesamtwirkung wenigstens zu dem Urtheil berechtigt, daß vor dem Druck, welchen eine, lange Zeit über mit fast unumschränkter Machtfülle ausgestattet gewesene Partei ausübte, die lautesten Wünsche der Gemeinden und die sonnenklarsten Forderungen des wissenschaftlichen Gewissens nicht aufkommen konnten. Fürst Bismarck hat einmal zum großen Aerger der damaligen Berliner Hofprediger das Wort fallen lassen, er habe wenig Lust, neben dem katholischen Zentrum auch noch ein protestantisches vor sich zur Entfaltung kommen zu sehen. Thatsächlich hatte er mit einem solchen zu rechnen, und die überhastete Art, womit sein eigenes Regiment infolge des panischen Schreckens, welchen die Attentate zweier Missethäter hervorgebracht hatten, seit 1878 den Rückzug auf mehr als einem Punkte der inneren Politik angetreten hat, war schwerlich bloß eigenster Entschluß oder etwa in den Konsequenzen einer neuen Handelspolitik gelegen. Doch wir kehren zu den Jahren 1892—94 zurück und zu dem die norddeutschen Kirchenhallen unter entsprechender, aus Württemberg und Baden ertönender, Begleitung füllenden, wenig anmutenden Konzert, dessen Leitmotiv in dem Ruf: „Wider die Irrlehre“ bestand. Uebermals wie in den Tagen der Visco-Sydow-Prozesse waren es einzelne, auf diesem Gebiete wohl eingeübte Oberregisseure, nur nicht mehr gerade die hochmächtigsten, welche den ganzen Spektakel wüthester Agitation und demagogischer Verheerung in Scene gesetzt hatten, weil sie wieder einmal die Zeit darnach angethan erachteten, um ihren Weizen zur Blüte zu bringen. In der Form, welche dem Streit von dieser Seite her gegeben wurde, handelte es sich im Grunde nur darum, ob der Kern der Religion im Phantasiebedürfnisse oder in der inneren Erfahrung der sittlichen Persönlichkeit liege. Wir lassen die in Kürze nicht wohl darstellbaren Kampfobjekte liegen, wie sie liegen. Der Kampf selbst ist durch einen oberhirtlichen Erlaß der Behörde und Berufung eines „Gegenprofessors“ an die theologische Fakultät in Berlin zunächst erledigt. Sachlich ist dabei nichts von der Stelle gebracht und gefördert, aber doch zunächst eine gewisse Pause geschaffen worden.

Zum Erschrecken klar ist aber, während der Kampf noch tobte, und auch nachgehends, der durchschnittliche Bildungsgrad eines leider recht erheblichen

Teiles der Geistlichkeit, beziehungsweise der geradezu bildungsfeindliche Standpunkt geworden, welchen sie einnehmen. Der seit dem berührten Systemwechsel von 1878 in der Geistlichkeit Norddeutschlands vielfach herrschend gewordene Geist ist schon oft als „Feldwebelstheologie“ bezeichnet worden. Wo dieser Geist unumchränkt waltet, da erscheint der Geistliche als eine Art Unteroffizier, welcher die Gemeindeglieder nach Anleitung seiner Vorgesetzten, die hier Superintendent, Generalsuperintendent und so weiter heißen, zu drillen und zu maßregeln hat. Die Thatsache, daß der bekannte, jetzt in Berlin wirkende Oberstlieutenant Ch. M. von Egidy nach Veröffentlichung seiner Schrift: „Ernste Gedanken“ sofort seine Entlassung aus dem sächsischen Militärdienst erhalten hat, stimmte das Organ Stöckers, die „Deutsche Evangelische Kirchenzeitung“ recht trübe. „Die Armee diszipliniert ihren Oberstlieutenant, die Kirche diszipliniert weder in Sachsen noch in Preußen irgend eines ihrer Glieder,“ namentlich auch keinen Professor. Letzteres ist der Refrain aller dieser Lamentationen. So schwer es ihr auch gemacht wird, hier und da gelingt es doch einer dogmatisch gerade und frei oder wenigstens geschichtlich unbefangenen verfahrenen Theologie, einen oder mehrere ihrer Vertreter durchzusetzen. Lediglich mit Anhängern einer unbelehrbaren Reaktionstheologie, ausschließlich mit Advokaten der Tradition sind wohl nur zwei oder drei evangelisch-protestantische Fakultäten Deutschlands bedient. Es ist auf den einer wissenschaftlichen Kontrolle am leichtesten zugänglichen Gebieten der Theologie mit einer so zähen, von seiten der rein weltlichen Bildung nicht immer recht gekannt und gewürdigten Schaffenskraft und mit so reichem Erfolg gearbeitet worden, daß kaum einer der jüngeren Fachgenossen, wenn er in die Lage kam, sich mit solchen Dingen etwas vertrauter machen zu müssen, ganz auf dem alten Fleck verharren konnte, so daß es eine allgemeine und kaum zu widerlegende Rede geworden ist, ein Professor der protestantischen Theologie von ganz unzweifelhafter, nirgends durchlöcherter oder angefressener Orthodorie werde heutzutage vergebens gesucht. „Einen Theologen von größerem Namen, der ganz und nur nach Inhalt und Form das, was man Repristinatioistheologie nennt, treibt, kennen wir nicht“ — so lesen wir in der 1893 erschienenen zweiten Auflage von R. Kübels Buch „über den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie“ (S. 4 f.). Und doch steht der, welcher so schreibt, selbst fast auf dem rechten Flügel dieser „modernen Theologie“ und will allen liberalen Geistlichen, die für ihre von der Kirchenlehre abweichenden Ansichten „das Vortragsrecht im Amt der Kirche in Anspruch nehmen“, ohne weiteres den Stuhl vor die Thür setzen. Kennt er wirklich keine gänzlich hartgesottenen Sünder „von größerem Namen“, so gibt es ihrer doch unzählige von kleinerem und ganz kleinem Namen. Aber „die Masse thut's“. Man lese nur die Verhandlungen, wie sie jahraus jahrein auf nicht gar wenigen jener Pfarrsynoden und Pastorenkonferenzen, auf welchen der Landpfarrer einen guten Teil seiner geistigen Ausstattung zu empfangen pflegt, wie sie beispielsweise auf der letzten Augustkonferenz zu Berlin geführt wurden, und man wird fast betäubt dastehen unter diesen, gewöhnlich ohne Aufhalt und Wider-

stand zu finden, sich ergießenden Sturzwellen von blindem Fanatismus, von krassester Unwissenheit und von ungezügelter Wut gegen die Professoren und Fakultäten. Man höre, was auf der genannten Konferenz Pastor Gensichen und mit ihm die ganze Schar der Konferenzmitglieder zu klagen und zu fordern hat! Auf den Gymnasien sei dem Religionsunterricht mehr Zeit einzuräumen, überhaupt die gebührende zentrale Stellung zu verschaffen und die Schüler in seelsorgerliche Behandlung zu nehmen. Von den Universitäten sind „die negative Bibelkritik“ (das heißt im Munde dieser Herren alle wirkliche Kritik) und „die Irrlehre der Ritsch'schen Schule“ (die ihrerseits doch noch den „liberalen Theologen“ teilweise feindlich gegenübersteht) fernzuhalten; die Kandidaten der Theologie sollen „von der Kirche unter ihre Flügel genommen“ (das heißt noch ganz anders als bisher auf das *mot d'ordre* eingeübt) werden; „liberale Privatpatrone“, das heißt solche, die nur freier zum Bekenntnis der Kirche stehende Kandidaten berufen, sollen als „pflichtvergessen“ ihres Patronatsrechtes beraubt, Kandidaten, welche derartige Erklärungen über ihren freieren Bekenntnisstand geben, sollen womöglich schon von der Ordination, jedenfalls von der Mitarbeit in der Kirche ausgeschlossen werden; ebenso müssen „ungläubige Professoren“ von den Prüfungskommissionen ferngehalten, vor allem muß der Kirche auf Besetzung der Fakultäten der gebührende entscheidende Einfluß eingeräumt werden; „gegen die Verführung, Beunruhigung und Verwirrung der Gemeinde durch die Irrlehre der modernen Schule ist ein Kampf bis aufs Blut und Leben“ zu führen; und „auch davor sollen wir nicht zurückschrecken, die Vertreter dieser Schule aus der amtlichen Mitarbeit an der Kirche herauszudrängen.“ Eine vorzügliche Gelegenheit, dieses Eliminationsprogramm praktisch zu machen, werden die Verhandlungen der nächsten Generalsynode über den Gebrauch des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Liturgie, bei Taufe und Konfirmation bieten. Man hofft vor allem eine persönlich bindende agendarische Bekenntnisformel einführen zu können, durch welche die liberalen Theologen, die sich gewissenshalber einer solchen nicht unterwerfen können, endgültig und auf Einem Haufen aus der Kirche herausgeworfen werden sollen. Auch hier wie anderwärts laufen alle klerikalen Forderungen auf ein vom Staat unabhängiges Kirchenregiment nach dem Muster des katholischen hinaus. „Statt der juristisch geleiteten Behörde müssen wir bischöflich geartete Persönlichkeiten an der Spitze des Kirchenregiments haben, und den juristischen Mitgliedern des Kirchenregiments müßte die Verpflichtung auf das Bekenntnis der Kirche auferlegt werden.“ So erscheint denn schließlich mit dem protestantischen Zentrum auch der protestantische Papst auf der Bildfläche, welcher mit seinem älteren Stiefbruder in Rom wenigstens im Sturm lauf wider alles, was uns modernen Menschen wertvoll und heilig ist, brüderlich zusammenwirken und wetteifern wird.

Damit niemand das letztere etwa für eine inhaltslose Phrase halte, zeichnen wir zum Schlusse noch das Bild dieser angestrebten bischöflichen Herrlichkeit nach dem Leben. Abermals seien die Farben dazu der unmittelbaren Gegenwart entliehen! In der letzten Charwoche wurde die evangelische Christenheit der

Provinz Hessen mit einem langen Fastenhirtenbrief ihrer drei Generalsuperintendenten überrascht, welcher in einer bisher in der evangelischen Kirche unerhörten Weise direkt gegen zwei angesehenen Lehrer der evangelischen Landesuniversität in Marburg vorgeht, beziehungsweise die den Superintendenten unterstellte Geistlichkeit vor der von dort aus verbreiteten Irrlehre warnt und allen Kandidaten der Theologie, welche sich als davon angesteckt erweisen sollten, Ausschluß aus der kirchenamtlichen Thätigkeit in sichere Aussicht stellt. „Zur rechten Prüfung des persönlichen Glaubenslebens“ wird für die Zukunft den von der Universität so unzureichend ausgerüstet kommenden Kandidaten „eine eingehendere Erprobung“ in Aussicht gestellt, welche jedenfalls über die Grenzen einer einstündigen Unterredung hinausgehen solle.

Man muß, um dieses förmliche Kezengericht, das drei künftige Oberbischöfe ohne jede Namhaftmachung einer rechtlichen Zuständigkeit ausüben, dieses Interdikt, mit welchem sie die Vorlesungen zweier vom Kaiser berufenen Universitätslehrer belegen, diese Bedrohung und Beirung der studirenden Jugend, die doch zunächst auf Bildung einer ehrlichen und gediegenen Ueberzeugung gewiesen, nicht aber angeleitet werden sollte, ihren künftigen Generalsuperintendenten möglichst nach dem Munde zu reden — man muß, um dies alles recht würdigen zu können, wissen, daß die zwei angegriffenen Lehrer nichts weniger als „liberale“ Theologen sind, daß vielmehr eine ausgesprochene Antipathie gegen den theologischen Liberalismus von jeher zu ihrem persönlichen Signalement mehr oder weniger gehört hat, daß sie daher auch zu ihren jetzigen Stellungen in den Zeiten des entschiedensten Einlenkens der Regierung in die konservativen Geleise gelangt sind, der eine durch den Minister von Puttkamer, der andere durch dessen Nachfolger von Goßler. Aber zur Diskreditirung der beiden ehrenwerten und anerkannten Gelehrten in den Augen der Oberhirten genügte, daß sie in dem Streit über das Apostolikum diesem Bekenntnisse den Preis des klarsten und bündigsten Ausdruckes christlicher Heilserfahrung, den Wert eines sicheren Gradmessers der religiösen Reife eines künftigen Dieners der Kirche keineswegs zuzuerkennen vermochten, daher auch vor seiner juristischen Geltendmachung als Eintrittsmarke in das kirchliche Amt redlich und dringend warnten. War doch der eine von ihnen vertrauensselig genug gewesen, gerade in der Broschüre, die ihm jene kirchliche Zensur eingetragen hatte, anstatt der Verpflichtung auf eine rechtlich bindende Bekenntnisformel lieber das Ergebnis eines seelsorgerlichen Gespräches, zu welchem der Superintendent oder Generalsuperintendent die Aspiranten des Kirchendienstes heranzuziehen habe, zur Grundlage der Anstellungsfähigkeit zu machen. Darauf ist ihm dann freilich mit dem Fastenbrief jener Kasseler Oberhirten, den man mit Recht als ein Produkt „wundersamer theologischer Beschränktheit“ bezeichnet hat, in unmißverständlicher Weise gedient worden. Sie wollen allerdings die empfohlene Praxis üben, und zwar nach der Uhr. Unter einer Stunde soll kein Kandidat im Glaubensexamen durchkommen. Die sich aber hartnäckig auf die Theologie des betreffenden Professors steifen werden, die sollen erfahren: „Die Welt steht ihnen dafür offen, nicht aber das Amt unserer

Kirche. In ihr ist für solche Experimente kein Raum, und ihre festen Ordnungen verschließen ihnen die Thür.“

Wie man sich dagegen die korrekte Stellung der protestantischen Geistlichkeit ihren Oberseelsorgern und Oberhirten gegenüber denkt, dafür steht uns ein Beleg von in der That beleidigender Deutlichkeit zu Gebote in dem, was am 15. November 1892 in der Provinz Preußen geschehen ist. Nach einem in dieser Provinz kirchenordnungsmäßig bestehenden, von dem letztverstorbenen Generalsuperintendenten auch in Ostpreußen eingeführten Brauche haben die Geistlichen bei jeder Einführung eines neuen Superintendenten demselben Treue und Gehorsam zu geloben. Solches geschah an dem bezeichneten Tag in einer Weise, daß nicht etwa bloß die „Protestantische Kirchenzeitung“, sondern auch viele konservativ gerichtete Zeitschriften, wie die „Deutsch-evangelischen Blätter“ und „Die christliche Welt“ ihr äußerstes Befremden darüber nicht verhehlen konnten. Wir heben aus der Ansprache des die Kreis-synodalgeistlichkeit vertretenden Pfarrers an den neu ernannten Superintendenten nur folgende Sätze zur Charakterisirung des Ganzen hervor: „Wie die Israeliten einst ihrem neugesalbten Könige, so rufen wir Ihnen, unserem neugeweihten Bischof, heute ein herzliches Glück zu dem neuen Oberhirten zu.“ „Wir geloben, ihm jederzeit als unserem Vorgesetzten die schuldige Ehrfurcht und den schuldigen Gehorsam um Gottes und des Gewissens willen zu leisten; besonders geloben wir ihm noch das, was unsere evangelische Kirche in dieser ernstesten Zeit am nötigsten braucht, die Einigkeit ihrer Diener.“ „Besonders wenn er uns im Kampfe für die Heiligtümer der Kirche die Glaubensfahne vorträgt, wollen wir ihm einmütig wie ein Mann folgen“ (ein verständlicher Wink in den Zeiten des Kampfes „wider die Irrlehre“). „Sie aber, verehrter Oberhirte, bitten wir, nicht zu vergessen, daß wir, Ihre Amtsgenossen, keine Heiligen, sondern arme Sünder sind, die des Ruhmes ermangeln, den sie vor Gott und Menschen haben sollen“ (Sei uns armen Sündern gnädig).

Ist das wirklich deutsche, ist es protestantische Sprache? Wo sind wir doch hingekommen mit der berühmten „Freiheit eines Christenmenschen“? Wie herrlich weit haben wir es gebracht mit unserer oft gerühmten Sorge, daß dem Volke die Religion erhalten werde! So weit, daß wenigstens für resolute Geister, die rasch die Dinge auf ihren praktischen Spitzen erfassen und vorschnell darnach urteilen, nichts näher liegt als das heute so oft gehörte Urteil: protestantisch sein oder katholisch sein gilt genau gleichviel; wer überhaupt noch mehr als eine konventionelle Kirchlichkeit übt, der steht außerhalb der Bildungssphäre und unter dem Niveau echt menschlichen Daseins. Hat doch Professor Herrmann selbst in seiner Verteidigung das Wort gesprochen: „Wenn mir die Generalsuperintendenten Bauernknaben in die Vorlesung schicken könnten, so würde ich vielleicht so verfahren können, wie sie es zu wünschen scheinen, daß ich einfach die kirchliche Lehrüberlieferung mittheilte.“ Gleichzeitig veröffentlicht Professor Beyerslag aus dem an ihn gerichteten Brief eines Geistlichen die Stelle: „Wenn es so weiter geht, so werden wir bald nur noch schwarz angestrichene Bauernjungen

zu Kandidaten haben.“ Damit ist ganz richtig die Gefahr eines neuen Paganismus gekennzeichnet, der wir entgegentreiben. Die Religion ist aber doch für Bürger und Bauer, für Soldat und Arbeiter gleichmäßig da; die Theologie dagegen erhebt den Anspruch, eine Wissenschaft zu sein. Darum darf sie ebensowenig zur Bauerntheologie werden wie zur Feldwebelstheologie. Sie dazu zu machen, das ist das erste und mit größter Aussicht auf Erfolg ins Auge gefaßte Ziel einer systematisch betriebenen Volksverhexung, einer Art von moderner Pataria, welche ihre Freunde und Förderer in allen Schichten der Gesellschaft, den höheren wie den niederen hat. Sie wird protestantischerseits so wenig wie katholischerseits mit ihren dreisten Attentaten vor den übrigen Fakultäten und vor der allgemeinen, bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur der Zeit Halt machen. Vielmehr nicht eher wird sie sich befriedigt erklären, als bis sie das ganze geistige Thun und Treiben der Nation in rückläufige Bewegung versetzt, ihm ein pfäffisches Gewand angezwängt hat. Das Merkwürdigste und Bedrohlichste bei dem allem aber ist, daß man an leitender Stelle wie in Häusern und in Hütten vielfach von eben diesen Bestrebungen, die nur zur Barbarei führen können, vielmehr gegenteils den Schutz vor der Barbarei erwartet, daß man sich in weitesten Kreisen der Illusion hingibt, der gesellschaftliche Abgrund, der sich vor uns aufgethan hat, sei mit Bekenntnis- und Gesangbüchern auszufüllen, zumal wenn jene dem sechzehnten und diese dem siebzehnten Jahrhundert angehören und auf einer von der heutigen durch die weitesten Klüfte geschiedenen Schicht von Weltkenntnis und Geschmacksbildung liegen. In der That ist der Aberglaube an die Heilkraft dieser Arznei so verbreitet und sitzt so fest in den Köpfen, daß, zur Zeit wenigstens, mit Gründen nicht dagegen aufzukommen ist. Wo die Besitzenden einmal in Angst um ihre Würden und Titel, um ihren baren und liegenden Besitz geraten, sich in jenes Netz kläglichster Selbsttäuschungen eingesponnen haben, wo ihnen die Betäubungs- und Beruhigungsmittel der neuesten Wunderkurmethode einmal unentbehrlich, wo die Narose zur Lebensbedingung geworden ist, ohne die man vor lauter Sorgen und Nengsten nicht mehr schlafen zu können meint, da mag der nüchtern die Symptome der bösen Krankheit beobachtende und beurteilende Arzt allerdings zu dem Urtheil gelangen: Vorerst hoffnungslos!

Ob überhaupt hoffnungslos? Wer will es sagen? Es gibt vorurteilslose, freigesinnte Beobachter der Zeit, welche offen von einem Totekampf der ganzen Theologie, soweit sie sich nicht der „Bauern- und Feldwebelstheologie“ anbequemen will, reden. Es gibt große Gelehrte, welche deutlich durchblicken lassen, daß wir mit unaufhaltbaren Riesenschritten überhaupt der Barbarei entgegengehen. Anstatt sich in Wahrscheinlichkeitsrechnungen bezüglich der Zukunft einzulassen, dürfte die Rettung vielmehr darin liegen, daß sich diejenigen Kreise, in welchen die Gefahr, womit ihre geistigen Besitztümer bedroht sind, noch höher veranschlagt wird als die Sorge um den materiellen Besitzstand, endlich einmal zur Selbsthilfe entschließen, zur That aufrufen und überall, wo man über einen geordneten Haushalt von Bildungs- und Erziehungsmitteln verfügt, aus dem Hause eine der gesamten Angriffskolonie unzugängliche Burg machen. Gehandelt muß werden, die

sträfliche Sorglosigkeit muß verschwinden, der Ernst der Lage nicht bloß zeitweilig und unsicher, sondern dauernd und fest ins Auge gefaßt werden. Die Zukunft der Religion selbst macht uns nicht bange. Nur das ist die Frage, ob diese nur zeitweise im Gesamtleben der Völker zurücktretende Macht wieder als eine freundliche und segensvolle empfunden werden, oder ob, weil sie sich alles Zusammenhangs mit dem geistigen Fortschritt der modernen Welt ent schlagen wird, von ihr das: „Wehe, wenn sie losgelassen!“ gelten soll. Wäre letzteres uns beschieden, dann ließe sich die Situation dessen, der vom Ende des Jahrhunderts auf den Anfang hinschaut, anstatt mit den zu Beginn unserer Betrachtungen citirten Worten Schillers viel treffender vielmehr mit jener elegischen Stelle aus einer seiner bekanntesten Schöpfungen, dem eben schon gestreiften Lied von der Glocke, bezeichnen: „Einen Blick nach dem Grabe seiner Habe sendet noch der Mensch zurück.“ Für jetzt aber gilt die Losung: Alle Mann an Bord! Rette jeder, was zu retten ist!



Erinnerungsblätter¹⁾

von

Johanna Kinkel.

Es war am 2. Juli, als ich an meinem Schreibtische saß, um eine mir befreundete Engländerin, die sich damals im südlichen Frankreich aufhielt, um eine Gefälligkeit zu bitten. Seit mein Mann bei dem republikanischen Heere in Baden stand, hatte jene Freundin unsere Korrespondenz vermittelt. Auf dem sehr bedeutenden Umwege kamen unsere Briefe zwar sehr spät an, aber sicher. Um vor jeder Untreue der Postbehörde unser Briefgeheimnis zu bewahren, wurden die Briefe aus dem südlichen Frankreich nicht einmal direkt an mich adressirt, sondern gingen nochmals durch die Hände einer andern englischen Familie, die in Bonn wohnte, und wurden durch diese mir persönlich ausgehändigt.

Hoch mußte ich es meinem geliebten, gütigen Manne anrechnen, daß er zwischen allen Stürmen und Beschwerden des Krieges jede freie Minute im Felde

¹⁾ Das Manuscript dieser Erinnerungsblätter ist von Frau Johanna Kinkel Ende 1849 niedergeschrieben worden. Die sofortige Veröffentlichung wurde durch die Ungunst der Zeiten verhindert. Als dann im folgenden Jahre Gottfried Kinkel aus dem Gefängnis befreit wurde und seine Gattin zu ihm nach England eilte, ließ sie das Manuscript, dessen Beschlagnahme sie befürchten mußte, bei einem befreundeten Arzte zurück. Unter den von ihm hinterlassenen Papieren hat es der Unterzeichnete aufgefunden. Die Veröffentlichung erfolgt unverändert, nur mit Weglassung einiger unwesentlicher Stellen.

Ernst Schierenberg, Wiesbaden.

benützte, um mir Nachricht zu geben. Ich redigirte damals auf einige Wochen provisorisch die durch seine Flucht verwaiste „Neue Bonner Zeitung“ und mußte somit jeden Morgen von neuem die Seelenfolter ertragen, in den oberländischen Blättern die Schilderungen von den grausamen Mißhandlungen zu lesen, welche das preußische Heer an wehrlosen Gefangenen verübte. Wenn meine Phantasie mir den Geliebten in der Ferne tot, verwundet oder von den Händen roher Sieger entwürdigt darstellte und ich zuckend vor Schmerz beide Hände vor meine brennenden Augen preßte, dann riß ein Blatt von seiner teuren Hand mich wieder aus meiner Versunkenheit empor und gab mir Kraft, mein schweres Amt fortzuführen.

Es kam die Kunde von dem grauen Kampfe in Durlach, wo die Republikaner, die sich bis zuletzt auf einem Turme verteidigt hatten, von den wütenden Soldaten endlich herabgestürzt wurden. Nach der Stellung, die mir Kinkel in seinem letzten Briefe als die der Willichschen Freischar, bei der er stand, bezeichnet hatte, mußte er mit bei Durlach gefochten haben. Ein dunkler Glaube übermannte mich, er sei tot. Mehrere Briefe, die mir von ihm zukamen, waren alle vor dem Durlacher Kampfe geschrieben. Mit fieberhafter Spannung harrete ich der Lücke im Briefwechsel, die nach meiner Berechnung an einem bestimmten Tage eintreffen würde. Es kam noch ein Brief, ebenfalls von früherem Datum. Die Engländerin, die ihn brachte, gab mir zu verstehen, daß sie Gewissenskrupel habe, indem sie die Hand dazu biete, die Korrespondenz eines „Rebellen“ zu befördern. Sie fragte, ob ich sie versichern könne, daß Kinkels Briefe an mich sich bloß auf unsere Kinder und unser häusliches Leben bezögen; denn wenn sie fürchten müsse, daß wir ein revolutionäres Einverständnis unterhielten, so möchte sie lieber den Brief gar nicht abgeben. Die Dame ist eine überaus gutmütige Seele, die wirklich mitleidig und gerührt unser großes Unglück empfand; aber sie steht auf dem allereingeschränktesten Standpunkte biblischer Frömmigkeit, und dieser identifizirt sonderbarerweise das Wesen der Privilegien mit dem Wesen des Christentums. Ich sagte ihr aufrichtig, daß meines Mannes und meine Anschauungen so in einander verwachsen seien, daß er unmöglich in einem vertraulichen Briefe vor mir seine Seele ausgießen könne, ohne dasjenige zu berühren, was uns beiden die höchste und heiligste Idee sei. Ich sprach es mit Begeisterung aus, wie ich in meinem Mann den reinsten und edelsten Charakter verehrte, der mir je im Leben begegnet sei, und wie der Glaube an ihn zugleich in mir habe die Ueberzeugung reifen lassen, daß nie ein braverer Mann für eine bessere Sache gestorben sei. Sie erwiderte, daß Kinkel auch ihr immer den Eindruck eines guten und gescheiten Mannes gemacht habe, daß sie aber seinen jetzigen Irrtum seinem zu großen Vertrauen auf die eigene Weisheit und seinem sich Abwenden vom christlichen Glauben zuschreibe; denn Gott habe die Könige eingesetzt, und jeder Republikaner kämpfe also frevelhaft gegen die göttliche Einrichtung. „Mistreß!“ antwortete ich, „in England ist allerdings der liebe Gott konstitutionell, aber in Rußland ist er Absolutist und in Amerika ist er ein Republikaner!“

Wir überzeugten einander nicht, aber wir schieden wenigstens, wie es unter wohlwollenden und gebildeten Menschen sich von selbst versteht, mit herzlicher Freundlichkeit von einander. Indes blieb die Sorge, daß durch einen Skrupel dieser Dame mir vielleicht der letzte Brief, der letzte Sehnsuchtshauch des Geliebten vor seinem frühen Tode auf fernem fremdem Boden konnte vorenthalten werden. Schon war der 2. Juli da; es konnte längst auch auf dem Umwege eine Botschaft von seinem Leben mich erreicht haben, wenn er verschont geblieben war. Ich ergriff die Feder und wendete mich an die englische Dame im südlichen Frankreich, eine groß und frei denkende Frau. Ich sagte ihr, daß ich alle Hoffnung aufgegeben hätte, Kinkel noch unter den Lebenden zu finden, daß ich ihr deshalb dreifache Sorgfalt anempfehle, wenn sein letzter Brief an mich durch ihre Hände gehen sollte.

Diese Dame hatte mir beim Abschiede warnend die Geschichte eines ihrer Vorfahren erzählt. Er war ein sehr kriegerisch gesinnter Graf und stand in den Kriegen gegen den Prätendenten auf Seite des letzteren. An einem Morgen erschienen seine Genossen zu Pferde vor seinem Landsitz und kündigen ihm an, daß sie einen kühnen Handstreich vorhaben, der, wenn der Ueberfall gelang, leicht dem Prätendenten den Weg zur Krone bahnen konnte. Der Graf, der sich eben zum Frühstück hingesezt hatte, springt auf, ruft nach seinen Reitstiefeln und ist augenblicklich entschlossen, sich mit in das Wagnis zu stürzen. Im selben Augenblick, wo die Reitstiefel vor ihn hingestellt werden, bringt ein Diener den Theekessel herein. Die Gräfin, die ihren Mann leidenschaftlich liebt und vergebens ihn abzuhalten gestrebt hatte, ergreift in der Verzweiflung den Kessel und gießt heimlich den siedend heißen Thee in den rechten Stiefel ihres Gemahls. Derselbe fährt mit dem Fuß hinein, das Leder zieht sich eng zusammen, und furchtbar verbrannt, kann er vor Schmerzen den Fuß nicht mehr zurückziehen. Fluchend und kreischend muß er zu Hause bleiben. Am Abend bringt ein Flüchtling die Nachricht, daß das kühne Unternehmen mißglückt sei. Alle die Freunde, die noch am Morgen in seiner Halle waren, um ihn mit zur Heldenthat zu rufen, sie lagen alle, alle tot auf dem blutigen Schlachtfelde.

Wie oft gedachte ich dieser Geschichte, wenn mir der Abend vor Augen stand, wo er von mir schied, um nicht wiederzukehren! Jetzt fühlte ich den unerträglichen, eiskalten Gedanken mich durchschauern: Deine Seele ist nun einsam auf Erden!

Da trat mein Vater herein und sagte: „Es sind schlimme Nachrichten da! Fasse Dich, so gut Du kannst!“ — Ich verstand, er hätte die Worte hinzugesetzt: „Kinkel ist gefallen!“

Ich wiederholte thränenlos: „Also ist es wahr, er ist gefallen!“

„Nein,“ sagte der Vater, „nicht gefallen, sondern gefangen!“

Voll Entsetzen sprang ich empor: „O wehe, wehe! Gefangen? Von den Preußen? Gräßlich!“ — Im Augenblick standen mir alle die Scenen wieder vor der Erinnerung, die ich gelesen. Rascher Tod auf dem Schlachtfelde schien mir ein Segen im Vergleich zu dem Lose, das den Gefangenen nun erwartete.

Doch im Augenblicke, wo wir sprechen, dachte ich, ist er mutmaßlich längst erschossen. — „Wer hat die Nachricht gebracht?“

„Ein Augenzeuge hat es an einen hiesigen Bekannten in derselben Minute geschrieben, als Kinkel in Karlsruhe eingebracht wurde.“

„Schafft mir den Brief! rasch! ich bitte!“

Es war mir unmöglich, ferner irgend eine Aeußerung zu machen, bis ich selbst gelesen, wie es stand. Die Hausgenossen kamen einer nach dem andern herauf und sagten: „Wir wußten es schon vorgestern, aber wir scheuten uns, es Ihnen zu sagen!“ — Thörichte Schöning, wo ein Tag, eine Stunde so kostbar ist. Vielleicht hätte ich ihn noch sehen, noch Abschied von ihm nehmen können, und sie schonen mich, bis es zu spät ist!

Seltamer Zufall! Schon seit Donnerstag war hier in Bonn das Gerücht von Kinkels Gefangennahme allenthalben verbreitet. Man erzählte sie mit allen Umständen, wie sie sich erst vierundzwanzig Stunden später ein paar Tagereisen weit wirklich ereignete.

Der Brief aus Karlsruhe wurde mir gebracht. Der Mann, der ihn geschrieben hatte, war aus Bonn und kannte Kinkel persönlich. Eine Täuschung konnte also nicht obwalten. Er berichtete zugleich: Kinkel habe eine Säbelwunde am Kopf.

„Er ist verwundet!“ rief ich. — „Dann ist es möglich, daß er noch lebt. Man erschießt keine Verwundete. Ich will augenblicklich hin!“

Eiligst nahm ich meinen Hut, um mir einen Paß zu besorgen. Das wenige Silberwerk, das ich besaß, nahm ich zusammen, um mir Reisegeld darauf zu borgen.

Dieser rasche Entschluß erregte einen allgemeinen Schrecken im Hause. Mein Vater, ein sehr gütiger Mann, aber vorsichtig bis zur Angstlichkeit in seinen Schritten, sah die Reise einer Dame in ein im Kriegszustand befindliches Land für einen tollen, exaltirten Streich an. Meine Mutter begegnete mir laut weinend auf der Treppe und rief: „Willst Du auch Dich ins Unglück stürzen und uns alle mit verderben? Denke doch an Deine armen Kinder!“

„Was kann ich besser für meine Kinder thun,“ antwortete ich, „als indem ich ihnen den Vater zu erhalten suche! Wer weiß, ob es mir nicht gelingt, diejenigen zu rühren, in deren Hände sein Schicksal zunächst gelegt ist! Kann ich nur einen Aufschub zuwege bringen, so ist schon viel gewonnen. Also haltet mich nicht!“

Als mein Vater sah, daß ich unter jeder Bedingung entschlossen war zu reisen, streckte er mir selbst das benötigte Geld vor, machte mir aber dabei zur Bedingung, noch jemand zu meinem Schutz mitzunehmen. Dies fand ich selbst für notwendig; denn welcher entsetzlichen Scene konnte ich entgegensetzen, der meine Kraft unterlag. Ein braver Bürger aus unserer Nachbarschaft, Herr Brandscheidt, entschloß sich auf meine Bitte, mich zu begleiten. Meinen Kinderchen, die sich jammernd an mich klammerten und infolge jenes Ausrufs ihrer Großmutter sich einbildeten, sie würden mich niemals wiedersehen, gab ich die Hand darauf, daß ich ganz gewiß bald zurückkommen würde.

Am ersten Abend konnte ich nur bis Koblenz kommen. Die Fahrten auf Dampfbooten sowohl wie auf Eisenbahnen waren durch die unaufhörlichen Truppenbeförderungen nach dem Oberland sehr unregelmäßig geworden. Die lange schlaflose Nacht war im Verhältnis der düsteren Erwartung der letzten Wochen nicht so furchtbar, wie man voraussetzen durfte. Der langen, unerträglichen Gewitterschwüle war der Sturm gefolgt, und der befreit die Seele. Ich war ja auf dem Wege zu ihm, ich war mindestens thätig für ihn, und darin liegt für eine kräftige Natur schon ein leiser Trost. Ich hatte mir vorher gelobt, mich nicht durch jedes mögliche Gerücht von seinem Tode niederschmettern zu lassen, da ich zu oft erfahren, wie leichtsinnig Zeitungen Todesnachrichten bringen und widerrufen. „Ehe dreimal die Nachricht bestätigt ist, soll sie mein Gemüt nicht bewegen!“ sagte ich zu mir selbst, ehe ich ein Zeitungsblatt in die Hand nahm. Das letzte Studium, das ich in der Musik vorgenommen hatte, war zufällig die Comala von Niels Gade gewesen. Tief hatten sich mir die Trauermelodien eingeprägt, die den Tod der Geliebten Fingals beklagen, die nur aus Liebeswahn stirbt, weil eine düstere Ahnung sie über das Schicksal des Gatten täuscht. Lebend kehrt er heim und ihn, den Sieger, trifft der Schmerz um ihren Tod. — Immer verfolgte mich der Sang des Trostes mit seinen balsamsüßen Heilklängen: „Klage nicht! Warum die Thränen? Noch lebt Fingal, der Held!“ — Ich glaubte den befreundeten Tönen und gab mich ihrem Zauber hin, als ob es gute Geister wären, die mit sanfter Hand meine heiße Stirn berührten.

Es war der Tag Peter und Pauli gewesen, an dem Kinkel verwundet und gefangen worden. An diesem Tage feierten wir ehemals das Stiftungsfest eines rheinischen Poetenvereins, zu dem von nah und fern unsere dichterischen Freunde eintrafen. Welcher Kontrast! Sonst und Jetzt!

Im Schlosse Clemensruhe bei Bonn, wo wir während unserer ersten Ehejahre wohnten, wurden diesem Feste zu Ehren zwei Zimmer mit Blumen geschmückt, deren eines an die Galerie des inneren Hofes stieß, während das andere, durch eine weite Flügelthür mit diesem zu einem Raum verbunden, die freie Aussicht über den Schloßgarten nach dem fernen Siebengebirge gewährte. Der ätherblaue Hintergrund hob sich reizvoll gegen die dunkelgrünen Laubgewinde ab, die in Form eines gotischen Bogens die innere Thüröffnung bekleideten. Im Halbkreis saßen Männer und Frauen, die sinnenden Häupter mit Kränzen von Ephau und Rosen geschmückt und bildeten das Gericht über die jüngsten Werke des heiteren Bundes, die hier zum erstenmal zum Vortrag kommen sollten. Dieses Fest war von einem wahrhaft griechischen Hauch verklärt. Eine edlere, geistigere Stimmung im geselligen Genuß konnte nicht gefunden werden. Welche Erscheinungen zierten diesen Kreis! Genie, Feinheit und Grazie, Schönheit und Liebenswürdigeit — jede holde menschliche Eigenschaft war dort einmal in ihrer höchsten Steigerung vertreten.

Hier saß Carl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldenanges noch einmal aus den Fluten der Vergangenheit ans helle Sonnenlicht unserer Tage förderte. Vor seinem ersten

Auge, vor den schweigsamen Lippen zitterte jeder junge Dichter, der, seine Schrift entfaltend, vortrat. Mit welcher Spannung horchten alle auf Simrock's Urtheil; seine Anerkennung rief im Auge des Betroffenen einen Sonnenglanz hervor, als ob er nun Brief und Siegel für sein Talent empfangen habe. Und spät abends, wenn der Wettstreit beendet, wie verwandelten sich die strengen Züge des Richters unter dem Kranz dunkelroter Rosen, wenn der Becher kreiste und die Wiße sprühten! So muß Anakreon beim Zechen um sich her geschaut haben, alles zur wohnigsten Heiterkeit mit sich fortreißend!

Hier entzückte uns Emanuel Geibel durch sein wundervolles Talent des Improvisirens, welches an Glanz der Bilder, an Schönheit der Verse kaum seinen gefeilten Liedern etwas nachgab.

Wie ein Meteor schritt in düsterer Glut Ernst Ackermann mit seinem lavasprühenden Geist durch unsere Reihen. Zu schrankenlos, um ein Gebilde reiner Schönheit zu schaffen, zu krankhaft empfindend, um das Ungeheure zu erreichen, nach dem sein Wesen hindrängte, tobte er gleichsam dem geistigen Selbstmord entgegen. Bei dem letzten Stiftungsfeste, das wir feierten, stand schon auf der Stätte, wo er vor einem Jahr noch in wildester Jugendentzückung geschwärmt, ein unberührter Pokal, seinen Manen geweiht! Neben ihm kontrastirte der kluge, das Maß nie vergessende Willibald Beyschlag, dessen reizende Märchen wie ein Strauß blauer Glockenblumen, aus denen die Perlen des frühen Morgentaus schimmern, uns anlächeln. So überwiegend war jedoch seine kritische Natur, daß er die eigene poetische Begabung verleugnete und ihre Blüten selbstschmähend zu Boden warf, um nur doppelt scharf das Fremde beurteilen zu können.

Alexander Kaufmann, dessen reiche Phantasie Lieder in allen Farben wie ein Blütenregen im Lenz unerschöpflich ergoß, gehörte auch unserem Bunde an.

Wie könnte ich bei allen Namen verweilen, an deren jeden sich Erinnerungen der anmutigsten Stunden knüpfen, die unser Haus genoß, indem sie unserem Kreise die feinste Blüte ihres Talents darbrachten! — Einen sehr bedeutenden Anteil an dem Glanz unseres Festes hatten auch die weiblichen Gäste. Emilie v. Binzer, die Novellenschriftstellerin, deren ästhetisches Urtheil von hohem Wert war, ehrte uns durch ihre Gegenwart. Maria, die anmutreiche, deren dunkles Auge wie eine tiefe Sternennacht leuchtet, deren nie vom Hauch einer niedrigen Empfindung gestreifte Seele nur befähigt ist, das Schöne widerzuspiegeln. Meta, die von fast überirdischer Schönheit strahlende, deren zart besaitetes Herz schon damals den Liebespfeil barg, der es allzu früh gebrochen ins Grab senkte. Mathilde, die stillsinnende, deren denkende Stirn die Muse mit sanftem Kuß geweiht. Ach, und unsre treffliche Freundin Auguste, die charakterstarke, über deren klaren Geist kein bunter Schein je Macht gewann, die immer Getreue. — Sie schimmerten wie milde Sterne im Kranze unserer Gäste.

So stand die rosen geschmückte Festhalle jetzt wieder vor meinen Augen: ich sah ihn, den ich, die Liebende, für den Herrlichsten von allen erachtete, wie damals inmitten des eheumrankten Bogens hoch emporgerichtet auf der Rednerbühne stehen; ich vernahm den tiefen, vollen Ton seiner Stimme; ein Harmonien-

strom, brausten die mächtigen Strophen zu meinem Ohr; der Abendschein verflärte sein mildes, gedankenvolles Antlitz, das er liebend mir zuwendete, indes sein schwarzes Auge zu fragen schien: „Hat mein Lied Dein Herz getroffen?“

Und an diesem Jahrestag, der so oft sein Haupt von Lorbeerzweigen, die verehrender Freunde Hand ihm geflochten, beschattet, um dieselbe Stunde vielleicht, sank er mit blutender Stirn zu Boden, fern von allen, die so heiß ihn liebten! Welche rauhe Hand mag ihn emporgerissen haben! Welche Halbbarbaren eines geisterstarrten Erdstrichs mögen stumpfen Sinnes, oder voll grollenden Hasses den Kämpfer für Licht, Freiheit und Menschenwürde in Fesseln geschlagen haben!

Und dennoch, was man auch Erniedrigendes an ihm verübt haben mag, eine höhere Glorie umgibt heute dieses blutende Haupt, als jene Blütenfränze ästhetischen Taumellebens ihm spendeten. Mag der Jüngling im Kultus dichterischer Schönheit geschwelgt haben, der Mann zerriß, wie Rinaldo, die Rosengewinde und ergriff das Schwert für die herbe, strenge Göttin der Wahrheit. Ehre seinem Entschluß! Mag mein Herz brechen, aber nie wird es ihn tadeln.

Eine andere Erinnerung ward in mir lebendig, als ich am andern Morgen das Boot in Koblenz bestieg. Hier hatten wir uns vor sechs Jahren auf der Brautreise eingeschifft, um unseren Freund Ferdinand Freiligrath zu besuchen. Eben waren Friedr. v. Sallets Gedichte neu erschienen. Kinkel hatte sie mit auf die Reise genommen und zeigte mir die Romanze von einem deutschen Weibe, zu welcher der Verfasser die Worte „nicht erfunden“ angemerkt hat. Die Romanze erzählt, wie am Tage, wo das Volk die Schranken verhaßter Tyrannei bricht, ein Mann zögert, von dem geliebten Weibe zu scheiden. Die Genossen werfen ihm, auf den sie so fest gezählt hatten, düstere Blicke zu und wenden sich, zu gehen. Da braust der Spuk der Revolution von der Straße her und dringt in die schwüle Stube. Die Frau steht auf, und, die Hand auf seinem Arme, spricht sie zum Manne: „Jetzt geh!“ Der Dichter schließt mit den Worten:

„Und wer dies Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib, —
Wenn ihm der Ruf erklingen,
Wird sie nicht sagen: ‚Bleib!‘“

Kinkel stellte mich, die vor wenig Tagen ihm Vermählte, auf die Probe, indem er sagte: „Nicht wahr, Johanna, auch Du würdest nicht sagen: Bleib!“

Ich gestehe, daß ich damals, wenn ich streng mein Inneres sichtigte, nicht die Aufopferungsfähigkeit darin fand, die ich im Lauf der Zeiten gelernt habe. Ich half mir mit den alltäglichen Sophismen, die jeder vorschiebt, dem eine Pflicht allzu hart erscheint. Als ob der Schlachtruf schon erklingen, so bemühte ich mich eifrigst, meinem Manne auszureden, daß auch er in die Reihen der Bewaffneten einzutreten habe. Ich brachte all die schönen Gemeinplätze nach der

gebräuchlichen Ordnung vor: daß die Arme eines jeden Schiffsknechts gut genug seien, die Muskete zu tragen; aber daß die Gebildeten nur mit dem Geiste zu wirken hätten, und daß die Talente so lange wie möglich ihr wertvolles Leben dem Vaterlande erhalten müßten u. s. w. u. s. w.

Wir lachten nachher selbst über die Ernsthaftigkeit dieser Disputation im tiefsten Frieden, und nichtsdestoweniger kehrte überall das Gespenst einer künftigen Revolution wieder, das unser frisches Liebesglück zu zerreißen drohte. Auf den Burgruinen, die wir besuchten, trat uns aus der zerklüfteten Vergangenheit die Prophezeiung einer neuen Zukunft entgegen, wo man Kasernen und Grenzfestungen für ebenso überflüssig halten würde wie jene Raubnester, die sich ehemals für den Schutz der bürgerlichen Ordnung ausgaben. Am düstersten bedräuete die schwarze Wolke unsere Seele, als wir den Stolzenfels besuchten und mit Wehmut die dort vereinigten Naturschönheiten und Kunstschätze anschauten.

„Alle diese Götterpracht,“ sprach Winkel, „wird einst im Zorn der Erde gleich gemacht werden. Vielleicht erleben wir es noch; die folgende Generation sicher!“

Noch weiß ich den Platz vor den Zinnen am Rheine, wo er trauernden Tones diese Worte sprach, seine Stirn der sinkenden Sonne zugewendet. Wir sind nicht solche, die über den Untergang verschwenderischer Pracht triumphiren. Unser Sinn ist dem Schönen zugewendet, und wohl erkennen wir den poetischen Zauber, der in dieser Märchenpracht der Königshalle weht. Aber während die meisten unseresgleichen sich über den Häuptern des Volks ihre ästhetischen Semiramisgärten zu erbauen streben und Frevel über Frevel schreien, wenn eine schwielige Faust ihre Kamelien ausraufen und Roggen an die Stelle pflanzen möchte, erkennen wir, wenn auch mit leiser Trauer, doch ohne Sträuben die Berechtigung der Notwendigkeit gegenüber unserer dichterischen Sehnsucht an. Wohl mögen wir unseren Lebensgarten mit Aroebblüthen schmücken, so lange uns der Arme den Kohl seiner Felder ins Haus bringt. Aber wären es statt seiner Kinder die unseren, welche hungerten, wie schnell würden auch wir die ästhetischen Blumen ausraufen und Kartoffeln pflanzen.

Trotz dem düstern Hintergrunde einer künftigen sozialen Umwälzung führten wir eine idealisch glückliche Ehe. An äußeren Stürmen fehlte es nicht. Krankheit, Verfolgung, Not und Entbehrung klopften auch an die Pforte unseres Hauses. Aber die Liebe war der Ariadnesfaden, der uns immer wieder zum Lichte führte, und nie verband Mann und Weib ein Gefühl, das in höherem Sinne den Namen Liebe verdiente. Unbedingtes Vertrauen, gegenseitige Anerkennung, vollkommenes geistiges Verständnis und zu allem diesem der Zauber einer ewig bräutlichen Sehnsucht, welche jahrelanges Zusammenleben nie verblässen ließ.

Da kam der Februar 1848. Noch ehe die Kunde von den entscheidenden Schlägen in Paris eingetroffen war, befand sich Winkel in der höchsten Aufregung. Ein Ausspruch, den er beim Schluß seiner kunsthistorischen Vorlesungen in Köln, in Bezug auf die nächste Zukunft, den Abschiedsworten anknüpfte, mit denen er von seinem Auditorium schied, enthielt eine Prophezeiung, die sich binnen wenigen Wochen schon in ganz Deutschland erfüllte.

Am folgenden Sonntag war es, als Benedey's Schwester mir die erste Nachricht von der jungen französischen Republik brachte. Zuerst erglühte mein Herz bei dem Gedanken, daß nun auch unser erstarrtes Vaterland neues Leben gewinnen werde, wie der aufgärende Wein, wenn die Traube wieder blüht. Mein zweites Gefühl war ein furchtbar krampfhafter Schmerz, den jene vergeblichen Verse Sallets erweckten:

„Wenn ihm der Ruf erklingen,
Sie wird nicht sagen: Bleib!“

Sie standen mir plötzlich wie ein mahnender Ruf vor der Seele, und es ward mir klar, daß von dieser Stunde an das friedliche Glück unseres Hauses von dem Weltenblitz mit zerschmettert sei.

Das folgende Revolutionsjahr riß uns mit in seinen wildesten Strudel dahin. Durch alle Wogen der Zeit hindurch blieben sich unsere Seelen immer die treuesten Genossen. Die hohe Begeisterung, mit der wir nur das Große und Schöne in diesem Sturm empfanden, der, ein reiner, erfrischender Gotteshauch, über die vermodernde Welt dahin fuhr, entschädigte uns für alle Nadelstiche, mit denen die unvermeidliche Anfeindung der Gemeinheit uns verfolgte.

Kinkel hatte eine Agitation von außerordentlich milder Farbe begonnen. Durch mutwilliges Verkennen und Verdrehen seiner Absichten trieb ihn die Opposition Schritt vor Schritt weiter vorwärts auf den Gipfel der Partei, und es bewährte sich an ihm sein eigenes Wort, das er schon vor manchem Jahr in seinem Gedicht: „Der Welt Trotz!“ aus kühner Brust herausrang:

— — — — Es will den Stahl die Welt;
Sie selbst muß uns zum Kampf die Schneide wezen,
Und unfreiwillig wird der Mann ein Held.

So stand er vor mir am Abend des 10. Mai 1849, verfinstert, schwer die Thräne bekämpfend, die seine männliche Fassung bekämpfen wollte. Und wieder, zum drittenmale, jetzt für immer über mein Schicksal entscheidend, traf (diesmal aus seinem Munde) das Lied des toten Sallet an mein schauerndes Herz:

„Der dieses Lied gesungen,
Hat auch ein junges Weib; —
Wenn ihm der Ruf erklingen,
Sie wird nicht sagen: „Bleib!““

Furchtbare Macht, die auf die Lippe des Sängers gelegt ist! Diese Worte, die aus dem Grabe eines der edelsten Freiheitskämpfer drangen, sie schieden zwingend die warme Liebesumarmung zweier Menschen, die, sich umklammernd, wähten, sie könnten nicht ohne einander leben.

„Halte mich nicht, Du Starke! Meine Ehre fordert, daß ich gehe!“ So sprach er festen Tones, und ein kurzes Gespräch, worin er mir den Stand der Dinge offenbarte, bewies mir, daß er das Rechte ergriffen. Kein würdiger Grund trat vor meinen forschenden Geist, der mir einen Notanker geliehen hätte, ihn an das Heimatufer zu fesseln. In seiner ganzen ungeheuren Größe stand

das Opfer vor mir, das die Freiheit des Vaterlandes von mir forderte; aber auch der Opfermut erfüllte mich. „Muß er scheiden,“ dachte ich, „so mag er mindestens mit Freudigkeit scheiden; sein Weib soll ihm nicht den Vermutbecher, sondern in ihrem Abschiedsworte den stärkenden Wein kredenzen.“ Und so habe ich gethan.

Er trat an die Bettchen unserer vier Kinder, die schon alle schlummernd lagen, ahnungslos, welch gräßliches Schicksal sich ihnen jetzt bereitete. Als er auf die reinen Stirnen seiner holden Englein den letzten Vaterkuß drückte, durchschütterte es meine Seele wie ein Angstschrei: „Gott, wie ist es möglich, daß ein Vater solche Kinder verlassen kann!“ Doch der Stimme des Muttergefühls antwortete sogleich mein helleres Bewußtsein: „Darum, weil sein großes Herz alle Kinder liebt wie seine eigenen, darum geht er für die Armut, für die ganze Menschheit in den Tod!“

Seit jener Stunde hatte ich tausendmal den Schmerz um seinen Tod überstanden; und doch war dies Herz noch nicht erstarrt; es hatte noch Kraft, Schmerzen, unendliche, zu erdulden, und sie sollten ihm nicht erspart bleiben.

Auf dem Boot, das mich und meinen Reisegefährten nach Mannheim trug, wurde gegen alle Erwartung ein Regiment Soldaten eingeschifft. Die Regierung hatte mit der Dampfboot-Gesellschaft die Uebereinkunft getroffen, daß während des badischen Feldzugs die Kölnischen Boote die Truppensendungen und die Düsseldorfer ausschließlich den Passagiertransport übernehmen sollten. Trotzdem war man so eilig, immer neue Streitkräfte zu den schon zehnfach überlegenen zu gesellen, daß man heute auch ohne weiteres ein Düsseldorfer Boot in Beschlag nahm.

Außer mir waren auch zwei Badenser Damen in der großen Kajüte, welche es nicht lassen konnten, sich mit den anwesenden Offizieren in politischen Disput einzulassen. Die Damen, welche zwar während der Unruhen geflüchtet waren und jetzt, nach wiederhergestellter Ordnung, heimkehrten, hatten nichtsdestoweniger sehr revolutionäre Gesinnungen. Die eine, sehr fein gebildet, ärgerte die Offiziere durch den graziösen, treffenden Spott, auf den man mit plumpen Waffen so schwer erwidern kann, besonders wenn er aus den Lippen einer jugendlich anmutigen Frau kommt. Die andere, von etwas derberem, aber nicht minder hellem Verstande, deren Ausfälle auf die Preußen zuweilen durch die naiven Zwischenreden ihres vierzehnjährigen Töchterchens komisch verstärkt wurden, hätte mich durch ihren Witß entzückt, wenn ich etwas fähiger gewesen wäre, mich über meine Sorgen zu erheben.

Die Offiziere griffen die Pfälzer und Badenser beständig ob ihrer Feigheit an und versicherten, der Feind habe nirgends standgehalten. Wo nur die Preußen sich hätten blicken lassen, da seien sie sogleich mit kriechender Unterthänigkeit von den Behörden empfangen worden. Die ältere Badenserin lachte über diese Rodomontade und fand es ganz natürlich, daß ein erobertes Land einen zehnfach stärkeren Feind nicht durch nutzlosen Widerstand noch mehr erbitterte.

Endlich waren wir in Mannheim und der unheimlichen Reisegeſellſchaft loſ. Schon unterwegs hatte der Kondukteur die Gefälligkeit gehabt, in den bedeutenderen Städten ſich nach Neuigkeiten von meinem Manne zu erkundigen und die friſchen Zeitungen für mich holen zu laſſen. So viel hatte ich wenigſtens erfahren, daß er noch lebe, daß ſeine Wunde nicht gefährlich ſei und daß er auf dem Karlsruher Rathauſturme gefangen ſiße. Die letzte Notiz war mir ſehr wichtig, da ſie mir viele Nachforſchungen erſparte.

Am andern Morgen auf der Eiſenbahn trafen wir abermals mit preußiſchem Militär zuſammen, das vor Raſtatt rücken ſollte. Einige vornehme Mannheimer Philifter, welche aus Neugier zu dem Bombardement von Raſtatt als zu einer Art Komödie „hinaufmachten“, wie ſie ſich ausdrückten, bemühten ſich, die Loyalität ihrer Gefinnungen vor den anweſenden Offizieren auf das eifrigſte an den Tag zu legen. Nie war ich Zeuge einer ekelhafteren Kriecherei vor der Gewalt, nie hörte ich monſtröſere Verleumdungen gegen die Beſiegten.

Das Geſpräch zweier Damen neben mir, von dem einzelne Bruchſtücke mir vernehmlich wurden, verriet mir, daß eine derſelben einen Schwager bei den Freijahren hatte. Allzu voreilig ſchloß ich deſhalb, eine Gefinnungsgeſinnin zu finden, und redete ſie an. Bald überzeugte ich mich, daß auch in ihrer Familie der Riß poliſcher Meinungsverſchiedenheit klappte, wie faſt in allen Häuſern, die man jetzt betritt. Sie und ihr Mann gehörten der Fürſtenpartei an; ihre Geſchwifter und deren nächſte Angehörige waren größtentheils Republikaner. Dieſer Umſtand aber machte, daß ihre Anſichten außerordentlich gemildert wurden; der perſönliche Anteil, die gemüthlichen Beziehungen ſtumphen Blutsverwandten gegenüber die ſchroffſten Ecken ab, ehe ſie zum unvermeidlichen Zuſammenstoß kommen.

Dieſe Dame ſchien überhaupt wenig befähigt, ſich auf dem Wege des Gedankens eine ſelbſtändige Weltanſchauung zu verſchaffen. Die Stellung ihres Mannes war an die beſtehende Regierung geknüpft; ihr Ausſehen (ſie hatte den Blick und die Fülle des vergnügteſten Phlegma) zeigte, daß ſie Not und Sorge nur von ferne mochte erblickt haben. Ruhe und Ordnung waren ihr: die Ruhe auf dem Sofa neben der Klingel zur Bedientenſtufe und die Ordnung des Leinwandſchrankes. Dieſe ſah ſie in den letzten tollen Tagen gefährdet und darum verdamnte ein dunkles Gefühl in ihr die Umſturzpartei, zu der ihre jüngeren, lebhafteren Verwandten hielten. Dieſe letzteren aber waren ihrem Herzen viel zu teuer, als daß ſie über ihre Vertilgung mit Feuer und Schwert hätte frohlocken können. Wie harmlos und zutraulich ihre Natur war, bewies eine Geſchichte, die ſie mir, einer ihr völlig Fremden, ſofort ins Ohr flüſterte, welche, wenn ſie damals herauskam, die gute Frau leicht hätte dem Standrecht überliefern können. Sie erzählte wie folgt:

„In den letzten Tagen der Freijahrenwirthſchaft hatte ſich auch ein Trupp Republikaner nach unſerem Ort gezogen und wir hatten das ganze Haus voll von ihnen. Ehe ſie abzogen, wollten ſie noch eben tüchtig zu Mittag ſpeiſen,

da heißt es auf einmal: „Die Preußen kommen!“ Meine Freischärler lassen alle ihre Suppe stehen und flüchten oben zum Thor hinaus, indessen unten schon die Preußen einmarschiren. Ich denk', unsere Einquartierung ist all' fort, und will eben den Leuten schellen, daß sie den Tisch schnell abräumen, da kommt noch ein verspäteter Freischärler die Treppe herunter, ein blutjunger Mensch von kaum zwanzig Jahren. Ich schrei': „Großer Gott, eilen Sie, daß Sie fortkommen, die Preußen sind da!“ Er schreit: „Beste Madame, retten Sie mich! Verbergen Sie mich! Sonst bin ich verloren. Die Preußen werden mich erschießen!“ Ich antwortete: „Nein, Sie müssen fort! Ich kann Sie nicht retten. Ich bitte Sie um Gottes willen, gehen Sie aus meinem Haus und stürzen uns nicht alle mit ins Unglück!“ — Er: „Ich bin das Kind reicher Eltern, die gern Tausende hergeben würden, um mich zu retten. Um Gottes Barmherzigkeit willen, verstecken Sie mich!“ Ich: „Und wenn Sie mein Bruder wären, ich darf Sie nicht verstecken; es steht schwere Strafe darauf. Gehen Sie mit Gott!“

„Wie der junge Mensch sieht, daß ich meine Leute holen will, da wirft er sich an der Thür vor mir auf die Kniee, zieht seinen Dolch und sagt: „Wenn Sie mich nicht retten können, dann will ich mich lieber hier vor Ihren Augen erstechen, ehe ich den Preußen in die Hände falle!“ Wie ich das aber sehe, schrei' ich: „Nein, ich kann kein Blut sehen! Dann gehen Sie lieber mit in den Keller; geschwind, geschwind, kommen Sie!“ Ich rasch, ehe es ein Mensch sieht, mit dem Freischärler in den Keller und zeige ihm dort eine dunkle Ecke hinter den Fässern. Dann ruf' ich einen treuen Knecht und lasse ihn schwören, daß er niemand etwas offenbaren wolle. Der rückte nun noch ein leeres Faß vor und trug während der folgenden Tage heimlich das Essen und Trinken herunter. Ich sagte außer meinem Manne keinem Menschen etwas von dem Geheimniß, nicht einmal meiner Köchin! Die weiß noch heute kein Wort davon. Den Preußen, die nun als Einquartierung bei uns lagen, warteten wir auf wie den Prinzen und gaben ihnen Wein die Fülle, damit sie nur nicht auf den Gedanken verfielen, unsern Keller einmal zu durchstöbern.

„Nach drei Tagen war unsere Einquartierung sämtlich einmal ausgegangen; da wagte ich mich mit meinem Mann herunter, um unsern Schützling einmal an die frische Luft zu holen. Der arme Mensch sah aus wie der Tod und konnte kaum mehr stehen. Da kam uns zum Glück ein guter Einfall. Wir zogen unsern besten Freund, einen Regimentsarzt, ins Vertrauen. Der war uns in der Dunkelheit behilflich, unsern Freischärler in ein von ihm beaufsichtigtes Lazaret zu schaffen. Dort mußte er sich so lange todkrank stellen, bis wir Kleider, Paß und alles Nötige für ihn beigebracht hatten, um ihn zu seinen Eltern heimzuschicken!“

Ich fragte die gesprächige Dame, ob sie in Karlsruhe bekannt sei; sie verwies mich an ihre Begleiterin. Aus dieser brachte ich auf Umwegen den Namen des Gefangenenaufsehers im Rathhausturm heraus; auch dessen Familienumstände erforschte ich, um einen Leitfaden zu haben, der mir den Zutritt zu seiner Frau und Töchtern verschaffte, ohne gleich meinen Namen zu nennen. Ich hörte, daß die Frau des Gefangenenaufsehers Stecher eine herzengute Frau und daß

ihre Töchter liebenswürdige, gebildete junge Mädchen seien; daß man alle Gefangenen, die der Pflege dieser Familie anvertraut seien, als für ihr leibliches Wohl hinreichend geborgen betrachten könne; daß Herr Stecher selbst bei aller Strenge, die sein trauriger Beruf mit sich führe, dennoch im Rufe stehe, gern jede Milde an seinen Gefangenen auszuüben, die sich irgend mit seiner Pflicht verträge.

Endlich faßte ich den Mut, Kinkels Namen zu nennen, um zu fragen, ob man nichts Neues von ihm gehört hätte. „Ach, das ist der preußische Professor!“ riefen beide Damen, „ja, der ist gestern morgen im Rindsheimer Walde erschossen worden!“

Treu meinem Vorsatz, bei dem Gerücht kalt zu bleiben und nichts zu glauben, das nicht dreifach bestätigt sei, äußerte ich Zweifel an der Wahrheit dieser Nachricht, worauf die Damen wiederholten: „Sie können es ganz gewiß glauben; es war des Morgens um elf Uhr, als er herausgeführt wurde!“

Ich fühlte, daß es nicht wahr sein konnte. Mein Innerstes blieb unerschüttert. Eine starke Sehnsucht voll warmer Lebenshoffnung zog mich vorwärts zu ihm, der gewiß noch lebte, der liebend meiner gedachte.

Wir waren in Karlsruhe. Am Thore lasen wir die Proklamationen, welche jedem Fremden den Aufenthalt möglichst erschwerten. Im Vertrauen auf unsere Pässe wagten wir uns in die Stadt, aber anstatt, wie die Paßvorschrift besagte, zuerst uns auf dem Paßbureau zu melden, bestand ich darauf, vor allem den Rathhausturm aufzusuchen und mich dort zu überzeugen, daß Kinkel noch lebe.

Am Gitter stand eine Schildwache; die fragte ich mit dem lustigsten Tone nach der Frau Gefangenenwärterin Stecher, und als ich einmal den Weg wußte, ging ich an allen übrigen Militärpersonen, die Hof und Gänge besetzt hielten, ganz unbefangen vorbei, als ob ich ins Gebäude gehörte. Zweimal noch wurde ich angehalten und gefragt, was ich wolle; da ich aber immer mit lachendem Munde und den rheinischen Dialekt nachmachend zuversichtlich und kurz erwiderte: „Als 'nauf zur Frau Stecher!“ so ließ man mich passiren.

An der Wand der untern Treppe war eine starke Blutspur. Waren Schwerverwundete diesen Schmerzenspfad geführt worden? Waren gewaltsame Befreiungsversuche an dieser Pforte zurückgeschlagen worden?

Wenige Stufen höher lag die Thür zur Wohnung des Gefangenenaufsehers. Welch eine Verwandlung der Scene überraschte hier das Auge! Eine kleine Reihe freundlicher Zimmer, in denen Blumen, Gemälde, Stickereien und ein Pianoforte sogleich die anmutige Spur weiblichen Waltens verrieten.

Die Frau Stecher fand ich in der Küche inmitten ihrer Mägde vor einem hellflammenden Herde, in kolossalen Töpfen die Gefangenenkost bereitend. Ein prüfender Blick auf die tüchtige Hausfrau zeigte mir in allen ihren Zügen den Ausdruck der Barmherzigkeit als den vorstechendsten. Ich hatte mich in meinem guten Glauben nicht geirrt. Aus dem Munde der Frau erhielt ich die

Berücksichtigung, daß der preußische Professor (mit diesem Namen wurde Winkel ausschließlich bezeichnet) sich ganz wohl befände, daß sie ihm noch eben erst seinen Kaffee heraufgeschickt habe und daß ihm überhaupt an körperlicher Pflege gar nichts abgehe. Die gute Frau hatte ihm sogar von ihrem eigenen Familientisch Speise geschickt, weil ihr die gewöhnliche Gefangenenkost für „so einen Mann“ nicht gut genug schien, und die Töchter hatten sich seiner im Felde etwas verwüsteten Toilette angenommen und für die nötigsten Reparaturen mit rührender Gefälligkeit gesorgt. Als die Hausgenossenschaft hörte, daß ich die Frau des preußischen Professors sei, kamen Töchter und Dienstmädchen aus allen Ecken herbei und ergossen ihre Herzen im Lob desselben. Die Freundlichkeit und Zufriedenheit Winkels, sein Ansehen und sein ganzes Wesen wurden von allen Lippen gepriesen. Ja, die Frau Stecher sagte scherzend: „Ich wollt', er käme bald fort, denn alle meine Mädchen verlieben sich sonst in Ihren Mann.“ Dann fügte sie ernsthaft hinzu: „Wir haben aber auch noch nie so einen Gefangenen hier auf dem Turme gehabt. Gott, was ist das ein braver Herr!“

Wie alle gutmütigen Menschen aus denjenigen Schichten, in welchen man die Launen der oberen Regionen nicht kennt (die Launen jener irdischen Götter, die den natürlichen Menschen abschütteln zu müssen glauben, um sich selbst Halbgott zu empfinden), so meinte auch die Familie Stecher, meine Angst um Winkels Leben sei eine ganz unbegründete Träumerei. „Wo denken Sie hin, beste Frau?“ sagte man mir. „Wie sollte man sich denn an diesem Manne vergreifen? Seien Sie ganz ruhig, es geschieht ihm nichts!“ Eine Bitte, mir nur die Thür seines Kerkers zu zeigen, wurde als eine schwere Pflichtverletzung verweigert; nicht einmal wollte man mich wissen lassen, ob er oben oder unten im Turme gefangen sitze. Man warnte mich sogar, anhaltend von außen nach den Gitterfenstern zu schauen, da dies verpönt sei und eine Verhaftung zur Folge haben könne. Ich erfuhr noch, daß die Offiziere meinem Manne anständig begegneten und daß ihm erlaubt sei, sich aus eigenen Mitteln mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; daß er aber einstweilen gar keine Mittel habe, da ihm bei der Gefangennahme seine goldene Uhr und alles, was er von Wert bei sich gehabt, abgenommen worden sei. Wenn wir von jeder andern Einwirkung auf das Lebensglück des Geliebten ausgeschlossen sind, so ist uns Frauen schon ein kleiner Trost, mindestens für sein leibliches Wohl thätig sein zu können. Ich sorgte nun zuerst, daß mit der Nachricht, daß seine treue Frau ihm nahe sei, zugleich ein Becher edlen Weines ihn grüße, und überlegte mir allerlei, womit ich ihn erfreuen könne.

Draußen am Gitter hatte Herr Brandscheid, mein Begleiter, einer der treuesten Anhänger Winkels, mit Schmerzen auf meine Ankunft geharrt. „Gott sei gelobt!“ rief er, als er meiner ansichtig wurde, „Sie lachen mich an. Also lebt er!“

Nun durften wir unsere Anmeldung auf dem Paßbureau nicht länger verschieben, stiegen also die Treppe im Vordergebäude des Rathauses hinan, wo alle Gänge und Thüren, die zu den Amtsstuben führten, mit Wartenden umlagert waren. Einige hatten schon, wie wir hörten, mehrere Stunden vergebens

geharret, bis ihre Angelegenheiten an die Reihe kommen sollten. Zuweilen versuchte irgend einer, dem die Geduld ausgegangen war, an die Thüre der Amtsstube zu klopfen oder gar dieselbe leise zu öffnen. Dann zischte ihm von innen ein Polizist mit finsterner Miene zu und winkte einem der Harrenden herein; dann gab es Debatten, wer früher dagewesen sei, oder wer zunächst an der Thür gestanden habe, die dann der Diener der Obrigkeit einfach damit beseitigte, daß er sich denjenigen Petenten auswählte, der am bourgeois-mäßigsten aussah.

Vor dieser Amtsstube hätte ein Genremaler die schönsten Studien machen können. Da saßen bejahrte Frauen, erschlafft vom stundenlangen Warten, einige wie verzweifelt die nassen Augen zum Himmel richtend. Ach, über dieser fernen blauen Unendlichkeit wurde es ja nicht entschieden, um deswillen sie gekommen waren. Längst hatte ja der lebensmüde Gott droben seine Macht der wohl-löblichen Obrigkeit, seiner Statthaltertschaft auf Erden, abgetreten, und der Herr Amtmann war jetzt das unerbittliche Schicksal, das sie zu fragen kamen, ob ihre Tungen mit nach Hause dürften oder einstweilen im Kerker zu verbleiben hätten.

Junge Leute, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie mit dabei gewesen waren, erschienen unter dem Schutz irgend eines gutmütigen Philisters, der ihnen durch seine Bürgerschaft die Aufenthaltskarte auswirken sollte.

Düstere, härtige Demokratengesichter starrten mit verbissenem Grimm nach der Thür, hinter welcher niemand auf ihre Ungeduld Rücksicht nahm.

Jetzt trat ein fecker Landmann mitten in den Kreis und machte sich in einer lauten Auredede an die Versammlung Luft: „Da habe wir's! Die ganze saubre Wirtschaft ischt wieder eingezoge, grad wie sonst beim Großherzog. Ja, bei der provisorische Regierung da ging man überall frei aus und ein, und keiner bekümmerte sich drum, was unsereins in Karlsruhe zu thun hatte. Nun sind die Herre wieder da und müsse halt alles wisse und in alles die Nase stecke, wie vorher. Und wir stehe hier wieder vor der Thür und müsse unsre Arbeit versäume und müsse halt stundenlang warte, bis es den Herre da drin gefällig ischt! Alles wieder, wie es auch beim Großherzog war!“

Diese Scene belehrte auch uns, daß wir uns mit Geduld zu rüsten hätten. Ich verabredete mit Herrn Brandscheidt, er möge unsere Pässe zu sich nehmen und hier vor der Thür Posto fassen; ich wollte unterdes einen Versuch machen, auf der Kommandantur die Erlaubnis zu einem Besuch bei meinem Manne zu erwirken.

Schon auf der Reise hatte ich in Gedanken immer vor den Generalen gestanden, deren Spruch über Leben und Tod entschied. Die Phantasie führte mich fort, ich hörte mich flehen, überreden, tausend Gründe für Begnadigung, wenigstens für Aufschub seines Todesurteils vorbringen, und oft erwachte ich wie aus einem Traume, wenn ich mich wieder am Fenster der Kajüte fand und die Wellen, eine wie die andere, schäumend an mir vorüberstürzten. Jetzt war keiner der Hauptmachthaber in Karlsruhe anwesend; den Obersten von Brandenstein nannte man mir als den Stadtkommandanten, und da ich diesem, wenigstens

für den nächsten Augenblick, großen Einfluß auf Kinkels Behandlung zutraute, so suchte ich vor allem mit ihm eine Unterredung zu gewinnen.

Mir schien überhaupt die individuelle Stimmung einer jeden Militärperson, die ich zu Kinkels Gunsten lenken könnte, als ein Rettungsanker, denn, man sage und schreibe, was man will, wir Laien werden nie glauben, daß das Standrecht ein wirklich begründetes Recht sei; sondern wir sehen darin nichts als einen willkürlichen Akt des Zorns. Wer den Haß des Siegers erweckt, wer ihm mißfällt, den schafft er sich damit rasch aus den Augen. Interessirt ihn die Persönlichkeit des Gefangenen, fühlt er eine Regung des Mitleids oder gar des Wohlgefallens und der Achtung für ihn, so wird er sich erst besinnen, ehe er jene allzu rasche Justiz an ihm ausübt, und ein Aufschub des Standrechts (so glaubte man damals noch) ist schon der Ableiter, der den tödlichen Blitz zu Boden schlägt.

Wenn ich auch auf Kinkels eigenes Auftreten die meiste Hoffnung gebaut hatte, so galt es doch, manches Vorurteil unwirksam zu machen, das die Beschuldigungen seiner Gegner gegen ihn erweckt haben konnten. Leider bewiesen mir bald die Antworten, die man mir gab, daß alles, worin ich die triftigsten Gründe sah, Kinkels Leben zu schonen, in den Augen seiner Gegner gerade der Sporn war, der sie antrieb, ihn zu töten.

Mein Plan ging dahin, den Kommandanten, in dessen Gewalt sich Kinkel jetzt befand, so viel für ihn zu interessiren, daß er das gerichtliche Verfahren in die Länge zöge, wozu ja Kinkels Verwundung den besten Vorwand bot. War erst eine Frist gewonnen, so konnten seine Freunde diese zu einem Bittschristensturm benützen; auch war kein Zweifel, daß die deutsche Presse nicht zurückbleiben würde, der öffentlichen Meinung ihre Organe zu leihen. Was glaubt und hofft die Liebe nicht? Alles, und wie unmöglich erscheint es ihrem Auge, daß man den hassen, verderben könne, den sie vergöttert.

Herr von Brandenstein schnitt meine ersten schüchternen Worte mit der kurzen Bemerkung durch, daß er ohne allen Einfluß auf Kinkels Schicksal sei, und daß er nur zu sorgen habe, daß der Gefangene nicht entkomme. Mit Hoffnungen mich täuschen, könne er nicht, denn Kinkels Verbrechen sei so einfach und klar erwiesen, daß er nicht begreife, welchen Grund man auffinden könne, ihn zu schonen. Er habe als Preuße gegen preußisches Militär gekämpft, sei mit den Waffen in der Hand gefangen worden und habe im ersten Verhör ohne allen Rückhalt gestanden, daß er habe helfen wollen, die deutsche Republik aufzurichten. Er fügte unter anderem die übliche Behauptung hinzu, daß die Rebellen Räuber und Mörder seien und daß jeder, der sich in die Reihen dieser Verworfenen gestellt habe, aus demselben Gesichtspunkte betrachtet werden müsse. Trotz der Herbigkeit seiner Abfertigung schimmerte plötzlich etwas wie ein menschliches Herz durch, als ihm die Aeußerung entfuhr: „Wir alle haben uns erstaunt, daß ein Mann von der hohen Bildung und dem Anstand Ihres Gemahls sich in die gemeine Freischärlertracht hat stecken können und unter dem Kommando solcher Kerle dienen.“

Nun faßte ich Mut und erinnerte ihn daran, wie er die Insurgenten noch eben als feige Räuber geschmäht habe, die überall vor dem siegreichen Heere geflohen wären und nur die Kassen mitgenommen hätten. Sei die Flucht ohne Kampf damals in der Pfalz als eine Schmach auf die Insurgenten gewälzt worden, die ihm als echtem Soldaten nur Verachtung habe erwecken können, so müßte er ja demzufolge hier den Mut eines friedlichen Gelehrten, der früher nie eine Waffe in der Hand gehabt, hoch ehren, der in der leichten Bluse sich ihrem mächtigen Heere gegenüberstellte. Wenn es wahr ist, daß jene um eigener Interessen willen das wehrlose Volk in den Kampf trieben, sich für ihre Person bereicherten und dann in Sicherheit brachten, warum soll dann gerade derjenige so schwer gestraft werden, der sein eigenes Glück, Familie, Wohlstand, alles aufopferte und mit seinem Leben selbst für seine Ueberzeugung einstand?

Herr von Brandenstein bekannte hierauf in seinem raschen Eifer, daß das ja eben der ärgerliche Haken sei, daß es ihnen so selten gelingen wolle, einen von jenen Volksverführern zu fangen, und daß, wenn sie einen hätten, er sich gewöhnlich so geschickt herauszureden wüßte, daß man ihn wieder loszulassen genötigt sei. Dabei erkannte er aber nochmals an, daß Kinkel durch die vollkommene Offenheit und Würde, mit der er sich zu allen seinen Prinzipien bekannte, die Achtung seiner Verhörrichter gewonnen habe. „Aber eben wegen dieses unverhohlenen Bekenntnisses,“ sagte er, „ist uns jede Möglichkeit abgebrochen, sein Leben zu retten.“

Als ich die Mutmaßung erwähnte, daß man auf seine Talente Rücksicht nehmen werde, mit denen er dem Vaterlande noch in so manchen Fächern nützlich werden könne, meinte Herr von Brandenstein, daß man im Gegenteil wohl denken werde, daß das ganze Unglück eben daher rühre, daß so viele talentvolle Menschen auf Seiten der demokratischen Partei ständen.

Also seine Ueberzeugungstreue, seine aufopfernde Begeisterung, sein Genius schärften das Verdammungsurteil über ihn! Was blieb da zu sagen übrig?

Meine Bitte, Kinkel sprechen zu dürfen, wollte Herr v. Brandenstein nicht auf eigene Verantwortung erfüllen. Er versprach aber, im Hauptquartier beim kommandirenden General die Erlaubnis für mich auszuwirken.

Unten im Hausflur hatte mich, ehe ich vorgelassen wurde, einer der Adjutanten bemerkt. Ich mag sehr bleich und verwirrt ausgesehen haben; auch waren meine Kräfte so gesunken, daß ich mich, um nicht zu wanken, fest an eine Säule stützte. Eine Menge von Gendarmen, Soldaten und Thürstehern, vermischt mit Petenten aller Stände, drängte sich ab und zu. Häufig fragte man mich nach meinem Namen und Anliegen; ich vermied so gut wie möglich alle Erörterungen durch die kurze Antwort: „Ich bin schon angemeldet.“ Jener Adjutant nun trat beim Hinausgehen auf mich zu und sagte mir: „Sobald die Antwort aus dem Hauptquartier eintrifft, werde ich Sie sogleich selbst zu Ihrem Herrn Gemahl begleiten. Kommen Sie um vier Uhr wieder auf diese Stelle!“

Auf das Rathaus zurückgekehrt, fand ich Herrn Brandscheidt noch immer vor der Amtsstube wartend und die Gruppe der übrigen Harrenden ziemlich

verringert. Indes eine gute Weile konnte es immer noch werden, bis wir vorfamen. Es war mein Glück, daß ich Herrn Brandscheidt abermals allein zurückließ und in unsern Gasthof ging, um mich ein wenig zu sammeln; denn kaum hatte ich ein wenig Nahrung zu mir genommen, so kam Herr Brandscheidt mit einer neuen Hiobspost zurück.

Der Amtmann hatte, als er meinen Namen auf dem Paß gewahrte, alsbald erschreckt ausgerufen: „Was! Die Frau vom preußischen Professor? Nein, die bekommt keine Aufenthaltskarte. Wir haben des Unglücks genug hier und wollen uns nicht noch mehr auf den Hals laden. Sagen Sie ihr, sie solle so schnell wie möglich machen, daß sie fortkäme!“

Einen Augenblick war ich ratlos. Daß man einen von den reaktionärsten Behörden in ganz Deutschland ausgestellten Paß, der mich als vollkommen unverdächtig legitimirte, nicht respektiren würde, hatte ich nicht erwartet. So nahe vor der Stunde, in der ich Kinkel wiederzusehen hoffte, sollte ich auf eine so widerrechtliche und willkürliche Weise entfernt werden, damit das Bewußtsein meiner Anwesenheit nicht die Nerven des Herrn Oberamtmanns empfindlich berühre, — es war unmöglich, sich darein zu ergeben. Ich kannte keine Seele in Karlsruhe, aber der Kondukteur des Bootes hatte mir für den Notfall ein paar Zeilen an einen ihm befreundeten Kaufmann mitgegeben. Von diesen machte ich jetzt Gebrauch.

Dieser Herr war sogleich bereit, sich meiner anzunehmen, und erklärte mir das Benehmen des Oberamtmanns, den er persönlich recht wohl kannte, aus folgenden Ursachen: Die badischen Beamten hätten durch die rasch aufeinander folgenden Regierungswechsel völlig den Kopf verloren und wüßten gar nicht mehr, welche Partei sie ergreifen sollten, um sich vor Mißgriffen und Absetzung zu schützen. Der hiesige Oberamtmann sei wirklich ein außerordentlich weicherziger Mann; aber stärker als sein Mitleid sei doch seine Angst vor dem preußischen Kommandanten, mit dem er um alles in der Welt nicht in Konflikt geraten möchte.

„Also, er fürchtet Gemütsbewegungen und thut den Preußen nichts entgegen,“ sagte ich, „gut, nun werde ich ihn schon zu stimmen wissen.“

Auf meine Bitte ging der Kaufmann sogleich mit zur Amtsstube, in die er als guter Bekannter des Amtmanns unangemeldet eintrat. Dieser empfing ihn mit Kordialität, wie sich Männer zu begrüßen pflegen, die sich allabendlich beim Schoppen oder Kartenspiel treffen. Mich hatte der Amtmann am Morgen nicht gesehen; jetzt galt es also, jede Thräne, jeden Laut zu bezwingen, der ihn in seiner Scheu vor Jammerscenen bestärkt hätte. Ich gab mir, so übel es ging, den Anschein heiterer Gemütsruhe und redete ihn in freundlich verbindlichem Tone an:

„Aber, Herr Amtmann, das ist doch gewiß nicht Ihr Ernst, daß Sie mich ausweisen wollen. Mein Paß ist ja in der besten Ordnung; in ein paar Tagen sind meine Geschäfte hier beendet und ich reise von selber ab.“

„Es ist die Frau Professor Kinkel, die ich Ihnen hiermit vorstelle,“ sagte der Kaufmann.

Ehe der überraschte Amtmann zu Wort kam, fuhr ich fort: „Ich kann nicht einmal jetzt abreisen, wenn ich auch gern wollte. Ich habe auf der Kommandantur die Weisung erhalten, die Antwort auf ein Gesuch abzuwarten, welches Herr von Brandenstein an den kommandirenden General meinetswegen geschickt hat. Dort befiehlt man mir also, zu bleiben, bis die von mir erbetene Erlaubnis eingetroffen sei, und Sie befehlen mir, abzureisen. Wem soll ich nun gehorchen?“

Dem Kommandanten wäre gewiß kein größerer Gefallen geschehen, als wenn der Amtmann mich ausgewiesen hätte und er so mich und mein Gesuch losgeworden wäre. Nach meiner Darstellung aber klang es fast, als ob den Preußen an meinem Dableiben besonders viel gelegen sei. Da ich mit Aufrichtigkeit bekräftigen durfte, daß ich vom Adjutanten des Herrn v. Brandenstein um vier Uhr nochmals auf die Kommandantur beschieden war, so sträubte sich dem Herrn Amtmann fast das Haar, wenn er überlegte, wie nahe er daran gewesen war, durch meine Ausweisung sich mißliebig zu machen. Ich erhielt nach einigen Ausreden, in welchen er das Mißverständnis auf Herrn Brandscheidt zu wälzen suchte, mit großer Höflichkeit eine Aufenthaltskarte und empfahl mich.

(Fortsetzung folgt.)



Das Lebensrätsel.

Von

W. Preyer.

Ein Student, der über alles die Wahrheit liebte, wollte seine ganze Zeit und Kraft der Erforschung des Lebens widmen. Schon als Knabe fand er an der lebenden Natur das größte Gefallen. Er konnte auf seinen einsamen Wanderungen stundenlang mit den Moosen, den Feldblumen und Bäumen sich beschäftigen; das Heer der Käfer und Schmetterlinge fesselte seine Aufmerksamkeit, er sammelte sie mit Eifer, verglich die ähnlichen Formen miteinander und suchte nach ihren Verschiedenheiten. Die Verschiedenheiten der Tiere aber reizten ihn, Ähnlichkeiten aufzufinden. Der Besuch des zoologischen Gartens und Museums, sowie jeder durch seinen Wohnort ziehenden Menagerie gewährte ihm eine besondere Freude. Es war, als wenn die Tiere zu ihm eine stumme Sprache redeten. Er konnte sich von den Gedanken, die sie in ihm wachriefen, nicht befreien und grübelte über ihre Bewegungen und Gestaltänderungen, ohne befriedigende Antworten auf seine vielen Fragen zu finden.

Eines Tages aber hörte er aus einem unversehrten Ei ein Piepen herauströmen. Es war die Stimme des Hühnchens unmittelbar vor dem Ausschlüpfen. Und als er dieses selbst beobachtete und sich vergegenwärtigte, daß aus dem

Eiweiß mit dem gelben Dotter in drei Wochen ein ganzer Vogel geworden war, der sich bewegte, da sagte er sich, das Lebensrätsel müsse in der Verwandlung der Form, in der Entwicklung, in der Bildung der Gestalt verborgen liegen. Und er wurde Zoologe. Der Neigung des Knaben nachgebend, studirte er die Formen und den Formenwechsel der Tiere wissenschaftlich; die Zergliederungskunst lernte er bei den angesehensten Anatomen seiner Zeit und beobachtete mit den besten Vergrößerungsgläsern die Formelemente, die Zellen und Gewebe, aus denen der Organismus sich aufbaut. Als er aber solche Kenntniss erworben hatte, fühlte er seinen unerfättlichen Wissensdurst nicht weniger als vorher. Denn er wurde gewahr, daß mit der Morphologie, mit der Beobachtung der Formen und ihrer Aufeinanderfolge in der Entwicklung, nichts erkannt war in Betreff der Ursache dieser Verwandlungen. Kein Leben ohne Formenwechsel! Aber die Ermittlung der Metamorphosen gibt dem Forscher nicht den Schlüssel zum Thor, das in das Lebensgeheimnis führt.

Die organischen Gebilde bestehen alle so gut wie die Krystalle und die Felsen aus Stoffen. Leben ist Stoffwechsel! Die Entwicklung des Keimes wird erst durch den Wandel der Stoffe möglich. Auf diese kommt es also an. Diese muß man untersuchen. Die Wissenschaft von den Stoffen ist die Chemie. Der junge Lebensforscher wurde daher Chemiker. Er lernte in den Laboratorien und Hörsälen der berühmtesten Meister, wie die Körper aus Stoffen zusammengesetzt sind und wie sie zusammengesetzt werden, und achtete besonders auf die Eigentümlichkeiten der Urstoffe in den lebenden Wesen. Er beschäftigte sich jahrelang gründlich mit deren Verbindungen, und es war ihm zu seiner Freude vergönnt, Neues zu finden, wodurch das Verständniß der chemischen Vorgänge im lebenden Organismus gefördert wurde. Als er aber eines Tages seine Arbeiten sichtete und Umschau hielt, gewann er die Einsicht, daß durch noch so umfassende Untersuchungen der fertigen chemischen Verbindungen im Stoffwechsel der das Lebensmysterium einhüllende dichte Schleier kaum gelüftet werde, da die Stoffe in den Tieren und Pflanzen Verbindungen immer derselben wenigen organischen Elemente liefern, die auch sonst am häufigsten vorkommen und in den verschiedensten lebenden Wesen massenhaft identische chemische Verbindungen entstehen. Um zu begreifen, wie ungleiche Formen aus gleichen Stoffen sich bilden, reicht die Chemie nicht aus; welche sich grundsätzlich mit erblichen Eigenschaften der Stoffe nicht befaßt. Da handelt es sich um richtende Kräfte, welche die Teilchen zwingen, sich so und nicht anders zu ordnen. Leben ist Kraftwechsel! Die Kräfte müssen also untersucht werden. Die Wissenschaft von den Kräften aber ist die Physik. Der inzwischen herangereifte Biologe wurde deshalb Physiker. Er hörte die Vorlesungen der ersten Lehrer des Faches und übte sich im Experimentiren und im Beobachten elektrischer und magnetischer Erscheinungen. Mechanik und Wärmelehre, Akustik und Optik studirte er eifrig. Es freute ihn, den lebenden Organismus wie eine Maschine arbeiten zu sehen und vieles nach Maß, Zahl und Gewicht im Lebensprozeß bestimmt zu finden. Auch hier hatte er das Wohlgefühl, neue Thatfachen und Gesetzmäßigkeiten zu entdecken.

Aber die Kenntniss des Wirkens der physikalischen Kräfte im einzelnen brachte bei dem Versuche, in das Dunkel des Lebensgeheimnisses einzudringen, kein neues Licht, weil gerade die charakteristischen Eigenschaften des Lebendigen, besonders die Bewegungen der kleinsten Teile bei der Entwicklung, von den Physikern nicht beachtet werden. Es zeigte sich auch bei näherer Prüfung, daß die letzteren unter einander nicht einig sind über fundamentale Punkte der Molekularphysik und denselben Worten verschiedene Bedeutungen beilegen.

Daher mußten zunächst die allgemeinen Begriffe, welche der Lehre von den Bewegungen kleinster Teile zu Grunde liegen, namentlich die der Materie, der Kraft, der Energie, der Trägheit, des Atoms und Moleküls, scharf begrenzt werden. Die Wissenschaft von den allgemeinen Begriffen ist die Philosophie. Ihr wandte sich jetzt der nach einem unerschütterlich festen Boden verlangende Forscher der lebenden Natur mit Begeisterung zu. Er studirte rastlos die Werke der größten Philosophen aller Zeiten, nach allgemeingiltigen Begriffen und Axiomen suchend. Aber hierbei verlor er mehrmals den Weg, der allein an die Pforte des Tempels der Wahrheit führt, die Erfahrung, aus den Augen, und merkte, wie verkehrt es war, mit dem Ende anfangen zu wollen. Die Philosophie kann nicht fertige Begriffe zur Lebensforschung liefern, sondern entnimmt dieser ihr Material. Nicht metaphysische Spekulationen, sondern einfache Erfahrungsthatfachen bezeichnen das Morgenrot neuer Erkenntniss. Den Sonnenaufgang der wahren Lebenslehre vermag nur in freier Natur zu sehen, wer mit ungetrübtem Blick sie auf sich einwirken läßt. Indessen den Weg dahin kam die Philosophie, und besonders ihre Geschichte, zeigen. Der unermüdlche Beobachter und Denker war bei dem Studium der letzteren auf diesen Weg gelangt. Er geriet in ein ihm fremdes Gebiet, die Psychologie, und wurde von dieser mit unwiderstehlicher Macht angezogen. Zwar fand er nirgends den Gegenstand derselben, die Seele, definiert. Aber zweifellos war ihm, daß die den höheren Tieren und dem Menschen eigenen seelischen Eigenschaften weder von der Chemie, noch von der Physik aus begriffen werden können, und von diesen beiden herrschenden Wissenschaften ebenso wie von der immer mehr aufblühenden Morphologie thatsächlich ignorirt werden. Die Seele ist freilich, was sie auch sein mag, keine Form, kein Stoff, keine physikalische Kraft. Ist sie die höchste Blüte oder die tiefste Wurzel des Lebens? Gleichviel, sie kommt nur in der Krone der Schöpfung, im Menschen, zur vollen Entfaltung, aber sie fehlt deshalb anderen Körpern nicht. Hier war also endlich ein neuer Angriffspunkt zur Lösung des Lebensräthsel gewonnen. Die Lehre von den Stoffen, die Lehre von den Bewegungen, die Lehre von den Formen — sie befassen sich grundsätzlich nur mit chemischen, physikalischen, morphologischen Eigenschaften der Dinge, die Psychologie aber grundsätzlich mit den seelischen. Sie bedarf jener Lehren, um die materiellen, physischen, formalen Bedingungen aller Seelenthätigkeit zu finden. Daher kamen die sämtlichen vorangegangenen mühevollen Studien dem jetzt nach dem Sitze der Seele unablässig Suchenden zu gut. Er verglich das seelenlose Ei mit dem darin sich entwickelnden Tiere, das an Instinkten reich in die Welt tritt. Er verfolgte viele Jahre hin-

durch mit wachsendem Interesse das Werden des Geistigen im Menschenkinde von der Geburt an, und beobachtete, wie es von Tag zu Tag feiner mit seinen fünf Sinnen empfindet, wie sein Wille durch seine Bewegungen sich stärkt im Kampfe mit dem Willen anderer und mit dem Widerstande der Dinge, und wie sein Denken sich ausbildet während es sprechen lernt. Was ist es denn, was alle diese Wunder immer aufs neue seit Jahrmillionden ermöglicht? Diese höchsten Bethätigungen des Lebens sind nicht weniger als die niederen Vorgänge der Atmung und Ernährung, der Wärmebildung und Saftströmung an die sichtbaren, greifbaren, zerlegbaren organischen Gebilde solidarisch geknüpft, welche nur in lebenden Körpern entstehen. Also zurück zu diesen Formen und den Zellen und Geweben, welche sie aufbauen!

Mit Staunen erkannte der fleißige Biologe, daß jene körperliche Grundlage alles seelischen Geschehens keine andere als die der von ihm in jungen Jahren zu Anfang seiner Laufbahn betrachteten, vielgestaltigen Formenentwicklung ist, nämlich der Inhalt der lebenden Zelle, welchen man Protoplasma nennt. Und wie eine Offenbarung erschien ihm die Erkenntnis, daß alles, was die Chemie zur Aufhellung der Lebensvorgänge beitrug, und alles, was aus der physikalischen Untersuchung der Sinneswerkzeuge, der Nerven, der Muskeln und anderer Teile des Organismus hervorgegangen war und das Verständnis einzelner Lebensprozesse förderte, immer nur auf das lebendige Protoplasma in den winzigen Zellen und Fasern zurückführte.

Nichts anderes als einzig und allein das Protoplasma lebt. In ihm geschehen die Veränderungen der Stoffe, die Verwandlungen der Kräfte, die Entwicklungen der Formen, die Entfaltungen der Seele. Also der Ort, wo die Lösung des Lebensrätsels allein gefunden werden kann, ist zugleich Sitz der Seele.

Alle Mystereien des Lebens und Sterbens, die wunderbaren Wechselprozesse der Arbeit und Ruhe, der Leidenschaft und Abspannung, der Entwicklung und Rückbildung, der Stoffaufnahme und -Abgabe, mit einem Worte, die Gesamtheit aller der Erscheinungen, welche man Leben nennt, auch die Geburt und der Tod, steht und fällt mit dem Protoplasma.

Also muß dieses erforscht werden. Aber es verwandelt sich unter unseren Augen, ehe wir es recht gewahr werden, und zersetzt sich, um sich gleichzeitig wieder neu zu bilden. Die größte Ausdauer, die vorzüglichsten Mikroskope, ganz neue Instrumente, scharfe Sinneswerkzeuge, besondere Kunstgriffe sind erforderlich, um nur die Haupteigenschaften des wandelbaren Protoplasma in den Pflanzen, in den Tieren und in den Zwischenwesen, die man Protisten nennt, zu finden: eine Mikrochemie und Mikrophysik. Lange wird es dauern, ehe die veränderliche Struktur des Protoplasma so weit erkannt ist, daß man die durch dieselbe bedingten Abänderungen der gewöhnlichen chemischen Prozesse, namentlich der Verbrennungsvorgänge in ihm erklären und aus den wenigen Zeichen seines Empfindungsvermögens in fortschreitender Entwicklung die höchsten seelischen Thätigkeiten herleiten kann. Denn diese treten nur da auf, wo die größte Masse lebendigen

Protoplasmas mit der größten Oberfläche und in feinsten Fasern vorhanden ist, nämlich im menschlichen Gehirn.

Aber es ist schon viel erreicht durch die Lokalisierung des Lebensproblems, zu der die Vereinigung morphologischer, und zwar entwicklungsgehistorischer Beobachtungen mit chemischen und physikalischen Versuchen an lebenden Körpern und mit psychologischen, besonders psychogenetischen Untersuchungen geführt hat. Eine Vereinfachung liegt jedenfalls darin, daß man nun mit voller Sicherheit weiß, wo das Lebensgeheimnis verborgen liegt, wie wenig in den kleinen, die Grenze der Sichtbarkeit erreichenden Maschen des Protoplasmanetzes die Gesetze der gewöhnlichen Massenwirkung gelten können, und wie sehr die Art der Kräfteverwandlung ebenda von der in großen Maschinen wegen der Kleinheit der arbeitenden Teile abweichen muß.

Wer diesen fundamental wichtigen Unterschied nicht beachtet, wer meint, man wisse schon längst, daß alles Leben auf Protoplasmaänderungen beruht, und hofft, der Ueberlieferung treu, es nur mittelst der bisherigen chemischen und physikalischen Untersuchung ergründen zu können, der kommt nicht weit. Damit wird weder das Leben noch das Sterben, weder die Entwicklung noch die Seele erklärt. Diese Thatsachen erfordern Umgestaltungen der Grundbegriffe. Welche? Das zeigt deutlich das wechselvolle, allein Leben bestimmende Dasein des Protoplasma.



Ungedrucktes aus dem Nachlasse von David Friedrich Strauß.

II.

Gedanken über Schillers Wallenstein.

1. Die Grundidee.

Will man die Idee des „Wallenstein“ im Stücke selbst mit den eigenen Worten des Dichters angegeben lesen, so muß man im ersten Aufzug von Wallensteins Tod den fünften Auftritt nachschlagen, wo der schwedische Oberst zu Wallenstein sagt, sein hochseliger König habe immer groß von Sr. Gnaden Verstand und Feldherrngaben gedacht,

Und stets der Herrschverständigste, beliebt' ihm
Zu sagen, sollte Herrscher sein und König.

Worauf Wallenstein erwidert:

Er durst' es sagen.

Aber nicht jeder Fürst darf es sagen. In Gustav Adolf war das äußere Geburtsrecht und das innere auf Fähigkeit beruhende Anrecht auf die Krone

beisammen. So konnte in keinem seiner Diener die Kollision entstehen, den innern Herrscherberuf, den er etwa in sich fühlen mochte, dem äußern Herrscherrecht des Königs entgegenstellen zu wollen.

Auders bei Ferdinand II. Er ist äußerlich legitimer Herrscher, ohne innerlich durch seine Geistesgaben dazu legitimirt zu sein. Besonders in der damaligen stürmisch bewegten Zeit reicht seine Fähigkeit nicht aus. Sein Diener Wallenstein darf sich diesen innern Herrscherberuf zuschreiben, der seinem Herrn, bei allem äußern historischen Rechte, abgeht. Auch hat er durch sein Heer die Macht in Händen.

Dieses Verhältnisses sind sich beide Teile bewußt.

Wallenstein seiner Stärke. Daß er könnte, wenn er wollte. Daß er auch dürste, meint er, wenn man die Sache vom richtigen Standpunkt über den alltäglichen Vorurteilen betrachte. Daher hochfliegende Gedanken, Anschläge, Pläne (Wallensteins Tod, I. Aufzug, 4. Auftritt).

Ferdinand kennt seine Schwäche und das ehrgeizige Kraftgefühl seines Feldherrn. Daher Mißtrauen, Vorsatz, diesem die Macht nur so lange zu lassen, als die äußerste Not es erfordere.

Hinwiederum ist dem Diener das Mißtrauen und der üble Wille seines Herrn wohl bekannt. Er hat davon eine ihm unvergeßliche Erfahrung gemacht. Mißbraucht er sein Amt zum Nachteil des Kaisers, so mißbraucht er wenigstens sein Vertrauen. (Ebendasselbst 7. Auftritt.) Gleichwohl nimmt Wallenstein die Sache nicht leicht. Weder über die äußeren Schwierigkeiten, noch über das moralisch Bedenkliche seiner Anschläge verblendet er sich.

In ersterer Hinsicht weiß er gar wohl, was es heißt, die sicher thronende Macht erschüttern zu wollen, die durch Verjährung geheiligt, durch Gewohnheit befestigt, mit dem kindlichen Glauben der Völker verwachsen ist (Wallensteins Tod I, 4).

Und wenn er sich, was das Moralische betrifft, auch einmal die Miene gibt, diese Macht der Gewohnheit über die Massen als etwas Gemeines zu verachten (ebendasselbst), so sagt er sich doch in anderen Augenblicken, daß mit der Treue, der Heiligkeit von Vertrag und Dienstpflicht eine erhaltende, sittliche Weltmacht nicht ungestraft verletzt wird (I, 6).

Daher Wallensteins schwankende Haltung. Er ist kein Richard III., der aus sich selbst heraus in der kürzesten, geraden Linie über alles Dazwischenstehende hinweg seinem Ziele zuschreitet. Auch kein Macbeth, der dem von außen erhaltenen Anstoße, wenn auch mit innerem Schauder, entschlossen folgt. Sondern er thut alle seine Schritte so, daß sie zugleich nicht gethan sein sollen. Indem er nichts Schriftliches von sich gibt, soll es zuletzt auf ihn ankommen, ob er sich zu den Zettelungen seiner Werkzeuge bekennen will oder nicht (Die Piccolomini II, 5. Wallensteins Tod I, 3).

Aber so läßt die Wirklichkeit nicht mit sich spielen. Sie nimmt den Vermessenen beim Worte. Die von ihm in übermüthigem Rißel aufgestörten Verhältnisse treten ihm drohend gegenüber. Er ist verdächtig geworden. Man kann

Zeugen gegen ihn aufstellen. Was er aus Ehrgeiz zu thun sich nicht entschließen konnte, muß er nun zu seiner Selbsterhaltung unternehmen (Wallensteins Tod I, 4. 7).

Doch, wo bleiben denn die Sterne? Lesen wir denn nicht im Prologe, daß die größere Hälfte von des Helden Schuld ihnen zugewälzt werden solle?

Das astrologische Motiv war dem Dichter des Wallenstein durch die Geschichte dargeboten. Anfangs stieß es ihn als abergläubische Frage zurück. Er wollte demselben in der Bearbeitung möglichst aus dem Wege gehen. Goethe mußte es ihm erst in günstigerem Lichte zeigen, ehe er sich entschloß, es ernsthaft anzufassen (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. und 11. Dezember 1798).

Aber Goethe wollte das astrologische Wesen nicht zum Tragischen gerechnet, sondern als Bestandteil der Masse des historisch, politisch, barbarisch Temporären betrachtet wissen, und Schiller suchte nun, indem er die Mischung von politischer Berechnung mit astrologischem Wahne zum stehenden Charakterzug seines Helden machte, aus einem Anstoß für den Verstand noch einen Gewinn für die Phantasie zu ziehen (Briefwechsel 5. und 7. Dezember 1798).

Aus dieser Mischung im Gemüte des Helden, seinem halb skeptischen, halb träumerischen Wesen, gehen nun allerdings seine Handlungen hervor, aber niemals aus einer in den Sternen gelesenen Anweisung.

Wenn er auf Terzky's und Illo's Drängen anfangs mit Hindeutung auf dieselben sagt: Die Zeit ist noch nicht da! so steckt sich seine innere Unentschlossenheit, wie Illo richtig durchschaut, ebenso nur hinter die ungünstige Konstellation (Piccolomini II, 6), wie er später, als diese günstig ist, sich doch nicht durch sie, sondern erst durch die Nachricht von Sesina's Verhaftung und die Vorstellungen der Gräfin Terzky zum Handeln bestimmen läßt (Wallensteins Tod I).

Ebenso ist es bei dem Traum, durch den er sich der Treue Octavio's versichert glaubt (Wallensteins Tod II, 3), nur die Vermessenheit, mit welcher er von dem Schicksal nach eigenem Belieben ein Zeichen fordert, die sich durch den ganz entgegengesetzten Erfolg bestraft.

Wenn es also im Prolog heißt, Wallensteins Charakterbild, das in der Geschichte, durch die Gunst und den Haß der Parteien verwirrt, schwankt, solle die Kunst dem Herzen der Zuschauer menschlich näher bringen; sei doch überhaupt ihr Amt, alles Außerste in die Grenzen der Natur zurückzuführen, indem sie den Menschen in des Lebens Drang betrachte und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälze: in diesem Zusammenhange sind die Gestirne nur der poetische Ausdruck für den Drang des Lebens und der Verhältnisse, und sie wollen nichts anderes bedeuten, als was hernach derselbe Prolog mit Bezug auf das einleitende Vorspiel so ausdrückt:

Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen;

oder gegen den Schluß des letzten Stückes (Wallensteins Tod IV, 2) Gordon mit den Worten:

Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht,
Und diese dunkel schwankende Gewalt.

Und wenn Gordon fortfährt:

Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eig'nen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetret'ne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellten sie ihn gleich;
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O Schad' um solchen Mann! Denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

— in diesen Worten nimmt der ehrliche Gordon ganz die Stellung des griechischen Chors, mit dem ihn schon Körner verglichen hat (Schillers Briefwechsel mit Körner IV, S. 140). Stünde dieser Spruch wie eine Chorstrophe am Schlusse der Tragödie, so hätte es Hegeln nicht einfallen können, in diesem Schlusse eine leere Verneinung, den entsetzlichen Sieg des Todes über das Leben zu sehen (Werke XVII, S. 413); doch auch so hätte er den Spruch nicht übersehen sollen, denn er enthält die Moral des Stückes. Freilich enthält das Stück noch unendlich viel mehr als nur diese Moral, wie ein gutes Musikstück noch unendlich viel mehr als sein Thema enthält; darum bleibt aber doch dieses das Thema und jenes die Moral.

2. Die Charaktere.

Man hat gesagt, der Schillersche Wallenstein sei kein tragischer Held, weil er zu wenig handle. Der Dichter selbst hat ihn einen retardirenden Charakter genannt, der nur durch die Umstände vorwärts und der Katastrophe zugedrängt werde. Aber eben davon versprach er sich Erhöhung des tragischen Eindrucks (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 2. Oktober 1797). Hätte er sich hierin getäuscht?

Der retardirendste Charakter, der sich in einer Tragödie denken läßt, ist unstreitig Hamlet. Er geht ja gerade am Nichthandelnwollen zu Grunde. Und doch ist er ein tragischer Charakter, wie es wenige gibt.

Den Wallenstein als Charakter können wir eine Mischung von Macbeth und Hamlet nennen. Er ist herrschsüchtig wie jener und skrupulös wie dieser. In ersterer Eigenschaft hat er Einleitungen gemacht, denen er vermöge der letzteren keine Folge geben will. Er hat A gesagt und weigert sich, B zu sagen.

Indem er zuletzt wider seinen Willen zum Vollzug des Verbrechens und ins Verderben gestoßen wird, bekommt sein Untergang etwas von dem tragischen Schicksal der Griechen; aber indem es lediglich die Folgen seines eigenen früheren Thuns sind, die ihn vorwärts drängen, indem er nur nicht umhin kam, das halb schon Gethane vollends ganz zu thun, so ist jener Fatalismus bloßer Schein, und sein Untergang in durchaus modernem Sinne das Ergebnis seines eigenen Charakters im Zusammenstoße mit den Verhältnissen der Wirklichkeit.

Zu Anfang seiner Arbeit hatte Schiller das Bedenken, ob nicht die eigenen

Fehler seines Helden zu viel, das eigentliche Schicksal zu wenig zum Unglück desselben beitrage? (Briefwechsel mit Goethe, 28. November 1796.)

Er beruhigte sich später in dem Verhältnis, als jene retardirende Stellung seines Helden sich ausbildete. Denn nun sind es ebensovohl die Tugenden als die Fehler desselben, an denen er zu Grunde geht; oder vielmehr eben jene Verstandesfehler, die ihn ins Verderben stürzen, seine zögernde Bedenklichkeit, sein argloses Vertrauen sind ebenso viele Herzenstugenden, die ihn uns werter machen. Wäre er rücksichtsloser und mißtrauischer, mithin gemüthlich schlechter gewesen, können wir denken, so möchte es ihm eher gelungen sein.

Der reichste Charakter eines Stückes ist darum noch nicht ein tragischer; aber Wallenstein ist neben dem, daß er dieses ist, auch jenes, und er ist dieses dadurch, daß er jenes ist. Die Eigenschaften, die sonst unter einzelne Personen in der Art verteilt sind, daß jeder nur eine derselben als Grundeigenschaft zukommt, sind in ihm als die Seiten einer großartigen Natur vereinigt.

Er ist ehrgeizig und herrschsüchtig wie seine Schwägerin Terzky; zugleich aber sprechen Gewissen und Pietät so vernehmlich in ihm wie in Max Piccolomini. Er ist schlau und berechnend wie Octavio; zugleich aber gibt er sich diesem mit einer Arglosigkeit, mit einer gemüthlichen Ueberstürzung hin, wie nur immer seine Tochter sich in die Arme des Geliebten wirft.

Eben dadurch aber ist ihm die Terzky in jener Scene (Wallensteins Tod I, 7) überlegen, daß seine Hälfte ihr Ganzes, d. h. aber zugleich, daß sie das ganz ist, was er nur halb sein will.

Vor keiner Konsequenz seines Thuns zurückzuschauern, hat sie dem Schwager zugemutet: aber sie leistet es nun auch selbst, als dessen Thun am Ende zum Unglück ausschlägt; wo sie uns überdies noch dadurch mit sich ausöhnt, daß sie das Gemüth, das sie in den Weltverhältnissen verleugnet, in dem persönlichen Verhältnis zu Wallenstein aufs schönste bewährt. Sie ist keine Lady Macbeth.

Wie sie, wenigstens im Handeln, ganz Verstand und rücksichtsloser Ehrgeiz, so ist ihre Schwester, die Herzogin, ganz Gemüth, Duldung und Rücksicht; zum stillen Glücke der Häuslichkeit gestimmt, voll Pietät gegen das Kaiserhaus, fühlt sie sich durch ihres Gemahls schwindelhafte Pläne unglücklich und bricht, als der Abfall sich enthüllt, zusammen.

Das selbe, was der Gräfin, gibt auch dem Octavio Piccolomini einen Vortheil über Wallenstein: daß er eine zwar ärmere, darum aber auch straffere Natur ist. Während der eine sich lange besinnt, ob es angehe, um eines Fürstenthumes willen Verräther an dem Kaiser zu werden, ist der andere längst unbedenklich, um des Kaisers und der Aussicht auf eine kaiserliche Belohnung willen, zum Verräther an dem Freunde geworden.

Doch auch was beiden gemein ist, der Ehrgeiz, die Klugheit und Verschlagenheit, ist bei dem einen im großen, bei dem andern im kleinen Stil: jener ist ein Held, dieser ein Intrigant. Das Feststehen in seiner Unterthanen- und Dienstpflicht, in Verbindung mit der Liebe zu seinem Sohne, ist es gleichwohl, was auch diesem Charakter unsere Teilnahme erhält.

In Buttler ist der Kommandeur, der von der Pike auf gedient hat, der tüchtige, harte, beschränkte, hitzige Ehrenmann, vortrefflich gezeichnet. Die Scenen, in welchen er eine Hauptrolle spielt, sind fast lauter Meisterstücke. So seine Umstimmung durch Octavio; seine verhängnisvolle, tückische Dazwischenkunft in der Scene mit den Pappenheimern; seine furchtbare Wortkargheit, da Wallenstein, nachdem er Octavio's Verrat erfahren, sich in tiefem Schmerz vertrauend auf seine Schulter lehnt.

Aber in Wallensteins Verhältnis zu Buttler waltet eine gerechte Nemesis. Um den Mann von soldatischer Pflichttreue, aber reizbarem Ehrgefühl vom Kaiser loszureißen und zum gefügigen Werkzeuge seiner Pläne zu machen, hat ihm Wallenstein unter dem Schein, seine Bitte um Erhebung in den Adelsstand befürworten zu wollen, durch einen Uriasbrief nach Wien eine verächtliche Abweisung zuwege gebracht; durch die Enthüllung dieser Arglist macht ihn wiederum Octavio zum unerbittlichen Mordwerkzeuge gegen Wallenstein.

Wir gehen an dem Reste des langen Personenverzeichnisses der drei verbundenen Stücke mit der allgemeinen Bemerkung vorüber, daß es hier Schillern wie sonst nirgends gelungen ist, selbst die untergeordnetsten Figuren durch individuelle Züge zu lebendigen Persönlichkeiten zu machen; nur über zwei Charaktere erwartet man wohl noch ein besonderes Wort.

Die Figuren von Max und Thekla bildete Schiller gewissermaßen seinem eigenen Herzen zur Befriedigung. Nach Goethes Beispiel hatte er sich vorgenommen, sich im Wallenstein einmal ganz gegenständlich zu halten, Personen und Verhältnisse mit kühler, künstlerischer Ruhe zu behandeln und sich nicht, wie sonst, von seiner eigenen Empfindung fortreißen zu lassen. Das hatte er treulich gehalten bei allen übrigen Personen des Stückes: dafür glaubte er sich bei jenem Pärchen etwas zu gute thun zu dürfen. Alle Herzensteilnahme, die er bei den übrigen nicht hatte unterbringen können, wandte er jetzt diesen beiden zu. Was sie so an Seele gewannen, mußten sie freilich an Bestimmtheit der Gestalt verlieren. Max und Thekla erinnern uns wenig an den dreißigjährigen Krieg.

Darum wollen wir sie aber nicht aus dem Gedichte wegwünschen. In dieser verwilderten und verdorbenen Lagerwelt, diesem Gedränge von Eigensucht und Unlauterkeit, wo jeder den andern nur zu benutzen und zu betrügen strebt, nirgends Wahrheit und Menschlichkeit, überall nur Larven zu finden sind, — hier uns ein Paar unverdorbenen, lauterer Menschennaturen vorzuführen, in das Intriguenstück als Kontrast eine Idylle einzuflechten, war ein höchst glücklicher Gedanke. Und wie nun das durch die Unreinen heraufbeschworene Verhängnis die Reinen mit ergreift, die Idylle von dem tragischen Wirbel verschlungen wird, das bringt eine Wirkung hervor, die uns manches Wort überhören läßt, das uns in Maxens Munde zu empfindsam oder in Thekla's zu hochtrabend erscheinen möchte.

3. Die Gliederung des Gedichts.

Von dem Bestreben geleitet, sich diesmal recht sächlich zu halten, in seiner Dichtung ein bejeeltes Abbild wirklicher Verhältnisse und Charaktere, nicht

bloß eigene Empfindungen und Ideen zu geben, suchte Schiller aus der Zeit, in welcher sie spielt, so viel wie möglich an einzelnen Zügen, Umständen und Figuren in dieselbe aufzunehmen, seinem Drama eine breite epische Grundlage zu geben.

Um desto gewisser auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben, wollte er dem Vers, der ihn leicht ins Bodenlose, Lyrisch-rhetorische führen konnte, entsagen und arbeitete daher den Wallenstein von Anfang in Prosa aus.

Allein bei dieser Behandlungsart schwoh ihm der Stoff ins Ungeheure an, und die Aussicht verschwand, denselben dramatisch zu bewältigen.

Einige Sophokleische Tragödien, die er um diese Zeit las, zeigten ihm, wie geschickt die Griechen an den Stoffen zu ihren Dichtungen das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden gewußt haben.

Indem er ihrem Vorbilde sich zu nähern suchte, ward er sich aber auch der Unerläßlichkeit des Verses für ein Drama, das wirklich ein Gedicht sein sollte, bewußt.

Sich kürzer zu fassen half ihm jedoch dieser so wenig, daß er vielmehr die Rede im Jambus breiter als vorher in Prosa dahinfließen sah. Da ließ Goethe den Wink fallen, er werde wohl aus seinem Stoffe statt eines Dramas einen Dramen-Cyklus machen müssen.

Bald war Schiller entschlossen, zwei Dramen und ein Vorspiel daraus zu gestalten.

Das Vorspiel, eine Lager-scene, war anfangs ganz kurz und unselbständig, wie später etwa das zur Jungfrau von Orleans, angelegt.

Erst Goethes Wunsch, für die Eröffnung des neu hergerichteten Schauspielhauses in Weimar, da eins der größeren Wallensteinischen Stücke bis dahin nicht mehr fertig werden konnte, wenigstens dieses Vorspiel zu bekommen, veranlaßte Schiller, es zum Behufe selbständiger Ausführbarkeit zu erweitern.

Aus dem gleichen Anlasse wurde auch der Prolog gedichtet.

Wallensteins Lager stellt eigentlich einen Zustand, keine Handlung dar, und ist insofern, streng genommen, nicht dramatisch.

Aber mit großem Geschick hat der Dichter durch die Agitation für Wallensteins Verharren im Kommando eine, wenn auch nur oberflächliche, dramatische Strömung hineingebracht, noch mehr durch den bunten Wechsel sich drängender Gestalten den Zuschauer über den Mangel an Handlung getäuscht.

Während das kleine Stück seinen Zweck, auf dem Boden von Wallensteins Wirken uns heimisch zu machen, vollkommen erreicht, wirkt es zugleich im reinsten Sinne poetisch, indem es an dem rohen Soldatenwesen das Edlere hervorkehrt, das Gemeine aber komisch verflüchtigt.

Für seinen Kapuziner schickte Goethe dem Freunde einen Band des Pater Abraham a Sta Clara; und die Art, wie Schiller in wenigen Tagen aus dem geringhaltigen Erze dieses platten Gefellen das Gold seiner Kapuzinerpredigt herauszuschmelzen wußte, gibt uns den höchsten Begriff von seinem poetischen Vermögen.

Das erste der beiden größeren Stücke erhielt seinen Namen von den beiden Männern, Vater und Sohn, die ihre entgegengesetzte Stellung zu Wallenstein in Kollision bringt; aber es umfaßte anfangs auch noch einen Teil dessen, was jetzt dem abschließenden Stücke zugeteilt ist.

Als Schiller das Manuskript der Piccolomini an Iffland, zur Aufführung in Berlin, schickte, enthielten diese noch die Scene im astrologischen Turm, die Nachricht von Sesina's Verhaftung und Wallensteins großen Monolog, was wir jetzt im ersten Aufzuge von Wallensteins Tod lesen; und zwar bildeten jene Stücke den vierten Akt der Piccolomini (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Dezember 1798).

Auch Hegel, wenn er als den Inhalt der einen Wallensteinischen Tragödie das notgedrungene Ergreifen des Entschlusses, als Inhalt der anderen das Zerschellen dieses Entschlusses an dem Widerstande der Wirklichkeit bezeichnet (Werke XVII, S. 413), scheint diese Abtheilung im Sinne zu haben; denn der Entschluß erfolgt erst am Ende des ersten Akts von Wallensteins Tod nach der jetzigen. So abgeteilt, daß mit dem „Frohlocke nicht u. s. w.“ das mittlere Stück schloß, habe auch ich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, vor siebenundzwanzig Jahren in Berlin den Wallenstein aufführen sehen; vielleicht war dies noch eine Ueberlieferung von Ifflands Zeiten her.

Daß in der jetzigen Einteilung die Piccolomini keinen befriedigenden Schluß haben, liegt vor Augen. Da indes doch in der Regel außer dem Lager nur Wallensteins Tod aufgeführt zu werden pflegt, so gewinnt dieser freilich eine glänzende Eröffnung und ist mehr ein Ganzes für sich in seiner jetzigen Gestalt.

Aber es ist schade, daß nicht auch die Piccolomini öfters auf der Bühne erscheinen, wäre es auch nur um des Banketts willen im vierten Akt, ein Bild, das von Mark und Leben strotzt und einem das Herz im Leib erquickt.

Gleichwohl ist der höhere, besonders dramatische Wert des abschließenden Stückes nicht zu verkennen. Wenn man in den Piccolomini beschaut und Anteil nimmt, urteilte Goethe, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen (Briefwechsel, 13. März 1799).

Es müßten zu viele Scenen genannt werden, wenn man alle namhaft machen wollte, in denen ein Höchstes von dramatischer Wirkung geleistet ist.

Der Eintritt des tragischen Schicksalswechsels insbesondere, und wie sich der Ring des Verderbens stets enger und enger um den Helden schließt, während dieser zugleich immer größer, immer freier erscheint, je enger er umgarnt ist — eine Tragödie, in welcher dies ergreifender dargestellt wäre, ist mir weder aus alter noch aus neuer Zeit bekannt.

Auch Schiller selbst hat die Höhe, auf der er in seinem Wallenstein stand, in keinem seiner folgenden Dramen wieder erreichen können.



Deutsch-amerikanische Freundschaft.

Ein Brief von Poultney Bigelow¹⁾ an den Herausgeber der Deutschen Revue.²⁾

Chelsea, Ende Februar.

Geehrter Herr!

Folgende interessante Geschichte erzählt man sich aus der Zeit, als die öffentliche Meinung in Amerika betreffs Samoa aufgeregte war und der amerikanische Marineminister (Staatssekretär der Admiralität) sich bereits Offiziere aussuchte, um dieselben eventuell in jenen Gewässern zur Verwendung zu bringen. Schließlich warf er die Liste hin mit der Bemerkung: „Wozu sollen wir uns denn mit Deutschland in einen Streit einlassen, sind doch in unserer Flotte so viele Deutsche!“ Und so ist es von Maine bis nach Kalifornien und vom Golf von Mexiko bis zum Nordpol; ganz Nordamerika ist von deutscher Kultur, deutscher Anschauungsweise und deutschem Blute durchdrungen. Kein Dorf der Vereinigten Staaten ist so klein, daß nicht darin ein kleiner, deutscher Klub sei, wo Bier und Musik die Abkömmlinge des gemeinsamen Vaterlandes vereinigen. Dem Amerikaner würde es gleichgültig sein, wenn morgen unsere Häfen den Irländern, Russen, Spaniern, ja selbst den gutmütigen Italienern geschlossen würden, aber jede gesetzliche Verordnung, welche unsere Beziehungen mit Deutschland beeinträchtigte, würde von seiten jedes Angloamerikaners eine starke Opposition finden. Nach

¹⁾ Die folgenden kurzen Notizen betreffs des Lebensganges des Verfassers des obigen Artikels dürften von allgemeinerem Interesse sein:

Poultney Bigelow ist in New-York geboren. Seine Vorfahren wanderten im Jahre 1630 aus England aus, weil sie dort ihres Glaubens wegen verfolgt wurden. Seine Familie ist sowohl väterlicher als mütterlicher Seite rein englischer Abstammung. Im Jahre 1870 ließ sich sein Vater John Bigelow, der viele Jahre amerikanischer Gesandter am französischen Hofe gewesen war, in Berlin mit seiner Familie nieder, um seinen sechs Kindern eine gründliche deutsche Erziehung zu teil werden zu lassen, und verblieb dort bis zum Jahre 1873. Poultney Bigelow fand in der Familie des Professors Schillbach in Potsdam Aufnahme und bereitete sich für die amerikanische Universität (Yale in Connecticut) vor. Während seines Aufenthaltes in Potsdam machte er zuerst die Bekanntschaft des gegenwärtigen Kaisers, indem er häufig als Spielfamerad des jungen Prinzen in das neue Palais eingeladen wurde. Im Jahre 1873 bezog er die Universität, mußte aber im Jahre 1875 seiner schwächlichen Gesundheit halber seine Studien unterbrechen. Er machte alsdann in einem Segelschiff eine Reise um die Welt; auf derselben besuchte er die Küste von Neu-Guinea und litt an der ungestaltlichen Küste Japans Schiffbruch. Sodann unternahm er in das Innere von Japan eine Tour; auf einer Exkursion nach China drang er bis zur langen Mauer vor. Alsdann kehrte er über den stillen Ozean und Kalifornien nach New-York zurück. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien im Jahre 1879 widmete er sich juristischen Studien und literarischen Arbeiten. Infolge seiner schwächlichen Gesundheit sieht er sich seit einiger Zeit veranlaßt, viel auf Reisen in einem Segelboot zuzubringen, in welchem er nachts schläft und während des Tages weiterfährt. Auf einer seiner Fahrten besuchte er die Inseln Westindiens, von denen er zwei der interessantesten umschiffte.

²⁾ Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Ehrenthal.

unserem Mutterlande England ist es Deutschland, welches als Repräsentant eines gesunden politischen und sozialen Lebens gilt; hierbei muß man unter Deutschland auch die Holländer, Scandinavier und alle Völker germanischer Abstammung verstehen. Die Mitglieder dieser großen Familie vereinigen sich leicht, wenn sie sich auf dem neutralen Boden der Vereinigten Staaten treffen, wo jeder nach seinem wahren Werte, seiner Intelligenz und Energie taxirt wird und je nach seinen Fähigkeiten entweder emporkommt oder zu Grunde geht. Selbstthätigkeit und Thatkraft werden von dem Amerikaner verlangt, und wer diese besitzt, wird als ein echter Bürger der großen amerikanischen Republik betrachtet. Der Irländer verbleibt Ire und vor allem Katholik und verändert sich nirgends; der Franzose und der Spanier verheiraten sich mit Indianern und Schwarzen und zeigen geringe Widerstandskraft im Kampfe gegen das Deutschtum. Die Franzosen in Kanada und Louisiana, die Spanier in Mexiko und Kalifornien beweisen dies hinlänglich. Die italienische Auswanderung ist noch zu frischen Datums, um ein sicheres Urtheil über dieselbe fällen zu können; aber so viel es augenblicklich scheint, sind die Italiener zu sehr von der Geistlichkeit abhängig, um mehr als die Franzosen und Spanier leisten zu können. Die romanischen Rassen in Amerika und ebenso die Irländer ziehen in kein neues Gebiet, wenn nicht ihr Geistlicher mit ihnen geht und die Expedition organisiert; den Deutschen dagegen trifft man in Gemeinschaft mit dem Scandinavier und Engländer, wie er, trotz Indianer und wilder Tiere, das Land urbar macht und der Kultur neue Stätten eröffnet unter Heilighaltung seines Familienlebens und Hochhaltung seines moralischen Charakters.

Die Freundschaft Deutschlands und Amerikas begann mit der Anerkennung der Vereinigten Staaten durch Friedrich den Großen und wird heutzutage durch die Haltung Wilhelms II. der Weltausstellung in Chicago gegenüber gekennzeichnet. Russische Zeitungen und russisch-politische Agenten in der englischen Presse suchen gelegentlich darauf hinzuweisen, daß zwischen Rußland und Amerika starke Sympathien beständen; als einzigen Beweis für diese Hypothese läßt sich aber nur anführen, daß während des Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten Rußland seinen traditionellen Haß gegen England bekundete, indem es eine Flottenparade seiner Kriegsschiffe in den amerikanischen Gewässern veranstaltete. Die amerikanische Presse kam damals zu dem voreiligen Schlusse, daß dies ein Beweis sei, daß Rußland sich von den Geboten der Humanität leiten ließe; aber spätere Ereignisse in Rußland haben diese Annahme keineswegs bekräftigt, sondern vollständig bewiesen, daß sie irrig gewesen sei.

Im Jahre 1776 führte England mit den amerikanischen Kolonien Krieg, als sich dieselben weigerten, die auf nicht gesetzmäßige Weise auferlegten Eingangszölle zu bezahlen. In diesem Kriege standen viele tausend Soldaten deutscher Herkunft im Dienste Englands, indem damals die Fürsten der kleinen deutschen Staaten ihre eigenen Landeskinder für Geld aus Ausland verkauften. Der Soldatenhandel zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten dauerte bis 1783, und da die Engländer geschlagen wurden und die meisten deutschen

Soldaten in Amerika blieben und sich dort niederließen, so müssen wir annehmen, daß selbst unter diesen Verhältnissen die meisten Kolonisten gegen die Ansiedlung der Deutschen nichts einzuwenden hatten. Ich erinnere mich, einen Brief Benjamin Franklins gelesen zu haben, in welchem er empfiehlt, jedem deutschen Soldaten, der in englischen Diensten gestanden habe, Ländereien zu geben, wenn er sich in Amerika niederlassen wolle. Jeder Schulknabe weiß, daß Friedrich der Große über den Soldatenhandel, den geldsüchtige deutsche Fürsten trieben, sehr ungehalten war und daß er selbst jede Gelegenheit ergriff, um seine darauf bezüglichen Ansichten seinen Unterthanen kund zu geben. Er war es, welcher zuerst die amerikanische Unabhängigkeit anerkannte und mit uns nach dem Kriege einen Handels- und Freundschaftsvertrag schloß. Es freut mich, konstatiren zu müssen, daß seit der Zeit bis zum heutigen Tage niemals gegen die Grundbestimmungen desselben gehandelt worden ist. Die Amerikaner wissen es wohl zu würdigen, daß, als im Jahre 1861 der Krieg gegen die Sklaverei von den Nordstaaten unternommen wurde, die Regierungstruppen sich mit deutschen Freiwilligen füllten, und daß die damalige preußische Regierung eine strenge Neutralität beobachtete, während England und Frankreich die Südstaaten begünstigten. Daraus darf man jedoch nicht folgern, daß das französische und das englische Volk zu Gunsten der Beibehaltung der Sklaverei gewesen wären, sondern nur, daß die damaligen Regierungen dachten, die meisten politischen Vorteile zu erlangen, wenn der Bund der Vereinigten Staaten Nordamerikas zerfiel. Seit der Zeit haben die Deutschen bei allen militärischen und bürgerlichen nationalen Festlichkeiten eine hervorragende Rolle gespielt. So sei hier insbesondere eines Falles gedacht: Es war im Jahre 1889, als in New-York eine große Revue der Freiwilligen stattfand. Dieselben waren vierzigtausend Mann stark aus allen Teilen der Vereinigten Staaten gekommen, selbst aus den entferntesten, wie Texas und Kalifornien. Bei dieser Revue waren, wie allgemein zugegeben wurde, die deutschen Freiwilligen der Hauptglanzpunkt der Festlichkeit, während die Irländer, die sonst immer in politischer Beziehung das größte Aufsehen zu erregen versuchen, ganz unbeachtet blieben.

Amerika ist Deutschland zu großem Dank verpflichtet und zwar sowohl dafür, daß die amerikanischen Studenten an den deutschen Universitäten eine so freundliche Aufnahme finden, als auch, daß den zahlreichen Besuchern deutscher Städte reichliche Gelegenheit geboten wird, sich in den Sprachen, Wissenschaften und der Musik zu vervollkommen und an den Segnungen einer alten Kultur inmitten eines gebildeten Volkes teilzunehmen. An der amerikanischen Universität Yale, die ungefähr zweihundert Jahre alt ist und fast zweihundert Studenten hat, fand ich zu meinem Erstaunen, als ich mich immatrikuliren ließ, daß mit kaum einer Ausnahme jeder Professor entweder in Deutschland seinen Studien obgelegen hatte oder längere Zeit zu seiner weiteren Ausbildung dort zugebracht hatte. Ein Professor hatte die griechische Grammatik von Curtius übersetzt; ein anderer, welcher auch eine Zeit lang Privatlehrer des verstorbenen Kaisers Friedrich gewesen war, hatte, so viel ich mich erinnere, die lateinische Grammatik von Zumpt übersetzt; ein anderer ein deutsches Homerlexikon; kurz, das ganze wissen-

schäftliche Leben basirte auf deutscher Forschung. Meine klassischen Autoren waren zum größten Theil mit Anmerkungen von deutschen Gelehrten versehen; der Musikdirektor der Universität war ein Deutscher, und in der That, wenn ich gewollt hätte, hätte ich meine ganze Korrespondenz mit der Fakultät in deutscher Sprache führen können. Was man von Yale sagen kann, kann man auch in gewisser Beziehung von jeder andern höheren Schule im Lande sagen. Dies ist auch der Grund, daß der Amerikaner im allgemeinen eine gründlichere Erziehung innerhalb einer bestimmten Zeit erhält als der Engländer.

In dem großen amerikaniſchen vierjährigen Bürgerkriege, der mit jener charakteriſtiſchen Zähigkeit ausgefochten wurde, mit welcher freie Männer kämpfen, wenn einmal ihr Blut im Kampfe über ein Prinzip in Wallung geraten iſt, verdankten die Armeen der Nordſtaaten zu einem großen Theile ihren Erfolg den geiſtig und körperlich wohlgeſchulten deutſchen Kombattanten, die außerdem voll Ueberzeugung gegen die Sklaverei kämpften. Unſere Schuld iſt in dieſer Beziehung Deutſchland gegenüber groß und keine diplomatiſchen Einmiſchungen können daran etwas ändern. Mag Rußland uns auch noch ſo laut ſeiner Freundschaft verſichern, jeder Amerikaner weiß, daß Rußland für ihn ein feindliches Land iſt und daß, wenn er es dort wagt, Notizen zu machen oder eine Skizze, ſei es auch nur von einer Dorfſpumpe oder einem Düngerhaufen, aufzunehmen, er ſich der Gefahr ausſetzt, ſofort arretirt oder des Landes verwieſen zu werden. Daß ich nicht übertreibe, wird durch die Behandlung, welcher mehrere meiner Landsleute während der lezten Monate ausgeſetzt waren, bewieſen — eine Behandlung, die in vollem Gegenſatz zu der ſteht, die wir in Deutſchland erfahren, wo es kaum eine kleine Stadt gibt, in welcher nicht ein oder mehrere Amerikaner ſind, die ſich dort ihrer Studien halber aufhalten. Unſere Zeitungen weiſen ſo gern auf den militäriſchen Deſpotismus, der in Deutſchland vorherrſcht, hin; ich habe aber noch keinen Amerikaner, der ſich in Deutſchland aufgehalten hat, getroffen, der nicht zugegeben hätte, daß von einem Ende Deutſchlands bis zum andern die perſönliche Freiheit, ſo weit ſie mit der Haltung eines großen Heeres vereinbar iſt, vollſtändig geſichert iſt. Wenn in Frankreich Reiſende ſich nur auf irgend eine Weiſe auffällig machen, ſo ſetzen ſie ſich der Gefahr aus, als Spione verhaftet zu werden; man beſchuldigt ſie, ſie ſeien Prusiens; denn in Frankreich iſt jeder Prusien, der nicht ein Franzoſe iſt. Einer meiner Freunde wurde vergangenen Sommer viermal innerhalb zweier Tage arretirt, als er den großen franzöſiſchen Manövern beiwohnte. Er wurde jedesmal beſchuldigt, ein Prusien zu ſein, obgleich er franzöſiſch ſehr ſchlecht ſprach und ein unverkennbarer Schotte war, der zu ſeinem Vergnügen reiſte. Der militäriſche Deſpotismus Frankreichs iſt möglicherweise größer, als der Deutſchlands; aber weil Frankreich den Namen einer Republik führt, während Deutſchland ſeine monarchiſchen Traditionen bewahrt, ſo iſt es natürlich, daß Republikaner in anderen Theilen der Welt zu dem Schluſſe kommen, daß in dem einen Lande mehr Freiheit iſt, als in dem andern. Sollte dieſer Artikel je unter die Augen eines Amerikaners kommen, ſo hoffe ich, daß meine Landsleute mir auf Grund meiner langen perſönlichen Erfahrung Glauben

schenken werden, wenn ich behaupte, daß der Fremde in Deutschland reisen kann, wie er nur will, zu Fuß, zu Pferde, auf einem Zweirad oder noch besser in einem Boote, und wenn er sich nur anständig beträgt und nicht andere Leute beschimpft oder mißhandelt, gar keinen Paß vorzuzeigen hat und gar nicht erfährt, daß es eine Geheimpolizei gibt.

Gewisse deutsche Parteien ermutigen ihre Zeitungen, nur zu drucken, was die amerikanischen Verhältnisse in einem nachteiligen Lichte erscheinen läßt, weil sie darüber unwillig sind, daß jedes Jahr so viele Leute auswandern und weil durch diese Auswanderung tüchtige und billige Arbeitskräfte der Landwirtschaft, namentlich in den östlichen Teilen Preußens, entzogen werden. — Beständig begegne ich in Deutschland den widersinnigsten Angaben über das Gesellschaftsleben in Amerika; wenn diese Angaben richtig wären, so wäre der sittliche Standpunkt einer amerikanischen Familie der denkbar niedrigste. Amerikanische Frauen werden beständig als sehr emanzipirt in ihrem gesellschaftlichen Benehmen hingestellt, Thatsache ist aber, daß nirgend in der Welt eine Frau einen so hohen Wert auf ihren Ruf und ihre Tugend legt, als in Amerika, wenigstens in den Kreisen der Gesellschaft, in denen ich gewohnt bin zu verkehren. Es würde zu weit führen, zu untersuchen, ob die amerikanische Frau freier ist, weil sie charaktervoller ist, oder ob sie charakterfester ist, weil sie während wenigstens zweihundertundfünfzig Jahren größere Freiheit hatte. Thatsache ist, daß in dem amerikanischen gesellschaftlichen Leben junge Leute und junge Mädchen mit einander verkehren, ohne daß irgend etwas Unpassendes stattfindet. Wenn sie sich verheiraten, so kennen sie sich; denn die Wahl wird nicht von Vater oder Mutter getroffen, sondern von denen, die dabei am meisten interessiert sind. Selbstverständlich kann man das vorher Gesagte nicht generalisiren, und es bezieht sich nur auf die beste Gesellschaft Amerikas, zunächst auf die Leute, deren Vorfahren religiöser Verfolgung wegen zur Zeit Cromwells aus England flohen und die seitdem immer für die gute gesellschaftliche Sitte maßgebend waren. Seitdem die Kosten für die Ueberfahrt nach Amerika so gering geworden sind, sind freilich viele Leute aus den untersten Klassen eingewandert, und so haben wir auch jetzt zum erstenmale in Amerika etwas, das dem europäischen Proletariat entspricht.

Es ist von der größten Bedeutung, die Freundschaft zwischen zwei großen Nationen zu pflegen; denn es können in der Jetztzeit Ereignisse eintreten, an die wir früher nie hätten denken können.

Amerika, getrennt von Europa durch den großen, gefährvollen und oft stürmischen Ozean, scheint weit von Europa entfernt; jedoch wenn man nach den Handelsbeziehungen, der großen Menge von Briefen, Zeitungen und Büchern, die Tag und Nacht den Ozean überschreiten, urteilt, so kann man wohl sagen, daß, wenn es sich um große, europäische Fragen handelt, Amerika mit dem deutschen Vaterlande mitfühlt, als ob es Schlesien oder Westfalen wäre. Es ist unbedingt notwendig, diese freundschaftlichen Gesinnungen zu ermutigen.

Genehmigen Sie zc.

Boultney Bigelow.



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

Der Zweck meiner Reise galt dem Vergnügen; ich wollte meinen Gesichtsfreis erweitern, mich an den Naturschönheiten unbekannter Länder erfreuen, deshalb möchte ich, ehe ich mich daran mache, dies und jenes aus meinen Erinnerungen zu erzählen, vorausschicken, daß es keineswegs in meiner Absicht liegt, Mitteilungen von wissenschaftlichem Wert oder künstlerischem, beziehungsweise kulturhistorischem Interesse zu geben, sondern nur à bâtons rompus von den Erlebnissen und Eindrücken während meiner neunmonatlichen Fahrt in ganz einfacher, anspruchsloser Weise, ungezwungen, frisch und frei zu erzählen. Ja, frisch und frei! — Ich entlehne diese beiden Worte der Devise der deutschen Turner, ist und bleibt doch für mich — ich mache kein Hehl daraus — die Handhabung der Feder Gymnastik. Ich schrieb einst einer Dame einen selbstgemachten Knittelvers in ihr Stammbuch, der begann: „Weiß mit dem Pferd Bescheid, nicht mit der Feder“ und so weiter. Das möchte ich auch hier betonen und darum meine Leser um Nachsicht bitten: ich bin Reiter, kein Schriftsteller. Jede andere Reisebeschreibung, deren es so zahlreiche und vortreffliche gibt, ja selbst jedes Konversationslexikon, bringen von jedem der Orte, die ich berührt und die ich nenne, seitenlange eingehende Beschreibungen — darum erlasse man mir solche. Auch entnehme ich meine Schilderungen keinem pünktlich geführten Tagebuche, sondern kurzen Kalendernotizen, vor allem aber den in die Heimat gesendeten Briefen und einem guten Gedächtnis. Möge niemand der hie und da etwas burleske, manchmal vielleicht etwas sehr natürliche und offene Ton unangenehm berühren. Mein Motto sei:

„Wie gefunden und empfunden
Unumwunden euch erzählt!“

Hamburg — Lissabon.

Am 21. November 1887 traf ich in Hamburg im Hotel „Streitt“ ein und mit meinem zukünftigen Reisebegleiter, dem Baron Richard von Fuchs-Nordhoff, zusammen. Zu unserer projektirten Weltreise bedurften wir, wie mir von Tropen- und Weltreisenden hoch und teuer versichert worden war, verschiedener Artikel und Ausstattungsgegenstände, die bei einem Dufitter Namens Weinbauer daselbst zu haben waren. Unter diese Gegenstände gehörten unter anderem eine geschwärzte Brille, das Auge gegen das Blenden der See zu schützen, ein weltbekanntes Instrument, sowie Tammar indien gegen die wegen Mangels an Bewegung und durch die Einwirkung der Seeluft gestörte Thätigkeit des Magens, ein weißer Korhelm gegen die Tropensonne, Gamaschen, in Tabaksaft getränkt, zum Schutze gegen Schlangenbisse (!!!), ein Thermometer zum Messen der Temperatur in Fiebergegenden, ein Moskitonez zum Schutze gegen die lästigen Moskitos und

zum Schluß ein großer Blechkoffer, der Seeluft respective Seewasser nicht durchläßt. Von all den vielen Sachen habe ich nur des Moskitonezes und des Blechkoffers ernstlich bedurft; denn nie blendete mich die See so, daß es mir unangenehm gewesen wäre, noch fühlte ich belästigenden Einfluß der Seeluft auf meinen Magen. Noch weniger bedurft ich jemals des Thermometers, da ich niemals Fieber gehabt, noch der Gamaschen, da ich nie eine Schlange gesehen. Und vollends der Korkhelm! Dieser rollte nach einmaligem Gebrauch bei einem Spazierritt in Bombay verächtlich in die Ecke, da er mir viel zu unbequem war, nie gut saß und mich vollständig am Sehen verhinderte, weil sein Schirm so weit über die Augen herabreichte, daß ich, um sehen zu können, die fatale Halsgymnastik des „Kopf rückwärts beugt“, wie es der Militär nennt, machen mußte. Von da an trug ich während meines Aufenthaltes in den Tropen nur meinen ganz gewöhnlichen europäischen Zivilhut und habe nie gescheut, mich der Sonne auszusetzen. Durchaus notwendig aber fand ich das Moskitonez und für Europäer unentbehrlich.

Auf dem Bureau der Hamburg-Brasilianischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft hatten wir erfahren, daß die Abfahrt des „Desterro“ nach Lissabon am 24. November stattfinden sollte, doch konnten wir wegen Mangels an Wasser in der Elbe nicht vor Sonntag den 27. November früh fort. Und mich drängte es sofort in die weite, weite Welt, heraus aus dem abscheulichsten aller Klimas: Regen und Nordostwind! Endlich am Sonntag früh 10 Uhr konnten wir den Anker lichten. Ich nahm Abschied von Deutschland auf ein Jahr. Ich konnte mich trotz aller Lebensfreude, trotz der Aussicht auf all das Schöne, Großartige und Angenehme, das mir auf meiner Reise nun begegnen sollte, trauriger Gedanken und trüber Ahnungen, die sich nachher im vollsten Maße bewahrheitet haben, nicht erwehren. Was würde während meiner Abwesenheit in Deutschland sich ereignen: Kaiser Wilhelm I. hochbetagt, Kronprinz Friedrich an einem schweren, qualvollen Leiden unheilbar erkrankt, in der politischen Sphäre Gewitterschwüle eines bevorstehenden Feldzuges, wie damals allgemein angenommen wurde. Würde ich meine Familie vollzählig und gesund wiederfinden?! Solche und ähnliche Gedanken und schwermütige Vorstellungen beschäftigten mich, als der „Desterro“ sich anließ, zu manöveriren, und bald darauf ging es an Altona vorbei. Adieu! adieu! lebt wohl! lebt wohl!

Schnell traten wir in die Nordsee ein, die ziemlich bewegt war. Ich fand es ein herrliches Gefühl, wenn das Schiff augenblicklich ganz hochgehoben wurde um sofort ebenso tief wieder zu sinken. Meist stand ich ganz hinten auf dem Schiff über der Schraube und freute mich des erhabenen Anblicks, den die erregte See bot. Unterwegs begegneten uns viele Dampfer und Segelschiffe, auch passirten wir das Wrack eines gestrandeten amerikanischen Schiffes. Am zweiten Tag nach unserer Abfahrt von Hamburg, es war Dienstag den 29. November, kamen wir an der nordfranzösischen Küste, der Bretagne vorbei. Man sah ganz deutlich die Leuchttürme von Quessant, und Mittwoch den 30. November früh befanden wir uns ganz nahe von Dover. Donnerstag den 1. Dezember fuhren

wir in spanischem Bereiche und passirten mittags das Cap Finisterre. Als ich gerade im Anblick des Caps versunken stand, das Fernglas am Auge, schlug plötzlich eine tückische Spritzwelle über die Balustrade des Schiffes, warf mich auf den Rücken aufs Deck und überschwemmte mich über und über; ich erhob mich eifrig, die geschädigte Stelle reibend, spuckend, schluckend und triefend. Ich war durch und durch naß und mußte mich ganz umziehen. Es dauerte endlos lange, bis mein Mantel wieder dienstfähig war, da das Seewasser so flebrich ist und schlecht trocknet. Bald aber wurde es wärmer, so daß ich den Wintermantel entbehren konnte. Der Golf von Biscaya war auffallend ruhig; ich wurde durch keine hinterlistige Welle mehr gefährdet. Uebrigens soll nach Aussage erfahrener Seeleute solche Spiegelglätte dieses Meerbusens eine große Seltenheit sein.

In unserem Kapitän fand ich den Typus eines Seemannes, ein richtiger alter Seebär, gerade bis an die Grenze höflich, aber bieder, offen, ehrlich und sehr bestimmt in seinem Auftreten; dabei rührte mich seine Anhänglichkeit an Frau und Kinder und sein, trotz der Härte und Strenge des Handwerks, wirklich kindliches Gemüt. Aehnlich so die Offiziere des Schiffes, höfliche, aber ungezwungene und natürliche Leute, wackere, brave Männer. Passagiere hatten wir nur wenige an Bord, unter anderen einen Schweden Namens Schneider, der mit uns bis Lissabon fuhr, um dort ein vom Schiffe „Sultan“ angeranntes und gesunkenes Schiff „Ville de Victoria“ zu heben, respektive zu bergen, ferner zwei portugiesische Jungen, die in Wiesbaden auf der Schule gewesen waren und nun nach der Heimat zurückführen, sowie einen jungen Brasilianer, der in Geschäften in Deutschland gewesen und jetzt auf die Plantagen seines Vaters zurückkehrte. Damen befanden sich gar keine an Bord; deshalb hatten wir so viel Platz, daß jeder Passagier eine Kabine für sich erhielt. Die Tage vergehen durch die Regelmäßigkeit der Einteilung sehr rasch, und man gewöhnt sich ungemein schnell an das Schiffsleben. Die Hauptbeschäftigung besteht im Einnehmen der Mahlzeiten: um 7 Uhr früh Thee, um 9 Uhr Thee, Eier, warmes Fleisch, um 12 Uhr Luncheon, um 5 Uhr Diner und um 8 Uhr Thee. Die Verpflegung war gut. Ich habe großes Interesse an Tieren; das war sehr bald an Bord des Schiffes bekannt geworden und wurde mir daher mitgeteilt, daß eines der mitgebrachten Schweine erkrankt sei. Ich fand das arme Tier mit traurigem Auge auf einer Strohmattre liegend, mit einer dicken Decke zugedeckt, schwer schnaufend und mit den Hinterläufen scharrend; der armen Kreatur war nicht zu helfen, sie ging bald ein und wurde über Bord geworfen. Bei diesem Zwischenfall machte ich übrigens die Bemerkung, daß alle an Bord befindlichen Schweine einen Ring durch die Nase zu tragen haben, um keinen Schaden anrichten zu können.

In der Nacht vom 2. zum 3. Dezember kamen wir gegen 1 Uhr in Lissabon an, nach siebentägiger Fahrt. Wir blieben die Nacht an Bord; am Samstag den 3. Dezember früh 9 Uhr holte mich der deutsche Konsul in einer prächtig geschmückten königlichen Gondel ab. Lissabon ist äußerst malerisch gelegen; die Stadt lehnt terrassenartig an einem Höhenrücken; ihr Inneres ist sehr hügelig

und in den Straßen gehen Tramways mit 3—4 derben Mauleseln bespannt Galopp bergauf und bergab. Mein erster Besuch galt dem deutschen Gesandten, dem seitdem verstorbenen Baron von Schmidthalz, dessen Gemahlin eine sehr schöne, vornehme und angenehme Erscheinung, eine geborene Gräfin Bentinck ist. Wir hatten im „Braganzahotel“ Wohnung genommen, einem sehr gut gelegenen und geführten eleganten Hause. Ich genoß bei offenem Balkonfenster und Frühjahrsluft — nach unserem Maßstab — das herrliche Bild, das sich mir bot: unter mir hingebreitet lag die Stadt, von vielfachem Grün durchwirkt, darüber hinaus der Hafen, die See mit ihren zahllosen großen und kleinen Schiffen, darunter auch einige Kriegsschiffe, vor allem aber unser ehrlicher „Desterro“, welcher übrigens später untergegangen ist.

Am Sonntag den 4. Dezember, vormittags 11 Uhr, holte uns ein deutscher Kapitän Hoffmann mit einer Dampfbarke ab; er war von dem schwedischen Herrn geschickt, der mit uns nach Lissabon gekommen war. Wir sollten uns die Bergungsarbeiten ansehen, und begaben uns in der Dampfbarke zu den Bergern (das heißt zu den Dampfschiffen, die mit dem Heben gesunkener Schiffe, respektive deren Ladung beschäftigt sind) „Berthilde“ und „Wilhelm“, die im Tejo gegenüber Belem stationirten, um die im Dezember des vorhergegangenen Jahres (1886) von einem englischen Kriegsschiff „Sultan“ in den Grund gebohrte „Ville de Victoria“ zu heben. Ein großer Teil der Ladung war schon geborgen, während man hoffte, die Hebung des Schiffes selbst im Januar zu ermöglichen; sie ward mit Hilfe von großen Luftballons, die unterseeisch voll Luft gepumpt und von Tauchern befestigt werden, bewerkstelligt. Tags zuvor war einer dieser Taucher verunglückt und umgekommen, er mußte sich irgendwo festgefangen und versucht haben, sich loszumachen, hatte aber anscheinend aus Versehen den Strick durchgeschnitten, der ihn wieder ans Tageslicht befördern sollte; denn als man diesen aufzog und aufrollte, fand er sich durchgeschnitten. Der Körper blieb auf dem Meeresgrunde liegen und wurde später aufgefunden. Der schwedische Herr Schneider, der die Bergungsarbeiten unternommen und leitete, bot mir auf einem der Schiffe ein sehr gemütliches Frühstück an. Am Nachmittag desselben Tages stand uns ein anderes Schauspiel bevor, denn schon nach dem Verlassen des „Desterro“ auf dem Wege vom Hafen nach dem Braganzahotel hatte mein nach Schauspielen suchendes Auge auf Plakaten etwas entdeckt, was, wie ich mir aus dem mir zu Gebote stehenden Lateinisch, Italienisch und Französisch zusammenkombinirte, in portugiesischer Sprache die Anzeige eines nächster Tage stattfindenden Stiergefechtes war. So begaben wir uns denn um halb zwei Uhr nach der großen in Stein gebauten Arena. Schon auf dem Wege dahin war reges Treiben auf den Straßen zu sehen, die ein buntes Bild boten; zahllose Fußgänger beiderlei Geschlechts drängten sich durch die meist gut bespannten Equipagen und die von vier bis fünf Mauleseln gezogenen überfüllten Tramwaggonen. Aufdringliche und wildschreiende Verkäufer von Programmen und Billetten haranguirten uns fortgesetzt. Wir erhielten an der Kasse nach langem Warten, das unendliche Geduld heißte, noch eine gute Loge und traten in ein wohl-

gefülltes Haus. Fast alle Plätze waren besetzt. Das Publikum wartete gespannt auf den Beginn des Schauspiels; das allerorts bekannte und übliche laute Aufstampfen des Stiefelabsatzes auf den Fußboden, das Klopfen mit Stöcken und Schirmen, lautes Rufen — alle diese Symptome wachsender Ungeduld, wurden hörbar. Endlich gab eine schmetternde Fanfare das Zeichen zum Beginnen. Es öffnete sich ein in das Innere der Arena führendes doppelflügeliges Thor, aus dem der Aufzug des ganzen zum Stiergefecht gehörigen Apparates in den üblichen Kostümen erfolgte: zunächst die den Stier zum Kampf engagirenden und reizenden Piccadores, dann viele andere und zuletzt zwei Herren in Frack und weißer Krawatte. Diese letzteren waren, wie ich mir erzählen ließ, keine professionellen Stiersechter, sondern Amateurs.

Die Teilnehmer am Stiergefecht gruppirten sich in der Arena. Mit lautem Gebrüll stürzte darauf in mächtigen Sätzen, wild mit dem Schweif schlagend, der Stier aus einem dunklen Raum, nachdem ihm noch von links und rechts durch Leute, die mit langen Lanzen bewaffnet waren, einige Lanzenstiche, um ihn zum Kampfe zu ermutigen, hinterrücks beigebracht worden waren. Der Stier, der goldene Kugeln an den Hörnern hatte, um ihn minder gefährlich zu machen, stürzte sich sofort auf den nächsten der Piccadores, der ihm ein rotes Tuch vorhielt, dann aber gewandt über die anderthalb Meter hohe Barrière voltigirte, gegen welche der Stier in seiner blinden Wut mit aller Gewalt anrannte, so daß es aussah, als würde er köpflings über dieselbe hinwegfallen. Es kam nun darauf an, daß ihm die Herren zu Pferde kleine Lanzen, mit bunten Bändern geziert, in den Nacken stießen, so daß sie darin hängen blieben. Das gelang auch bald; binnen kurzer Zeit hatte der Stier drei bis vier solcher Lanzen in seinem Fleisch. Im übrigen war die Sache ziemlich pointelos, denn der Stier darf in Portugal, anders wie in Spanien, nicht getödet werden. Es soll für Mensch wie Tier keine weitere Gefahr vorhanden sein. Das Amüsanteste au fond war das Verschwinden des Stieres von der Bildfläche; zu diesem Zweck wurden ungefähr zehn gewöhnliche Ochsen, mit Glocken versehen, vermittelst langer Lanzen in die Arena getrieben. Der Geselligkeitstrieb ließ sich den Stier unter die Kameraden mengen, welche sodann wieder herausdirigirt wurden, dem blutenden Stier heimläutend.

Selbstverständlich hatte ich mein Eintreffen in Lissabon Seiner Majestät dem König Louis von Portugal durch Baron von Schmidhals melden und um Empfang bitten lassen, in Folge dessen war ich für Montag den 5. Dezember um halb zehn Uhr früh zum Empfang nach Adjuta, dem königlichen Schlosse, nebst meinem Begleiter und Herrn von Schmidhals befohlen worden. Der König empfing mich sehr herzlich und verwandtschaftlich, sprach mir deutsch mit mir und stellte mich der Königin Maria Pia vor, welche französisch mit mir sprach.

Als ich wieder in Lissabon eingetroffen war, besah ich mir die Bibliothek, die Malerakademie, einige Malerateliers und eine musterhafte Strafanstalt, welche wohl zu den vollkommensten ihrer Art gezählt werden dürfte. Ferner sah ich das Kloster und Kirche von Belem. Belem ist ein wunderbarer Dom, erbaut

von dankbaren Entdeckern fremder Lande. Dasselbst befindet sich auch eine kleine Befestigung mit wunderschönem Turm, dicht am Meer gelegen. Zum Schluß besuchte ich eine äußerst zahlreiche Sammlung von etwa 5—600 Jahre alten Staatskarossen, ungefähr 50 an der Zahl. Dienstag den 6. Dezember hatten mir Herr von Schmidthals und seine Frau in ihrem sehr schönen Palais ein Diner mit dem diplomatischen Corps und den Damen desselben gegeben. Zugewegen waren der englische Minister Mr. Glynn Peire, den ich von Stuttgart kannte, der niederländische Gesandte Wynheer Ruyjsenaeres, der Vertreter der französischen Republik Mr. Billot, der belgische Gesandte Baron Fallon, der österreichische Legationsrat von Kosty und der deutsche Legationssekretär von Gärtner. Der König und die Königin hatten mich auffordern lassen, die Hofloge der Oper San Carlos zu benutzen, und hörte ich im Beisein Ihrer Majestäten die Oper „Joconda“. Während der Pausen wurden mir unter anderen der Conde das Alvaços, Grand maître des cérémonies, le Comte de San Miguel, Grandofficier de la maison Royale vorgestellt. Uebrigens wurde die Oper italienisch gesungen. Mittwoch den 7. Dezember hatten ich und mein Begleiter eine Einladung zur königlichen Tafel nach Adjuta für halb sieben Uhr abends erhalten, was in der Gesellschaft von Lissabon einiges Erstaunen erregte, da der Hof eben nur ganz ausnahmsweise jemand zu sehen pflegt. Nicht einmal Herr von Schmidthals, der mich doch vorgestellt hatte, war zur Tafel befohlen worden. Adjuta liegt in den Bergen, eine halbe Stunde von Lissabon. Ich führte die ungemein vornehm aussehende Königin Maria Pia, die Schwester des Ke Umberto, zur Tafel. Die Anzahl der an der Tafel Beteiligten war sehr gering; nach Tisch wurden die Umgebungen entlassen und zeigten mir Ihre Majestäten ihre Privatgemächer, die sehr wohnlich, aber einfach waren. Zwei japanische Hündchen, die der Königin aus Japan mitgebracht worden, wurden mir auch vorgeführt, dann brachte mich der König in seine Zimmer, wo sich mehrere Jagdtrophäen und verschiedene Jagdgewehre befanden. Er überreichte mir hier ein rotes Kästchen, in dem sich der Christusorden befand. Auch gaben mir der König sowie die Königin sehr gute, große Bilder von sich und bateten mich um das meinige. Um neun Uhr wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und zog ich mich dann bald zurück. Donnerstag den 8. Dezember, vormittags, machte ich in Begleitung des sehr gefälligen Sekretärs der deutschen Botschaft, Herrn von Gärtner, einen Ausflug per Bahn nach Cintra, einem wunderschön in den Bergen gelegenen Landaufenthalt der vornehmen Welt Lissabons; auch der Hof besitzt eine Sommerresidenz daselbst. Ein von Don Fernando auf hohem Felsen erbautes Schloß im maurischen Stile in wunderbarer Lage und mit herrlichem Fernblick auf das Meer, Penna benannt, ist hochinteressant. Ueberall in den Gärten wachsen hohe Palmen, stolze Bäume, Korkeichen und so weiter. Große Büsche von blühenden Kamelien, roten und weißen, machten einen zauberhaften Eindruck auf mich. Ich glaubte mich in einen der feenhaften paradiesischen Gärten aus „Tausend und eine Nacht“ versetzt, so reizvoll und wunderbar gelegen war das Schloß in seiner Umgebung von Grün allerlei

Art mit den herrlichsten Blüten, Wasserfällen, Grotten und so weiter! Leider steht dieses ideal gelegene und umgebene Schloß mit dem schönsten Blick auf die See leer, infolge von Erbschaftsstreitigkeiten. Wir nahmen in einem freundlich gelegenen Gasthäuschen des Ortes Cintra das Frühstück ein und besichtigten dann das Landpalais und den Park eines reich gewordenen englischen Schneiders Cook, der es durch kolossale Schenkungen für Arme Londons zum Vizegräf gebracht hat. Das Palais ist mit vielem Prunk gebaut, der Park voll Palmen, exotischen Gewächsen, blühenden Kameliensträuchern, Orangebäumen mit Früchten, Grotten, Seen, Wasserfällen; die Pflanzenwelt wuchert wild und grün durch einander. Auch das königliche Landschloß besahen wir, einen großen Raften, der sehr primitiv eingerichtet ist. Mittags um 3 Uhr fuhren wir per Bahn nach Lissabon zurück; die Gegend, die wir durchfuhren, war öde, leer und sehr steinig, durch riesige Aquädukte unterbrochen. In Lissabon angekommen erledigte ich einige gesellschaftliche Verpflichtungen und begab mich abends, vom niederländischen Gesandten Ruysenaeres eingeladen, in dessen Loge im Theater St. Carlos, wo „Dinorah“ auf Italienisch gegeben ward. Die Vorstellung begann halb neun und endigte nach zwölf Uhr. Freitag den 9. Dezember wurden Abschiedsbesuche gemacht; abends sieben Uhr erfolgte die Abfahrt nach Sevilla.

Sevilla.

Wer jemals in Portugal respektive Spanien gereist ist, weiß, was es heißt, von abends sieben Uhr bis zum andern Abend halb neun Uhr — in meinem Fall von Freitag den 9. bis Samstag den 10. Dezember — auf der Bahn zuzubringen. Dieses endlose Gebummel, ewige Anhalten und sinnlose Zeitvertrödeln ist das Abspannendste, was ich kenne. In Sevilla stiegen wir in der Dependance des „Hotel de Madrid“ ab und säuberten uns von der beschwerlichen und langweiligen Fahrt. Sonntag den 11. Dezember besah ich mir das Alcazar, den Winteraufenthalt der Königin Isabella, ganz in maurischem Stil, sehr der „Wilhelma“ in Cannstatt bei Stuttgart ähnelnd, mit viel Stuck, Marmorjalen, Höfen, entzückenden Terrassen und Palmengärten, ferner die Kathedrale mit dem Grabe des Columbus, die Kirche Caridad mit dem Grabe des Don Juan Tenorio, — welcher Name dem Helden der bekannten spanischen Dichtung gegeben ward — das Haus des Pilatus, dem Original in Jerusalem genau nachgebildet, und die Artilleriekaserne, an der wir zufällig auf dem Wege nach der Tabaksmanufaktur vorbeikamen. Eine Abteilung Feldartillerie saß gerade auf und rückte aus, sämtliche Geschütze waren mit sechs Maultieren bespannt, welche dort kräftig und in jeglicher Farbe gedeihen: braun, schwarz, fuchsig und taubenweiß. Die Offiziere waren meist auf Schimmeln beritten, kurzen, gedrungnen Pferden, auf riesige Mandaren gezäumt. Das zur Hand des Fahrers gehende Maultier hatte kein Gebiß im Maule, sondern nur einen Kappzaum auf der Nase.

Wir besuchten nun die Tabaksmanufaktur, die nicht weniger als 6000 Frauen und Mädchen beschäftigt. Es befanden sich allein in einem in Kreuzform gebauten Saale 4000 weibliche Wesen, von denen manche kleine Kinder, teils

sogar in der Wiege bei sich hatten. Man macht sich keinen Begriff, welche bildschöne Erscheinungen man in der allereinfachsten Kleidung hier zu sehen bekommt, und wenn auch diese schönen Töchter Evas sich eines liebenswürdigen Charakters erfreuen mögen, so soll es doch bisweilen vorkommen, daß sie streifen, weshalb am Eingang der Fabrik eine starke militärische Wache aufgestellt ist, um Carmen und ihre Genossinnen zur Ruhe und Ordnung zu zwingen. Sodann besichtigten wir die Akademie in der unter anderem nicht weniger als vierundzwanzig Murillos sich befinden, auch das Haus, in welchem der Meister gestorben ist. Das Haus Nr. 15, das einen Weltruf hat als dasjenige des „Figaro“, wird ebenfalls gezeigt. Eine ganz besondere Eigentümlichkeit besitzen die Häuser Sevillas dadurch, daß sie meist durch schön gearbeitete Gitterthore abgeschlossen sind; durch dieses blickt man in einen kleinen Hof, der mit Verzierungen, kleinen Fontänen aus weißem Marmor, vielen Blumen und allerlei Grün auf das geschmackvollste geschmückt ist. Die Beleuchtung dieser Höfe des Abends geschieht durch bunte Ampeln, welche dem Ganzen einen märchenhaften Anschein geben. Am Nachmittage dieses Sonntags sollten wir nun ein echt spanisches Stiergefecht zu sehen bekommen, allerdings etwas weit Unregenderes und Fesselnderes als in Lissabon. War auch schon der Zuschauerraum weit ansprechender durch die große Anzahl auffallend schöner Damen, deren Wesen zu beobachten das Interesse fesselte, und deren Erscheinung Bewunderung forderte, so bot auch das Stiergefecht an und für sich ein aufregendes Schauspiel; vier Stiere hinter einander wurden unter wirklicher und sichtbarer Lebensgefahr der Torreadores mit außerordentlicher Gewandtheit getötet. Freilich kann ich wohl sagen, das, was ich sah, ist kein Schauspiel für schwache Wesen; der Anblick der Pferde zum Beispiel, denen der wütende Stier die Bäuche aufgeschlitzt hatte, so daß die Eingeweide herausquollen, und schließlich der Anblick des schwerverwundeten Stieres im Todeskampf bis zum Verenden ist nichts für zartbesaitete Gemüter. Das Publikum, und ganz besonders der weibliche Teil desselben, war fabelhaft erregt, geizte nicht mit Beifallsrufen und Unzufriedenheitsäußerungen, mit letzteren zum Beispiel nicht, wenn der vielfach verwundete Stier in seiner Wut und Kampfeslust nachließ und Angst zeigte; dann ertönten alsbald Rufe wie: „alte Kuh“, „feige Kuh“ und dergleichen mehr. Es war jedesmal ein Höllenlärm in dem ganzen Raum, wenn der getötete Stier aus der Arena von bunt beschirrten, schellenbehangenen Maul-eiseln geschleppt wurde.

Auch nach beendigtem Schauspiel entfaltete sich ein buntes Bild und Treiben in einem Corso, auf der nach der Arena durch Parkanlagen führenden Straße, auf welcher alles fuhr, ritt oder ging, die Gesichter noch von dem vorangegangenen Schauspiel erregt. Ich sah da prächtige Equipagen, meist mit Schimmeln bespannt, die Dienerschaft in stilvollen barocken Kostümen, mit gepuderten Haaren oder Allongeperücken. Ganz auffallend waren wiederum die vielen meist klassisch schönen Damengesichter, die man zu sehen bekam: große, schwarze, blitzende Augen, blauschwarze Haare, die Passion im Gesicht und Aristokratie auf der Stirne geschrieben. Das gewöhnlichste spanische Mädchen,

wie es da mehr schwebte als ging, graziös statt des Sonnenschirmes den Fächer hantirend, bewegte sich mit der Bornehmheit, dem Chic und der Grazie einer Wiener Comtesse. Merklich erregte ich durch meine helle Gesichtsfarbe, hellen Augen, blondes Haar und hellen Schnurrbart die Aufmerksamkeit der Damenwelt und fiel auf — hoffentlich nicht unangenehm.

Da der Abend in den Theatern nichts Besonderes bot als Schauspiele und Operetten von nur lokalem Interesse, so ließen wir uns eine Vorstellung von tanzenden Zigeunerinnen arrangiren, allerdings sehr sehenswert. Montag den 12. Dezember früh verließen wir Sevilla per Bahn, und war die Fahrt durch Spanien landschaftlich recht interessant; links und rechts der Bahn zogen sich überall Hecken aus Stechpalmen und großen Kakteen hin; hinter ihnen sah man riesige Herden schwarzer Schweine und Esel. Letzteres Tier spielt überhaupt in Spanien eine Hauptrolle, es verrät Intelligenz und Selbständigkeit. In den Städten wie auf den Landstraßen begegnet man ganzen Karawanen von zehn bis fünfzehn Stück der langohrigen Rasse, schwer belastet mit Obst, Gemüse, Zwiebeln, Kohlen. Der Hauptesel, mit einer Schelle versehen, geht voraus, die anderen folgen frei, einer hinter dem andern. Der eine die Kolonne begleitende Treiber kümmert sich absolut nicht um das einzelne Langohr, und wenn eine solche Karawane aus irgend welchem Grunde längeren Halt gemacht und den Weitermarsch beginnt, so erklingt die Schelle des Hauptesels, und alles setzt sich wieder in Bewegung. Die Tiere sind übrigens ganz wunderbar gezeichnet; es sind ihnen ganze Muster und Buchstaben in das Fell der Groupe eingeschnitten, desgleichen sind die Haare des Schweifes staffelartig verschnitten, manchmal sogar die Ohren dergestalt, daß, wie beim Luchse, eine zipfelartige Haarquaste das Brautier ziert.

(Fortsetzung folgt.)



H a n n e l e ^{*)}

besprochen von

Gustav Freytag.

Ein armes Mädchen in schlesischem Gebirgsdorfe wird nach dem Tode ihrer Mutter durch die Mißhandlungen des rohen Stiefvaters zur Verzweiflung getrieben und sucht, während wilder Schneesturm tobt, den Tod in einer offenen Stelle des gefrorenen Teiches. Sie wird herausgezogen und von dem Dorflehrer in das Armenhaus getragen; der gute Lehrer, eine Diaconissin, der Arzt

*) Hannele, Traumdichtung in zwei Theilen von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischers Verlag. 1894. Groß Quart.

sind liebevoll um die Halbtote bemüht, aber das gebrochene Leben ist nicht zu erhalten, sie stirbt.

Auf dieser Grundlage führte der Dichter Träume eines frommen, vierzehnjährigen Kindes aus dem Volke vor und in ihnen die volksmäßigen Vorstellungen über Tod und jenes Leben, indem er Phantasiegebilde der fiebernden Kranken sichtbar um ihr Sterbelager aufsteigen und mit ihr verkehren ließ.

Die Idee der „Traumdichtungen“ stammt aus England, wo seit Boz die Einwirkung phantastischer Gebilde auf Gewissen und Thun einzelner Menschen gern zu poetischen Wirkungen benützt wurde. Auch die dramatische Form dafür ist wohl dort erfunden, doch dem Schreiber dieser Zeilen blieb unbekannt, ob derlei Dichtungen auf einer englischen Bühne Erfolg gehabt haben.

Die naheliegenden Bedenken gegen eine scenische Vorführung solcher jeeilichen Prozesse haben den Verfasser des „Hannele“ nicht behindert. Mit großer Bühnenkenntnis hat er etwas geschaffen, was nur ein echter Dichter, vielleicht nur einer aus dem Regierungsbezirke des Berggeistes Rübezahl ersinnen konnte. Zuerst stellte er dem Traumleben der Kranken den gebotenen Gegensatz, die gemeine, harte Wirklichkeit des Daseins gegenüber, Kampf mit der Noth des Lebens, die Schwäche und den sittlichen Verderb, indem er das Lumpengesindel des Armenhauses in seiner Gemeinheit, Mautherei und mit unutilgbaren Resten von Gutherzigkeit abschilderte.

Erst auf solcher Grundlage wirkt die Poesie des idealen Inhalts, welchen frommer Glaube dem Kinde des Volkes zuteilt, verständlich und ergreifend.

Auch die Visionen des Hannele auf ihrem Lager sind zu allmählichem Eintreten motivirt, durch die Reden mit der Diakonissin Martha und kleine Sinnes-täuschungen bis zum Aufsteigen der entsetzlichen Gestalt des Stiefvaters, der die tröstende der Mutter folgt, welche wieder die Ankunft der Himmlischen und das Erscheinen des furchtbaren Todesengels vorbereitet. Ueberall ist eine sichere Technik zu rühmen, welche die Effekte in verschiedenfarbiger, magischer Beleuchtung fast raffinirt zu geben weiß.

In fortwährender Steigerung folgt die Darstellung der wechselnden Gemütsbewegungen und Einbildungen: Hanneles Schauder vor dem Todesengel, dazwischen die Märchengestalt des buckeligen Dorfschneiders, welcher der Prinzessin Hannele ehrfurchtsvoll ein Prachtgewand — ihr Sterbekleid — und gläserne Pantoffeln überreicht; dann die Bewältigung des Todesgrauens durch die verklärte Gestalt der Diakonissin. Deutlich sieht die Kranke von da ab den Verlauf ihrer Bestattung. Die Gestalt des lieben Lehrers Gottwald erscheint mit der ganzen Schule, Sterbelieder zu singen, die Dorfleute dringen zum festlichen Begräbniß ein, Engel bringen einen silbernen Sarg und legen Hannele hinein. Noch einmal steigt der böse Stiefvater auf, ihm gegenüber wandelt sich Gottwald in das Bild eines pilgernden Fremden, der allmählich Züge und Hoheit des Erlösers erhält, der unbußfertige Stiefvater wird verworfen, er verzweifelt und stürzt zum Selbstmorde ab; die himmlischen Heerscharen füllen die Bühne, der Erlöser weiht den Eingang Hanneles zum Himmel. Unter dem Gesang der Engel wird sie über

die Wolken erhoben. — Da enden die Gesichte, im Armenhause stehen der Arzt und die Diakonissin vor dem Lager: tot! —

Wer die Dichtung auf unseren Theatern schaut zwischen Vergoldung und Farbenglanz des festlichen Raumes, dem wird vieles herzerührend, manches abstoßend, das Ganze fremdartig, vielleicht ungehörig erscheinen, er wird sich den starken Wirkungen nicht entziehen können und nicht ohne Widerspruch hingeben; wer die dramatisirte Idylle aber liest, der kann an einer eigenartigen Dichterarbeit bewundern, wie wahr, wie genau und mit welcher innigen Behagen die geheimsten Empfindungen einer Menschenseele dargestellt sind.

Schon die Sprache zeigt es. Die Reden der Landleute laufen in dem Dialekt der schlesischen Gebirgsseite, der gerade so weit wiedergegeben ist, wie das Drama ihn verträgt; wo aber der Ausdruck sich höher hebt, da erhält die Sprache auch in der Prosa eine eigentümliche Färbung, wie sie seit zweihundert Jahren mit Jakob Böhme und den Pietisten in das Volk gekommen ist, zuweilen einen bildlichen Ausdruck, der nicht in Büchern steht, aber im Volke noch heute lebt. Hannele sagt zu der Gestalt der Mutter: „In deinem Gaumen wachsen Maiglöckchen. Deine Stimme tönt [wie die Glocken im Frühling].“ Der Fremde verkündet: „Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt, wo Friede und Freude kein Ende mehr hat.“ Die Schlüsselblume ist wirklich ein goldener Schlüssel zum Himmel, mit dem Hannele von der Mutter beschenkt wird; die Engel sind idealisirte Schulkinder und singen der Sterbenden das Kinderlied: „Schlaf, Kindlein, feste, es kommen neue Gäste; die Gäste die jetzt kommen sein, das sind die lieben Engelein.“ Ebenso wahr ist die erhebende Bedeutung dargestellt, welche ein vornehmes Begräbniß für alle Beteiligten hat. Auch der Tod, als stummer Bote gefaßt, entspricht altheimischen Anschauungen, erst im späten Mittelalter wurde er, eher von Gebildeten als von dem Volke, fleischlos gedacht und gezeichnet. Ganz volksmäßig ist auch das Verhältnis der liebenden Seele zu dem Erlöser, so sehr, daß wahrscheinlich gerade hier die Wahrheit der Poesie moderner Frauenempfindung während der scenischen Darstellung unheimlich wird. Für Hannele ist ihr gütiger Lehrer Gottwald die Verkörperung alles Schönen und Edlen. An ihm haftet Sehnsucht und geheimer Wunsch, im Fiebertraum empfindet sie sich ihm vermählt. An anderer Stelle, wo er ihr als Gottwald erscheint, sieht sie, wie er ihr einen Strauß Glockenblumen bringt, an ihrem Lager niederkniet und bitterlich weint, daß er von ihr scheiden muß. Und weiter verklärt sich das Bild des geliebten Lehrers bis zu dem eines himmlischen Richters über den bösen Stiefvater, ja bis zu ihrem Heiland und Erlöser. Es ist kaum möglich, das Entzücken und die Ekstase der liebenden Seele ergreifender darzustellen, als hier geschieht, wenn Hannele den Hohen erkennt, wenn sie aus dem Sarge emporgehoben und von ihm geweiht wird. Gerade dieser Zug, das Verhältnis der liebenden Jungfrau zum Bräutigam Christus, ist uralte und deutsche. Er klingt bereits aus den Gedichten der sächsischen Nonne Groschwitz im zehnten Jahrhundert; zur Zeit der Minnesänger ist die Schilderung des Brautlagers einer Gottgeweihten im Himmel für uns von sehr befremdlicher Ausführlichkeit, sogar

in den Liedern der Pietisten vom Anfang des vorigen Jahrhunderts; die Spuren davon sind noch heute in alten Liedern zu finden, welche das Volk singt. Nur vorsichtig und leise hat der Dichter an diese Träume der Entzagenden gerührt.

Wenn unser Landvolk sich die Seligkeit des ewigen Lebens denkt, so ist gutes Behagen an irdischen Dingen, Essen und Trinken keinesfalls ausgeschlossen, und wenn volksmäßige Poesie die Freuden des Jenseits zu schildern versucht, so liegt ihr vor allem nahe, die Pracht des Himmels zu rühmen: Goldglanz und leuchtende Farben, die Anmut der Landschaft, schöne Blumen und Bäume, dazu Liedergesang und Musik der Engel und Heiligen. Solche Malerei ist wie damals, wo der Reisselicker Bunyan die „Wallfahrt des Pilgrims“ dichtete, auch heute noch bei uns den kleinen Leuten nach dem Herzen. Eine solche landschaftliche Schilderung erscheint im vorliegenden Gedicht an ausgezeichneteter Stelle. Vor dem Schluß, da, wo der Fremde das selige Hannele den Engeln zum Geleit in den Himmel übergibt, war eine zusammenhängende Rede des Heilandes nötig, als die letzte Erhebung und Beruhigung im Gegensatz zu der vorausgegangenen wogenden Bewegung. Unleugbar ist diese Stelle eine Schwierigkeit der Dichtung. Sie durfte nicht fehlen, und sie mußte in gehobener Sprache innerhalb der volksmäßigen Anschauungen verlaufen. Doch blieb in der Schilderung himmlischer Freuden etwas modern Gebildetes, was erkaltet, und bei der Aufführung wäre eine Kürzung wünschenswert.

Auf der Bühne werden dem Schauenden vielleicht auch die Dekorationseffekte der wechselnden Beleuchtung zu viel, die körperlichen und seelischen Windungen der Kranken zu peinlich. Noch anderes kann den Eindruck der Aufführung stören. Die Erscheinungen, welche vor dem Zuschauer sprechen und handeln, haben nicht ganz die wirkliche Art der dargestellten Charaktere zu zeigen, welche aus früheren Szenen des Stückes oder sonst woher dem Hörer bekannt sind, sondern vielmehr nur die Art, in welcher die Träumende sich dieselben einbildet. Sobald aber der Schauspieler leibhaftig auf Auge und Ohr wirkt, vergessen die Zuschauer, daß der als Darsteller der Erscheinung nur gibt, was Hannele von ihm empfindet, und daß in dieser Scene der Charakter nur Reflex aus der Seele einer Dritten ist. Nur in der Einbildung der Kranken bekennt Lehrer Gottwald seine zärtliche Neigung zu Hannele, nur in ihrer Vision stellt er sich als „Fremder“, in volkstümlicher Weise als Erlöser dar; deshalb stimmt das Gebahren in solchen Szenen nicht ganz zu dem, was die Hörer von dem Charakter nach früherem erwarten, und dies mag zum Widerspruch reizen.

Die Deutschen haben den Dichter seit den letzten Jahren als ein fruchtbares Talent kennen gelernt, welches lehrhaft und mit hohem Ernst, aber mit unfertiger Kenntnis des Lebens soziale Leiden in Dramen behandelte, die er, mit den Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft höchlich unzufrieden, in schrillen Mißtönen ausklingen ließ. Diesmal erscheint derselbe weit anders. Auch hier ist der Stoff düster, aber durch ein warmes, sonniges Gemüt verschönt.

Unter den Neueren, welche durch die Konflikte des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft in ihrem Schaffen übermächtig beeinflusst werden, haben

Sudermann, der Ostpreuße, und Hauptmann, der Schlesier, die größten Erfolge aufzuweisen. Soweit man die Natur eines Dichters aus seinen Werken beurteilen kann, besitzt Hauptmann die größere Beweglichkeit und wohl auch die größere Freiheit, sich als Schaffender weiter zu bilden. Mit einer seltenen Unbefangenheit brachte er, was ihn gerade bewegte; es schien ihn wenig zu kümmern, was die Schauenden und die Kritik dazu sagen würden. Mehrere seiner Stücke endigen ohne rechten Schluß der Handlung, mit einem Fragezeichen, wie es die großen sozialen Fragen in der Wirklichkeit uns allen stellen. In einem seiner letzten, „Der Biberpelz“, schildert er mit düsterm Behagen eine Wajchfrau, eine kluge Spitzbübbin, welche überlegen ihre Umgebung beherrscht und den einfältigen Amtsvorsteher, einen adeligen Streber, durch den Schein großer Redlichkeit zu täuschen weiß. Am Schluß wird von dem Tropf die schlechte Person als Musterbild einer tüchtigen Frau gerühmt. Aber dem satirischen Einfall in breitem Vortrag fehlt zwar nicht der Humor, jedoch die Heiterkeit eines befriedigenden Endes.

In seiner Zeichnung der Charaktere aus dem Volke hat er eine sichere Hand und wundervolle Energie; er versteht den Dialekt vortrefflich zu gebrauchen, und auch das Wesen der Schlesier, ihre treuherzige Dußligkeit und die Spuren guter Laune, selbst in verkümmerten Gestalten. Nicht ebenso sicher ist die Zeichnung solcher Persönlichkeiten, welche die Lichtseiten seiner Handlung vertreten; sie geraten ihm leicht zu mager; hier störte ihn der Eifer, zu belehren und einer schnöden Wirklichkeit seine Ideale vorzustellen.

Auch sein Geschick, einzelne Szenen wirksam zum Höhenpunkt und Abschluß zu bringen, ist ungewöhnlich groß, aber der Aufbau der Handlung ist noch unfertig. Und der Fortschritt, welchen wir ihm wünschen, ist die Bildung einer dramatischen Idee mit ausgeführter Handlung bis zu einem Schluß, der, tragisch oder heiter, das Herz nicht zusammenschnürt, sondern stärker schlagen macht. Durch sein letztes Werk hat er die Deutschen gezwungen, die Blicke auf ihn zu richten, und er hat uns berechtigt, Gutes von ihm zu hoffen.

Und darin liegt für uns Wert und Bedeutung der Dichtung — sie darf uns wert sein, denn sie zeigt einen deutschen Dichter in der Erhebung der vorliegenden aus einem Stoffgebiet, welches seiner Seele zu viel Zorn und Bekehrungseifer zuteilte, um die Freudigkeit schöner Gestaltung zu gestatten. Wie seine Kraft sich weiter entwickeln wird, vermag jetzt niemand zu sagen. Unterdes haben wir die Freude, daß dies Werk wirkliche Poesie enthält, die aus den Seelen schlesischer Gebirgsleute geholt wurde.

Um aber auch am Schluß dem lange verhaltenen Eifer der Kritik Ausdruck zu geben, so soll dem Buch der vorliegenden Dichtung doch ein Fragezeichen aufgesetzt werden, wenn es auch nicht so groß ist wie die, welche der Dichter an den Schluß seiner Dramen zu stellen liebt. Wozu ist für den Druck des kleinen „Hannele“ die ungefüge Quartform gewählt worden? Est modus in rebus, das heißt: jedes Buch hat sein schickliches Format. Nächstens werden wir lyrische Gedichte in Folio lesen müssen. Waren die beigegebenen Illustrationen Ursache der ungefügen Größe? Die vorwurfsvolle Frage geht zunächst an den Verleger.

Trägt dieser Herr die Schuld, so soll er in stiller Reue, wie der Schlesier Holtei sagt, sein Brot mit seinen Thränen befeuchten und nicht murren. Aber leider steht zu besorgen, daß der Verleger die Schuld dem Dichter zuschieben wird, und dieser wieder angeborener Sorglosigkeit oder gar seiner alten Neigung, die gemeine Wirklichkeit in gute Poesie zu mischen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Skeptische Betrachtung der Geschichte.

„L'histoire n'est qu'une fable convenue“ wird man täglich versucht auszurufen, wenn man die Thatsachen, die man selbst erlebt und in nächster Nähe mit angesehen hat, mit den darüber verbreiteten Berichten vergleicht.

Wir haben dem Vorgang ganz nahe gestanden, ihn in seinem Verlauf vollständig gesehen und wir wohnen dann einem darüber angestellten Zeugenverhör bei. Kaum einer sagt, was er wirklich gesehen; die meisten vermischen das wirklich Gesehene mit ihren Vermutungen über den Hergang und Erklärungen desselben, und schließlich stimmen kaum zwei Zeugen völlig überein.

Die Berichte der Zeitungen, die eine ernste Miene der Untrüglichkeit annehmen, enthalten die lächerlichsten Unrichtigkeiten — sie werden aber nach 30 Jahren Quelle für den Geschichtsschreiber. Und auch in den sogenannten wohlunterrichteten Kreisen hören wir alle Tage über Dinge, die uns genau bekannt sind, die allerlächerlichsten, unrichtigsten Erzählungen. Die Regierungen halten sich Gesandte und andere Berichterstatter, welche zum Teil günstig gestellt sind, um die Wahrheit zu erfahren — und wenn wir diese Berichte lesen, so erstaunen wir häufig über deren abenteuerliche Unrichtigkeit in den Punkten, wo wir sie kontrolliren können.

Sollte man nicht ganz an der geschichtlichen Wahrheit verzweifeln?

Die Zahl derer, die eine Thatsache selbst sehen und erleben können, ist natürlich beschränkt. Unter dieser Zahl sind nun wieder verhältnismäßig wenig Menschen, die genau und richtig sehen und beobachten. In den meisten spiegeln sich die Außendinge vermöge eines Mangels ihrer Organisation nicht rein und scharf ab oder ihre Auffassung ist durch vorgefaßte Meinungen getrübt. Unter jenen wenigen sind diejenigen in noch geringerer Zahl, die das Gesehene genau und richtig im Gedächtnis behalten. Unter der kleinen Minderzahl, die das Faktum richtig im Gedächtnis bewahren, sind einige, die sich nicht darüber äußern, einige, die ein Interesse haben, nicht die Wahrheit darüber zu berichten. Von den übrigen sind nur wenige streng gewissenhaft in ihrem Bericht, und von den Gewissenhaften sind nur wenige im Stande, das, was sie im Gedächtnis haben, richtig wiederzugeben.

Es ist ein reiner Glücksfall, wenn ein Bericht über ein Ereignis von einem aus dieser letzten Kategorie ausgeht. Und dann ist es wieder ein reiner Glücksfall, wenn dieser Bericht direkt an den Geschichtsschreiber kommt und wenn der Geschichtsschreiber selbst ihn richtig wiedergibt.

In der Regel kommt an den Geschichtsschreiber alles erst durch die zweite, dritte, vierte Hand, das heißt, die Gefahren, denen die geschichtliche Wahrheit im besten Fall, das heißt in der Hand der ursprünglichen Zeugen der Thatsache, ausgesetzt ist, hat sie in doppeltem, dreifachem, vierfachem Maße zu durchlaufen gehabt, ehe sie der Regel nach beim Geschichtsschreiber angelangt. Der Weg der Wahrheit zum Geschichtsschreiber ist in der Regel weit und auf jedem Schritte hat sie mit der überlegenen Chance der Unwahrheit zu kämpfen.

Vermindert sind diese Chancen in der That in einer Zeit ausgebreiteter Schriftlichkeit. Die Thatfache, die einmal die Form der *litera scripta* gewonnen hat, ist auf dem Weg zum Geschichtsschreiber geringeren Gefahren preisgegeben; aber zwischen der Thatfache und der *litera scripta* bleibt für die Wahrheit ein gefahrvoller Weg.

Wer die Welt etwas kennt, muß die psychologischen Porträts, die uns die Geschichtsschreiber geben, alles das, was sie uns von den Motiven der Handelnden sagen, mit dem größten Mißtrauen aufnehmen.

Wer kann einem andern Menschen in die Seele schauen? Höchstens kennen sich, die mit einander zusammenleben und täglich verkehren — und doch machen wir so oft die Erfahrung, daß unsere Motive von denen, die uns am nächsten stehen, ganz falsch beurteilt werden.

Ein und dieselben Handlungen können aus den verschiedensten Motiven entspringen, und der Historiker, der ohne ganz besonders gute Quellen über die Beweggründe der Handelnden mehr als eine Vermutung aufstellt, wird zum Romanschriftsteller. Man sagt nun freilich, der Versuch, die Dinge in ihrem Zusammenhang zu begreifen, sei ein unabweisliches Bedürfnis; es sei folglich unvermeidlich, die zerstreuten Bruchstücke sicher beglaubigter Thatfachen durch Vermutungen zu ergänzen, wie man eine zerbrochene alte Statue ergänzt.

Es mag sein! Nur täusche man sich und andere nicht darüber, daß man dann eben nicht die echte alte Statue, sondern ein Flickwerk hat. Und wenn von der alten Bildsäule nur noch die Nase übrig ist, so verzichte man lieber auf die Ergänzung.

Ernst Freiherr von Stockmar.¹⁾



Literarische Berichte.

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1892—1894.

Das große Unternehmen einer kritischen Gesamtausgabe der Schillerischen Briefe ist nunmehr bis nahezu zum Abschlusse des vierten Bandes und somit etwa zur Hälfte seines Umfanges gediehen, so daß sich ein objektives Urtheil über seine literarische wie seine nationale Bedeutung gewinnen läßt. Nach beiden Richtungen hin kann sein Wert kaum hoch genug angeschlagen werden. Schiller ist inniger als irgend ein anderer unserer großen Dichter mit dem Fühlen und Denken unseres Volkes verbunden, und keiner gewährt uns so wie er in den an seine Angehörigen, seine Freunde und Bekannten gerichteten Mitteilungen einen Einblick in sein eigenes Inneres. Sittlicher Ernst und ein unverwandt dem Idealen zugewendetes künstlerisches Streben gehen Hand in Hand wie bei dem landflüchtig durch Deutschland herumirrenden Jünglinge, so bei dem zur Lebensfestigkeit herangereiften Manne. Als letzteren gewahren wir ihn in den den Spätherbst des Jahres 1794 und die erste Hälfte von 1795 umfassen-

den Beiträgen des vierten Bandes, der uns als künstlerische Beigaben das Bild des Dichters nach dem Gemälde von Ludovika Simanowicz und das von Johann Friedrich Cotta nach dem Porträt in dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“ bringt. Die Beziehungen zu Dresden sind noch ziemlich lebhaft, ein Besuch in Weimar (September 1894) hat das Band mit Goethe gefestigt, die „Horen“ werden vorbereitet und treten (mit Januar 1795) ins Leben. Es ist im hohen Grade interessant, zu sehen, mit welchem Eifer und mit welcher Gewissenhaftigkeit Schiller seinen journalistischen Pflichten nachkam, wie er für sein Organ warb, wie er die Beiträge suchete, wie er sich um alles und jedes, und nicht zuletzt um das äußere Gewand der Zeitschrift kümmerte. Wenn irgend etwas, so gibt uns der Briefwechsel gerade während des genannten Zeitabschnittes Aufschluß über sein ganzes Sein und Wesen. Eine aufrichtige, lautere, im edelsten Menschentum wurzelnde Natur, die in ihrer Hingabe an alles Gute und Schöne verehrungswürdig sein würde, auch wenn sie nicht mit der Persönlichkeit des großen Dichters verknüpft wäre, wirkt mit ihrem ganzen Zauber auf uns ein, wenn wir die Reihenfolge der Briefe durchfliegen, und je mehr wir uns

¹⁾ † am 6. Mai 1886 zu Berlin.

in ihren Inhalt vertiefen, desto anziehender und fesselnder gestaltet das sich uns darbietende Bild. Wie in Goethe so treten uns in Schiller die Anforderungen, die wir an unsere nationale Bildung stellen, in plastischer Verkörperung entgegen, bei Schiller noch erhöht durch die philosophische Durchbildung, die seiner ganzen geistigen Thätigkeit ein Zielbewußtsein gibt, wie wir es außer bei ihm vielleicht nur noch bei Lessing gewahren. Wie der Briefwechsel dieses geistigen Kämpfers und der Goethes, werden auch die Schillerbriefe, die wir nunmehr vollzählig und gleich den beiden vorigen in einer allen kritischen Erfordernissen entsprechenden Ausgabe erhalten, zu den literarischen Schätzen zählen, die den Grundstock und den Stolz der Büchersammlung eines jeden deutschen Haushaltes bilden sollten. -h-

H. Biese. Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 229 S.). Wenn es eine Hauptaufgabe der Philosophie ist, aus der Zerstreung der Erscheinungen allgemeine Thatsachen herauszusehen und durch ihre Entwicklung die erste Ansicht der Dinge zu vertiefen, so ist das vorliegende Werk Bieses als ein erfreuliches und verdienstliches zu begrüßen. Die Bildlichkeit der Rede- und auch der Denkweise macht sich zu oft in Leben und Arbeit bemerklich, als daß sie nicht unsere Aufmerksamkeit erregen und uns zur Beschäftigung reizen müßte. Aber gewöhnlich bleibt diese Beschäftigung eine gelegentliche und oberflächliche, die Sache wird nicht in ihre Ausdehnung verfolgt und noch weniger auf ihren tieferen Grund untersucht. Dies aber ist es, was Biese unternimmt. Indem er das Problem als Ganzes erfaßt, enthüllt sich ihm die bildliche Redeweise als der natürliche und notwendige Ausdruck unserer geistigen Organisation, nur mittelst ihrer läßt sich ein seelisches Verhältnis zur umgebenden Wirklichkeit gewinnen. Wir können die Welt nicht anders verstehen, als von uns selbst aus, nicht anders uns nahe bringen, als durch eine Umfassung in das, was uns den Kern unseres eigenen Daseins bedeutet. Ueberall drängt es uns, sowohl das Außere durch das im Innenleben Erfahrene zugänglich zu machen, als das Innere in dem Außeren zur Gestaltung zu bringen. In solchem Zusammenhang gewürdigt hört das Bild auf, ein bloßer Schmuck, eine nachträgliche Zuthat zu sein, es tritt in den Mittelpunkt der seelischen und geschichtlichen Entwicklung, es wird ein unentbehrlicher Bestandteil der geistigen Arbeit. Damit aber erhält bei dieser Arbeit eine Hauptrolle die Phantasie, sie muß nicht nur ab und zu helfen, sondern ihr befreiendes, belebendes, aufbauendes Wirken muß alles Schaffen durchdringen, in Wahrheit ist sie die gestaltende Seele aller großen Leistung. Das ist eine Wendung, die mannigfache Ge-

danken anregt und zu den tiefsten Problemen der Weltanschauung und Lebensgestaltung führt. Aber nicht die abstrakte Form der Probleme ist es, welche Biese in den Vordergrund stellt, er bringt uns vielmehr die Sache nahe, indem er das Metaphorische durch die Hauptgebiete des Lebens und der Arbeit verfolgt, überall ein mächtiges, ja leitendes Wirken der Phantasie aufweist und uns so eine eigentümliche Durchsicht durch das Ganze des menschlichen Daseins eröffnet. Durch eine Fülle geschickt gewählter Beispiele weiß er den Gegenstand anschaulich zu machen und dabei Wesentliches und Unwesentliches deutlich gegen einander abzustufen. Er beginnt mit dem Bildlichen in der kindlichen Phantasie, der Sprache, dem Mythos, wendet sich dann zur Religion, verweilt länger bei der Kunst, wo wiederum die Poesie naturgemäß den Vorrang hat, und gibt die reichste und am meisten systematische Darlegung auf dem Gebiet der Philosophie. Hier wird aus dem leitenden Gesichtspunkt die Gesamtbewegung der Jahrtausende in ihren Hauptzügen verfolgt und so eine Geschichte der Philosophie geboten, welche die Psychologie der philosophischen Arbeit weit mehr hervortreten läßt, als sonst zu geschehen pflegt. — Möge das Buch mit seiner warmen und frischen Darstellung, seiner Fülle von anregenden Gedanken, seiner engen Verbindung von künstlerischem und philosophischem Interesse in weiten Kreisen freundlich aufgenommen werden. n.

Helmuth von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. Zwei Bände. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1894.

Es dürfte wenige Bücher geben, die an fesselndem Reize diesen beiden Bänden gleichkämen. Moltke, das gewaltige strategische Genie, den deutschen „Schlachtendenker“, kennt die ganze Welt; als geistvollen Schriftsteller und feinen Stilisten haben den großen Mann wenigstens die deutschen Bücherfreunde kennen gelernt; allein nie war es bisher verstattet, einen Blick in die Tiefe seines Gemütes, in sein warm empfindendes Menschenherz zu werfen. Wohin wir in der langen Reihenfolge der Briefe den Blick fallen lassen, überall tritt uns das letztere entgegen. Mag der Briefschreiber sich an seine Braut und nachmalige Frau, seine „liebe, gute Marie“, oder an irgend einen seiner Verwandten wenden, immer steht uns die einfache, schlichte, gerade Menschennatur gegenüber, die Sinn für alles hat, Teil an allem nimmt, was Zeit und Leben mit ihren Wechselfällen bieten. In dem großen Mann enthüllt sich uns in seltener Weise der große, bei aller Größe aber in menschlich-liebenswürdiger Weise uns nahe tretende Mensch. Moltke war seiner Frau schon vor seiner Verheiratung durch verwandtschaftliche Bande nahegerückt; sie war die aus

erster Ehe hervorgegangene Tochter des in zweiter Ehe mit Moltkes Schwester Auguste vermählten ehemaligen westindischen Plantagenbesizers Johs. Seyliger Burt. Der Unterschied der Jahre war bei dem Paare ein beträchtlicher; als sie sich im Jahre 1841 verlobten, stand er im zweiundvierzigsten Lebensjahre, während sie gerade das fünfzehnte zurückgelegt hatte. Und doch dürfte nicht oft einer Ehe ein reineres und ungetrübteres Glück beschieden gewesen sein. Der Ton des letzten Briefes ist der gleich herzliche wie der des ersten, ja es gewährt ein eigentümliches Vergnügen, zu beobachten, wie bei dem intimen Gedankenaustausch die Beziehungen des Paares sich immer mehr festigen, immer näher aneinanderrücken. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ein Mann wie Moltke sich in ungezwungenem Geplauder mit seiner Gattin und seinen nächsten Angehörigen ergeht, manches interessante Streiflicht auf die Zeitereignisse fallen muß. So ist es in der That. Die aufregenden Jahre 1848 und 1849, der Aufenthalt in Italien, Spanien und England, wohin sich Moltke anlässlich der Vermählung des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzess Royal Viktoria begeben hatte, sowie die Kriegsjahre 1864, 1866, 1870 und 1871 bieten Stoff zu einer ganzen Reihe im höchsten Grade fesselnder Zeit- und Kulturbilder, und dennoch berührt uns in den Briefen nichts so sehr wie die rein menschliche Seite ihres Urhebers. Kaum ohne Rührung ist es zu lesen, wenn Moltke erst seiner Braut und später seiner Frau auseinandersetzt, wie eine unter Entbehrung und Unterdrückung verlebte Jugend seinem äußern Wesen den Stempel des Verschlossenen und Zurückhaltenden aufgedrückt, wie die Not und nicht der eigene Trieb ihn zu dem „großen Schweiger“ gemacht. Und in wie herzlicher und gemütvoller Weise steht diesem „Schweiger“ das Wort zur Verfügung, welches ein lebenswürdiger Plauderer wird er, wenn er zur Feder greift, um sich mit seinen Lieben und Getreuen zu unterhalten. Es ist schade, daß seinen Briefen nicht auch die seiner Frau beigefügt werden konnten; der vollständige Briefwechsel würde in dem Gedankenaustausch zwischen Braut und Bräutigam ein Liebesidyll ergeben, wie es zarter und inniger keine Dichterhand hätte schaffen können. h.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Mit Illustrationen von P. Grot Johann und K. Leinweber. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Etwas spät ist es dem deutschen Volke eingefallen, zweien seiner getreuesten und besten

Angehörigen, den großen Forschern Jakob und Wilhelm Grimm, in ihrer Vaterstadt Hanau ein Denkmal zu setzen. Wie es aber bei derartigen Denkmalssetzungen, und auch den verspäteten, zu gehen pflegt, so wieder einmal hier. Geld ist gesammelt, Pläne sind entworfen, Preise sind ausgeteilt worden, aber mit den Erzbildern hat es noch gute Weile, und wenn gleich seit der denkwürdigen, dem Andenken der großen Toten gewidmeten Centennarfeier Jahr um Jahr vergangen ist, so scheint auch die nächste Zeit noch nichts zu ihrer Verwirklichung thun zu wollen. Um so anerkennender ist es zu begrüßen, daß inzwischen ein deutscher Verlag auf eigene Hand ein Grimm-Denkmal geschaffen, und zwar ein Denkmal, das uns in mancher Hinsicht schöner und würdiger bedünken will, als die konventionellen Figuren aus Erz oder Stein, eine ihrem Namen in jeder Weise entsprechende Prachtausgabe der Grimmschen „Märchen“. Ueber diese Märchen an sich etwas zu sagen, würde nutz- und zwecklos sein; sie gehören zu den Schätzen, die unser Volk mit Jug und Recht als sein unantastbares Eigentum betrachten darf. Aber diese Schätze, so verbreitet sie waren, hatten es bisher nicht zu einem Gewande bringen können, wie es sich für den von ihnen zu beanspruchenden Ehrenplatz in jedem deutschen Haushalte gebührt. Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat nun ein derartiges Gewand in der vorliegenden Ausgabe geschaffen. Paul Grot Johann und Robert Leinweber haben dazu den künstlerischen Schmuck geliefert. Leider sollte es dem zuerst genannten Künstler nicht mehr beschieden sein, die Vollendung des Werkes zu erleben, er wurde mitten in dem Schaffen an dem, was er selbst als die Hauptarbeit seines Lebens bezeichnet hat, von dem unerbittlichen Tode abgerufen, allein einer kongenialen Künstlernatur die Beendigung des von ihm Begonnenen überlassend. Beide Künstler haben in vollständig einheitlichem Geiste gearbeitet, so daß, wenn die Namenszeichnung nicht wäre, es schwer halten würde, ihren beiderseitigen Anteil an dem gemeinsamen Werke herauszufinden. Ueberall bestrebt, die Phantasiethätigkeit des Lesers anzuregen, nicht aber ihr vorzugreifen und sie dadurch zu hemmen, haben sie sich von dem Geiste des ihnen zugewiesenen Stoffes leiten lassen und einen Bilderschmuck entstehen lassen, der, ganz und gar von der überlieferten Märchenstimmung durchdrungen, überall ein national-deutsches Gepräge atmet. Diesem Schmucke entspricht die ganze Ausstattung des Buches, der Druck, das Papier und nicht am wenigsten die Einbanddecke, die mit Recht ein kleines Kunstwerk für sich genannt werden kann. h.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1894. Mai

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Inhalts-Verzeichnis.

Mai 1894.

	Seite
Crispi bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. II.	133
Margareta von Poschingen: Ebenbürtig. Eine Erzählung aus der Gegenwart	149
Joseph Langen: Wissenschaft und Autorität	172
Heinrich von Poschinger: Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. II.	186
Karl Blind: Auch eine Erinnerung an Lothar Bucher	196
Johanna Kinkel: Erinnerungsblätter. II.	200
Prof. Dr. Theodor Buschmann: Alte und neue Heilkunde	210
Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar: Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88. II.	223
H. v. Gneist: Die Philosophie vom Wahlzensus	231
Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius. I. Mitgeteilt von Friedrich Althaus	241
Berichte aus allen Wissenschaften	256
Psychiatrie: Oberarzt Dr. Blaustern: Ueber Beziehungen moderner Zeitströmungen zum Irrsinn.	
Literarische Berichte	258
Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen.	
Gingesaunde Neuigkeiten des Büchermarktes	260

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen
Ministerpräsidenten.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin spricht von ihrem Aufenthalt in Frankfurt in den Jahren 1852 bis 1858. In dieser Periode entwickelt Herr von Bismarck alle Hilfsmittel seines Geistes, offenbart Ansichten von einer gleichermaßen überraschenden Richtigkeit und Bestimmtheit, leitet seinen Minister und diktiert gewissermaßen die allgemeine Politik seines Landes zu dem Zwecke, sein Land wieder zu heben, die Mißerfolge und die Demütigungen wieder gut zu machen, die der Revolution von 1848 und dem Vertrage von Olmütz nachfolgten. Frau von Bismarck befand sich in Frankfurt wohl und gefiel sich daselbst, und es war für sie ein aufrichtiger Schmerz, diese Stadt verlassen zu müssen. Frankfurt bot alle Annehmlichkeiten des diplomatischen Lebens, ohne die Traurigkeit des Exils, zu welchem dieses Leben die Diplomaten verurteilt.

Als Braten trägt man einen prächtigen Hirschziemer auf.

„Gehörte das Tier zu Ihrem Wildstand, Durchlaucht?“

„Nein,“ sagte der Fürst, „ich schieße nicht gern mein Wild . . .“

Man spricht von der Küche.

Warum auch nicht?! Wenn man auch nicht so weit geht wie Doktor Johnson, zu sagen, das Diner sei von allen Berrichtungen des Tages die wichtigste, so hat die Küche doch jedenfalls ihre Wichtigkeit im Leben, da von ihr die Gesundheit größtenteils abhängt. Lady Bloomfield hat erzählt, daß Prinz Albert und Herzog von Wellington in Windsor eines Abends auf der großen Terrasse in lebhafter Unterhaltung hin und her gingen. Man wollte sie in ihrem Alleinsein nicht stören, da man glaubte, sie sprächen von Kriegen und hoher Politik. Der Herzog sprach von der Küche; „it might have been a French cook instead of the hero of Waterloo.“

„Die französische Küche ist im allgemeinen ausgezeichnet,“ sagt der Fürst.

„Aber die französischen Köche verstehen nicht die großen Stücke, besonders das

große Wildpret herzurichten. Dazu bedarf es einer besonderen Kunst, die sie nicht besitzen. Uebrigens darf man, wenn man das Wildpret gut genießen will, nicht ungeduldig sein, und die Franzosen sind es. Man muß zu warten verstehen; das frische Wildpret hat nie seinen ganzen Wohlgeschmack . . . es muß gebeizt werden und abliegen . . . Das Stück, das Sie versuchen werden, hat vierzehn Tage gelegen; es wird zart und wohlschmeckend sein. Die französischen Köche glauben, es genüge, das Fleisch zu klopfen, was dasselbe mürbe macht, aber seine Güte nicht erhöht.“

Nach einer Pause fügt er hinzu: „Das ist vielleicht eine Sache des nationalen Charakters: die Franzosen klopfen gern . . .“

Wir haben vielleicht unrecht, diese Worte des Fürsten festzuhalten. Es gibt in der gesprochenen Sprache Wirkungen, die weniger auf den Ausdrücken als auf dem Ton, der sie begleitet, oder auf der Geberde beruhen, welche ihnen Nachdruck gibt.

Man kann es nicht oft genug wiederholen: der Fürst ist ein unvergleichlicher Plauderer. Wenn die Pointe nicht in den Worten liegt, so liegt sie im Tone. Diesen muß man hören oder gehört haben. Was er sagt, ist voll Schattirungen, Färbungen, Anspielungen, Nebenbedeutungen, Feinheiten, welche nichts widerzugeben vermag. Die Stimme, die Geberde, die wohlberchneten Pausen, alles wirkt mit, um dem Gedanken und dem Ausdrucke Relief zu geben. Bald schlägt er einen heiteren Ton an, bald wird er ernst oder thut wenigstens so.

Der Fürst liebt es, Doktor Schweningen „aufzuziehen“.

„In den Ärzten steckt immer etwas vom Priester . . . so thun sie gerne, was sie den anderen zu thun verbieten.“

Die süße Speise ist von einer Maraschinocrème begleitet.

„Der Maraschino ist ein italienischer Liqueur, nicht wahr?“ fragt der Fürst. „Woraus macht man ihn?“

Wir antworten, der Maraschino werde aus einer Gattung wilder Kirichen gemacht, die namentlich in Dalmatien wächst und die man in der dortigen Sprache *Marasca* nennt. Der beste Maraschino kommt denn auch aus Zara. Aber es gibt in Toskana eine Kirichenart desselben Namens, obgleich sie nicht ganz das Aroma der kleinen dalmatinischen Kiriche hat: *ciliegia amarasea*.

Diese leichte Probe von Gelehrsamkeit scheint dem Fürsten nicht zu mißfallen, dessen wißbegieriger und alles durchdringender Geist an Allem Interesse hat.

Während man von Italien mit dem Grafen Herbert spricht, der unser Land sehr gut kennt, zieht das Lachen der Tischnachbarn des Fürsten, der den Minister zu seiner Rechten und den Grafen de Launay zu seiner Linken hat, die Aufmerksamkeit nach seiner Seite.

Seine Durchlaucht erzählt soeben die Geschichte eines seiner alten Kollegen im preußischen Cabinet, welcher zu gleicher Zeit die Oberaufsicht über die Waldungen und diejenige über die königlichen Meiereien hatte.

„Die Verwaltung der Waldungen war ewig im Prozeß mit derjenigen der Meiereien. Der Minister unterzeichnete für und gegen jede Verwaltung, abwechselungsweise und alles ohne zu lesen . . .“

Pause.

„Uebrigens, auch wenn er gelesen hätte, so hätte das nichts geändert.“

Man steht von Tisch auf und wünscht sich gegenseitig „Mahlzeit“.

Während der Kaffee und die Liqueurs herumgereicht werden, bietet Graf Herbert Cigarren an und der Fürst nimmt eine seiner Pfeifen; man ist bereits so sehr gewohnt, ihn mit der Pfeife abgebildet zu sehen, daß dieselbe das unzertrennliche Kennzeichen seiner Person geworden zu sein scheint.

In einem der Salons hat der Fürst zwischen einem Tisch und der Wand seinen Lieblingsplatz. An der Wand, mit der Hand erreichbar, ist ein Gestell aufgehängt, auf welchem sich vier Pfeifen, zwei lange und zwei mittelgroße, befinden. Das ist alles, was Doctor Schweninger dem Fürsten nach Tisch zu rauchen gestattet, wenn Seine Durchlaucht sich wohl befindet. Auf einem Divan ausgestreckt, braucht der Fürst nur die Hand auszustrecken, um die vier Pfeifen zur Verfügung zu haben; auf dem Tische liegt ein Pfeifenstopfer und einige seiner großen, gewohnten Bleistifte, deren Gebrauch er vom Fürsten Gortschakoff gelernt hat; er bedient sich derselben, um Bemerkungen nieder zu schreiben und manchmal auch um den Tabak zusammen zu drücken.

Bei irgend einem Anlaß beginnt der Fürst: „Ich verdanke dem Zufall meine Gewohnheiten . . .“ Aber leider wird er unterbrochen.

Seine Durchlaucht hat sich an seinen gewöhnlichen Platz gesetzt; der Minister hat neben ihm Platz genommen. Man kann nicht umhin, an das, was sich von Gedanken im mächtigen Gehirn dieser beiden Männer gerührt hat, sowie an die Seltsamkeit der menschlichen Geschicke zu denken, welche in einer familienhaften Vertraulichkeit den sizilainischen Revolutionär von 1848 auf 1849 und den ungestümen konservativen preußischen Abgeordneten dieser selben Jahre, den Vertreter Preußens am Frankfurter Bundestag von 1852 bis 1859 und denjenigen vereinigen, der in derselben Zeit, verurteilt und verbannt, in Paris und London mit Mazzini konspirirte.

Man könnte noch andere Vergleiche machen, noch andere Gegensätze hervorheben.

Es wird ein Telegramm gebracht; der Fürst schreibt die Antwort, ohne sich zu erheben, indem er sich nur halb gegen den Tisch dreht.

Der Fürst spricht von seinem Aufenthalt in St. Petersburg. Er kam in diese Hauptstadt als preußischer Gesandter im Anfang des Monats Mai 1859. Aus Petersburg richtet er wenige Tage nach seiner Ankunft (12. Mai) an Herrn von Schleinitz die berühmte vertrauliche Depesche, in der er von seiner diplomatischen Thätigkeit während seines Aufenthaltes in Frankfurt Bericht erstattet und in großen Linien die Politik bezeichnet, die er später selbst zu leiten berufen sein sollte. Er empfiehlt dem Minister, seinem Chef, mit dem Bund zu brechen und zu den gründlichen Mitteln des Eisens und Feuers zu greifen — ferro et igne.

Der Fürst hat Sympathien für Rußland, das ergibt sich deutlich aus der Art, wie er von diesem Lande spricht. Er fühlt den ganzen Wert der Freundschaft Rußlands für Deutschland. Der Hof von St. Petersburg war 1859,

was die Diplomaten einen Familienhof nennen. Alexander II., seit drei Jahren Kaiser, war der Sohn einer preußischen Prinzessin, der Prinzessin Charlotte, Schwester Friedrich Wilhelms IV. und des Prinzen von Preußen, der im Begriffe stand, der König Wilhelm zu werden. Der preußische Gesandte war beim Hofe sehr beliebt. Die Kaiserin-Mutter, eine Frau von liebenswürdigem Charakter, bezeugte ihm eine fast mütterliche Freundlichkeit. Bismarck unterhielt sich mit ihr, wie wenn er sie seit ihrer Kindheit gekannt hätte. Der Kaiser war sehr herzlich mit ihm. Bismarck besaß außerdem in Petersburg einen Freund in der Person des Fürsten Alexander Michaelowitsch Gortschakoff. Es gab keine schwierigen Geschäfte und alles ging nach Wunsch. Leider wurde Bismarck noch im Sommer des Jahres 1859 krank. Die Krankheit, zugleich rheumatisch, gastrisch und nervös, artete in eine Leberentzündung aus und wurde lebensgefährlich. Endlich genesen, schrieb er an Frau von Arnim, seine Schwester: „Man hat mir den Leib mit unzähligen Schröpfköpfen, groß wie Untertassen, mit Senf- und Zugpflastern von unsinniger Größe bedeckt.“ Schließlich triumphirte er über die Krankheit, dankt vor allem . . . einem edlen Madeira-Wein, der ihm in mäßigen Dosen gegeben wurde. Aber die Genesung war langwierig. Am Ende des Monats September, als er schon vierzehn Tage in Baden-Baden zugebracht hatte, war der Rekonvaleszent noch schwach, matt und reizbar; sein linkes Bein machte ihm immer noch Schmerzen und schwell an, wenn er ging. Es war einen Augenblick die Rede davon gewesen, ihm dasselbe abzunehmen! Wie hat sich der Fürst ganz von dieser Krankheit erholt. Das Jahr darauf, als Frau von Bismarck und seine Kinder bei ihm eingetroffen waren, kam an diese die Reihe, krank zu werden: alle litten mehr oder weniger unter dem Klima. Während des Winters 1861 bis 1862 gab es keinen einzigen Tag, an dem alle Hausinsassen sich wohl befunden hätten. Der Arzt kam nicht mehr aus dem Hause.

„Ich hatte mich,“ sagt der Fürst, „einem Arzt anvertraut, den mir S. K. H. die Großfürstin von . . . empfohlen hatte. Seitdem habe ich erfahren, daß er auf der Universität faul und unwissend gewesen war. So war er auch geblieben. Er leitete in St. Petersburg ein Kinderhospital und hatte sich einen gewissen Ruf erworben . . . Ja, er tötete gewiß seine dreitausend Patienten im Jahr.“

Der Fürst fährt fort:

„Er richtete mir das Bein zu Grunde . . . heute noch spüre ich Folgen seiner Kur. Ich kann nicht lange stehen bleiben, ohne darunter zu leiden . . . Doch kann ich reiten und will diese Bewegung nicht entbehren, die ich immer sehr geliebt habe . . . es kommt wohl vor, daß ich drei bis vier Stunden im Sattel bleibe.“ Ich kann auch ohne Anstrengung gehen, aber wenn ich mir keine Bewegung mache, so kann ich nicht lange die vertikale Haltung beibehalten: ich muß meine Beine ausstrecken . . .“

Der Fürst weiß, als Philosoph, die guten Seiten bei unangenehmen Dingen heraus zu finden. Seine Schwäche erlaubt ihm nicht, Zeremonien, Empfängen und so weiter beizuwohnen, bei welchen die Etikette das Stehen erheischt.

„Ihre Majestäten der König und die Königin,“ sagt der Fürst, „haben mich auch ein für allemal gnädigst der Pflicht entbunden, bei Festen, Bällen und so weiter, wo sie Cercle halten, zu erscheinen. Der Oberhofmarschall versäumt es trotzdem nie, mir regelmäßig seine Einladungen zu schicken, mit der üblichen Formel: ‚Auf Befehl Ihrer Majestäten des Königs und der Königin.‘ Ich meinerseits habe gedruckte Formulare, um auf die höflichste Weise von der Welt die Einladungen, welche ich erhalte, abzulehnen. Ich habe nichts zu thun, als den leeren Raum auszufüllen und das Datum hinzu zu fügen. Ich bereichere auf diese Weise die Mappen des Oberhofmarschalls.“

Der Fürst spricht von den Schwierigkeiten seiner Anfangszeit als Minister.

„Früher,“ sagt er, „mußte ich im preußischen Cabinet, obgleich Präsident des Ministerrats, peinliche und schwierige Kämpfe bestehen. Bei uns in Preußen ist jeder Minister Herr in seinem Departement. Das Cabinet gleicht einem Bundesstaat, dessen Mitglieder durch ein sehr lockeres Band verbunden sind . . .

„Wir hielten bis zu vier oder fünf Sitzungen in der Woche, und manchmal erforderten die Diskussionen zwei Sitzungen im Tage. Nun hatte ich nur eine Stimme und konnte im offenen Kampfe nicht Herr der Situation werden. So blieb mir nichts anderes übrig, als die Meinung des Königs einzuholen, eine Meinung, welche bei uns Befehl ist, dem gegenüber jeder Widerstand aufhört. Ich muß sagen, daß trotz des Druckes, den man oft und oftmals auf Seine Majestät auszuüben suchte, der König mir niemals seine Zustimmung versagt hat . . . vor der Stimme Seiner Majestät beugte man sich . . . Aber der Kampf begann dann auf einem andern Gebiete . . . Heute brauche ich das nicht mehr. Man weiß, daß ich die Stimme des Königs bekäme, wenn ich sie einholen würde. Man gibt mir also a priori recht, und wir halten fast keine Kabinettsitzungen mehr.“

„Aus ähnlichem Grund,“ wird bemerkt, „hielt Napoleon I. niemals einen Kriegsrat ab.“

Der Fürst verweilt mit einigem Behagen beim Gespräch über die Kriege von 1866 und 1870—1871.

Vom Krieg 1870 sagt er: „Diesen habe ich nicht gewollt. Wir waren darauf vorbereitet, weil unser Heer vortrefflich war und wir den Krieg als unvermeidlich vorausjahen . . . aber ich habe nicht zum Krieg herausgefordert. Wir hatten keinen Grund, ihn zum Ausbruch zu bringen.“

Und es bedarf in der That großer Voreingenommenheit, großer Unkenntnis der Dinge, großer Neigung, die landläufigen Ideen zu den feinigsten zu machen, um auf dem Gegenteil zu bestehen. Die öffentliche Meinung in Frankreich ist zu dem Glauben verleitet worden, die preußische Regierung habe seit fünfzig Jahren an den Krieg gedacht. Dies ist nicht der Fall. An einen Eroberungskrieg? Die Geschichte beweist deutlich genug, daß das deutsche Volk seine Grenzen nicht überschreitet; seine Zerstückelung gestattete ihm keine Offensiveaktion. An einen Rachekrieg? In den Jahren 1814—1815 gehörten die Preußen zu den Siegern, und Waterloo hatte Jena ausgelöscht. Die Wahrheit ist, daß weder unter dem ehr-

lichen und weisen Friedrich Wilhelm III. noch unter dem mystischen und unentschlossenen Friedrich Wilhelm IV. die preußische Monarchie kriegerische Pläne nährte. Die Demütigung von Olmütz beweist es! Die preußische Monarchie unterwarf sich derselben, ohne daß der militärische Geist des Landes dadurch aufgeregt worden wäre. Die beiden Vorgänger Wilhelms I. huldigten dem militärischen Geiste nur so weit, als die Ueberlieferungen ihres Hauses es ihnen zur Pflicht machten und als nötig war, um unter den Großmächten eine gute Figur zu machen und auf den Paradeplätzen seine Kunst zu zeigen. Man sagte vielleicht in Berlin nicht, wie Großfürst Konstantin Paulowitsch in Warschau, daß „der Krieg die Soldaten verderbe“. Aber das preußische Heer war gewiß nicht mehr auf der Höhe seiner Vergangenheit, als der Prinzregent (Wilhelm I.) und die Generale von Moltke und von Roon es unternahmen, dasselbe mit einer in der Geschichte vielleicht beispiellosen Energie, Intelligenz und Raschheit zu reorganisiren.

„Was den Krieg von 1866 betrifft,“ fährt Seine Durchlaucht fort, „so war derselbe notwendig . . . Die Stellung Preußens im Deutschen Bunde war eine so fehlerhafte, daß es darunter zu leiden hatte. Aber ich hatte Mühe, den Krieg vorzubereiten, den König, den Hof und die konservative Partei dazu zu bestimmen . . .“

Wir wissen es in der That in Italien durch die Berichte des General Govone: die mittleren Schichten der Bevölkerung in Preußen, wie die höheren Klassen, waren gegen den Krieg oder wenigstens nicht für denselben.

„. . . Später, nach Sadowa, hatte ich mit der Militärpartei zu kämpfen, welche den Sieg mißbrauchen wollte. Ich wollte Oesterreich nicht demütigen: ich wußte, daß wir dasselbe noch brauchen könnten; ich rechnete darauf, daß es unser Verbündeter werden würde . . . Die Militärpartei würde, wenn ich ihrem Verlangen nachgegeben hätte, das Bündnis unmöglich gemacht haben, das ich später zwischen den Centralmächten herzustellen gedachte.“

Die preußische Politik im Jahre 1866 ist vielleicht mit der Vorbereitung des Krieges und mit seinen Resultaten der höchste diplomatische Triumph des Fürsten. Unmittelbar nach dem Siege schloß er Verträge mit den kleinen Mächten von Süddeutschland; er isolirte Oesterreich diplomatisch. Isolirt mußte dasselbe zu Preußen stehen, sein Bündnis nachsuchen oder dasselbe freudig annehmen . . .

„Man hat gesagt,“ fährt der Fürst fort, „der Krieg von 1866 sei ein Bruderkrieg gewesen . . . Das ist wahr, und wenn es ein Mittel gegeben hätte, ihn zu vermeiden, so würde ich zu demselben gegriffen haben. Aber es gab keines; ich habe mich davon überzeugen müssen . . . Der Krieg allein konnte in Deutschland das Werk der Verträge von 1815 zerstören, die deutsche Frage lösen, den gordischen Knoten zerhauen, in den wir seit Jahrhunderten verwickelt waren. Der Krieg war notwendig.“

Er spielt auf die überwundenen Schwierigkeiten, sowie auf die Gefahr an, welcher er sich aussetzte, denn im Fall eines Mißerfolges kompromittirte er für

immer seinen Namen und den schon erworbenen Ruhm. Wenn der Krieg von 1866 für Preußen unglücklich ausgefallen wäre, so ist es klar, daß Bismarck der Sündenbock für alle Fehler gewesen wäre, der Verbrecher, den man angeschuldigt hätte, durch seine Leichtfertigkeit das Land seinem Untergange zugeführt zu haben; alle Huldigungen, die er beim Triumphzuge der Truppen empfing, würden, wie er sagte, „wenn die Dinge einen andern Verlauf genommen hätten, sich in das Gegenteil von Huldigungen verwandelt haben.“ Auf dem Schlachtfeld von Sadowa sagte ein alter General zu ihm: „He, meine Grenadiere haben Ihnen nicht schlecht geholfen! . . . Man wird Ihnen Triumphbögen errichten! . . . Aber wären wir geschlagen worden, so hätten unsere alten Weiber Ihnen bei der Rückkehr ihre Besen auf dem Rücken zer schlagen.“

Der Fürst hatte sehr wohl gewußt, was ihm im äußersten Falle zu thun übrig geblieben wäre. Es ist gesagt worden, er würde im Fall einer Niederlage sich selbst das Leben genommen haben. Wir glauben dies nicht. Der Fürst ist ein zu guter Christ . . . aber er hätte den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht. Am 30. Juni 1866, als er im Begriffe war, Berlin zu verlassen, sagte er zu einem fremden Botschafter:

„Ich werde über Wien oder München zurückkehren . . . wenn nicht, so habe ich mit der letzten Schwadron einen Angriff gewagt — mit derjenigen, die nicht wiederkehrt.“

Man spricht wieder vom französischen Kriege.

„Die Franzosen hassen mich, weil sie geschlagen worden sind. Sie haben unrecht . . . es war ihre Schuld. Diesen Krieg habe ich weder gewollt noch gesucht. Sie haben uns zu demselben herausgefordert . . . Sie haben uns zum äußersten getrieben . . . Sie hatten schon eine diplomatische Genugthuung durch den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern . . . Das hat ihnen nicht genügt . . . Sie hätten Preußen gerne gedemüthigt . . . Wahrhaftig, wir wollten den Krieg nicht, aber wir waren darauf vorbereitet, ihn zu führen . . . Seit Sadowa grollten sie uns . . . So brachten sie es dahin, daß die Gefühle ganz Deutschlands vom Norden bis zum Süden, vom Osten bis zum Westen sich gegen sie empörten. Sie glaubten, der Süden werde mit ihnen sein, wie er im Jahre 1866 mit Oesterreich gewesen war . . . es war reine Verblendung.“

Nach jedem der beiden Feldzüge von 1866 und 1870—1871 wurde der Fürst ernstlich krank.

„Dafür,“ sagte er, „habe ich mich niemals besser befunden als während des französischen Kriegs. Es kam vor, daß ich unter freiem Himmel schlafen mußte, in einer Ackerfurche ausgestreckt, mit einem Ordnonanzmantel zugedeckt und daß ich nichts zu essen hatte als Schwarzbrot und ein Stück Speck, von dem das Fett mir in die Hand floß . . . Trotzdem befand ich mich wunderbar. Ich begoß Brot und Käse mit einem halben großen Glase Cognac und schlief wie ein Sack . . . Die Müdigkeit kam erst unter den Mauern von Paris über mich bei den Unterhandlungen . . .“

Das Gespräch nimmt eine neue Richtung. Man spricht von einem von

uns, den der Minister zu loben die Güte hat. Der Betreffende sucht die Unterhaltung abzulenken und sagt scherzend zu Crispi:

„Eure Excellenz machen mich erröten . . . Ist dies einem Diplomaten erlaubt, Durchlaucht?“

Der Fürst thut einen langen Zug aus seiner Pfeife und antwortet:

„Ein Diplomat muß die Fähigkeit zu erröten bewahren . . .“

Wir erzählen dem Fürsten die Unterhaltung, die wir im Waggon mit dem Minister über die „Lüge in der Politik“ gehabt haben.

„Herr Crispi,“ sagen wir, „läßt die Lüge durchaus nicht und in keinem Falle zu . . .“

Der Minister nimmt das Wort, um zu sagen, daß nach seiner Ansicht die Lüge, auch ganz abgesehen von der abstrakten Moral, an sich selbst meistens eine Ungechlichkeit und Plumpheit sei.

Man wartet darauf, was der Fürst sagen werde; er scheint nachzudenken. Graf Herbert mischt sich ein.

„Entschuldigen Sie, Excellenz, in gewissen Fällen wäre man doch sehr in Verlegenheit . . . Sie haben manchmal mit Leuten zu thun, die Sie mit einer Unverfrorenheit, mit einer Indiskretion fragen! . . . die Sie an die Mauer drücken . . . Was soll man da thun?“

„Der Frage ausweichen . . .“

„Das heißt seine Verlegenheit verraten.“

„Schweigen . . .“

„Das heißt manchmal zugestehen! . . .“

Der Fürst dreht sich halb herum:

„Ich lüge nicht gerne; die Lüge ist mir verhaßt, aber ich gestehe, daß ich manchmal in meinem politischen Leben dazu greifen mußte . . . Ich sah mich dazu gezwungen, und ich war stets gegen diejenigen erzürnt, die mich zu lügen zwangen. Das ärgert mich . . .“

In der That weiß man, daß der Fürst bei den Geschäften eine manchmal schonungslose Offenheit zu bethätigen gewohnt war, welche die Leute verwirrte und aus der Fassung brachte und ihn den einen extravagant, den anderen närrisch, allen unbegreiflich erscheinen ließ. Cavour sagte: „Ich kenne die Kunst, die Diplomaten zu täuschen: ich sage die Wahrheit und bin sicher, daß sie mir nicht glauben.“

Dieses Gespräch erinnert uns an ein anderes zwischen Bismarck — damals Graf von Bismarck — und dem Grafen Karolyi, Botschafter Oesterreichs vor dem Beginn des Kriegs von 1866. Der Botschafter wollte im Namen seiner Regierung durchaus, daß der preußische Ministerpräsident ihm kategorisch erkläre, ob er, ja oder nein, den Friedensvertrag von Gastein zerreißen wolle.

„Nein,“ antwortete Bismarck, „ich habe diese Absicht nicht . . . Aber wenn ich sie hätte, würde ich Ihnen dann anders antworten?“

Wir erinnern uns auch an die Theorie eines großen Philosophen, welcher lehrte, man sei die Wahrheit nur demjenigen schuldig, der das Recht habe, sie

fennen zu lernen, und an Humboldt, der zu Barmhagen sagte: „Die Wahrheit muß nur denjenigen gesagt werden, welche uns eine tiefe Achtung einflößen, eine solche, wie Sie mir einflößen.“ Gewiß, wenn wir das, was wir eben gehört haben, mit diesen Theorien vergleichen, so sind die Staatsmänner aufrichtiger als die Philosophen.

Man bringt Erfrischungen: Eis, Bier . . . Die Unterhaltung wird unterbrochen.

Wir sprechen mit der Umgebung des Fürsten von Herrn von Keudell, dem Erbotschafter Deutschlands in Rom, der kürzlich zurückgerufen worden war.

„Er ist sehr reich, Großgrundbesitzer in Polen . . . er wird ins Parlament eintreten . . .“

Wir erzählen, wie Herr von Keudell in Rom so bekannt, so geschätzt und bis zu einem gewissen Grade populär war. Er fehlte bei keiner militärischen Revue. Man bewunderte seine glänzende weiße Kürassieruniform sehr, von welcher sich in den letzten Jahren das Großkreuz des königlichen Sanct Mauritius- und Lazarusordens abhob.

Herr von Keudell ist ein ausgezeichnete Musiker. Einer von uns erzählt, daß er eines Abends im Palais Caffarelli vor Wagner und Liszt spielte und sie in Staunen versetzte.

„Unser neuer Botschafter in Rom, Graf von Solms-Sonnenwalde, ist auch ein guter Musiker. Er ist außerdem Maler und soll ausgezeichnete Bildnisse machen.“

Jemand sagt zur Fürstin:

„Euer Durchlaucht übt gewiß einen großen Einfluß auf den Fürsten aus.“

„Das ist nicht ganz richtig . . . Mein Mann ist nicht leicht zu lenken . . . er hat Ihnen übrigens erklärt, daß ich mich durchaus nicht in die Politik einmische.“

In der That hat der Kanzler beim Frühstück gesagt, die Fürstin halte sich ganz und gar von den Geschäften fern. Diese interessiren sie nur, soweit sie den Fürsten im guten oder schlimmen Sinn berühren, und sie hat ihn zum Beispiel niemals im Reichstag sprechen hören, sie ist sogar niemals in den Sitzungsjaal getreten. Die Fürstin bestätigte diese Thatsache und fügte bei:

„Es würde mir zu schmerzlich sein, meinen Mann im Kampfe mit Gegnern zu sehen, die ihm nur übel wollen.“

„Aber wenigstens im Privatleben, Fürstin, leiten und regieren Sie den Kanzler.“

„Nein, nicht einmal da, das dürfen Sie glauben. Mein Mann, ich wiederhole es Ihnen, läßt sich weder regieren noch dirigiren. Sehen Sie, da war neulich Prinz Wilhelm hier. Seine königliche Hoheit sollte noch am selben Abend ziemlich spät nach Berlin abreisen und forderte meinen Mann auf, sich zu seiner gewöhnlichen Stunde zurück zu ziehen. Ich verband meine Bitten mit der Aufforderung des Prinzen, aber alles nützte nichts. Mein Mann wollte bis zur Stunde der Abreise aufbleiben . . . Am andern Tag war er leidend.“

Der Kanzler hört lächelnd zu. Die Fürstin ist zu bescheiden; ihr Mann hat von ihr nach dreißigjähriger Ehe gesagt und wir können uns kein größeres Lob denken: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat.“

Vielleicht liegt in den letzten Worten der Fürstin eine diskrete Mahnung und eine verhüllte Bitte, die Abendunterhaltung nicht zu sehr auszudehnen, um den Fürsten nicht zu ermüden. Die Fürstin beruhigt sich aber sehr rasch wieder, als sie erfährt, daß auch Crispi die Gewohnheit hat, sich frühzeitig zurückzuziehen.

„Ihr Chef ist in der That ein ausgezeichneteter und sehr liebenswürdiger Mann. Mein Mann hat das vollste Vertrauen zu seinem Charakter, seiner Intelligenz und seiner Energie.“

Man hört den Fürsten Herrn von Pourtalès fragen:

„In welchem Grade sind Sie mit der Gräfin von Pourtalès, die im Jahre . . .“ Der Rest des Satzes sowie die Antwort wurden durch andere Stimmen übertönt. Der Fürst sagt dann wieder:

„Eine sehr hübsche und sehr liebenswürdige Frau.“

Der Minister möchte sich zurückziehen.

„Nein,“ sagt der Fürst, „ziehen Sie sich noch nicht zurück, oder wenn Sie es thun, bleiben Sie wenigstens noch den morgigen Tag bei uns.“

Der Minister beharrt aber: der Fürst soll ihm zu liebe nichts an seinen Gewohnheiten ändern.

Was die Verlängerung seines Aufenthaltes betrifft, so ist dies eine Unmöglichkeit; er muß sogar so rasch als möglich nach Italien zurückkehren.

„Ich möchte Sie zurückhalten,“ sagt der Fürst, „aber ich begreife Ihre Gründe.“

Der Fürst raucht noch, aber er ist bei seiner vierten Pfeife und aus Folgsamkeit gegen die Vorschriften des Arztes muß er es dabei bewenden lassen.

Jemand fragt, ob Seine Durchlaucht keine Cigarren mehr rauche.

„Nein, Schweningen verbietet mir's . . . Früher rauchte ich viel. Im Jahre 1847, als ich von Paris zurückkam, zündete ich meine Cigarre um fünf Uhr morgens an und ließ sie nicht ausgehen bis zehn Uhr abends, so daß eine Cigarre der andern ohne Unterbrechung folgte . . . Auf solche Weise regt man sein Nervensystem auf . . . das sind Anleihen, die man auf die Gesundheit der Zukunft macht . . . das ist, wie wenn man nach sechzehnstündiger Arbeit eine Flasche Champagner trinkt, um sich in den Stand zu setzen, fortzufahren . . .“

„Die Cigarre,“ fährt der Fürst fort, „war für mich eine Nothwendigkeit geworden . . . Ich war so sehr daran gewöhnt, daß sie für mich zum Beispiel beim Reiten ein Element des Gleichgewichts war . . . Ich erinnere mich, daß bei einer Jagdpartie mein Pferd stürzte . . . Ich war von den anderen Jägern entfernt . . . man fand mich mehrere Stunden nachher bewußtlos, aber die ausgegangene Cigarre noch im Munde zwischen den Zähnen . . .“

Es wird spät; nach einigen Worten über die Route der Rückkehr gaben der Minister und der Graf de Launay das Zeichen, sich zurückzuziehen. Der Fürst

und die Fürstin sagen Crispi noch, wie viel Vergnügen ihnen sein Besuch gemacht hat.

„Und wie wohl mir derselbe moralisch und physisch gethan hat, denn ich fühle mich entschieden besser, und dies verdanke ich Ihnen.“

Die Durchlauchten und der Minister ziehen sich zurück. Graf Herbert, Graf von Pourtalès, Doktor Schweningen und Doktor Rottenburg bleiben, um zu kneipen.

„Sie wissen, was das ist?“

„Gewiß: plaudern, rauchen und trinken . . . manchmal auch singen.“

„Nun, da bleiben Sie bei uns . . .“

„Leider unmöglich; es sind noch Depeschen zu chiffriren, Koffer zu packen . . .“

Graf Herbert, unermüde, wie es sein Vater war, ist im Stande, nach einer Kneiperei sich wieder an seinen Arbeitstisch zu setzen, den Kopf so frei und klar, als ob nichts geschehen wäre, und die Nacht bei der Arbeit zuzubringen.

Dritter Oktober. — Es ist noch sehr früh, noch herrscht tiefe Dunkelheit und schon sind Telegramme zum Dechiffriren auf unsere Tische niedergelegt. Mit dem Morgenrauen wird es im Hause lebhaft. Kurzer Spaziergang in dem ganz feuchten und erschauernden Park.

Bei der Rückkehr meldet uns ein Diener, das erste Frühstück werde gemeinschaftlich im Speisesaal eingenommen werden.

Wir empfangen in unseren Zimmern den Besuch des Grafen und des Doktors, welche unseren letzten Zurüstungen zur Abreise beiwohnen. Wir haben nach dem Befinden der Hauswirte gefragt; der Fürst und die Fürstin sind wohl.

„Man möchte Sie für einen Südländer halten,“ sagt man zum Doktor Schweningen.

„Ich habe auch lateinisches Blut in den Adern: meine Großmutter, die Gräfin . . . war Italienerin.“

Er hat gestern hundertundzwanzig Briefe empfangen, mit Bemerkungen versehen und nach Berlin zurückgeschickt. Seine Mitarbeiter werden den Korrespondenten nach seinen Instruktionen antworten. Wenn er in Berlin ist, so geht er des Abends seine Korrespondenz durch und schreibt seine Bemerkungen nieder, seine Assistenten und Sekretäre arbeiten in der Nacht, und am folgenden Morgen unterzeichnet er die abzuschieckende Korrespondenz.

Er lobt seine Assistenten; auch sie reisen viel. Einer von ihnen befindet sich augenblicklich in Italien.

Im Salon vereinigt man sich.

Der Fürst und die Fürstin lassen sich's durchaus nicht nehmen, ihren Gast bis zur Bahn zu begleiten.

Alles, was man nur zu einer ersten Mahlzeit wünschen mag, ist auf dem Tische. Man frühstückt ziemlich schweigsam. Der Fürst wechselt einige Worte mit seinen Nachbarn, dem Minister und dem Botschafter; aber ein Schleier von Trauer liegt auf allen.

Doktor Schweningen sucht die Gemüther zu erheitern. Er trällert in den Ohren seines Nachbarn die ersten Noten eines Studentenliedes: „Muß i denn,

muß i denn zum Städtele 'naus . . ." Man spricht von deutschen Volksliedern, und unsere Gastfreunde sind einigermaßen erstaunt, daß Italiener schwäbische und thüringische Lieder kennen, wie wenn sie ihr Studentenkommersbuch in der Tasche hätten. Man würde noch gern von dem schönen und guten deutschen Universitätsleben sprechen, aber die Augenblicke sind gezählt.

Der Minister dankt dem Fürsten für seine herzliche Gastfreundschaft; der Fürst seinerseits dankt dem Minister für seinen angenehmen Besuch — in warmen und gerührten Worten.

Man geht zu Fuß nach dem Bahnhofe, der Minister gibt der Fürstin, die sich einfach einen Shawl um den Kopf geworfen hat, den Arm . . . Das Wetter ist feucht und nebelig. Man hält beim Waggon des Ministers, in dem die Diener das Gepäck unterbringen.

Der Fürst und der Minister wechseln noch einige letzte Worte, welche einen Teil ihrer Unterredungen zusammenfassen.

„Ich werde,“ antwortet der Fürst auf eine Frage, „unterschreiben, was Sie unterschreiben.“

Auf eine andere Frage:

„Wir werden für Sie sein, was Sie für England sind.“

Auf eine dritte Frage:

„Die Freunde unserer Feinde sind unsere Feinde; die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde.“

Die am Morgen angekommenen Blätter bringen Telegramme, welchen zufolge die ganze französische Presse glaubt, der Minister sei nach Friedrichsruh gekommen, um die vatikanische Frage zu entscheiden.

„Die vatikanische Frage!“ jagt der Fürst lachend. „Vielleicht die einzige Frage, über welche wir kein Wort verloren haben. Sie bleiben sich immer gleich: ils vont chercher midi à quatorze heures (sie suchen immer das Unmögliche).“

Bei einer andern Frage hat sich der Fürst hinter seinem Souverän verschauzt.

„Ich werde mit dem Kaiser darüber sprechen müssen.“

„In Geschäften,“ antwortet der Minister, „sind doch Sie der Kaiser.“

Der Fürst hat nur gelegentlich vom Papst gesprochen, anlässlich der deutsch-spanischen Streitfrage, die seinem Schiedsrichterpruch unterworfen wurde. Er hat bei dieser Gelegenheit gesagt:

„Ich habe ihm mit der Karolinenfrage geschmeichelt . . .“

Ein ferner Pfiff kündigt den Hamburger Zug an.

„Wir sind in allem einig,“ jagt noch der Fürst.

Und er fügt hinzu, indem er dem Minister die Hand drückt:

„Wir können zufrieden sein; wir haben Europa einen Dienst erwiesen.“

Man jagt sich Lebewohl. Jeder drückt dem Fürsten die Hand und küßt sie der Fürstin. Ihre Durchlauchten zeigen sich herzlich bewegt.

„Auf Wiedersehen das nächste Jahr!“

„Hoffentlich!“

Der Minister lädt den Fürsten ein, nach Italien zu kommen.

„Ich könnte Ihnen in meiner Villa zu Neapel keine so großartige Gastfreundschaft bieten wie diejenige, die wir soeben in Friedrichsrub genossen, aber sie wird nicht minder herzlich sein . . . Kommen Sie, uns zu besuchen . . .“

„Wer weiß!“ sagt der Fürst.

Der Zug kommt an, mit Passagieren überfüllt. Viele steigen aus, da sie nur bis Friedrichsrub gefahren waren in der Hoffnung, Crispi und den Fürsten zu sehen.

Der Minister, der allein noch nicht eingestiegen war, küßt der Fürstin die Hand, drückt die des Fürsten und steigt in den Waggon, in den Graf de Launay vor ihm eingestiegen war. Der Waggon wird an den Zug angehängt.

Im Augenblick der Abfahrt stehen der Minister und sein Gefolge mit entblößtem Haupte an den Fenstern.

„Auf Wiedersehen!“ sagt noch der Fürst, indem er noch ein letztesmal Crispis Hand drückt. „Im nächsten Jahr! In Friedrichsrub . . .“

Es ist trübes, regnerisches Wetter.

De Launay begleitet den Minister bis Hannover, von wo er nach Berlin zurückkehren wird.

Die Reise vollzieht sich ohne besondere Zwischenfälle. Der Minister ist sichtlich befriedigt.

Unterhaltung mit Graf de Launay. Der Hof von Berlin, oder besser gesagt, die konservative Partei, welche am preußischen Hofe und in den hohen Kreisen herrschte, war Italien in den Anfängen seiner Einigung nicht günstig gesinnt. Die liberalen Ideen fanden wenig Sympathie bei den Staatsmännern, welche die Geschäfte an den Ufern der Spree leiteten. Sie klagten Italien an, sich revolutionärer Mittel zu bedienen, betrachteten die Stellung Oesterreichs in Italien als ein Unterpfeiler der Sicherheit für den deutschen Bund und sahen nicht, was Bismarck schon seit mehreren Jahren sah, daß die Größe Preußens, die Einigung Deutschlands, sogar die Freundschaft Preußens mit Oesterreich den freiwilligen oder unfreiwilligen Austritt dieses letzteren aus dem Bunde verlangte. Das war die Partei, gegen welche Bismarck so sehr kämpfen mußte, als es sich darum handelte, den Krieg von 1866 vorzubereiten. Im Jahr 1861 hat Preußen allerdings auf das Drängen der kaiserlichen Regierung von Frankreich die italienische Regierung anerkannt, aber sie machte bei diesem diplomatischen Akte so viele Einschränkungen und Vorbehalte, daß man wohl sah, sie gehorche mehr einer Nothwendigkeit der Lage als einer Neigung für Italien. Die wirkliche Annäherung Italiens und Preußens fand erst gegen 1866 statt.

Rückblick auf die Geschichte. Parallelismus der politischen Geschichte Piemonts und Preußens, der Häuser von Savoyen und Hohenzollern, die beide zum Wahlpruch haben könnten: Vom Fels zum Meer.

Viktor Amadäus II. von Savoyen war einer der ersten Souveräne, welche Friedrich I. (Friedrich III. als Kurfürst von Brandenburg) in der Eigenschaft eines Königs von Preußen anerkannten. Dafür war der Sohn Friedrichs,

Friedrich Wilhelm I, einer der ersten, die Viktor Amadäus in der Eigenschaft eines Königs von Sizilien anerkannten, welchen Titel er durch den Vertrag von Utrecht erhalten und welchen er 1720 für den eines Königs von Sardinien umtauschen mußte. Viktor Amadäus schrieb am 25. Juli 1716 an seinen Gesandten in Paris, wo eben der preussische Minister Baron Anspach angekommen war: „Wir wünschen, daß Sie es versuchen, mit dem Minister von Preußen Freundschaft zu schließen, sein Vertrauen zu erwerben und in Zukunft festzuhalten. Unsere Minister haben immer dasjenige der Minister des verstorbenen Königs befehnen, und es bestanden unter ihnen stets gute Beziehungen, wie auch sehr herzliche zwischen uns und ihm bestanden haben. Sie werden unsere ganze Zufriedenheit verdienen, wenn Sie ähnliche Beziehungen zwischen uns und dem König, seinem Herrn, fördern könnten.“ Der König von Preußen ließ zur Antwort ausdrücken, die Gefühle der Achtung und Freude, mit welchen er die seinem Minister gemachten Eröffnungen erfahren hatte, die er in einer Weise erwidern werde, welche zeigen würde, wie glücklich er sich schätze, mit Seiner sizilianischen Majestät einen wirklich guten Verkehr aufrecht erhalten zu können, so wie er nur den beiden Höfen und dem allgemeinen Wohle nützlich sein könnte . . .

Der Fürst hatte einen Korb mit Lebensmitteln für die Reise in unserem Waggon unterbringen lassen. Wir steigen jedoch in Hannover aus, um am Bahnhof das Frühstück zu nehmen, welches telegraphisch von Friedrichsrub aus bestellt worden war.

Bei unserer Ankunft in Hannover wird dem Minister eine angenehme Ueberraschung zu Teil. Im Augenblick, da der Zug hält, öffnet ein Herr die Thüre.

Es ist Herr von Bennigsen, der Führer der nationalliberalen Partei, eine alte Bekanntschaft Crispis. 1877 war er derjenige, welcher die Mitglieder des Reichstages veranlaßt hatte, dem italienischen Staatsmann zu Ehren ein parlamentarisches Festessen zu geben.

Da der Fürst ihm telegraphirt hatte, um ihn vom Eintreffen Crispis zu unterrichten, beeilte er sich, zu erscheinen, um ihn zu begrüßen.

Der Minister stellt uns vor und sagt:

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wer Herr von Bennigsen ist: einer der hervorragendsten Urheber der Einigung Deutschlands, einer der aufrichtigsten deutschen Liberalen, einer der besten Freunde und Mitarbeiter des Fürsten von Bismarck und der erste Redner des Reichstags.“

Er lädt Herrn von Bennigsen ein, mit uns zu frühstücken.

Das Mahl findet in einem reservirten Saale der Bahnhofrestauration statt. Die Unterhaltung ist lebhaft, leider jedoch durch die Tyrannei des Fahrplans abgekürzt. Im letzten Augenblick ein doppelter Trinkspruch:

„Auf den ersten Minister Seiner Majestät des Königs von Italien!“

„Auf den Freund und Mitarbeiter des Fürsten von Bismarck!“

Wir nehmen von Herrn von Bennigsen Abschied.

Schweigjames Reisen. Der Minister in Nachdenken versunken. Arbeit und Lesen der Blätter, die natürlich mit Bemerkungen über das Ereignis des Tages angefüllt sind.

Ankunft in Frankfurt bei Anbruch der Nacht.

Einige Augenblicke, nachdem sich der Minister im Hotel installirt hat, läßt sich jemand melden, von dem ein Diener die Karte hereinbringt. Er nennt sich „Korrespondent und Redakteur deutscher Blätter“. Der Minister will mit niemand unhöflich sein in einem Land, wo man ihn mit so großen Rücksichten aufgenommen, und empfängt ihn eine Minute lang eben in dem Zimmer, wo man den Tisch für das Essen deckt, das heißt mitten unter hin und her gehenden Dienern.

Einige gewöhnliche Redensarten ohne Bedeutung, wie man sie gegenüber jemand braucht, der uns unbequem ist, um ihn auf höfliche Weise los zu werden, genügen diesem Herrn, einen Artikel zu veröffentlichen, der die Meinung erwecken könnte, er sei zum Bewahrer der Staatsgeheimnisse aufgestellt worden. Dieser Artikel, von dem wir erst in Rom Kenntniß erlangen, muß in förmlicher Weise dementirt werden. Es ist nichts in demselben wahr als die Thatsache, daß der Mann einen Augenblick die Ehre hatte, mit Crispi zu sprechen.

Wer hat doch den Reporter definirt als homo perfidus atque periculosus?
Essen und Abend ohne Zwischenfälle.

Dienstag 4. Oktober. — Der Minister feiert heute seinen achtundsechzigsten Geburtstag. Er führt auch den Namen des Heiligen, den die Kirche heute feiert, so daß heute ein doppelter Festtag für ihn ist.

In früher Morgenstunde kommen zwei persönliche Telegramme für Seine Excellenz an. Das eine von Friedrichsruh, das andere von Berlin. Das erste ist vom Fürsten und der Fürstin, das zweite vom Grafen von Bismarck; in den liebenswürdigsten Ausdrücken schicken sie dem Minister ihre Glückwünsche.

Abreise bei strömendem Regen, der den ganzen Tag nicht mehr aufhören wird.

Diese Reisetage sind interessant in ihrer Einförmigkeit. Man bleibt im Salon beisammen. Die Arbeit wechselt mit Lesen und Unterhaltung, an der der Minister oft teilnimmt und die er manchmal leitet. Die Mahlzeiten unterbrechen die Länge der Stunden.

Nach dem Diner, gegen achteinhalb Uhr, zieht sich der Minister zurück und der Salon verwandelt sich in ein Schlafzimmer.

Im Laufe des Abends zeigt sich an einem der Waggonräder ein Schaden, der uns für den Rest der Reise ein wenig beruhigendes Schwanken und Schaukeln verursacht. An jedem Haltort untersucht das Zugpersonal den Zustand der Räder, denn man fürchtet, der Waggon könne die Fahrt nicht fortsetzen.

Gegen acht Uhr früh Aufenthalt in Monza. Der Minister ist schon lange aufgestanden. Er befindet sich wunderbar wohl und empfindet nicht die geringste Müdigkeit von der Reise.

Durch ein Mißverständnis ist kein Hofwagen am Bahnhof. Seine Excellenz steigt in den ersten besten Wagen und begibt sich in die königliche Villa.

Der Rest des Tages wird in Mailand verbracht, wo der Minister im Familientreise den Geburtstag seiner reizenden Tochter feiert. Am selben Abend noch Abfahrt nach Rom.

Zweite Reise nach Friedrichsruh.

16. August 1888. — Es ist nichts mit der Abfahrt. Im letzten Augenblick wird die Reise verschoben, man weiß nicht auf wann. Das Gerücht verbreitet sich, daß ein Telegramm aus Massaua mit ernstlichen Nachrichten angekommen sei. Das ist durchaus falsch; es ist wirklich ein Telegramm angekommen, aber es enthält nur einige neue Einzelheiten über die Affaire Saganeiti.

Einige sagen, der Minister sei nicht ganz wohl, aber sein Aussehen dementirt diese Vermutung.

Wie ich erfahre, wünscht der Minister Seine Majestät den König zu sehen, welcher sich gegenwärtig in den Bergen von Baldieri auf der Gemsen- und Steinbockjagd befindet, wo es ihm nicht leicht ist, einen Ort zur Zusammenkunft zu bestimmen.

17. August. — Ein Telegramm des ersten Feldadjutanten Seiner Majestät unterrichtet den Minister, daß der König ihn im Lager St. Anna von Baldieri empfangen wolle.

General Terzaghi wird sich, um ihn zu erwarten, morgen um fünf Uhr nachmittags in Borgo San Dalmasso einfänden und ihn zu den königlichen Zelten begleiten.

Sehr viel Leute auf dem Bahnhof. Ebenjowenig als im vorigen Jahre ahnt man das wahre Reiseziel Seiner Excellenz. Eine sehr bekannte Dame der römischen Aristokratie, Gräfin von geht im letzten Augenblick durch die Menge und steigt in den Zug.

18. August. — An der Riviera de Levante ist das Wetter am Morgen regnerisch und das Meer bewegt. Später heitert sich der Himmel auf.

Der Minister steigt in Genua aus, um am Buffet zu frühstücken. Der Präfect und andere sind erschienen, um ihn zu begrüßen, und plaudern mit ihm.

Die Gräfin von läßt dem Minister ein Billet übergeben: sie verlangt eine kurze Unterredung, indem sie sich, um ihn nicht zu derangiren, bereit erklärt, in seinen Waggon zu kommen. Der Minister läßt antworten, eine Dame dürfe sich nicht derangiren, er werde daher die Ehre haben, die Gräfin in ihrem Coupé zu besuchen.

Sampierdarena. Wir denken an jene merkwürdige Begegnung zurück, die hier vor einigen Monaten zwischen König Humbert und Friedrich III., der seit einigen Stunden Kaiser war, stattgefunden hatte. Wir sehen im Geiste jenen traurigen, grauen und regnerischen Tag wieder, der den Eindruck machte, als ob der Himmel Trauer angelegt hätte; damals tröstete man sich allerdings über den Regen mit dem Gedanken, daß derselbe den Staub niederschlage, der die Kehle des erhabenen Kranken hätte reizen können. Wir sehen wieder, wie der kaiserliche Zug mit den schweren Waggonen herannahet, wie der König und sein Gefolge demselben entgegen gehen und dann die blasse, aber noch schöne und imponirende Figur Friedrichs erscheint, in kleiner Uniform, aufrecht in seinem Militärmantel, während der Bart und der Uniformfragen den Verband, der ihm

den Hals umschloß, und die furchtbare Wunde des Einschnittes verdeckten. In der Erinnerung an jene unvergeßlichen Augenblicke taucht natürlich die Gestalt des Helden von Weißenburg, vom Geisberg, von Wörth und von Reichshofen, die sich uns am tiefsten eingepägt hat, in der größten Klarheit auf. Man wußte, daß seine Tage gezählt waren, er stieg nur auf den Thron, um auf demselben zu sterben. Er wußte es ohne Zweifel selbst, und trotz dieser düsteren Voraussicht, trotz seiner moralischen und physischen Leiden lächelte er dem Könige, seinem Freunde, zu, grüßte er militärisch diejenigen, welche zugelassen worden waren, ihm ihre Huldigungen darzubringen, und schrieb er für einen jeden einige liebenswürdige Worte auf Täfelchen, die man als kostbare Reliquien aufbewahrt . . . Wir sehen wieder die beiden Herrscher, die sich bei der Abreise umarmen, und die Kaiserin Viktoria in ihren Trauerkleidern, die noch unter der Thüre des kaiserlichen Waggon's mit dem König zu sprechen fortfährt, während hinter einem der aufgezogenen Fenster stehend, der Kaiser noch mit der Hand grüßte und am Nachbartenfenster sich das feine und eckige Profil Sir Morell Mackenzies abzeichnete . . .

Ach! Die traurigen Ahnungen von damals haben sich erfüllt, der Kaiser hat hundert Tage regiert und ist hingeshieden. Eine andere Regierung hat begonnen . . .

An einer der folgenden Stationen steigt der Minister wieder in seinen Wagen. Steht es im Zusammenhang mit dem, was zwischen ihm und der schönen Reisenden gesprochen wurde? Wir wissen es nicht; aber das Gespräch fällt jetzt auf das Palais, das Crispi dem italienischen Parlament zur Verfügung stellen möchte — ein Palais, wo die beiden Kammern ihren Sitz haben könnten, was in vielen Fällen die parlamentarischen Arbeiten vereinfachen würde. Welches ist das beste Gebäude von Rom? Der Minister scheint sich für Magnanapoli entscheiden zu wollen.

(Schluß folgt.)



Ebenbürtig.

Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Von

Margareta von Poschinger.

In dem Schlafwagen des Zuges, welcher abends den Anhalter Bahnhof in der Richtung nach Hof und Nürnberg verläßt, hatte kurz vor Weihnachten ein eleganter junger Mann Platz genommen. Er war von großer Statur, hatte dunkles Haar, edle Züge, einen kräftig entwickelten Schnurrbart und eine gesunde Gesichtsfarbe. Auch wenn sein in Uniform erscheinener Bursche es nicht ver-

raten hätte, so hätte man schon aus der strammen Haltung und der Bewegung in dem augenscheinlich ungewohnten Zivil ersehen müssen, daß man es mit einem Offizier zu thun hatte, der den Urlaub benützte, um die Seinigen zu besuchen. Vor dem Wagen stand eine weibliche Begleiterin von seltener Schönheit und ausgefuchter Eleganz, die das Coupé nicht mit betrat, aber begierig die letzte Minute zu benützen schien, um den Abreisenden mit ihrer zarten Fürsorge zu bedenken.

„Hast Du jetzt alles, Eckbrecht? Ist das Kopfkissen, das ich Dir gebracht, schon im Wagen? Und hier, zum Abschied, nimm noch diese Rose! Noch ist sie in voller Pracht; aber schon in einer Stunde wird sie welken und Dir ein Bild geben von Deiner Charlotte, die ohne Dich, fern von Dir, auch absterben wird, bis Du, mein Teuerster, sie wieder durch Deine Gegenwart ins Leben zurückrufst.“

Er stieg noch einmal aus dem Wagen, um die letzten Minuten noch zu einem trauten Geflüster und letzten Händedrucke zu benützen.

„... Und daß Du mir sogleich schreibst, sobald Du Deine Angriffskolonnen hast vorrücken lassen, und zwar alles, hörst Du! Doch hoffentlich nur Gutes! Und wenn Du wiederkehrst, telegraphirst Du mir Deine Ankunft, damit ich Dich an dieser Stelle wieder erwarten kann.“

Weiß Gott, in wie viel tausend Fragen sich die Zärtlichkeit der Dame noch erschöpft haben würde, hätte nicht der Schaffner mit rauher Stimme und mit dem gebieterischen „Bitte, einsteigen, meine Herrschaften! Der Zug geht diesen Moment ab!“ der Abschiedsscene ein Ende bereitet.

Ein letztes „Lebe wohl! Glückliche Reise!“ und der Zug setzte sich in Bewegung, mit ihm ein zierliches Spizentäschentuch, mit dem die Zurückgebliebene unaufhörlich winkte, so lange der sich aus dem Fenster beugende Teure noch irgendwie in Sicht war.

Das Paar, das jetzt jede Minute mit fliegender Hast weiter trennte, war zu schön, als daß nicht die Perrongäste es betrachtet und sich ihre Gedanken darüber gemacht hätten. Geschwister, so räsonnirten dieselben, können es nicht sein, dafür war der Abschied zu zärtlich; Eheleute noch weniger, wie hätte sonst der obligate Abschiedskuß fehlen können! Also ein Liebespaar? Wohl gar aus der ersten Gesellschaft?

Gewiß! Warum soll ich's nicht gleich verraten, zumal es die Helden unserer Geschichte sind, die näher kennen zu lernen der Leser gewiß ein Recht hat.

Eckbrecht, Graf zu Ortenstein war der zweitgeborene Sohn eines bayerischen Standesherrn, der sich seinerseits vor etwa dreißig Jahren mit einer der reichsten schlesischen Erbtöchter, einer geborenen Gräfin Waldheim, verheiratet hatte. Die Ehe war keine besonders glückliche gewesen, indessen war sie von vier Kindern gesegnet, die nach dem Ableben des Grafen mit ihrer Mutter auf dem Familiensamtschloß Holzling zwischen Augsburg und Donauwörth wohnten, welches Eckbrecht eben zum Zielpunkte seiner Reise gemacht hatte.

Eckbrecht war ursprünglich für den Zivildienst bestimmt. Deshalb bezog er

nach Absolvierung der Pagerie in München die dortige Hochschule, die er in einem späteren Semester mit Berlin vertauschte. Ausgerüstet mit den besten Empfehlungen und einem ausgiebigen Wechsel kam er dort alsbald in die Kreise der jüngeren Offizierswelt, welche den süddeutschen Landsmann bald völlig gefangen nahm und unschwer überzeugte, daß er für nichts weniger passe als für den gelehrten Beruf. An ihrer Seite sei sein Platz; je schneller er das corpus juris mit dem Pallasch vertausche, um so besser sei es. Eckbrecht ließ sich das nicht zu oft sagen; seine Liebe zur Wissenschaft war ohnedem nicht groß, und dank seiner Vorbildung und Protektion wurde es ihm ein Leichtes, in Jahr und Tag als wohlbestallter Lieutenant bei den Gardékürassieren einzutreten. — Eckbrechts Mutter war über diese Entwicklung nicht sonderlich erfreut; sie hätte ihn lieber später in die bayerische diplomatische Carrière eintreten sehen, vor allem aber zunächst noch näher der Familie gewünscht, während er jetzt in Berlin mit einem Schläge ihrem mütterlichen Einflusse fast ganz entrückt war. So ganz unrecht hatte das sorgsame Mutterherz wohl nicht. Eckbrecht wurde in Berlin bald in den Strudel des Lebens gezogen; im Winter verging fast kein Abend, an dem er nicht mehrfache Einladungen gehabt hatte; dazu kamen die Liebesmähler in den Kasernen, das Spielen in den Klubs, die Festlichkeiten bei Hof, die Soupers mit der Halbwelt, der Rennsport, der Tatterfall: überall war er zur Stelle, stets die gleiche Heiterkeit und Lebenslust zur Schau tragend, — ein wahres Bild der Kraft und stets unternehmungslustiger Jugend.

So waren mehrere Jahre verflossen, ohne daß irgend etwas Entscheidendes in seinem Leben vorgekommen wäre, bis Amor eines Tages fand, daß es Zeit sei, gegen ihn einen seiner Pfeile zu richten und ihn mitten ins Herz zu verwunden. Es war auf dem Opernhausball; die Menge hatte sich bereits verlaufen, der Hof sich längst zurückgezogen, als Eckbrecht von einem Kameraden plötzlich auf eine dicht neben ihnen stehende reizende Frauengestalt aufmerksam gemacht wurde.

„Sieh hier! Charlotte Weißenfels vom Schauspielhaus, eine Flamme von mir. Gern möchte ich sie ansprechen. Willst Du mir etwas als Elefant dienen? Zum Lohne will ich Dich vorstellen, paßt es?“

Eckbrecht ging auf den Handel, bei dem er nur gewinnen konnte, bereitwillig ein, und er hatte es nicht zu bereuen, denn der Kamerad war bald durch eine andere Schöne abgezogen. So kam es, daß Eckbrecht einen großen Teil des Abends in Gesellschaft der gefeierten Künstlerin allein verbringen konnte.

Welch' mächtigen Eindruck Charlotte auf ihren galanten Ritter ausübte, ist schwer zu beschreiben. Es war eine Leidenschaft, die sofort den ganzen Mann entflammte und die wie ein Blitz einschlug. Ein Wunder war es wahrlich nicht, denn Charlotte hatte es verstanden, unter den Hunderten gefeierter Ballschönheiten noch hervorzutreten; man konnte sich keine geschmackvollere und reichere Gesellschaftstoylette denken, keine edlere, vollendetere Gestalt, kein Antlitz von größerem Liebreiz und klassischeren Zügen. Und dazu noch jener Geist und jener undefinirbare Zauber, wie er nun einmal nur von einer Schauspielerin oder sonstigen

Künstlerin ausgeht. Charlotte Weißenfels gehörte erst seit einigen Monaten dem königlichen Schauspielhause als erste jugendliche Liebhaberin an; aber trotz dieser kurzen Zeit hatte sie es verstanden, sich eine förmliche Gemeinde zu bilden, die auf sie schwur und sie bei jeder neuen Rolle mit Huldigungen aller Art überschüttete. Ihr Ruf war unantastbar und es verlautete, sie habe nur um deswillen die Dresdener Hofbühne verlassen, um den Nachstellungen eines sich in den höchsten Kreisen bewegenden Lebemanns gegenüber ein für allemal eine Schranke zu errichten.

In den folgenden Tagen stand Eckbrecht noch ganz unter dem Einflusse der neuen Bekanntschaft; gern hätte er derselben alsbald seine Aufwartung gemacht, aber er zögerte und hatte außerdem den Kopf voll anderer Gedanken; dagegen verging kein Tag, an dem er nicht den Theaterzettel des Schauspielhauses verfolgte, und als derselbe ihm endlich das Auftreten Charlottens verkündete, bestellte er einen Korb mit prachtvollen Marschall Niel-Rosen, die sie ihm jüngst als ihre Lieblingsblume verraten hatte, und ließ ihn in der Garderobe der Künstlerin abgeben zugleich mit seiner Visitenkarte, worauf er nur die Worte setzte: „Legt diese Blumen und sich selbst zu Ihren Füßen“.

Eckbrecht selbst ging in die Proszeniumsloge und suchte von dort zu erforschen, ob Charlotte den Spender der Aufmerksamkeit wohl eines Blickes würdigen möchte. Man gab ein französisches Konversationsstück, und die Rolle ließ es zu, daß Charlotte im letzten Akte, wo sie im Ballkleide erschien, ihre Brust mit Blumen schmückte. Wie schlug Eckbrecht das Herz, als er die von ihm ausgesuchten Rosen zu dieser Ausschmückung verwendet sah. Ein weiteres Zeichen, wie dieselbe seine Aufmerksamkeit entgegennahm, vermochte er aber nicht zu entdecken; nur schien es ihm, als ob beim letzten Hervorrufe ihre von frohem Lächeln begleitete Dankesverbeugung die Proszeniumsloge besonders berücksichtige, worin im Grunde nichts Auffälliges lag, da doch gerade von dieser Seite aus ein lebhafter und nachhaltiger Applaus ausgegangen war.

Am folgenden Tage faßte sich Eckbrecht ein Herz und ließ sich in der Nachmittagstunde bei Charlotten melden; sein Besuch schien nicht unerwartet. Charlotte bewohnte im Westen Berlins in einem Willengebäude die erste Etage, die aber in ihrer Ausstattung alles eher verriet als die Wohnung einer sogenannten Theaterprinzessin. Nichts von Flitterzeug, den obligaten Kränzen, lauschigen Ecken — alles machte einen soliden und vornehmen Eindruck und paßte ganz zu der Herrin, die ihren Gast in einem enganliegenden schwarzseidenen Kleide empfing, das ihr einen einfachen, aber aristokratischen Charakter zu verleihen schien. Nichts Komplizirtes, nichts Gemachtes lag in ihrem Wesen, alles atmete natürliche Frische, Geist und würdevolle Zurückhaltung. Das Gespräch hatte bald die oberflächlichen Anknüpfungspunkte verlassen und eröffnete Eckbrecht einen Blick in das tägliche Leben und Treiben seines schönen vis-à-vis. Für Zerstreuungen schien da wenig Platz zu sein, die Kunst und ihr Beruf füllten ihr ganzes Dasein aus. Ihr Sinn war merkwürdigerweise auf das Häusliche, auf das Innere gerichtet; das Auftreten auf der Bühne schien ihr nicht einmal die

Hauptfache. Viel wichtiger deuchte es ihr, die Charaktere, wie sie uns die Dichter hingestellt, zu ergründen, und darin lag vielleicht der Schlüssel zu dem beispiellosen Eindruck, welchen Charlotte auf den Zuhörer hervorzubringen vermochte. Jede ihrer Rollen, die kleinste nicht ausgenommen, hatte sie zu einem Kunstwerk herauszuarbeiten verstanden. Es war eine wahre Priesterin der Kunst.

Bei diesem ersten Besuche blieb es nicht. Eckbrecht fühlte sich mit immer stärkeren Banden zu dem seltenen Mädchen hingezogen; es verging kein Spieltag, an dem er nicht in die Proscaeniumsloge sie zu sehen gekommen war; sie war bald sein erster und letzter Gedanke. Der Dienst fing ihm an, ein lästiger Ballast zu werden; sein ganzes Sinnen und Trachten ging schließlich nur darauf hinaus, um Charlotten zu sein und unter dem Dufte ihrer Atmosphäre zu weilen. Schon fingen die Kameraden an, ihn mit seiner neuen „Eroberung“ zu necken; die Salons, in denen er früher ein täglicher Gast gewesen war, existirten für ihn nicht mehr, dagegen füllte sich seine Bibliothek mit allerlei ernstern Büchern; zu Dichtungen, die er früher kaum dem Namen nach gekannt, wurden Kommentare angeschafft — alles um dem geistigen Fluge Charlottens doch um etwas besser folgen zu können und nicht gar so ungebildet zu erscheinen, wie er sich ihr gegenüber jedesmal vorkam.

Kein Zweifel, daß Charlotte die Liebesbewerbung ihres Ritters mit gefälligem Auge beobachtete. Von ihren früheren Engagements war ihr der Ruf so ausgeprochenener Sprödigkeit vorausgegangen, daß Eckbrecht buchstäblich der erste Mann war, der sich in Berlin ihr zu nähern gewagt hatte. Seine schöne, jugendliche Gestalt, sein chevaleresker Sinn und die Stetigkeit seiner Hingebung konnten schließlich des Eindruckes nicht verfehlen.

Ueber ihre Herkunft vermochte aber Eckbrecht nichts herauszubekommen. Zweimal hatte er es versucht, ihren Familienverbindungen nachzuforschen, beide male erhielt er eine ausweichende Antwort. Sie stamme aus einer kleinen Stadt in Oesterreichisch-Schlesien, die Mutter sei bei ihrer Geburt gestorben, der Vater, stets auf Reisen, habe sie in frühesten Jugend seinem Freunde, einem Notar in Gotha, anvertraut, der dann ihre Erziehung geleitet, und als er Talent für das Schauspiel entdeckte, sie in dem benachbarten Meiningen zur Bühne habe ausbilden lassen. Mehr war nicht herauszubringen, und Eckbrecht hütete sich fortan, einen Schleier heben zu wollen, der mit so bestimmter Absicht vor seine Augen gezogen war. Was lag ihm auch an ihrer Herkunft? Und wenn sie von Bettlern stammte, so mußte sie die Seine werden, darüber war er sich bald klar, sein für immer, sein rechtmäßig angetrautes Weib. Ueber die Vorurtheile der Welt wollte er sich schon hinwegsetzen, wenn er nur erst ihrer Liebe und ihres Entschlusses versichert war, ihr Leben fortan mit ihm zu teilen. Eigentümlich war, daß er all seinen Mut zusammennehmen mußte, um mit Charlotte gerade über diesen Punkt in das Reine zu kommen. Eine Standesgenossin um ihre Hand zu bitten, wäre ihm eine federleichte Sache gewesen; Charlotten gegenüber fühlte er aber immer eine gewisse heilige Scheu, er fühlte ihre geistige Ueberlegenheit, ihre Herrschaft über ihn beruhte bei all ihrer verführerischen Schön-

heit nicht auf den Sinnen, sondern auf dem Geistigen. Als er ihr eines Abends nach der Aufführung von *Rabale und Liebe* seine Pläne gestand und um ihre Hand bat, fiel Charlotte ihm um den Hals, und die einzigen Worte, die sie zuerst zu stammeln vermochte, lauteten: „Solch' ein Glück! Geliebter! Nein, solch' ein Glück; es ist zu groß, daß ich es fassen kann. Wenn ich mir nur den Neid der Götter nicht zuziehe!“

„So schweig denn lieber,“ versetzte Eckbrecht, indem er sie küssend in die Arme schloß, „ich will Dir den Mund schon verschließen, damit die da oben nicht eifersüchtig werden.“

So ganz ungetrübt blieb ohnedem das Glück nicht; zwar war Eckbrecht als Besitzer des von seinem Vater ererbten Allodialvermögens sein freier, unabhängiger Herr, indessen lebte doch ein so ausgeprägter Familiensinn in ihm, daß er nie daran gedacht hätte, eine eheliche Verbindung heimlich und ohne die Einwilligung seiner Mutter einzugehen. Diese letztere zu erreichen war seine nächste Sorge und der Zweck der Reise, die wir ihn am Anhalter Bahnhofs angetreten sahen. —

Am andern Nachmittag um fünf Uhr traf Eckbrecht in Donauwörth ein; noch eine halbe Stunde, und er war auf der dem Stammichlosse zunächst gelegenen Station Holzling angekommen, wo er von einem jungen Mädchen, das die fleidsame Tracht der Damen des adeligen Stiftes in München trug, seiner gleichfalls eben „auf Ferien“ befindlichen jüngsten Schwester Marie, erwartet wurde. Es war ein entzückendes Kind von fünfzehn Jahren, das ihn stürmisch umarmte und auf der kurzen Fahrt ins Schloß schon mit all den Leiden und Freuden bekannt machte, die sie im adeligen Institut durchgemacht hatte. Oben an der Treppe des Schlosses harrten seiner die übrigen Bewohner desselben, seine Mutter, der älteste Bruder, der Majoratsherr, welcher seit Jahren mit einer Dame von altem Geschlechte — sagen wir es ohne weiteres — eine Konvenienzheirat eingegangen war, die ältere Schwester Magdalena und Mariens neue Erzieherin, Miß Hudson. Da die Essenzzeit nahe bevorstand, so war die erste Begrüßung nur eine kurze; Eckbrecht hatte vollauf zu thun, den Staub von den Füßen zu schütteln und sich für das Diner umzukleiden, das ohnedem die ganze Familie wieder vereinigen sollte. Er eilte in sein eine Treppe höher gelegenes altes Wohnzimmer mit dem Versprechen, in spätestens zehn Minuten, nachdem er sich etwas umgekleidet hätte, im Speisesaale zu erscheinen.

Eckbrecht hatte bisher den Seinigen brieflich auch nicht mit einem Worte eine Andeutung von seiner Bekanntschaft mit Charlotte und von seinen sich daran knüpfenden Absichten gemacht; indessen hatte seine Mutter durch ihre in Berlin lebenden Freunde wenigstens davon schon eine Kunde erhalten, daß Eckbrecht in neuerer Zeit selbst in den Salons seiner aus Schlesien stammenden Verwandten sich kaum mehr sehen ließ, und daß man in den Kreisen seiner Kameraden von einem Verhältnis desselben mit einer Schauspielerin spreche, das ihn ganz zu absorbiren scheine. Diese geringen Andeutungen hatten genügt, die Gräfin etwas besorgt zu machen, und sie hatte sich vorgenommen, Eckbrecht während der Weih-

nachtszeit einmal gründlich zu warnen und ihm vorzustellen, wie es jetzt Zeit sei, sich aus Nezen zurückzuziehen, die es nach ihrer Annahme — denn an etwas Schlimmeres dachte sie noch nicht — nur auf sein Portemonnaie abgesehen hätten.

Der Umstand, daß beide Teile ihre Hintergedanken hatten, deren Aussprache sie für einen günstigeren Zeitpunkt sich vorbehielten, lag wie ein Alp auf Eckbrechts Eintritt in das Vaterhaus. Beim Eintritt in den großen Speisesaal beschlich ihn denn auch eine früher nie empfundene Stimmung. Der weite, wenig comfortable Raum machte auf ihn einen eisigen Eindruck. Von den Wänden lächelten ihn nicht freundliche Stillleben, anmutige Frucht- und Tierstücke an, wie er sie in den Berliner Speisezimmern gewohnt war. Statt dessen stand er unter dem Drucke finsterner Ahnenbilder; gerade ihm gegenüber hing das Bild seines Vaters in der kleidsamen Tracht der Georgiritter, der das strenge Auge gerade auf ihn gerichtet hatte, welches zu sagen schien: „Vergiß nie, daß Du Graf Ortenstein bist, ein Sprosse jenes Geschlechts, in dem der Buchstabe eines eisernen Hausgesetzes die Sprößlinge gezwungen hat, stets nach oben zu streben und den Glanz ihres Hauses zu mehren.“

Die Tischgesellschaft war äußerlich heiter, und doch fehlte die rechte Stimmung. Schwesterchen Marie fragte, als ein Engel durch das Zimmer flog: „Und bringst Du denn gar keine Neuigkeiten aus Berlin mit? Hat sich von unseren dortigen Cousinen nicht eine verlobt? Kein Duell, gar nichts Romantisches?“

„Und Du selbst?“ fuhr die Gräfin fort, „gibt es denn keine Berlinerin, die es fertig gebracht hätte, Dich zu erobern?“

„O ja,“ erwiderte Eckbrecht, „es gibt eine ganze Zahl, die auf meine Güter spekulirt. Erst dieser Tage noch begegnete ich einer spekulativen Mutter, die mich für ihre Tochter mit der Aussicht ködern wollte, mich später durch ihre mannigfachen hohen Beziehungen in die Diplomatie des Reiches zu bringen. Das fehlte gerade noch — ein Diplomat, ich, der ich mich selbst nicht belügen kann, geschweige denn andere. Ich bin ein Naturkind und liebe die Freiheit!“

„Naturkind!“ rief die ältere Schwester Magdalena, „Du bist ja der reine Idealist geworden; eine solche Gelegenheit würde ich doch benützen, um einmal Gesandter zu werden.“

„Ja,“ warf Eckbrecht ein, „um wirklich einmal in Japan oder China abzusterven, dem Vaterland entfremdet, die Güter zerrüttet, und an allen Enden bestohlen — das ist doch das Loos der meisten, die ihr Leben im Auslande zubringen müssen. Ich habe über alles im Leben meine eigenen Ansichten, vor allem über die Ehe.“

„Nun, ereifere Dich nicht,“ sagte die Gräfin, „wir haben Dir ja weder einen diplomatischen Posten noch eine Frau proponirt. Du bist doch kaum siebenundzwanzig Jahre alt; mit etwas mehr Erfahrung wirst Du vielleicht anders denken,“ womit das Gespräch sich anderen Gegenständen zuwandte.

Beiden Teilen erschien es geratener, den ersten Abend des Zusammenseins nicht durch ernste Erörterungen zu verdüstern. Als aber am folgenden Tage nach dem Diner sich die Gräfin in ihr Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, da

glaubte Eckbrecht den richtigen Moment gekommen, um seine Mutter auf das Kommando vorzubereiten.

Die Gräfin Ortenstein, die sich jetzt ihrem Schreibtisch näherte, um einen flüchtigen Blick auf die Abendpost zu werfen, war eine Dame, die sich auf das Geschäftliche sehr wohl verstand; hatte sie doch nach dem Tode ihres Gatten den gesamten Besitz, soweit er nicht bereits infolge des Majorats auf den ältesten Sohn übergegangen war, in eigene Verwaltung genommen. Sie selbst besaß in Schlesien vier freie Erbgüter, die sie nach ihrem Tode ihrem Lieblingssohne Eckbrecht zugedacht hatte. Er war ihr größter Stolz; seine schöne Erscheinung, sein gewinnendes Wesen und sein weicher Sinn hatten das Mutterherz gänzlich gefangen genommen. Er war ihr gegenüber stets die Rücksicht und die Aufmerksamkeit selbst, während Franz, der erstgeborene Sohn, schon frühzeitig und namentlich seit seiner reichen Verheirathung einen gewissen Unabhängigkeits Sinn zur Schau getragen hatte, der ab und zu fast einen verletzenden Charakter anzunehmen drohte. Das Zimmer der Gräfin atmete im Gegensatz zu dem Speisesaal einen größeren Comfort; alles war reich, gediegen, echt. Dem Schreibtisch gegenüber stand eine kostbare, mit Elfenbein eingelegte Bouleuhr, die Wände waren mit alten seidnen Stoffen bedeckt und darauf hingen auserlesene Meisterwerke der französischen Schule, ansprechende Landschaften, außerdem zwei beherrschende Porträts. Das eine stellte einen Ahnherrn der Grafen Ortenstein dar, welcher unter Kaiser Karl V. gefochten und für seine Verdienste um den Thron mit der Grafenwürde ausgezeichnet worden war; das andere war ihr Großvater, Graf Waldheim, der im siebenjährigen Kriege unter Friedrich dem Großen den Glanz und Reichthum seines uralten Geschlechtes begründet hatte. In beiden Linien war, so weit Menschengedenken reichte, keine Mesalliance vorgekommen.

Während die Gräfin mit den auf dem Schreibtisch zerstreuten Papieren sich zu schaffen machte, trat Eckbrecht ein. Er setzte sich auf die Chaiselongue seiner Mutter gegenüber und begann nach einigem Zögern ohne weitere Vorbereitung:

„Liebe Mama, ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Dir nicht länger vorenthalten kann noch will. Du wirst es wohl ahnen, was mich in Berlin so lange von euch zurückgehalten hat. Was soll ich Dich lange mit Zweideutigkeiten martern. Ich liebe, liebe ein Wesen mit jener Allgewalt der Leidenschaft, die kein Hindernis kennt, das mich noch in meinen Entschlüssen irre machen könnte. Freilich stammt meine Angebetete nicht aus unserer Sphäre; sie ist aber geadelt durch die Kunst, die Lauterkeit ihres Charakters und die Hoheit ihrer Gesinnung. Sie ist überhaupt ein Mädchen, so vollkommen, wie ich es nie gekannt, ja nicht für möglich erachtet hätte, und ich kam hierher, um Deine Zustimmung mir zu ersuchen, sie als meine Gattin heimzuführen zu dürfen.“

Während Eckbrecht mit tief gerötetem Antlitz sprach, ließ er kein Auge von den sich verfinsternenden Gesichtszügen seiner Mutter, als wollte er, noch bevor sie gesprochen, das Urtheil lesen, das ihre Lippen demnächst verkündigen würden.

„Also das muß auch noch über mich kommen am Abend meines Lebens,“

hub sie an, indem sie nach seinen beiden Händen griff, als wollte sie den Sohn fester an sich ziehen, „ich ahnte es schon längst, daß es etwas Ungewöhnliches sein müsse, was Dich so lange von Holzing fernhalten, Dir die Deinen fast vergessen machen konnte. Ich wußte, daß schwere Herzenskämpfe Dich von dem Mutterherzen zurückhielten. Ich beklage diesen Unglücksfall, ich beweine ihn, ich werde diejenige sein, die Dich tröstet — eine Mesalliance darf aber, so lange ich lebe und das Oberhaupt der Familie vorstelle, niemals geschehen. Habe Kraft, Eckbrecht! Sei ein Mann; blick auf die Ahnen, die ihr vorwurfsvolles Auge auf Dich heften; sei wieder Du selbst, sei der würdige Sprosse der Ortenstein. Den harten, dornenvollen Weg, den die Pflicht Dir jetzt vorzeichnet, auch ich habe ihn dereinst gehen müssen. Oder glaubst Du, daß ich, die Gräfin Waldheim, ein blühendes, von allen angebetetes Mädchen, einem fünfzigjährigen Ortenstein aus Liebe die Hand gereicht habe? Als siebenzehnjähriges Mädchen habe ich in Breslau mit aller Leidenschaft einen Künstler geliebt und habe ihm entsagt; es war auch kein Unwürdiger, kein dahergelaufener Musikant, nein, Szerny war es, der einzige, unsterbliche Schüler Beethovens. Als ich dann mit dreiunddreißig Jahren Witwe wurde, traten nicht minder schwere Versuchungen an mich heran; aber jeder unerlaubte Gedanke mußte vor meinem Stolze, vor meinem Pflichtgefühl unterliegen. Noblesse oblige! Ich trug eine Märtyrerkrone — nicht meinethalben — nein, für euch Kinder und für diejenigen, von denen ich dies Schloß ererbt. Du wirst Deiner Mutter nicht unwert sein können. Teures Kind, brich Deiner alten Mutter nicht das Herz, verkümmere ihr nicht die letzten Tage! Dein Bruder Franz hat keine Erben; auf Deinem Kopfe ruht unser unbefleckter Name, um den uns Fürsten beneiden. Auf Deine Schultern fällt einmal der ganze gebundene und freie Besitz; im Falle einer Ehe mit einer Unebenbürtigen würden die Millionen mühsam vereinten Besitzes an eine uns fremde, ja feindselig gegenüberstehende Linie übergehen. Ich müßte Dich, ja schon der Gedanke macht mich wahnsinnig, enterben und würde lieber mein letztes Allodialgut — Du weißt doch, Du sollst sie dereinst alle erben — meinen Töchtern verschreiben, als gestatten, daß Du darauf mit einer Schauspielerin — nicht wahr, das ist sie doch — ein entehrtes Dasein führst!“

In diesem Augenblicke trat die ältere Schwester Magdalena, die schon den Schluß des erhitzten Zwiegesprächs unter der Thüre belauscht hatte, näher.

„Sie wird vielleicht,“ bemerkte schnippisch das ältliche, abgezehrte Mädchen, „mit Dir ebenso Komödie spielen als auf der Bühne.“

„Schweig!“ unterbrach sie Eckbrecht, „sie hat erst vor sechs Monaten in Dresden einen sächsischen Grafen Belberg ausgeschlagen, den Du mit Handkuß genommen hättest. Es steht Dir überhaupt nicht zu, Dich in diese Angelegenheit zu mischen.“

„Wohl habe auch ich mitzusprechen und werde mir den Mund nicht verstopfen lassen. Du schneidest ja mir und Marie jede Zukunft ab. Welcher Edelmann heiratet denn die Schwester eines Mannes, der sich mit Komödiantenblut gemischt hat?“

Während Eckbrecht, außer sich vor Entrüstung, dem Naseweis die Antwort nicht schuldig blieb, traten auch Franz, seine Frau, Marie und die Engländerin in das Zimmer, so daß die Versammlung jetzt ganz den Charakter eines Familienrats annahm.

„Es handelt sich“ — so fiel Magdalena sogleich ein — „um Eckbrechts Verheirathung mit einer Schauspielerin. Begeht er diese unglaubliche Thorheit, so existirt er für mich nicht mehr. Ich bin dann um einen Bruder ärmer. Was meinst Du, Franz, zu dieser Geschichte?“

„Ein Mensch,“ entgegnete dieser, „der einer solchen unüberlegten Handlung, nennen wir es doch gleich beim rechten Namen, einer solchen Dummheit und Rücksichtslosigkeit fähig ist, gehört unter Kuratel gestellt.“

Wie ein ins Herz Getroffener fuhr Eckbrecht jetzt auf, mit geballter Faust den Bruder von Kopf bis zu den Füßen messend: „Ich verbitte mir derartige Beleidigungen. Wärest Du nicht mein Bruder, so würde ich eine andere Form der Zurechtweisung wählen!“

Die Gräfin, außer sich vor Schrecken, erhob sich jetzt schnell von ihrem Schreibtisch, trat zwischen die erhitzten Brüder und sagte mit dem ihr sonst eigenen besänftigenden Tone: „Laßt jetzt Eckbrecht! Ich beklage auf das tiefste meinen armen Sohn; ich würdige die Bitterkeit seiner Lage; ich bedaure auch das Mädchen, das sich in ihrer Neigung so hoch vergriffen hat. So lange ich lebe, wird aber die Heirat von mir nicht sanctionirt, und ich bin fest davon überzeugt, daß mein Sohn mir dereinst meine Willensfestigkeit danken wird.“

Damit verließ sie mit gravitatischem Schritt das Gemach, nachdem ihr vorher noch jedes der Kinder die Wange geküßt hatte. Auch Eckbrecht hatte sich kurz empfohlen, so daß nur noch die Geschwister und Miß Hudson zurückblieben.

Marie blickte ihrem jüngsten Bruder mitleidsvoll nach: „Es ist recht unrecht, Franz, daß Du so schroff gegen Eckbrecht aufgetreten bist. Du treibst ihn mit Deiner Haltung ja gerade in die Arme der Künstlerin. Eckbrecht ist ein Mann, dem alle Frauen zu Füßen liegen. Warum sollte das Mädchen ihn nicht wirklich lieben? An eine Unwerte hat er sein Herz ganz sicher nicht verschrenkt. Dafür kenne ich meinen Bruder!“

„Das sind also,“ erwiderte Franz, mit der Hand auf Miß Hudson weisend, „die Früchte Deiner englischen Erziehung! Du bist also auch schon vom Liberalismus angesteckt?“

„Shameful!“ erklang eine Stimme im Hintergrund. „Kommen Sie, Mary, mit mir auf Ihr Zimmer,“ setzte Miß Hudson hinzu, „es ist Zeit, zur Ruhe zu gehen. Good evening!“ Und ein verletztes, steifes Kompliment Franz und Magdalena machend, verließ sie das Zimmer. Damit löste sich überhaupt die Gesellschaft auf.

Neußerlich wurde es im Schlosse bald ruhig; in den Gemüthern seiner Bewohner hatte aber seit dem Tode des alten Grafen kein solcher Sturm getobt als an diesem Abend. Es war seit der aufgeregten Scene bereits eine halbe Stunde verflossen und Eckbrecht war eben beim Ordnen alter Familienpapiere

begriffen, als es plötzlich an seine Thür klopfte. Marie war es, die leisen Trittes herangeschlichen war, um ihren Bruder nach all dem Borgefallenen noch etwas zu trösten. Sie fiel ihm, das Auge voll Thränen, um den Hals, und sein schwarzes, welliges Haar streichelnd, sagte sie: „Wenn Dich alles verläßt, geliebter Bruder, ich werde stets zu Dir halten. Prüfe Dich aber, ehe Du mit den anderen, die Du jetzt kennen gelernt hast, auf immer brichst. Du kannst Dir doch alles noch überlegen. Wenn sie Dich wirklich liebt, so wird sie Dir doch das Opfer kurzer Fristgewährung nicht versagen.“

Eckbrecht hielt seine Schwester für zu unerfahren, um sich mit ihr ganz aussprechen zu können; er fühlte aber, daß ihr kindlicher Geist nicht so ganz unrecht hatte.

„Glaub mir, Marie, sie ist eurer nicht unwürdig; im übrigen laß mich nur sorgen; es wird nichts übereilt. Jetzt aber gehe schlafen, morgen wollen wir uns wieder sprechen. Gut Nacht!“ und damit drängte er sie sanft zur Thüre hinaus, noch auf der Schwelle sie auf die Stirne küßend und ihr wehmütig nachblickend, bis ihr Schatten auf dem langen Korridor verschwand.

Seine weiteren Entschlüsse waren jetzt rasch gefaßt. Der Mutter stolzer Sinn war ihm zu bekannt, als daß er hoffen durfte, durch fernere Ueberredung auf denselben einwirken zu können. Hier war nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen. Bei dem aufgeregten Wesen seines Bruders konnte außerdem seine längere Anwesenheit nur dazu beitragen, die Kluft, die ihn jetzt schon von den Seinen trennte, noch zu vertiefen. Das Beste war, noch heute zu packen und morgen mit dem um halb sieben Uhr abfahrenden Berliner Schnellzug die ihm ohnehin fremd gewordene Heimat zu verlassen — nichts zurücklassend als ein paar Zeilen an seine Mutter, worin er sie bat, die abschiedslose Reise mit seiner trostlosen Stimmung zu entschuldigen. „Vertraue im übrigen,“ so schloß er die Zeilen, „auf den gesunden Sinn Deines Sohnes, der die Berliner Devise ‚Ruhig Blut‘ zu oft gehört und anderen empfohlen hat, um sich selbst über dieselbe hinwegzusetzen.“

Eckbrecht kam in der Mitternachtsstunde in Berlin an; er hatte sich wohl gehütet, Charlotten die Ankunftsstunde zu telegraphiren. Schlimme Nachrichten kommen noch immer zu früh. Als dieselbe am kommenden Tage bei der Rückkehr von der Probe gemeldet bekam, daß der „Herr Lieutenant“ schon seit einer halben Stunde sie erwarte, eilte sie, im Hut, den Schirm in der einen, eine Rolle in der andern Hand haltend, in den Salon.

Eckbrechts verstörtes Gesicht ließ sie bald ahnen, daß sich die auf die Reise gestützten Erwartungen nicht erfüllt hatten; nur schrittweise, mit tieffter innerer Erregung kämpfend und die erlebten häßlichen Details möglichst verschleiern, setzte er Charlotte von der Sachlage in Kenntniß.

„Jetzt weißt Du alles, und jetzt ist es an Dir, zu beweisen, daß Deine Liebe zu mir auch vor den schwersten Kämpfen nicht zurückschreckt. Meine Vermögensverhältnisse sind derart, daß ich mit meiner Familie vollständig brechen kann und noch immer ein Auskommen habe, das uns beiden eine freie, sorgenlose

Zukunft gewährt. Wir verlassen beide den Dienst, heiraten und schlagen unsere Zelte da auf, wo der Himmel unserer Liebe lächelt, in Italien, das wir beide noch nicht kennen, und dessen Studium uns Jahre beschäftigen wird. Für das weitere wird der liebe Herrgott schon sorgen.“

„Gemach, Geliebter!“ wandte Charlotte ein, „Du weißt, daß ich Dir, nur Dir angehöre, bis mich der kühle Rasen deckt. Aber nie werde ich zugeben, daß Du meinethalben mit Deiner Mutter, dem Teuersten, was ein Kind besitzt, brichst. Erhoffe alles von der Zeit! Inzwischen prüfe Dich, prüfe vor allem auch mich. Unsere Ehe würde jetzt nur mit den schwersten Opfern geschlossen werden können, die den Keim zur Reue in sich schlössen. Ein Mutterherz, das ich in meiner Jugend leider so sehr entbehrte, möchte ich von meinem geliebten Manne nicht trennen. So ein egoistisches Vorgehen von meiner Seite könnte uns keinen Segen eintragen. Das weißt Du doch, daß die Kunst, wiewohl sie mir doch das Elternhaus ersetzen muß, mich nicht zurückhält, Dir zu folgen. Denke und handle groß, Eckbrecht. Unser Glück soll auf Edelmuth basirt sein. Wir wollen die Deinen durch unsere Haltung zwingen, uns schließlich ihre Zustimmung zu geben. In der Zwischenzeit wollen wir die alten Freunde bleiben; ich werde Dein Stolz, Du wirst die Stütze sein, auf der ich stets neue künstlerische Schaffenskraft erlange, die Leiter, auf der ich zu immer größerem Ruhme emporsteige. Was ist im Leben für zwei Menschen von unserer Jugend ein Jahr des Abwartens?“

Was war gegen eine solche Beredsamkeit aus so schönem Munde einzuwenden? Marias Kindermund hatte im Grunde dieselbe Weisheit verkündet. Ja, gewiß war es das Richtige, keinen unüberlegten Schritt zu begehren, und die Zeit wirken zu lassen. Das Unerträgliche war Eckbrecht nur unter den gegenwärtigen Verhältnissen der gemeinsame längere Aufenthalt in Berlin. Charlotte hatte gut predigen: „Heiße Liebe stillt heiße Triebe.“ — Und dann die Gefahr, durch sein vieles Gesehenwerden um die Künstlerin gerade ihren Ruf zu gefährden, dem bösen Klatsch Thür und Thor zu öffnen und schließlich unfreiwillig gerade denen, welche die Ehe zu hintertreiben hofften, Wasser auf die Mühle zu gießen. Viel besser schon eine kurze Zeit der Trennung, die gleichzeitig die Feuerprobe für ihre wahre und unabänderliche Liebe geben würde. Wie ein Blitz durchfuhr ihn die Erinnerung an ein Zirkular des Kriegsministers, das vor wenigen Wochen in den Regimentern die Kunde gemacht hatte, worin jüngeren Offizieren unter günstigen Bedingungen und mit dem Rechte des späteren Rücktritts in die Armee der Eintritt in die kaiserliche Schutztruppe in Ostafrika angeboten wurde. — In der That, das war eine Gelegenheit wie keine zweite, die Hand, die ihm ein gütiges Geschick entgegenstreckte und die er nur zu ergreifen brauchte, um nebenbei noch für seinen jugendlichen Thatendrang und seine glühende Reiselust eine Befriedigung zu erlangen.

Noch am selben Tage sprach Eckbrecht im Kriegsministerium vor, setzte dann noch alle Hebel im Militärkabinet in Bewegung und hatte die Genugthuung, schon nach Verlauf von einigen Wochen die Bestallung als Offizier der Schutztruppe

in Händen zu haben, zugleich mit der Weisung, mit dem nächsten Postdampfer ab Neapel nach dem Sitze unseres Gouverneurs in Ostafrika sich einzuschiffen.

Eckbrecht hatte Charlotten sein Vorhaben bis zum letzten Tage verschwiegen. Was sollte er ihr die letzten Stunden unnütz verdunkeln, zumal sein Entschluß doch ein unabänderlicher war. Als er ihr am Tage vor der Abreise die traurige Botschaft überbrachte, war sie mehr als niedergeschmettert. Minutenlang versagte ihr die Sprache; erst allmählich löste sich ihr Schmerz in eine Flut von Thränen auf. Daß Eckbrecht eine so schwerwiegende Entschließung — im Grunde doch ihrethalben — ohne ihre Einwilligung, ja auch nur ohne eine Andeutung gefaßt hatte, konnte sie ihm nicht verzeihen. Alle Trostgründe Eckbrechts, in Jahr und Tag sei er wieder zurück, das Argument, sie selbst trage ja die Schuld der Trennung, da sie seinem Wunsche nach einer sofortigen ehelichen Verbindung hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt habe, nichts wollte versfangen. „Alles gut,“ sagte sie, „aber daß Du Dich überhaupt auf so lange von mir zu trennen vermöchtest — das habe ich nicht für möglich gehalten. Ich selbst hätte mir alles auferlegen können, nur ein Opfer hätte meine Liebe zu Dir nicht bringen können, das der Trennung. Ja, wenn Du eine andere Garnison im Lande aufgesucht hättest, schon das wäre ein Schlag gewesen, aber Meere zwischen uns, ich darf gar nicht daran denken.“

Am folgenden Abende benützte Eckbrecht zur Reise über München, Verona, Neapel genau denselben Zug, der ihn vor sechs Wochen in seine Heimat entführt hatte. Wieder folgte ihm der Bursche, der in zwei riesige Koffer die ganze militärische Ausrüstung gepackt hatte. Wiederum folgte eine durch ihre Schönheit die Augen aller auf sich ziehende Frauengestalt, ganz in Schwarz gehüllt, in der einen Hand, die sie diesmal in den Arm ihres Zukünftigen gelegt hatte, ein Bouquet mit Marshall Niel-Rosen, in der rechten ein kostbares Spitzentäschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit die von den Wangen gleitenden Thränen trocknete. Der Schmerz hatte sie beide stumm gemacht; es war, als ob sie zu einem Begräbniß gingen.

„Ist heute nicht Freitag? — Auch das befestigt meine furchtbare Ahnung, daß ich Dich nie wieder sehe. O, bleib hier, Eckbrecht, um meiner, um unserer Liebe willen! Meine Ahnungen haben mich noch nie betrogen. Gib mich nicht der Verzweiflung und Dich nicht dem Untergange preis!“

Eckbrecht hatte gut trösten — ein Jahr sei bald um; wenn man einen guten Schutzengel habe, so sei man in Afrika ebenso geborgen wie im Herzen von Europa; passe es ihm nicht, so hindere ihn nichts, den Dienst schon früher zu verlassen. Möglicherweise treffe ihn nichts als der Garnisonsdienst in der Residenz des Gouverneurs, das Drillen der Schwarzen und ein paar gefahrlose Expeditionen. Wißmann und Peters hätten Jahre in Afrika zugebracht, und unter welchen erschwerenden Bedingungen, und seien sie nicht immer glücklich zurückgekehrt, bedeckt mit Ruhm, der auch ihm dort winken könne. „Reise doch mit, wenn Du Dich nicht trennen kannst. Hole mich in drei Tagen in Neapel ein. Oder noch besser: folge mir später, sobald die dort Regierenden über mich bestimmt haben werden.“

Verbleib ich an der Küste, so magst Du mein Loß teilen, und dann soll uns nichts mehr von einander trennen.

Dieser Funke hatte gezündet; das Auge Charlottens klärte sich; ein Strahl der Freude belebte ihr edles Antlitz und unter heißen Küßsen und hoffnungsvollen, in wenigen Minuten weit ausgespinnenen Plänen trennten sich die Liebenden, Sechs Wochen später betrat Eckbrecht den dunklen Erdteil.

Werfen wir, ehe wir ihm dorthin weiter folgen, einen Blick auf das Stammschloß Holzing, dessen Bewohner die fluchtartige Abreise des jungen Grafen in Angst und Verwirrung versetzt hatte. Allen anderen voraus machte sich die Gräfin die schwersten Vorwürfe, nicht darüber, daß sie die Heirat nicht zugegeben hatte, darin stand ihr Entschluß noch felsfest, sondern daß sie ihre ablehnende Haltung nicht in eine mildere, verjöhlichere Form gekleidet hatte. Denn die Gräfin war, bei allen ihren angestammten Vorurteilen, keine grausame, unmachgiebige Frau, keine harte Mutter. Der Himmel weiß, zu welchen Opfern dieselbe im stande gewesen wäre, wenn sie gewußt, geahnt hätte, daß nicht bloß das Glück, vielmehr auch die Existenz ihres Sohnes auf dem Spiele stehe. Ihr Kummer stieg bis zur hellen Verzweiflung, als Eckbrecht ihr — eine Stunde vor der Abfahrt von Neapel — die kurze und weiter nicht motivirte telegraphische Mitteilung zugehen ließ, er habe sich entschlossen, auf ein Jahr in Ostafrika Dienste zu nehmen; er habe den Seinen den Schmerz der Trennung ersparen wollen; er hoffe bald gute Nachrichten senden zu können. Briefe träfen ihn am Sitze des Gouverneurs in Dar-es-Salaam. Wie angewurzelt, starr vor Schrecken stand die Gräfin bei dieser Botschaft da. Also so weit hatte sie es mit ihrem Ahnenstolze gebracht! Ihren Eckbrecht, auf den sie alle ihre Hoffnungen gesetzt hatte, hatte sie in das Land der Barbaren getrieben; so sehr hatte sie mit ihrem Hochmut die Bande, die ihn an seine Familie knüpften, gelockert, daß er, ohne ein Wort zu sagen, in einen entlegenen Erdteil abreisen mochte, ohne der eigenen Mutter ein Lebewohl zu sagen.

Zum erstenmal stiegen jetzt in dem zarten Mutterherzen Zweifel darüber auf, ob sie auch wirklich recht gehandelt, ob sie nicht besser gethan hätte, Eckbrechts Neigung erst zu prüfen, ob sie wirklich von jener Stärke sei, die alle Barrieren überschreitet, die vor nichts zurückschreckt, nicht einmal vor dem Tode. In schlaflosen Nächten quälte sie sich umsonst nach einem vernünftigen Auswege ab. In ihrer Not und Bedrängnis wandte sie sich endlich an ihren Beichtvater, den Kaplan des Schlosses, einen frommen und ehrlichen Mann, dem nur zu wünschen gewesen wäre, daß er die Welt ebenso gekannt hätte, wie er die Pflichten eines kleinen Ortsgeistlichen treu erfüllte.

„Die Sache dünkt mir höchst einfach,“ sagte derselbe. „Ich würde an der Stelle der gnädigsten Gräfin in aller Heimlichkeit über die Schauspielerin Erfindungen einziehen. Fallen dieselben nach Wunsch aus, dann geben Sie in Gottes Namen ihre Einwilligung. Entpuppt sie sich dabei als ein unmoralisches Wesen, nun, dann öffnen Sie ihm die Augen, dann wird er schon von selbst ablassen.“

Zu Anfang sträubte sich die Gräfin mächtig gegen diese Zumutung, und sie trennte sich von ihrem geistlichen Berater mit den Worten: „Ich verkenne Ihre guten Absichten nicht, Hochwürden; aber Sie sprechen da doch, verzeihen Sie mir den Ausdruck, wie der Blinde von der Farbe.“ Als aber der geistliche Herr auf seinen ursprünglichen Rat bei jedem der Besuche immer wieder zurückkam und dabei mit scharfem Nachdruck betonte, wie er bei seiner Kenntniß der Charaktereigenschaften des jungen Grafen im Falle starren Festhaltens an der eingenommenen ablehnenden Haltung nur mit der größten Besorgniß in die Zukunft blicken könne, da ergriff die Gräfin eine sich immer mehr steigende Beunruhigung. Allmählich höhlt der Tropfen den Stein, und schließlich trug die Mutterliebe doch den Sieg über das Standesvorurteil davon.

Ihren ältesten Sohn von der eingetretenen Sinnesänderung zu verständigen, wagte die Gräfin aber noch nicht; darum beschloß sie, die Ausführung ihres Planes ganz allein in die Hand zu nehmen. Sie selbst wollte, ohne den Ihrigen den Zweck ihrer Reise zu verraten, nach Berlin aufbrechen, und die Erkundigungen über Charlotte Weißenfels einziehen. Nicht genug, sie mußte sie spielen gesehen, womöglich in irgend einer Form kennen gelernt haben, um sich ein ganzes Bild von dem Mädchen zu machen, das ihrem Eckbrecht den Kopf so sehr verdreht hatte. Die Hauptsache war und blieb aber, eine vollständige heimliche Ueberwachung der Künstlerin in Scene zu setzen, die sich auf alles zu erstrecken hätte: ihren persönlichen und brieflichen Verkehr, ihre ganze Haltung und alles, was geeignet ist, den Ruf eines Menschen zu begründen. Mit größter Energie ging die resolute Frau auf diesen Plan ein, den man einen raffinirten nennen möchte, wäre er nicht von so guten Absichten eingegeben gewesen. —

Acht Tage später finden wir die Gräfin bereits in Berlin unter angenommenem Namen, nur von ihrer Kammerjungfer begleitet, im Hotel Bellevue absteigend. Um Charlotte persönlich kennen zu lernen, hatte sie sich folgenden Plan ausgedacht. Sie wollte sich als eine Dame aus der Provinz vorstellen, deren Tochter eine unbefiegbare Leidenschaft zur Kunst ergriffen habe, und die keinen heißeren Wunsch kenne als den, von Charlotten, der großen Schauspielerin, den letzten Schliff ihrer Ausbildung zu erlangen. Hochenden Herzens und von innerer Scham verzehrt, sich zu einer solchen Verstellung herablassen zu müssen, machte sich die Gräfin auf den Weg zu Charlottens Wohnung.

Das gnädige Fräulein sei nicht zu Hause, bemerkte die Kammerjungfer; die Dame sei bereits vor zwei Stunden zur Probe gefahren, müsse aber jeden Augenblick zurückkehren. Ob die gnädige Frau eintreten und einige Minuten verzeihen wolle, oder ob etwas zu bestellen sei?

Im ersten Augenblick malte sich auf dem Gesichte der Gräfin das Gefühl der Enttäuschung darüber, den lang erwarteten Moment, Charlotten gegenüber zu stehen, noch einmal hinausgeschoben zu sehen; doch plötzlich durchzuckte ihr Gehirn ein dämonischer Gedanke, und die Thüre hinter sich schließend, trat sie ein.

„Können Sie, liebes Kind, mir ein paar Augenblicke schenken, bis ihr gnädiges Fräulein zurückkommt?“

„Gerne, gnädige Frau, wenn Sie bis dahin mit mir vorlieb nehmen wollen,“ und damit führte Emilie die Gräfin in den Salon. Nachdem die letztere den im solidesten Stile gehaltenen, geschmackvollen Raum eine Minute auf sich hatte wirken lassen, warf sie nach allen Seiten einen ängstlichen Blick und fuhr sodann ohne weitere Einleitung, nur um ja keine Minute zu verlieren, fort: „Liebes Kind, der Himmel selbst hat Sie mir geschickt. Ich bin“ — und dabei blickte sie noch einmal ängstlich um sich und ihre Stimme nahm einen ganz leisen Charakter an — „die Mutter des Grafen Ortenstein, die tief Beklagenswerte, welche durch die Flucht ihres geliebten Kindes bis zu Tode erschüttert ist. Ich bin, einer Verzweifelnden gleich, nach Berlin geeilt, um mein Kind zu retten, um es wieder zu gewinnen. Sie müssen mir dazu helfen, ich will Ihnen ewig dankbar sein und Sie glänzend belohnen. Die Augenblicke sind kostbar, in jedem Moment kann ihre Dame kommen, darum will ich ohne Umschweife Ihnen sagen, was ich von Ihnen verlange.“

„Ich habe meinem Sohne die Hand Ihrer Dame abgeschlagen, weil ich in seiner Vermählung mit einer Schauspielerin ein Unglück für ihn sah, das ich ihm ersparen wollte. Aber ich ahnte nicht, daß diese Leidenschaft eine so berg- hohe sei, hoffte, die Zeit werde auch diese Wunde heilen, mein Sohn würde, nachdem er den Willen der Seinen vernommen, seiner Familie das Opfer der Entsagung bringen. Ich habe mich getäuscht. Jetzt, da das Unglück mich milde gestimmt hat, kommt das Mutterherz über die Standesvorurteile zum Siege. Mein Sohn soll sie heiraten, wenn sie seiner würdig ist, wenn nicht, wird er, dafür bürgt mir sein anständiger Sinn, sie vergessen.“

„An Ihnen, liebes Kind, ist es, jetzt zu helfen. Niemand in der Welt ist wie Sie berufen und befähigt, die Fackel in das Leben dieses Mädchens zu halten und Licht zu geben, wen wir vor uns haben: ein aus Lüge und Schein zusammengesetztes glänzendes Irrlicht — oder eine Würdige.“

„Ich weiß, liebes Kind, was ich von Ihnen verlange, ich sehe, Ihr Gefühl widerstrebt der Ihnen zugedachten Rolle; aber Sie dürfen sich derselben nicht entziehen. Sie stellen sich in den Dienst einer guten Sache. Der edle Zweck, eine ganze Familie aus Noth und Pein zu befreien und am Ende noch zwei Liebende zu vereinen, heiligt das Mittel. Und dann soll es Ihr Schaden nicht sein. Hier,“ und dabei öffnete die Gräfin das in den Händen gehaltene Portefeuille, „sind tausend Mark, die ich Ihnen schon heute zurücklasse. Wenn Sie Ihre Aufgabe erfüllt haben, verdreifache ich Ihnen diese Summe. Für Ihr ganzes Leben übernehme ich auf einem meiner Güter die Sorge.“

Emilie war ein anständiges Mädchen, das sich im Grunde zu einem Berate ihrer Herrin niemals herbeigelassen hätte, aber hier lag ja die Sache anscheinend anders; in immer neuen Wendungen, mit Aufwand ihrer ganzen Beredsamkeit und unter Häufung immer neuer Versprechungen wußte die Gräfin dem armen Geschöpfe den Kopf ganz zu verdrehen und schließlich seine Zustimmung zu der ihm zugedachten häßlichen Rolle zu erlangen. „Ich verlasse Dich jetzt, liebes Kind,“ sagte die Gräfin, „komm bei der ersten freien Stunde

zu mir in das Hotel, wo ich Dir die näheren Instruktionen geben werde, und bis dahin, hörst Du?“ — und indem die Gräfin den Zeigefinger der linken Hand auf den geschlossenen Mund legte, eilte sie der Thüre zu, als fürchtete sie jetzt sogar eine Begegnung mit Charlotten. Denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie zur Erreichung eines an sich erlaubten, sagen wir selbst ganz guten Zieles sich soeben eines Mittels bedient hatte, das vor dem Forum anständiger Gesinnung die Stichprobe nicht bestehen konnte. Die Gräfin fühlte, daß, nachdem sie Charlottens Dienerin mit Gold bestochen und einen Spionirdienst um deren Herrin organisiert hatte, sie derselben nicht mehr ohne Erröthen vor die Augen treten könne. Mit einemmale schwand selbst der Wunsch, sie auf der Bühne zu sehen. Der Drang, nach Hause zurückzukehren, überwog jetzt alles andere. Nach einer einzigen Besprechung mit Emilie, der sie im Hotel noch haarſcharf aufgetragen hatte, was ihr nach Holzling zu berichten sei, erfolgte die Rückreise.

Was in den nächsten vierzehn Tagen Emilie pflichtschuldigst zu melden wußte, war nicht von Tragweite. Die Lücke, die seit der Abreise des jungen Grafen in Charlottens Verkehr entstanden war, sei nicht ausgefüllt; kein Herr, der nur irgend den Anspruch auf einen Verehrer machen könne, habe sich blicken lassen. Die Abgeschlossenheit, in der sich die Herrin ehemals gefallen, habe eher noch zugenommen. Der Weg zur Probe oder zur Vorstellung mache oft ihren einzigen Ausgang aus. Von ihren Kollegen und Kolleginnen lasse sich niemals jemand sehen. Das Fräulein sei in einer düsteren Stimmung, die ihr, der Berichterstatterin, oft fast einen bedenklichen Charakter anzunehmen scheine. Zuweilen überrasche sie dieselbe bei einem gedankenlosen Hinbrüten, das einer melancholischen Umwandlung zu entspringen scheine. Ein fröhliches Lächeln habe sie schon längst nicht auf ihren Lippen mehr wahrgenommen. An den jungen Grafen schreibe sie fast täglich äußerlich inhaltschwere Briefe; sie, Emilie, hätte wohl Gelegenheit gehabt, den einen oder andern ihr zur Bestellung anvertrauten der Gräfin zu übersenden; sie erinnere aber an die ausdrückliche Anweisung der Gräfin, diese Briefe, deren Inhalt dieselbe erraten könnte, nicht zum Gegenstande ihrer Beschlagnahme zu machen. Von dem Grafen seien, unterwegs geschrieben, mehrere Briefe eingelaufen, auf die sie (Emilie), der Verabredung gemäß, auch keinen Wert gelegt habe. Da sie nun aber einmal versprochen, alles zu verraten, was irgend zu Schlüssen Anlaß geben könne, so glaube sie einen Punkt nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. So lange sie in Stellung bei dem gnädigen Fräulein sich befunden, sei pünktlich wie eine Uhr an jedem ersten des Monats der Geldbriefträger mit derselben großen Summe von zweitausend Mark erschienen. Mitunter habe ihre Dame den Postbeamten selbst empfangen, es sei aber doch auch schon vorgekommen, daß diese noch nicht angekleidet gewesen, und in diesem Falle habe sie dem Boten das Geld abgenommen, den Coupon abgerissen und sodann die Quittung ausgeantwortet. Sie habe der Neugierde, den Namen des hochherzigen Absenders dieses fürstlichen Monatsgeldes zu erfahren, nicht widerstehen können. Er heiße „Notar Klinger in Gotha“. Heute am 1. März sei wieder dieselbe Summe eingegangen, und unter den Briefen, die ihr das gnädige Fräulein im

Laufe des Tages zur Bestellung gegeben, habe sie auch einen an diese Adresse lautenden gefunden. Sie könne sich des Gefühls nicht erwehren, daß dieser Brief mit einem Schlage die Situation aufkläre, deshalb schicke sie ihn der Gräfin ein, der letzteren die Verantwortung für ihre schwere Pflichtvergessenheit gegenüber ihrer Gebieterin überlassend.

Emilie hatte sich, indem sie so handelte und argumentirte, als ein wertvolles Instrument zur Intrigue und auch als eine scharfsinnige Beobachterin entpuppt. Denn als die Gräfin den unterschlagenen Brief mit zitternder Hand erbrach, fand sie folgenden kurzen, aber unermesslich wichtigen Inhalt:

„Berlin, 1. März 1893.

„Lieber, väterlicher Freund!

„Haben Sie tausend Dank für die in Ihrem Briefe ausgedrückte herzliche Theilnahme. Wie sehr ich noch des Trostes bedürftig bin — Sie ahnen es nicht. Ich habe den Intendanten gebeten, mir während der Oesterferien einen kurzen Urlaub nach Gotha zu bewilligen, um mir bei Ihnen, augenblicklich meiner einzigen Stütze, Rat und neuen Lebensmut zu holen. Ich bestätige gleichmäßig den Empfang der zweitausend Mark. Sie wissen, wie ich schon bisher über diese Zuwendung dachte. Jetzt, wo nach Arrangirung meiner Garderobe die gewaltigen Ausgaben für neue Kostüme feltener werden und meine reich bemessene Gage alle Ansprüche deckt, wird mir die Wohlthat wirklich zur Last. Schreiben Sie also dem Erzherzog, ohne denselben zu verletzen, ich danke vorläufig für die Beweise seiner Fürsorge. In der Hoffnung, Ihnen bald die Hand zu drücken, Ihre dankbare Lotte.“

„Also doch!“ rief die Gräfin, nachdem sie das zierliche, duftende Billet überflogen, „so hätten wir denn das feine Püppchen entlarvt. Ahnte ich doch, daß all diese vielgerühmte Anständigkeit nur äußerlich, nur gemacht sei. Dank dir, o Gott, daß du mich diesen Sieg noch erleben läßt, die Befreiung meines Sohnes aus den Banden eines routinirten Frauenzimmers. O, daß ich ihn bald wieder an das Mutterherz drücken könnte!“

Um diesen Gefühlsausbruch der Gräfin ganz verstehen zu können, muß man wissen, daß dieselbe in der Zwischenzeit auch in Brünn und Dresden, den früheren Engagementsorten Charlottens, die eingehendsten Erkundigungen über dieselbe hatte einziehen lassen. Dieselben hatten ergeben, daß die angehende Künstlerin zwar in Brünn ganz zurückgezogen und solide gelebt habe, daß aber in Dresden doch ein kleiner Sagenkreis sich um dieselbe gebildet hatte. Ein zwar schon bejahrter österreichischer Erzherzog sei mehrfach in ihrem Hause gesehen worden; die Summen, die ihre Wohnung, ihre Toiletten und ihr durchweg gediegenes Auftreten verschlungen, hätten von ihrer Anfangsgage unmöglich bestritten werden können. Kein Zweifel also, daß der hohe Besuch sich für die Anfängerin interessirte, und daß er mit ihr ein Verhältnis hatte. Um sich über die Dichter zu unterhalten, kommt ein alter Erzherzog nicht zu einer blühend jungen und schönen Schauspielerin. Der Schluß schien also nur zu gerechtfertigt.

Er war es gewiß nicht, aber die bösen Zungen hatten gesprochen, und

hier lag jetzt ein vernichtendes Beweisstück vor. Der Erzherzog zahlte also noch fortwährend für Charlotte, hielt sie noch jetzt aus, nehmen wir an, aus bloßer Dankbarkeit und Generosität; vielleicht war sie aber noch immer seine Geliebte; und diese Scheinheilige konnte die Stirn haben, ihre Neze nach ihrem Sohne, nach dem letzten Stamme der Ortenstein auszustrecken! Es war zum Himmel schreiend, zu kühn. Aber jetzt wollte sie das Kartenhaus dieser feinen Komödiantin hinwegblasen, daß die Blätter in alle Windrichtungen zerstäubten.

Die Gräfin hatte sich in eine sittliche Entrüstung hineingeredet, die sie ganz blind und jeder Ueberlegung unfähig machte. Ohne sich nur eine Viertelstunde zu besinnen, setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb ihrem Sohne alles, unter Beifügung der Originalbelege aus Dresden und Berlin. „Da hast Du das erdrückende Material. Ein Ortenstein heiratet nicht die Maitresse eines andern. Dir bleibt jetzt keine Wahl. Darum breche dort Deinen Aufenthalt ab und eile zu Deiner Mutter, der Du es ewig danken magst, Dich von einer unverbesserlichen Thorheit zurückgehalten zu haben.“

Nachdem sie den Brief zur Post befördert, fiel ihr ein, daß derselbe den Adressaten bestenfalls in Monatsfrist erreichen werde. Deshalb ließ sie demselben sofort noch ein Telegramm folgen:

„Unternimm nichts mit Charlotte, bevor wichtigen Brief, der unterwegs, gelesen.“

Ekbrecht war nach seiner Landung in Ostafrika zuerst sechs Wochen in Dar-es-Salaam zur Schulung der Schutztruppe zurückbehalten worden; sodann folgte eine erste Expedition in das Innere, die ihn ungefähr acht Wochen von der Küste fern hielt. Als er dorthin zurückkam, fand er Telegramm und Brief seiner Mutter vor. Von der Stimmung, in welche ihn das mütterliche Schreiben versetzte, geben am besten die beiden Briefe Zeugnis, die er darauf an die Gräfin und Charlotte richtete. Der erstere lautete:

„Geliebte Mutter!

„Aus dem Innern zurückgekehrt, finde ich erst heute Deine unglückseligen Zeilen vor. Das hiesige Leben ist Arbeit, Entbehrung, Kampf. Um es zu ertragen, reicht auf die Dauer das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe nicht aus, man braucht noch einen Hoffnungsstrahl, einen glänzenden Lichtblick. Den Turm, von dessen geistiger Höhe sich meine paradiesischen Felder erspähen ließen, Du hast ihn mir eingerissen. In völlige Finsternis siehst Du mich jetzt gehüllt. Wie die Schwarzen klettere ich auf der Erdenrinde, ohne Kompaß, ohne Steuer, den Glauben an die Menschheit im Ozean versenkt. Daß mir die eigene Mutter ihn rauben mußte, verbittert noch den Wermutstropfen, den ich gekostet. Schon zu Hause bei euch habe ich wahrnehmen müssen, daß wir, wiewohl dieselbe Sprache sprechend, uns nicht mehr verstanden. Nimm an, Du hättest Deinen Sohn jetzt vollständig verloren. Und noch einen Rat fürs Leben, den letzten vielleicht, den ich Dir gebe: Zerstöre nie die Ideale eines Menschen, brich ihm nie mit rauher Hand in seine Luftschlösser ein. Des Unvollkommenen wird er sich noch früh genug von selbst bewußt. Kommt Du das Gedicht von dem

Stamme derer, die nur einmal lieben und dann sterben? Adieu, Mutter, grüße die gute Marie und die Geschwister mit den strengen Grundsätzen.

Dein Eckbrecht.“

Auch der zweite Brief, an Charlotte gerichtet, ist durch eine freundliche Schicksalshand erhalten worden. Er lautet:

„Liebe Charlotte!

„Es lebte einmal ein Liebling der Götter; nachdem sie ihm sein Leben nach allen Richtungen hin harmonisch gestaltet hatten, gaben sie ihm schließlich einen kostbaren Becher; der war sein Stolz, sein Ein und Alles. Eines Tages nun klopfte an seine Thür ein in Schwarz gekleidetes Weib. ‚Weißt Du auch, züschelte es ihm ins Ohr, schon die Geschichte Deines Kleinods? Er war früher in den Händen eines alten Wüßlings, der ihn bei allen seinen Orgien kredenzte und dann schließlich in die Ecke warf. Sieh ihn Dir nur genau an, und Du wirst die Sprünge sehen, die nur die Kunst verkleistert hat.‘ Als der Jüngling dies vernahm, schleuderte er den Becher, schäumend vor Wut, in die Winde, entäußerte sich des Restes seiner Habe und zog in die Welt als Bettler. — Du kennst diesen Bettler; er weilt augenblicklich hier, um in den nächsten Tagen eine Expedition zu begleiten, welcher die Aufgabe gestellt ist, einen heutigierigen Stamm im Süden des Kilimandscharo zu züchtigen. Verfolge nicht erst begierig die Zeitungsnachrichten über jene Expedition. Ich sage es Dir voraus: das erste Gefecht wird ihn unter den Gefallenen zählen. O Lotte, warum hast Du mir das angethan! Leb wohl — wenn Du es vermagst. Leb wohl!

Eckbrecht.“

Burke sagt an einer Stelle sehr wahr, daß es schwer ist, verliebt und zugleich vernünftig zu sein. Gewiß war Eckbrechts Entschluß der Gipfel der Thorheit. Er hätte doch nachforschen müssen, ob die gegen Charlotte vorgebrachten Beschuldigungen auf festem Grunde basirten, er hätte ihr das von der Mutter eingeschickte verleumderische Belastungsmaterial zur Beantwortung und Rechtfertigung einschicken sollen. Drängte denn die Zeit so sehr, da er doch bestenfalls erst in Jahresfrist nach Hause zurückkehren wollte? Aber was sollten alle diese vernünftigen Betrachtungen? Die mit so viel Sicherheit lancirten Verleumdungen hatten ihn dermaßen erschüttert, daß er schließlich kopflos zu handeln begann.

Man kann sich denken, welchen Sturm die beiden Briefe in Berlin und Holzting entfesselten. Als Eckbrechts Zeilen auf dem dortigen Schlosse ankamen, war die Familie bei Tische versammelt. Die Gräfin, die das lange Ausbleiben der Antwort bereits sehr nervös gemacht hatte, erwartete einen resignirten Brief ihres Sohnes; statt dessen kamen Zeilen voll Verzweiflung, stillen Vorwürfen und düsteren Andeutungen. Zum erstenmal stiegen in ihr Zweifel darüber auf, ob sie wie eine Mutter gehandelt habe; immer mächtiger wuchsen die Gewissensbisse über ihr schroffes und hinterlistiges Auftreten, und zu alledem gesellte sich eine unaufhörlich an ihr Ohr tönende Stimme: „Wie, wenn das Mädchen seine Unschuld zu beweisen vermöchte?“

Die Anwesenden verließen den Tisch, als wenn sie von einem Henkersmahl gekommen wären. Die Gräfin telegraphirte in ihrer Herzensangst hinter dem Rücken ihrer Kinder an ihren Sohn nach dem Muster jener Plakate, die man in Berlin an den Anschlagssäulen findet: „Kehre zurück, mein Sohn, alles sei Dir verziehen. Wir wollen Deinem Glücke nicht mehr im Wege sein.“ Nach einer halben Stunde setzte sie sich an den Schreibtisch, das Auswärtige Amt in Berlin bestürmend, ihr jede Nachricht über das Ergehen ihres Sohnes sofort zu übermitteln. Es bemächtigte sich ihrer eine fieberhafte Unruhe. Die Zeitungen, welche die Telegramme und Nachrichten aus Ostafrika enthielten, mußten jeden Tag mit einem reitenden Boten von der Bahn abgeholt werden; der Telegraph spielte nach Afrika, als ob es sich um eine Entfernung bis zum nächsten Städtchen handelte; auf ihrem Schreibtische lagen Berge unbeantworteter Geschäftsbriefe. Wer einen Bescheid und etwas in Bezug auf die Verwaltung des Gutes haben wollte, konnte wochenlang warten. Stundenlang schloß sich die Gräfin mit ihrem Curatgeistlichen ein, um von dem heiligen Manne, dessen Rathschläge sie doch so genau erfüllt hatte, neue Fingerzeige und Trost in ihren Leiden zu erhalten.

Als eines Tages sich die Hausgenossen zum Thee in dem uns bekannten Speisesaale versammelten, war der mit dem Allianzwappen der Waldheim und der Ortenstein reich geschnitzte Ehrenstuhl der Schloßherrin noch unbesezt. Man wartete von Minute zu Minute. Endlich erbot sich Graf Franz, nach der Mutter ins Arbeitszimmer zu gehen. Wer beschreibt sein Entsetzen beim Eintritt: sie saß leblos auf ihrem Lehnstuhl; das Gesicht war kreidebleich, die Augen blickten starr ins Weite, der Mund war geöffnet, die Unterlippe hing verzerrt herab, der Körper war nach vorn auf eine Karte von Ostafrika gebeugt, die ihren Schreibtisch bedeckte. Augenscheinlich hatte sie auf der Karte nach den letzten Depeschen die Expedition verfolgt, die ihr Sohn augenblicklich mitmachte. Ein Schlaganfall hatte ihrem Leben ein jähes Ende bereitet.

Der Mutter hatte ein gütiges Geschick es erspart, die Botschaft vom Tode ihres Sohnes zu erleben; dahingegen schien es, als sollte Charlotte den Becher des Schmerzes bis zum Grunde leeren. Der oben mitgetheilte Brief wurde ihr übergeben, als sie sich eben in das Schauspiel begeben wollte, um Goethes „Märchen“ zu spielen. Als sie den Inhalt verschlungen, tanzten alle Buchstaben vor ihren Augen. War es Wahrheit oder nur eine Sinnesstäuung, was sie da gelesen? Eckbrecht hatte über sie den Stab gebrochen, sie verlassen, er wollte ihrethalben den Tod auffuchen? Sie, die Eckbrecht ihre erste Liebe nennen durfte, die auch nicht mit einem Gedanken ihm die Treue gebrochen hatte, sie sah sich von ihm verachtet, im Verdachte einer betrügerischen Buhlerin! Und dabei nichts Greifbares in der Hand, um den Schurkenstreich zu pariren. Kein Vorwurf, dem gegenüber sie sich hätte rechtfertigen können, kein Verleumder, den sie hätte bei den Händen fassen können; alles dunkel, ungreifbar, in ein tiefes Geheimnis gehüllt. Unfähig, heute ein Wort auf der Bühne zu sagen, schickte sie ihre neue Kammerjungfer — Emilie hatte bereits vor Wochen vorgezogen, den unter ihren Füßen brennenden Boden zu verlassen — nach dem Schauspiel-

hause, um sich für den Abend wegen Krankheit zu entschuldigen. In der nächsten Stunde erschien bereits der Theaterarzt, der umsonst nach dem Grunde der Erregung forschte, unter der die Künstlerin litt. Morgen wollte er wiederkommen. „Was es auch sei, das Sie so sehr bewegt, lassen Sie sich nicht niederwerfen, Kopf hoch; denken Sie an die Kunst, an Ihren hohen Beruf, an ihre Pflicht!“

Er hatte gut reden. —

Der nächste Tag fand sie in einem hitzigen Fieber. Tag und Nacht phantasirte sie. Als der Arzt eine Erholung konstatiren konnte, verlangte er einen schleimigen Luftwechsel und längere völlige Enthaltung von ihrer Berufsarbeit, sonst könne er für nichts garantiren. Die erste Station wurde Baden-Baden. Als Charlotte, der man in Berlin sorgfältigerweise jede Zeitung fern gehalten hatte, im dortigen Kurhause das nächste beste Berliner Blatt zur Hand nahm, sprang ihr ein in fetten Typen gedrucktes Telegramm aus Ostafrika in die Augen, welche den Tod des zweiten Offiziers der Kilimandscharo-Expedition, Grafen Ortenstein meldete. In einem siegreichen Gefechte der Deutschen war er der einzige Gefallene. Wie ein Held hatte er den Sturm auf das verschanzte Lager der Maffitis geleitet und sich an die Spitze der stürmenden Kolonne gestellt. Zwei giftige Pfeile hatten ihn zu Boden gestreckt. Von der ganzen Kolonne war nur einer leicht verwundet.

Bei der Lectüre dieser Hiobsbotschaft verließen Charlotte die Sinne. Die Kurgäste eilten rasch zu Hilfe; aber keiner ahnte wohl den Sturm, den das krampfhaft in ihren Händen gehaltene Zeitungsblatt in diesem ohnedem schon totkranken Herzen entfesselt hatte. — Die Blätter brachten in der nächsten Zeit sehr auseinandergehende Notizen über das Befinden von Charlotte Weiffenfels. Bald hieß es, ein neuer schwerer Rückfall habe den Liebling des Berliner Schauspielhauses gezwungen, in einer Nervenheilanstalt Zuflucht zu nehmen; eine andre Korrespondenz wußte aus „guter Quelle“ zu berichten, daß sich die Künstlerin im verflossenen Winter lediglich überangestrengt habe und daß ihrem Wiederauftritte im Herbst mit aller Sicherheit entgegen gesehen werden könne. Aber der Herbst kam, ohne das Versprechen zu halten; wohl aber verbreitete sich bald unter Charlottens Verehrern die betäubende Kunde, daß sie sich „aus Gesundheitsrückichten“ gezwungen gesehen habe, um die Entlassung aus dem Verbande des königlichen Schauspielhauses zu bitten, und daß diesem Ersuchen, obwohl ungern, habe entsprochen werden müssen. Die Aerzte — so hieß es — hätten der leidenden Künstlerin geraten, den ganzen Winter an einem stillgelegenen Orte der Riviera, in Grace zuzubringen.

Monate waren vergangen, das unter so bedauernswerten Umständen erfolgte Scheiden Charlottens von der Bühne war im Sturme der Tagesereignisse bereits längst vergessen, als ihr Name plötzlich wieder in den Mittelpunkt des Tagesgesprächs gelangte. Unter der Spitzmarke „Ein interessanter Erbschaftsstreit“ wußten die Zeitungen Nachstehendes zu erzählen: Charlotte Weiffenfels, bis vor kurzem die erste Liebhaberin am Berliner Schauspielhause, ist in einen Rechtsstreit verwickelt, der die Gründe ihres unerwarteten Entschlusses, sich von der

Bühne zurückzuziehen, mit einemmale in einer seltsamen Weise beleuchtet. Man erinnert sich der fast gleichzeitigen Nachricht von dem Heldentode eines ehemaligen Berliner Gardeoffiziers von bekannter Familie, des Grafen Ortenstein, in einem Gefechte in Ostafrika. Derselbe Graf Ortenstein hatte in seinem kurz vor der Abreise nach Afrika errichteten Testament seine damalige Braut Charlotte Weißenfels als Erbin seines gesamten Vermögens bezeichnet. War dieses schon damals ein namhaftes, so hat es in der Zwischenzeit noch eine bedeutende Vermehrung infolge des Umstandes erfahren, daß seine Mutter, eine Dame von schlesischer Abkunft, welche wenige Tage vor ihrem Sohne starb, denselben zum Haupterben ihres freien Vermögens gemacht hatte. Von seiten der gräflichen Familie wird der Versuch gemacht, die Gültigkeit der testamentarischen Zuwendung zu bestreiten.

Die Zeitungsnachricht entsprach im allgemeinen den thatsächlichen Vorgängen; die gräfliche Familie klammerte sich an den Umstand, daß eine Verlobung Eckbrechts mit Charlotten der Familie nicht bekannt geworden sei; jedenfalls habe derselbe — nach Empfang gewisser Aufklärungen über deren Vorleben — den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit derselben nachträglich vollständig aufgegeben.

Charlotte hatte, bevor sie ihre Reise nach Italien antrat, die ganze Angelegenheit, die ihr Interesse nach keiner Seite hin erweckte, mit Generalvollmacht ihrem väterlichen Freunde, dem Notar Klinger in Gotha, übergeben, und dieser war nicht der Mann, der unter so nichtigen, ja ehrabschneidenden Vorwänden die Rechte seines Mündels preisgeben wollte. Im Laufe des Prozesses war derselbe genötigt, die Legitimation seiner Klientin zur Prozeßführung beizubringen. Es geschah dies in einem zu Gerichtshänden übergebenen Aktenstücke, worin unter Beibringung unanfechtbarer Kirchen- und standesamtlicher Papiere ausgeführt war, Charlotte sei das einzige Kind aus der Ehe zur linken Hand zwischen einem in Wien lebenden österreichischen Erzherzog und der ehemaligen sächsischen Hofdame Charlotte von Arnstadt. Da dieselbe bei der Geburt ihres Töchterchens gestorben war — die Trauung war in aller Heimlichkeit am Sterbebett erfolgt — so hatte der Erzherzog, ein reiselustiger Herr, Charlotten dem Notar Klinger in Gotha, welcher ein Jugendfreund von ihm war und seine in dem Herzogtum belegenen Güter verwaltete, zur Erziehung anvertraut. Er hatte gleichzeitig bestimmt, daß das Mädchen über ihre Familienverhältnisse erst in Kenntnis gesetzt würde, wenn sie von ihm in die Welt, d. h. in die ihr zustehenden Gesellschaftskreise eingeführt werden würde. Charlotte hielt sich bis dahin für ein unlegitimes Kind des Erzherzogs und verschwieg diese ihr unwürdig erscheinende Herkunft ihrem Verlobten. Das Verhältnis Charlottens bei dem Notar Klinger war ursprünglich nicht als ein dauerndes gedacht. Da sich aber das Kind in der Familie des Notars wohl befand, so lag ein Grund zu anderen Dispositionen nicht vor. Klinger wurde gleichzeitig als Vormund des Mädchens bestellt, das in Gotha bis zu ihrem siebenzehnten Lebensjahre in aller Zurückgezogenheit lebte. Schon bald hatte sich, vielleicht infolge des

häufigen Besuchs der Meininger Musterbühne, bei Charlotten eine unbegrenzte Leidenschaft zum Theater entwickelt. Der Vormund hatte lange abgeredet, diesem Drange nachzugeben. Schließlich setzte sie aber doch durch, daß sie unter dem nom de guerre Charlotte Weißenfels die Bretterwelt betreten durfte.

Der verhängnisvolle Brief derselben, worin sie auf die künftigen Erziehungs- resp. Unterhaltsbeiträge des Erzherzogs verzichtete, stand jetzt mit einem Schlage in einem völlig veränderten Lichte da. Als Charlotte später die Nachricht erhielt, daß ihr Vertreter den gegen die gräfliche Familie angestregten Prozeß in erster Instanz gewonnen habe, widerstrebte es ihr, sich auf Kosten derselben zu bereichern; und vorbehaltlos verzichtete sie auf den ganzen ihr zugesprochenen Erbteil zu Gunsten Mariens, der Lieblingschwester ihres unglücklichen Verlobten.

Als die Kunde von der Großthat der Prozeßgegnerin in Schloß Holzling eintraf, waren die Familienmitglieder, alle in tiefster Trauer, eben auf der das malerische Lechthal beherrschenden Veranda vereinigt. Die tragischen Ereignisse der letzten Monate und speziell der Fall Charlotte wurde nach allen Richtungen mit Lebhaftigkeit durchgesprochen.

„Sagte ich nicht,“ bemerkte Comtesse Marie, „daß Eckbrecht keiner Unwürdigen habe sein Herz schenken können? Nun habt Ihr den Beweis.“

„Recht hat sie,“ erwiderte Comtesse Magdalena. „Ja, wenn man nur das alles hätte vorher wissen können. Im Grunde war sie ja Vollblut, fast ebenbürtig.“



Wissenschaft und Autorität.

Von

Joseph Langen in Bonn.

Revolution,“ ruft Jules Simon aus, „dein wahrer Name ist Wissenschaft!“ Er meint damit die Umwälzung, die von Zeit zu Zeit auf allen Gebieten sich vollzieht.

Auch in diesem Sinne ließe sich die Richtigkeit des Satzes wohl bestreiten, es sei denn, daß man unter Revolution die berechtigte Aenderung, den naturgemäßen Fortschritt verstände. Die Wissenschaft freilich ist es, auf welcher die gesamte Entwicklung der Menschheit beruht, die religiös-sittliche, die geistige, die soziale. Und ohne gewalttame Erschütterungen hat niemals eine höhere Kulturstufe die niedere zu verdrängen vermocht. Jedes Absterben ist mit Schmerz verbunden, und aus Schmerz ringt sich das junge Leben empor. Aber mit der Unerbittlichkeit des Naturgesetzes macht sich dieser Entfaltungsprozeß geltend,

und es wäre ebenso feige als thöricht, ihm Halt zu gebieten, weil er nicht ohne schmerzliche Nebenwirkungen sich vollzieht. Die Wissenschaft verdammen, weil sie in Uebergangsperioden Leiden schafft, werden nur die, welche infolge ihres Unverständes von diesen Leiden am wenigsten empfinden. Die Sehenden bleiben sich selbst in augenblicklicher Niederlage stets der kommenden Früchte bewußt, welche das im Dunkel der Erde ersterbende Samentorn erzeugt. „Das Licht, welches anderen leuchtet, verzehrt sich selbst.“

Daß auch die Gegenwart eine solche Uebergangsperiode darstellt mit Gegensätzen und Widersprüchen, mit Disharmonien und Kämpfen, mit Mißverständnissen und Irrungen, ist eine so allgemein erkannte Thatsache, daß es fast trivial erscheinen würde, sie des näheren zu schildern. Es fehlt darum auch heutzutage nicht an Stimmen, welche die Wissenschaft in ihrer modernen Gestalt für alles Elend der Gegenwart wie für die Gefahren der Zukunft verantwortlich machen. Und andererseits weisen die, welche im Umsturz alles Bestehenden das Heil der Menschheit erblicken, mit Siegesmiene auf sie hin als die höchste Autorität, deren Sprüche zu vollstrecken sie sich den Anschein geben. Es dürfte sich deshalb der Mühe lohnen, diese Furcht und diese Hoffnung auf ihre Berechtigung zu prüfen; zu fragen, ob es an der Zeit sei, mit Gewaltmitteln der Wissenschaft Stillstand zu gebieten, oder ob nicht gerade an ihr, ihrer ungestörten Weiterbildung und ungehinderten Verbreitung ihre kräftigste Stütze findet die „heil'ge Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, die das Gleiche frei und leicht und freudig bindet . . . und das teuerste der Bande wob, den Trieb zum Vaterlande.“

„Die Wissenschaft muß umkehren“, so lautete schon vorlängst der seltsame Ruf eines übrigens geistreichen Mannes. Er war so viel wert wie die theologische Parole des Kardinals Manning: „Das Dogma muß die Geschichte besiegen.“ Als ob sich ein geistiger Sieg nach Belieben befehlen, die Wissenschaft wie eine Truppe sich kommandiren ließe. Die Wahrheit, ohne welche es nach einem treffenden Worte Friedrichs des Großen keine Wissenschaft gibt, ist sehr eigen-sinniger Natur. Wenn alle Mächte der Welt zu dem Dekret sich verbänden, zweimal zwei müsse fünf sein, so würden sie dadurch nichts erreichen als die Bloßstellung ihrer selbst. Mit diesem „muß“ haben große Gewalten oft genug schon ihre Ohnmacht offenbart gegenüber der Macht der Wahrheit, welche schon von den Alten als die höchste im Himmel und auf Erden gepriesen ward. Was konnte der erzwungene Widerruf eines Galilei nützen, was der grausige Tod so vieler anderen, welche nur das Verbrechen begingen, Ideen und Erkenntnisse zu verteidigen, die erst später zum Gemeingut der Menschen wurden? Die tiefsten Wunden, welche die „Autorität“ erlitten, hat sie sich mit ihrem eigenen zweischneidigen Schwerte, mit jenem verhängnisvollen „muß“ versetzt. „Es muß,“ schreibt der große Bischof Ambrosius von Mailand, „die Vernunft die Gewalt besiegen (Decet ut ratio vincat potestatem).“

Weise Fürsten, die nicht eine Tyrannenlaune an die Stelle heiliger und ewiger Wahrheit zu setzen sich anmaßten, haben denn auch niemals in der Wissenschaft ihre Feindin gesehen. Friedrich der Große nennt sie seine letzte Leiden-

schaft. Und nach der ersten Teilung Polens schrieb er: „Es war billig, daß ein Land, das den Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in jeder Art von Barbarei schmachtete, wovon mächtige Tyrannen es gestürzt hatten. Die Tyrannei ging so weit, daß die Großen, um ihre Capricen desto besser ausüben zu können, alle Schulen zerstört hatten, weil sie glaubten, ein unwissendes Volk würde leichter zu unterdrücken sein als ein gebildetes. Man kann die polnischen Provinzen mit keinem europäischen Staate, sondern nur mit Kanada in Vergleich setzen, folglich wird es Arbeit und Zeit kosten, ehe man ihnen geben kann, was ihre schlechte Regierung so viele Jahrhunderte hindurch vernachlässigt hat.“

Wenn sich die Höfe sogar zu Zeiten mit Wissenschaften und Künsten schmückten, so war dies freilich mehr ein Spiel und eine Unterhaltung, welche Gelehrte und Künstler Fürsten und Fürstinnen darboten je nach Wunsch und Belohnung. Diese Art wissenschaftlicher Leistung, wie sie besonders in Italien seit dem Herannahen der altrömischen Kaiserzeit in vornehmen Häusern, wie dem des Lucius Lucullus, und wieder im 15. Jahrhundert an geistlichen und weltlichen Höfen, selbst bei reichen Familien, wie den Visconti in Mailand, Este in Ferrara, Medici in Florenz, in üppigster Blüte stand, ziehen wir nicht in Betracht. Wir reden von dem ernstlichen Betrieb wissenschaftlicher Forschung, von der Pflege allgemeiner Bildung, aus welcher die Wohlfahrt eines Volkes entspringt.

Auch die persönliche Neigung mancher Fürsten zu streng gelehrten Arbeiten ist für die Blüte der Wissenschaften, für die Höhe der Kultur in einem Lande nicht entscheidend. Nicht mit Unrecht bemerkt Herder, gelehrte Fürsten seien oft unpraktische, schlechte Regenten, wie Christine von Schweden, Alfons X. von Kastilien, der altdenische Kaiser Friedrich III. Wenn aber unter einer schlechten Regentenschaft alle Interessen eines Landes leiden, kann sie nach dem wissenschaftlichen Leben nicht förderlich sein. Dazu gesellen sich dann mitunter noch die schädlichen Wirkungen persönlicher Eifersucht und Eitelkeit. Wir erinnern an das Beispiel des Kaisers Tiberius, der, selbst für die Wissenschaft sich interessirend, jede ihm mißliebige Aeußerung zu bestrafen im Stande war und, wie seine ganze Umgebung, so auch die Gelehrten in Rom in stetem Schrecken erhielt. Wir erinnern an Hadrian, der in krankhaftem Ehrgeiz selbst in allen Fächern als der Erste gelten wollte und dadurch in der wissenschaftlichen Welt eine Gesinnung erzeugte, wie der Grammatiker Favorin sie sarkastisch genug ausgesprochen haben soll, da er sich gegen den Vorwurf verteidigte, dem Kaiser wider besseres Wissen in der Disputation nachgegeben zu haben: Der ist der Gelehrteste, der über dreißig Legionen verfügt.

Insofern hat also d'Alembert, der Freund Friedrichs des Großen, recht, wenn er sagt: „Die Philosophie flieht den Hof“, indem er darauf hinweist, daß des Aristoteles Hofleben mit Mißvergnügen über Alexander den Großen geendet und Plato sich Vorwürfe gemacht, daß er noch im Alter dem Eigensinn des jungen Tyrannen Dionysius sich preisgegeben habe. Auch wird man seine Behauptung schwerlich bestreiten können: „Großes sagen, Großes denken, und Großes thun

lernt man in dem Antichambre nicht.“ Und selbst zu der ernstesten, fast asketischen Mahnung erhebt sich der Encyclopädist: „Freiheit, Wahrheit und Armut — denn wer die letzte scheut, ist noch sehr fern von den beiden ersten — diese drei Worte sollten die Gelehrten beständig vor Augen haben.“ In demselben Geiste, stark übertreibend, schreibt über die wissenschaftlichen Zustände in Frankreich unter Ludwig XIV. Buckle: „Jeder Gelehrte wurde ein Vasall der französischen Krone.“ „Um die Gunst des Königs zu gewinnen, opferten sie den Geist der Unabhängigkeit . . . sie gaben die Erbschaft ihres Genies fort, sie verkauften ihre Erstgeburt für ein Linsengericht.“

Um die Wissenschaft ist es am besten bestellt, wenn die Inhaber der Autorität, ihren Wert und ihre Bedeutung erkennend, sie nicht aus persönlicher Liebhaberei betreiben, sondern sie pflegen im Interesse ihres Volkes, ja in kosmopolitischem Ausblick im Interesse der Menschheit überhaupt, und wenn die Fürsten in diesem Sinne eine gründliche, allseitige Bildung zur festen Tradition ihres Hauses machen. Und da leuchten schon aus alter Zeit glänzende Vorbilder weiser Herrscher uns entgegen. Bekannt ist die Aeußerung des macedonischen Königs Philipp in einem Briefe an Aristoteles, die Götter hätten ihm einen Sohn geschenkt, aber nicht sowohl hiefür danke er ihnen, als daß sie ihm dies Geschenk zur Zeit des Aristoteles gewährt. Selbst die Thatsache, daß Regenten ihre Söhne in die öffentlichen Schulen schickten, wird schon im Altertum überliefert. Als Harun al Raschid, der mächtigste der Kalifen, von Malek, dem ersten Lehrer seines Volkes, Unterricht für seine Söhne im Palast begehrte, erhielt er die stolze Antwort: Der Wissenschaft muß gedient werden, man darf sie nicht zwingen, anderen zu dienen. Und die Prinzen mußten sich unter die Kinder des Volkes setzen zu den Füßen Maleks in der Moschee. Und um eines uns weit näher liegenden Beispiels zu gedenken, so gab der sächsische Kurfürst Johann der Beständige seinen Hofleuten, welche gegen die sorgfältige Ausbildung seiner Söhne Einsprache erhoben, zur Antwort: „Reiten und Jagen lernt man wohl von selbst, darum können dies auch meine Stallknechte, aber ein Land gut zu regieren, dazu brauche ich und meine Söhne gute Bücher und den Rat gelehrter Männer.“ Treffend und fein bemerkt Erasmus, daß die Erblichkeit der Fürstenwürde die Verpflichtung zu vollkommenerer Erziehung mit sich bringe, indem nur durch eine solche die Vortheile des Wahlrechts ersetzt werden könnten.

Wenn aber eine tüchtige und allseitige Bildung zur Führung einer guten Regentschaft überhaupt unerläßlich ist, so ist sie dies naturgemäß am meisten zur richtigen Behandlung der wissenschaftlichen Interessen eines Landes. Ohne selbst ein Gelehrter zu sein, wird der Inhaber der Autorität wissen, wozu die Gelehrsamkeit dient, wie sehr der Staat und das Volk zu ihrer Wohlfahrt der Wissenschaft bedürfen. Dann werden auch von selbst die Mittel ergriffen werden, sie zunächst den Umständen und Zeitbedürfnissen entsprechend zu fördern. Denn bei gesunden öffentlichen Zuständen wird stets auch die Pflege des wissenschaftlichen Lebens vorerst dem praktischen Bedürfnis begegnen. In der Zeit als die römische Republik sich gegen das Vordringen der höhern griechischen Bildung nicht mehr

zu wehren vermochte, konnten doch nur solche Wissenschaften gedeihen, welche zu der gesamten Anschauungsweise und Richtung der römischen Bürger in Beziehung standen: didaktische Poesie und praktische Philosophie, Geschichte und politische Redekunst, Medizin und Landwirtschaft, Kriegskunst und Jurisprudenz. Und um geographisch auf demselben Gebiete zu bleiben, so verdankt das Wiederaufleben der römischen Rechtswissenschaft im Mittelalter zum Teil seinen Ursprung den Kämpfen zwischen Papsttum und Kaisertum, indem man die Rechte des Kaisers den päpstlichen Ansprüchen gegenüber mit römischen Gesetzen und Einrichtungen zu begründen unternahm. So geschah es bereits unter Heinrich IV., dann mehr noch von Barbarossa und Friedrich II. Das Papsttum dagegen warf sich mit Macht und allen Mitteln auf die Ausbildung des kanonischen Rechtes, um seine Ansprüche auf Weltherrschaft sicher zu stellen, während die harmloseren, den Welthändeln fremden philosophischen und theologischen Studien in Rom selbst niemals einen sehr ergiebigen Boden fanden. Der letzte Deutsche auf dem päpstlichen Stuhle, Hadrian VI., konnte während seines kurzen Pontifikates den ehemaligen Professor der Theologie nicht verleugnen; aber eine wie klägliche Rolle hat er dafür auch in dem ihn verhöhnenden Rom gespielt! Wir dürfen auch nicht, wenn wir von den wissenschaftlichen Verdiensten des Papsttums reden, an Männer denken wie Nikolaus V., den Begründer der vatikanischen Bibliothek, und Leo X., den kunstsinnigen, üppigen Mediceer. Denn was sie, selbst Humanisten, im Zeitalter des Humanismus für die Wissenschaft thaten, das haben sie nicht als Oberhäupter der Kirche, sondern als Fürsten von Rom gethan. Auch diese in der Geschichte der Wissenschaften so glänzenden Bestrebungen entsprachen also wieder den Verhältnissen des Staatswesens, dem sie angehörten, nicht der Kirche, zu der sie sich fremd, teils sogar feindlich verhielten, aber der römischen Luft und dem römischen Boden, getragen von dem begeisterten Eifer römischer Fürsten. Kirchlichen Ursprungs waren höchstens die Geldmittel, über welche zu Zwecken des zum Teil heidnischen Humanismus verfügt wurde, und so spiegelte sich in dieser widerspruchsvollen Verbindung nur wieder die unnatürliche Ehe ab zwischen der römischen Mitra und dem römischen Fürstenhut.

Vorzüglich aber mußten die religiösen und kirchlichen Verhältnisse für die Pflege der Wissenschaften durch die staatlichen Autoritäten bestimmend werden. Die christliche Bildung neben der antiken zu ermöglichen, stiftete der erste christliche Kaiser eine Schule zu Konstantinopel, das Auditorium genannt, und sein Neffe Julian, der dem Zuge der Zeit entgegen die verblühte heidnische Kultur von neuem zu beleben trachtete, sorgte dafür wieder durch Schulen und Bibliotheken seiner Tendenz. Die Reformation des 16. Jahrhunderts rief analoge Erscheinungen in Deutschland und den Nachbarländern hervor. Hatte der Kurfürst Friedrich von Sachsen die Universität Wittenberg unter dem Beirathe des Erasmus und Reuchlin gegründet, so war damit das Auftreten Luthers gerade an dieser Universität bereits vorbereitet, und die späteren Gründungen von Marburg und Dillingen bezeichnen den Höhepunkt der Kämpfe. Als Christian III. die Reformation in Dänemark durchzuführen sich entschloß, war nach der Gefangennehmung

und Absetzung der katholischen Bischöfe sein erstes, daß er Bugenhagen aus Deutschland berief, die Universität Kopenhagen in lutherischem Geiste zu gestalten.

Eine spezielle, wieder durch die besonderen Umstände bedingte, sehr lohnende Aufgabe hatte die Staatsautorität zu lösen, welche ihr Volk aus dem Zustande ganzer oder halber Barbarei in den der Kultur und Bildung hinüber zu führen beflissen war, wie es unter Karl dem Großen bei den Franken und Sachsen und ungefähr ein Jahrhundert später unter Alfred dem Großen in England geschah. Da gilt es für den Herrscher, selbst noch in höherem Alter mit dem Beispiel des Lernens voranzugehen, allenthalben Schulen zu gründen, Lehrer herbeizuziehen und erst den Boden zu ebnen, auf welchem spätere Geschlechter den Bau gründlicher und umfassender Wissenschaft aufzuführen fähig sind. Gleichsam auf der Mittelstufe befand sich Peter der Große, der sich selbst in der Schiffsbaukunst, der Medizin und den Naturwissenschaften unterrichten ließ. Er berief Gelehrte und Techniker aus England, Holland und Deutschland in seinen Dienst, und stiftete nach dem Muster der Pariser Akademie, deren Mitglied er war, die von Petersburg. Nach der Besiegung Schwedens äußerte er in einer Rede, zuerst sei Griechenland der Sitz der Wissenschaft gewesen, von dort habe sie sich nach Italien und dann durch ganz Europa verbreitet; jetzt sei die Reihe an Rußland gekommen, wenn man seinen Absichten und Bestrebungen folge. „Ich hege die Hoffnung, so schloß er, daß wir durch Fleiß und dauerhaften Ruhm einst noch die gesittetsten Völker beschämen werden.“

Selten haben in alter Zeit Fürsten sich zu dem idealen Standpunkt erhoben, ohne bestimmte Tendenz die Wissenschaften im weitesten Umfange zu fördern lediglich um ihrer selbst willen. Vor allem tritt uns da vor Augen als die gewaltigste Gestalt Alexander der Große, das größte Herrscher-genie, an der Seite seines Lehrers, des größten Gelehrten der alten Welt, Aristoteles. Es wird wohl nur eine Sage sein, daß er alle Provinzialbeamten angewiesen habe, Aristoteles bei seinen Sammlungen zu naturwissenschaftlichen Zwecken zu unterstützen. Desgleichen, daß er, von Gelehrten und Technikern begleitet, seinen Kriegszügen zugleich den Charakter wissenschaftlicher Expeditionen verliehen habe. Aber seine Unterwerfung des Orients war die Durchdringung desselben mit griechischer Sprache und Literatur. So wurde Alexandrien zum Zentrum der Wissenschaft, wo dann Ptolemäus Philadelphus die weltberühmte Bibliothek anlegte, und daneben das Museum, eine Akademie der Wissenschaften in Permanenz, indem er in seinem Palais eine bestimmte Zahl von Gelehrten auf Staatskosten unterhielt. An den Königen von Pergamus fanden die Ptolemäer eifrige Nachahmer, deren erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiete der Kultur erst in der Gegenwart durch das wissenschaftliche Interesse unserer eigenen Regierung in ihrem ganzen Umfange uns nahe gerückt wurde.

Ich weiß nicht, ob man eine rein ideale, tendenzlose Pflege der Wissenschaft anderen Fürstengeschlechtern älterer Zeit in höherem Maße nachrühmen darf als den Kalifen von Bagdad. Unter den Abassiden wurden die Araber das gebildetste Volk der Welt. Schon Al Mansur, der Erbauer jener Stadt, zog alle

Fächer in den Bereich seines Interesses und seiner Unterstützung. Besonderen Eifer legte er für Mathematik und Astronomie an den Tag. Aber er begann auch schon, die griechischen Werke über Medizin, Naturwissenschaft und Philosophie ins Arabische übersetzen zu lassen. Namentlich verdient die Unbefangenheit anerkannt zu werden, mit welcher er, das Haupt des Islam, auch die Dienste christlicher Gelehrten nicht verschmähte. Nie und nirgends standen die Vertreter der Wissenschaft in so hohem Ansehen wie in dem Reiche der Kalifen. Neben ihnen verdienen noch die Kaiser von Byzanz, namentlich aus der Dynastie der Komnenen erwähnt zu werden, welche die Ueberlieferung des griechischen Altertums fortpflanzten, während im Abendlande auf diesem Gebiet jahrhundertlang völlige Finsternis herrschte. Nur darin standen die Byzantiner hinter den Arabern zurück, daß ihr wissenschaftliches Leben durchaus einseitig war, der Vorläufer des Humanismus in Italien und Deutschland, den naturwissenschaftlichen Fächern völlig verschlossen.

Im Abendlande, wo man das Mittelalter hindurch aus den bereits erwähnten Gründen nur juristische, und kirchlicherseits philosophische und theologische Studien betrieb, waren die Fürsten um die Pflege der Wissenschaft als solcher wenig bemüht. Nach Karl dem Großen und seinem Enkel Karl dem Kahlen zeigten noch Otto der Große und dessen Bruder, der Erzbischof Bruno von Köln, einigen Eifer, dann sein phantastischer Enkel Otto III. mit seinem Lehrer Gerbert, dem nachmaligen Papst Silvester II., den aber die Römer zum Dank dafür und der päpstlichen Würde zum Troß als Zauberer verschrieen. Erst der Hohenstaufe Friedrich II. tritt den großen Kalifen in wissenschaftlicher Hinsicht würdig gegenüber, freilich auch als gelehriger Schüler. Arabische Gelehrte zog er an seinen Hof. Mathematik und Naturwissenschaften betrieb er selbst mit Vorliebe und suchte durch deren Verbreitung bildend und aufklärend im Abendlande zu wirken. Die alten Universitäten von Salerno und Bologna reformirte er, eine neue gründete er in Neapel. In der späteren Zeit des Mittelalters fand er Nachfolger, welche sein wissenschaftliches Streben, wenn auch nicht seine sonstige Gesinnung teilten. So Karl IV., der 1348 in Prag die erste deutsche Universität stiftete, an welche er Petrarca und Boccaccio zu berufen beabsichtigte, und der wegen seiner eigenen naturwissenschaftlichen Beschäftigung wieder in den Ruf der Zauberei geriet. Dann Friedrich III., der, in kirchlich-politischer Hinsicht das gerade Gegenteil von dem Hohenstaufen Friedrich, Humanisten wie Aeneas Silvius als seine Ratgeber und Günstlinge behandelte und, obwohl sonst ein unfähiger Herrscher, durch Stiftung von Schulen und Universitäten sich Verdienste erwarb.

Auch in Frankreich begannen mit dem Anbrechen der neuen Zeit die Könige es als ihre Pflicht zu betrachten, in den wissenschaftlichen Wettstreit der europäischen Staaten einzutreten. Nachdem Karl V. vorgearbeitet, verdiente sich Franz I. bereits den Namen eines Vaters der Wissenschaften, und Ludwig XIV. faßte seinen Beruf, ein Förderer des wissenschaftlichen Lebens zu sein, so kosmopolitisch auf, daß er selbst auswärtigen Gelehrten in Italien, Deutschland, den Nieder-

landen mit fürstlichen Unterstützungen zu Hilfe kam. Auch an die zunächst für die Naturwissenschaften gegründete Pariser Akademie berief er Ausländer, wie den Italiener Cassini, den Holländer Huygens, den Dänen Römer. Naturforscher und Geographen sandte er auf Staatskosten zu wissenschaftlichen Reisen aus, und 1663 stiftete er die Akademie der Inschriften, welche für die Geschichtsforschung das wurde, was die Akademie der Wissenschaften für die Realien war. Ludwig XIV., von Friedrich II. deshalb der Große genannt, kam damals niemand unter den Regenten in der thatkräftigen Förderung der Wissenschaften gleich. Er überholte darin auch weit selbst den ungefähr ein halbes Jahrhundert vor ihm blühenden deutschen Kaiser Rudolf II., den Gönner Tycho Brahes und Keplers.

Nachdem in England besonders Elisabeth und Jakob I. thätig gewesen, nahm dort die Hannoverische Dynastie gleich mit Georg I. die Förderung der Wissenschaften energisch in die Hand. In Dänemark begünstigte besonders Friedrich V. die Naturwissenschaften, rief viele auswärtige Gelehrte in sein Land und rüstete eine große wissenschaftliche Expedition in den Orient aus. Gleichzeitig waren Maria Theresias Söhne Joseph II. in Oesterreich und Leopold II. in Toskana thätig in Gründung von Bibliotheken, naturwissenschaftlichen Sammlungen, klinischen Anstalten, in Verbreitung von Bildung und Aufklärung aller Art. Selbst das wissenschaftlich so unfruchtbare Spanien blieb damals hinter dem allgemeinen geistigen Aufschwung Europas nicht zurück. Gleich nach seiner Thronbesteigung beschränkte Karl III. die Inquisition, befreite die Buchdrucker und deren Gehilfen vom Militärdienst, reformirte die gänzlich abgelebten Universitäten, gründete Schulen aller Gattungen und besoldete die Gelehrten. Im Jahre 1771 stellte seine Regierung den Grundsatz auf, daß von allen Zweigen der politischen Thätigkeit die Sorge für die Erziehung der wichtigste sei. Um von Preußen zuletzt zu reden, genügt es, Friedrich den Großen zu nennen, den Wiederhersteller der Berliner Akademie.

Was also in alter Zeit nur vereinzelt vorkam, eine Pflege der Wissenschaft um ihrer selbst willen ohne besondere Tendenz und darum auch ohne Beschränkung auf einzelne Zweige derselben, das gilt heutzutage in allen Kulturstaaten als selbstverständlich. Es ist ein edler Wettstreit entbrannt unter den Völkern, in wissenschaftlichem Leben und Streben sich zu überbieten; Presse und Literatur bilden das große Olympia der modernen Zeit, wo in Können und Wissen alle Nationen mit einander um die Palme ringen. Den Vertretern der deutschen Wissenschaft aber wird in vielen Fächern willig und neidlos von den Gelehrten fremder Nationalität der Preis zuerkannt, während auf keinem Gebiete der Forschung Deutschland zurückgeblieben ist. Die Erreichung dieses Zieles wird nur ermöglicht durch die Vereinigung vieler und sehr verschiedenartiger Kräfte. Durch die Gewährung bedeutender Mittel, durch Aemter und Ehren, durch Schutz und thatkräftige Unterstützung bietet die staatliche Autorität die Grundlage dar, auf welcher die geistige Arbeit mit solchen Erfolgen sich vollzieht.

Angeichts der Früchte, welche unter der Hegide fürstlicher Macht in neuerer Zeit auf wissenschaftlichem Gebiete gezeitigt wurden, und angeichts des hohen

Interesses, welches die monarchischen Regierungen für wissenschaftliches Leben bekunden, erscheint die Frage müßig und nur von theoretischem Werte, ob die monarchische oder die republikanische Staatsverfassung für die Wissenschaft erspriesslicher sei. Herder hat die Behauptung gewagt, in Republiken geschehe mehr für die Erziehung als in Monarchien, in kleineren Staaten mehr als in größeren, und in despotisch regierten Ländern nichts. „Die kühnsten, göttlichsten Gedanken des menschlichen Geistes, schreibt er, sind in Freistaaten empfangen, die schönsten Entwürfe und Werke in Freistaaten vollendet worden. Auch in mittleren und neuen Zeiten ist die beste Geschichte, die beste Philosophie der Menschlichkeit und Staatskunst immer republikanisch. Die Monarchie bringt sie unter Gesetze und bewahret sie auf.“ Man hat zur Begründung solcher Behauptungen auf Beispiele aus der Geschichte verwiesen, namentlich auf die hohe Blüte der Wissenschaft und Kunst in den griechischen Republiken. Allein es bleibt doch sehr fraglich, wie viel von dieser einzigartigen Erscheinung auf die republikanische Staatsform als ihre Ursache zurückzuführen ist. Und andere haben dem gegenüber hervorgehoben, in den griechischen Republiken seien ausgezeichnete Männer häufig verfolgt worden. Dem Sokrates habe die Republik den Giftbecher gereicht; Plato und Aristoteles habe sie ins Ausland getrieben; selbst Perikles, der so begeisterte Förderer von Kunst und Wissenschaft, habe seinen Lehrer und Freund Anaxagoras der Verfolgungssucht des Pöbels preisgeben müssen, weil er die Sonne für eine feurige Masse und den Mond für bewohnt erklärte. Wir fügen noch bei, daß damals das republikanische Athen beschloß, alle, welche die Landesreligion verleugneten und über göttliche Dinge philosophirten, sollten gerichtlich verfolgt werden. Der hohen wissenschaftlichen Blüte der meisten griechischen Freistaaten kann man außerdem das der Wissenschaft prinzipiell feindliche Verhalten der römischen Republik gegenüberstellen. Bekannt ist, wie noch Cato griechische Philosophen von Rom entfernen ließ. Weit charakteristischer aber erscheint es, daß auch er den Sokrates einen Sittenverderber, Religionsfrevler und Revolutionär nannte und dessen Hinrichtung vollkommen billigte. Als man den Ausspruch vernahm, es sei rühmlicher, die Grenzen der römischen Gelehrsamkeit als die des römischen Gebietes zu erweitern, war es in der Idee bereits um die römische Republik geschehen. Und was hätte erst der echte römische Republikaner dazu gesagt, daß Augustus an Tiberius schrieb: „Sei glücklich mit deinen Unternehmungen für mich wie für die Mäusen“?

Der Beweis, daß die Wissenschaften in Freistaaten mehr gefördert werden als in Monarchien, dürfte also aus der Geschichte nicht zu führen sein. Auch die Gegenwart liefert ihn nicht. Mag die kleine schweizerische Republik noch so viel Eifer auf die Erziehung und Schulbildung des Volkes verwenden, in den höheren Sphären der eigentlichen Wissenschaft lebt die Schweiz hauptsächlich von deutschen, nebenbei von französischen Elementen. Und was Frankreich betrifft, so wird dort seit dem Sturze des Kaiserreichs so wenig ein Aufschwung der wissenschaftlichen Forschung oder des guten Geschmacks wahrgenommen, als die wissenschaftliche Blüte in dem Zeitalter Ludwigs XIV. während der französischen

Revolution ihren ungestörten Fortgang nehmen konnte. Die amerikanischen Freistaaten aber, im Norden im großartigsten Stile dem Handel und der Industrie gewidmet, im Süden beständigen Revolutionen ausgesetzt, entbehren zu sehr der ruhigen Sammlung und der idealen Interessen, um mit Europa auf dem rein wissenschaftlichen Felde erfolgreich konkurriren zu können. Wenn auch in den Vereinigten Staaten die allgemeine Bildung mehr verbreitet ist als in manchen, vielleicht allen Ländern der alten Welt, so fehlt es, abgesehen von der Rechtswissenschaft und anderen noch mehr den Lebensbedürfnissen dienenden Fächern für die rein theoretischen Disziplinen in auffallendem Maße an gelehrten Kräften. „Ich denke,“ sagt Tocqueville in seinem Buche über die Demokratie Amerikas, „es gibt kein Land in der Welt, in welchem es so wenig Ignoranten und weniger Gelehrte gibt als in Amerika.“ Umgekehrt aber kann Buckle, der seine schärfsten Angriffe gegen den „bevormundenden Geist“ des Staates richtet und die Behauptung wagt, die Regierungen würden zu Reformen und Fortschritten immer nur von den Denkern und der öffentlichen Meinung gezwungen, nicht umhin zu gestehen, daß Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mehr tiefe Denker hervorgebracht habe als alle anderen Länder zusammen. Und doch ist es gerade unser Vaterland, dessen Regierungen er vorwirft, am meisten jenen ihm so verhassten bevormundenden, alles regelnden Geist walten zu lassen.

Zieht man endlich das Wesen der verschiedenen Verfassungsformen in Betracht, so dürfte sich daraus noch weniger etwas zu Gunsten der Republiken ergeben. Die Unsicherheit des Zustandes, das größere politische Interesse, die geringere Autorität und Macht der Staatsobrigkeit, alles dies erscheint nicht geeignet, die Gemütsbeschaffenheit zu erzeugen oder zu erhalten, welche zu dauerndem und intensivem Studium nicht entbehrt werden kann. Im weitesten Sinne ist das Wort wahr: *Inter arma silent musae*. Vor allem bedarf der Geist zu wissenschaftlicher Beschäftigung der Freiheit, aber auch der Freiheit von Sorgen und Interessen anderer Art. Und was die Freiheit der Bewegung betrifft, so kann dieselbe in einer Republik durch Erwägungen politischen oder kirchlichen Inhaltes ebenso gehemmt werden wie in der strengsten Monarchie. Welche Schicksale die bedeutendsten Denker in den griechischen Freistaaten erlitten, wurde bereits erwähnt. Und um eines späteren Beispiels zu gedenken, so weiß die Kirchengeschichte von der Schreckensherrschaft zu erzählen, welche die kleine Genfer Republik unter Calvin erlebte. Wir führen dies nicht an, um das lange grausige Register von gewalthätigen Unterdrückungen der Denk- und Redefreiheit in Vergessenheit zu bringen oder zu beschönigen, die sich Fürsten geistlichen wie weltlichen Standes in Kirche und Staat zu Schulden kommen ließen, sondern nur, um daran zu erinnern, daß auch eine republikanische Verfassung vor Gewissenszwang und Geistes knechtung nicht zu schützen vermag. Wenn mitunter durch Abschaffung der Monarchie, wie in England durch Oliver Cromwell, eine Befreiung auf dem Gebiete des Geistes sich vollzieht, so schlägt, wie gerade in diesem Falle, fast regelmäßig die scheinbar freie Regierung um in die vollständigste Diktatur. Nicht der Volkswille war es, der damals in England die geistige Befreiung bewirkte,

sondern der Einzelwille des Diktators, der den König hinrichten ließ und das Parlament sich unterwarf. Und solchen Thatfachen könnte man außerdem die Wahrnehmung gegenüberstellen, daß wieder Fürsten es waren, welche das Prinzip der Denk- und Gewissensfreiheit zuerst zur Geltung brachten. Als Stephan Bathori, seit 1574 König von Polen, von den Jesuiten katholisch gemacht und sonst in deren Sinne regierend, angegangen wurde, in seinem Reiche die Ketzer zu verfolgen, erwiderte er, drei Dinge habe sich Gott vorbehalten: aus nichts etwas zu machen, Zukünftiges vorherzusagen und die Gewissen zu beherrschen. Lange noch dauerte es, und Ströme von Blut hat es gekostet, bis dieses Prinzip, von uns für so selbstverständlich gehalten, im Staatsleben Anerkennung fand. Aber wiederum war es ein Fürst, Preußens König Friedrich der Große, der es zuerst mit nachhaltigem Erfolg zur Geltung brachte.

Wahr ist nur dies, daß unter der Herrschaft von Despoten, seien sie nun fürstlichen Blutes, oder seien sie als Demagogen aus dem Volke hervorgegangen, die Wissenschaft nicht zu gedeihen vermag. Da können sich höchstens Zustände entwickeln, wie sie im Altertum in Indien und Aegypten, in Peru und Mexiko und in neuerer Zeit noch einigermaßen in Rußland existiren, die nämlich, daß die Bevölkerung in zwei Menschenklassen zerfällt, in die gebildete, herrschende und die stumpfsinnige, unterdrückte. Da kommt es denn selbst unter dem Mißbrauch der Religion zu vorgeblich heiligen Gesetzen, wie dem in Indien: „Wenn ein Sudra (also ein Tagelöhner oder Handwerker) aus Lernbegierde ein heiliges Buch vorlesen hört, soll ihm siedendes Del ins Ohr gegossen, und wenn er es auswendig lernt, soll er getötet werden.“ Den Despoten fehlt es an dem nötigen Interesse für das Gedeihen des Volkes, wie für die ideale Entwicklung der Menschheit überhaupt. Und außerdem unterdrücken sie prinzipiell, was für die Wissenschaft die Lebenslust ist, die Freiheit.

Dem vier Elemente sind es, deren auch sie zum Leben bedarf: Talent, Fleiß, Freiheit und Geld. Das Talent ist Gottes Gabe, welches durch den Fleiß der Gelehrte selbst zu befruchten hat; aber Freiheit und Mittel muß ihm der Staat vergönnen, auf dessen Boden er thätig ist. Eine starke und weise Regierung, eine mächtige und angesehene Dynastie, unter deren Schutz Handel und Gewerbe ruhig und in Frieden gedeihen, werden darum auch für Wissenschaft und Kunst stets die wirksamsten und eifrigsten Patrone sein. An Freiheit wird die weise Einsicht der leitenden Staatsmänner es nicht fehlen lassen, da es sich nur um die Freiheit handelt, nach den göttlich gegebenen Gesetzen des menschlichen Denkens zu forschen und zu lehren. Und daß die Mittel, deren die wissenschaftliche Forschung nach modernem Stile allerdings in weit höherem Maße bedarf als in alter Zeit, auch nicht fehlen, erfordert schon der unerläßliche Wettstreit, in dem heutzutage kein Staat hinter dem andern in der Förderung gelehrter Zwecke zurückbleiben darf.

Nichts könnte der Wissenschaft bedrohlicher sein als Pöbelherrschaft oder gar Anarchie. Sie selbst ist ihrer Natur nach aristokratisch, allem Gemeinen abhold, das Ideale und Höchste erstrebend, auch wenn kein unmittelbarer Nutzen

sich ergibt; die Wahrheit um ihrer selbst willen liebend, sogar für den Fall, daß ihre Erkenntnis persönlichen Schaden im Gefolge hat. „Ich hätte nicht geglaubt,“ schreibt Kepler, „daß in eben dem Grade, in welchem die Verfolgung steigt, die Freude zunimmt. Hierdurch wird es begreiflich, daß es leicht ist, für die Wahrheit zu sterben.“ Solche Gedanken versteht der Pöbel nicht. Er fordert, was ihm augenblicklich zur Befriedigung seiner Begierde dient. Das Heiligtum der Wahrheit, ohne welche echte Wissenschaft nicht denkbar ist, wird nur von denen betreten, deren geistige Weihe der verständnislosen Menge als Dünkel oder als Narrheit erscheint.

Und wie könnte die Wissenschaft erst auf dem Boden der Anarchie gedeihen, die mit ruckloser Hand dem Wahn der Zerstörung sich überläßt? Die Wissenschaft ist entgegengesetzter, schöpferischer Natur; und wo sie zerstört, will sie nur ergründen und das Wahre aufbauen an der Stelle des Falschen. Selbst ein Schwärmer für die wissenschaftliche Blüte in den Republiken wie Herder muß eingestehen: „Wo keine Regierung ist, findet auch keine Wissenschaft statt.“ Und in seiner von der Berliner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisschrift von 1779 ruft er aus: „Wer gibt uns ein Olympia und seine Spiele und seine Siege und das dabei versammelte Griechenland, und sein Interesse, seinen Ruhm und seine Sprache wieder? Selbst ein plummes Theben wird alsdann einen Pindar nicht versagen.“ „Der Berg Athos hat jetzt Mönche genug, aber keine Redner, Dichter und Philosophen; die schönsten Trümmer aller Provinzen erwecken keinen Künstler im Sinne der Alten. Die Luft, das Klima, die Bildung, der Charakter der Griechen ist derselbe, aber Verfassung, Regierung fehlt ihnen [1779!] ohne die sie nie sein können, was sie gewesen. Der Geist ist weg, der ihre Talente und Glieder belebte.“ Und wiederum: „Seine Akademie hieß Ruhm, Griechenland, Freiheit. So sang der Dichter, so sprach der Redner, so schrieb der Geschichtschreiber und Weise. Sie waren Griechen, sie waren Bürger, sie spotteten der Satrapen, verachteten die Barbaren, glaubten durch ihre Wissenschaft und deren Ausübung sich immer zum Besten des Staates wirksam.“ Also — darin pflichten wir Herder bei — ein geordnetes Gemeinwesen, ein Vaterland, ein die große Zahl der Familien und Gaue umschlingendes gemeinsames Band erscheint zum wissenschaftlichen Leben unentbehrlich. Denn wie wahr es auch sein mag, daß die Einsamkeit die Mutter aller großen Gedanken ist, vereinsamt und vereinzelt würde selbst der genialste und glücklichste Forscher keine Wirkung erzielen. Auch die einsamen Studirstuben müssen mit einander in geistiger Verbindung stehen; ohne gegenseitige Anregung und Unterstützung, ohne beständiges Darbieten und Aufnehmen, selbst ohne Reibung und Kampf würde auch auf dem Gebiete der Wissenschaft kein Leben entstehen, und als die Grundlage solcher lebendigen und Leben erzeugenden Wechselwirkung wird notwendig ein geordnetes Staatswesen erfordert mit seinen Hilfsmitteln, seinem Schutze.

„Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ gilt heutzutage als das Grundgesetz des Geisteslebens in allen Kulturstaaten. Der päpstliche Syllabus von 1864 verdammt diese Freiheit in den schärfsten Ausdrücken als einen verderb-

lichen Wahn. Die Möglichkeit eines Ausgleiches scheint hier ausgeschlossen. Denn was immer den Lehraussprüchen des unfehlbaren Papstes zuwider ist, und würde es von der ganzen gebildeten Menschheit anerkannt, gilt vor dem vatikanischen Forum als fluchwürdige Ketzeri. Daß aber gerade die geistig entwickeltesten Völker jemals auf diesen Standpunkt herabsteigen werden, läßt sich nicht erwarten. Gleichwohl liegt auch in jener Verdammung ein Kern von Wahrheit verborgen, und wenn wir noch in der Periode der Hegelschen Systematisirung lebten, könnte man geneigt sein, aus dem erwähnten Widerspruch die Synthese zu konstruiren. „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei“ kann unmöglich in einem geordneten Staatswesen in dem Sinne verstanden werden, daß es jedem gestattet sei, öffentlich zu sagen oder zu schreiben, was ihm beliebt. Es wäre nur ein Spiel mit Worten, wenn man nach Art der bekannten These: „Die Vernunft irrt nie“, die absolute Freiheit der Wissenschaft verteidigen wollte, weil die echte Wissenschaft mit der Erkenntnis der Wahrheit identisch sei. Und selbst dann dürfte es noch höchst bedenklich erscheinen, ihr in unbeschränkter Weise die Predigt auf offenem Markte vor den Ohren der Menge zu gestatten. Hat doch schon Lessing es als ein Verbrechen an der Menschheit bezeichnet, wollte man ihr mehr von der Wahrheit mittheilen, als sie vertragen könne. Die Unwahrheit verbreiten kann niemals erlaubt sein. Aber wie man Unmündige oder Kranke schonend zu behandeln hat, so verlangt der geistige und moralische Zustand der zum großen Theil unmündigen und kranken Menschheit, welcher auch die Wissenschaft nicht zu schaden, sondern zu nützen bestimmt ist, eine vornehme, zarte Zurückhaltung, wie sie dem aristokratischen Wesen der Wissenschaft entspricht.

Andererseits haben ihre Vertreter die ernste, mitunter gefahrvolle Pflicht, nicht bei dem Herkömmlichen, dem Ueberlieferten zu verharren, sondern zu bewirken, was Jules Simon als Revolution bezeichnet hat. Dem Stillstand ist die Vernichtung alles Lebens, und der Stillstand der wissenschaftlichen Forschung wäre Rückfall in die Barbarei. Der Wissenschaft Halt gebieten, sie bei den Lehren eines Mannes oder einer Zeit festbinden wollen, hieße sie vernichten. Die Wahrheit ist kein Ding, welches in eine Kiste eingepackt oder in einer Bibliothek verschlossen als toter Schatz der Menschheit übergeben worden wäre. Sie gleicht einem mehr und mehr sich enthüllenden Lichte, dessen voller, ungetrübter Glanz sterblichen Augen nimmer erreichbar wird. Neues entdecken, weiter streben, Altes überwinden und Abgestorbenes begraben wird darum stets die erhabenste und lohnendste Aufgabe ihrer Diener und Verkündiger sein; aber deshalb auch die gefährlichste und dornenreichste, weil sie zum Kampfe und zum Widerspruche mit der Beschränktheit und der Geistessträgheit der Menge zwingt.

Und hier wird denn die Frage schwierig oder vielmehr grundsätzlich gar nicht lösbar, wie in derartigen Kämpfen die „Autorität“ sich verhalten soll. Zunächst hat sie die Pflicht und das Streben, die bestehenden Zustände zu erhalten und zu schützen. Jede Autorität ist ihrer Natur nach konservativ. Uebereilte Aenderung, Umsturz und Zerstörung muß sie abwehren wie Verderben und Untergang. Andererseits darf sie sich nicht verhehlen, daß Leben Bewegung ist. Will

sie nicht die Hüterin eines Kirchhofs werden, so hat sie jeden berechtigten Fortschritt willkommen zu heißen und den Impulsen der weiter strebenden Wissenschaft sich dienstbar zu machen. Wie schon Aristoteles die gemischte Staatsform für die beste erklärte, so muß auch der Geist der Autorität dem Verbessern sich ebenso zugänglich erweisen wie dem Erhalten. Wo hier die Grenze zu ziehen ist, wird in jedem Falle mit Selbstlosigkeit und Weisheit zu entscheiden sein. Für Streitigkeiten und Kämpfe zwischen Wissenschaft und Autorität öffnet sich dabei natürlich ein weites Feld. Wahre Wissenschaft, die nicht verwegen oder sprungweise nach Neuem hascht, und richtig angewandte Autorität, welche eine harmonische Entwicklung nicht hemmt, verfolgen dasselbe Ziel. Aber es können auch im Namen der Wissenschaft Forderungen erhoben werden, welche die Autorität im Interesse des Bestehenden ablehnen zu müssen glaubt. Und wiederum kann kraft vermeintlich göttlichen Rechtes die Autorität Befehle erteilen, welche eine weiterblickende Wissenschaft nicht zu befolgen vermag. Da entstehen denn die peinlichen Gewissenskonflikte zwischen Einsicht und Gehorsam, zwischen Ueberzeugung und Unterwerfung, Kämpfe, die manchen bedeutenden Geist gebrochen, und in alter Zeit Ströme von Blut gekostet haben. Aber selbst diese tragischen Konflikte sind fruchtbar geworden. Geläutert von allen Schlacken des Irrthums und der Uebertreibung ging aus ihnen das Neue hervor, das überall nur unter Wehen geboren wird. Auch sie also beruhen in letzter Linie auf göttlicher Ordnung. Wie es Hemmungen im Gehirne gibt, die dessen Bewegungen in Schranken halten, so hat eine weise Vorsehung es auch geordnet, daß in dem großen Organismus der Menschheit es an treibenden und hemmenden Elementen niemals fehlen wird. Die treibenden sind stets größeren oder geringeren Gefahren ausgesetzt: sie opfern Sicherheit und Glück, oft die Ruhe und den Frieden ihrer Seele. Die hemmenden, welche die Autoritäten oder deren Gefolgschaft bilden, unterliegen leicht der Versuchung zu Eigennutz und Heuchelei. Nur die richtige Mischung beider Elemente, die Beschränkung der einen durch die anderen vermag vor den ihnen anhaftenden Einseitigkeiten und Fehlern zu schützen.

Was aber am unbedingtsten von allen gefordert werden muß, die auf dem geistigen Gebiete zum Heile des Vaterlandes, zum Wohle der Menschheit thätig sind, das ist die reine Wahrheitsliebe, die edle Unabhängigkeit von allen niederen Interessen, die geistig königliche Würde, die den Menschen den Beifall der Menge verachten lehrt.

„O, der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.“

(Schiller.)



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Arnsh.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Der Abzug der Truppen aus Berlin.

Bekanntlich bekamen die an keinem Punkt der Stadt besiegten, aber sehr ermüdeten, mangelhaft verpflegten Truppen vom 19. März 1848 früh den Befehl, Berlin zu räumen. Wer diese entscheidende Maßregel angeordnet hat, darüber ist später viel gestritten worden, ohne die Wahrheit ans Licht zu bringen.¹⁾ Es scheint vielmehr, daß dieselbe absichtlich verdunkelt worden ist. So viel steht nach meiner Ueberzeugung fest, daß die Generale, welche die Truppen führten, sicher nicht ohne ausdrücklichen Befehl die Stadt verlassen haben. Es ist auch nicht anzunehmen, daß diese Anordnung ohne Zustimmung des Königs erfolgt ist. Wäre dies der Fall gewesen, so würde derjenige, von dem der Befehl ausging, gewiß später zur Verantwortung gezogen worden sein. Der Befehl muß auch unzweifelhaft von oben herunter erteilt worden sein, weil sonst nicht sämtliche Truppenführer gleichzeitig gehorcht haben würden. Die Truppen waren in keiner Weise demoralisirt, die Disziplin vollkommen erhalten. Nirgends war der Gehorsam verweigert, kein einziger Soldat war zu den Verteidigern der Barrikaden übergegangen. Wie ich aus dem Munde mehrerer Offiziere weiß und ja auch allgemein bekannt ist, hatte die Räumung Berlins in der ganzen Armee, besonders der Garnison Berlins, große Unzufriedenheit, ja höchste Enttäuschung erregt.

Wie es am 19. März gegen Morgen in den Straßen Berlins aussah, hat mir auf meinen Wunsch der Buchdrucker Behrend geschildert. Er war Mitglied der Nationalversammlung und ein sehr radikaler, aber ehrlicher, wahrheitsliebender Mann, der den ganzen Nachmittag am 18. und die Nacht zum 19. März auf der Barrikade mitgekämpft hatte. Nachdem ich mit Behrend bekannt geworden war, hat er mir auf meine Frage, ob die Truppen an irgend einem Punkt der Stadt geschlagen oder doch zurückgedrängt worden sind, geantwortet: „Nein, wo die Truppen wirklich angegriffen haben, gelang der Angriff.“ Behrend sagte mir ferner, daß er und andere Führer von Barrikadenkämpfen in jener Nacht vollkommen überzeugt gewesen sind, am andern Vormittag würden sie sämtlich als Gefangene in der Festung Spandau sitzen, weil es nirgends gelungen war, gegen die Truppen vorzudringen. Er, Behrend, sei am frühen Morgen des 19. ganz erstaunt gewesen, als eine Deputation des Magistrats, der Bürgermeister (oder Oberbürgermeister) an der Spitze, in den Straßen und an den Barrikaden erschien und dort proklamirte, daß den Truppen der Befehl zugegangen sei, Berlin

¹⁾ Von dieser vielumstrittenen Frage ist in meinem Werke „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“ mehrfach die Rede.

zu räumen. Zuerst sei diese Nachricht etwas ungläubig aufgenommen worden, bis der Augenschein dieselbe bestätigte. Diese Mitteilungen liefen augenscheinlich gegen die Neigung von Behrend, aber er war ein zu offener, männlicher Charakter, um die Wahrheit zu verleugnen. Ebenso wenig hat er seine Gesinnung gewechselt, vielmehr wurde er später von Hinfeldey verfolgt und bei den kleinsten Ruhestörungen, von denen Behrend gar nichts wußte, jedesmal verhaftet, einige Tage im Gefängnis festgehalten und dann wieder freigelassen, bis er endlich nach Amerika auswanderte. An der Richtigkeit der Behrendschen Mitteilungen ist daher nicht zu zweifeln.

Aus jenen Märztagen ist noch eine höchst charakteristische Unbedachtsamkeit anzuführen. Bei dem Abmarsch der Truppen hatte man ein Bataillon Infanterie heimlich im Schloß zurückbehalten und in den obersten Räumen des Schlosses verborgen! Kein Soldat durfte sich in den unteren Räumen oder gar im Schloßhofe sehen lassen. Die Bürgerwache besetzte die Wachen im Schloß und stellte die Wachtposten auch auf den Korridoren auf. Bald fiel es auf, daß in der königlichen Küche sehr große Quantitäten gewöhnlicher Lebensmittel zubereitet und nebst Brotmassen nach den oberen Etagen geschafft wurden. Endlich wurde das Kommando der Bürgerwehr offiziell ersucht, das Bataillon in der nächsten Nacht aus Berlin heraus zu eskortiren und Ruhestörungen zu verhüten. Ein mir gut bekannter Kaufmann Herz hat als berittener Bürgerwehrmann zur Eskorte gehört und mir damals erzählt, daß die Infanterieoffiziere außer sich über einen solchen Abzug aus Berlin gewesen seien, sich aber gegen die begleitende Bürgerwehr durchaus angemessen benommen und auf höhrende Zurufe Vorübergehender nicht geachtet hätten. In der That, man kann sich kaum etwas Kränkenderes für eine ehrliebende Truppe denken, als bei Nacht und Nebel aus der Stadt eskortirt zu werden.

Meine Parteistellung in der National-Versammlung. Rodbertus.

In den Skizzen habe ich ganz kurz angeführt, daß ich zu den Abgeordneten gehört habe, welche aus dem linken Zentrum in das Zentrum übertraten, ferner daß Rodbertus, zum Unterrichtsminister ernannt,¹⁾ sehr bald wieder aus dem Ministerium ausgetreten ist und dadurch die Majorität viel unsicherer gemacht hat, als sie vorher unter dem Ministerium Camphausen war.²⁾ Jetzt nach fast einem Menschenalter fallen die Gründe fort, welche mich bei Abfassung der Skizzen veranlaßten, mich nur so knapp zu äußern.

Rodbertus spielte im linken Zentrum eine größere Rolle, als ihm nach meiner

1) Rodbertus, Hauptvertreter des wissenschaftlichen konservativen Sozialismus, wurde 1848 in die Nationalversammlung gewählt, wurde im Ministerium Auerwald-Hansemann Kultusminister, legte aber sein Portefeuille schon nach 14 Tagen nieder.

2) Ludolf Camphausen wurde am 29. März 1848 nach dem Rücktritt des Grafen Arnim Boyenbürg mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, worin er den Vorsitz übernahm. Bereits am 20. Juni 1848 nahm er nach der mißliebigen Aufnahme, die der von Hansemann ausgearbeitete Verfassungsentwurf gefunden hatte, seine Entlassung.

Meinung zukam. Ich konnte in ihm keinen gesunden politischen Kern entdecken, wohl aber Kenntnisse und Begabung, aber auch ein gewisses Maß von Eitelkeit. In den Fraktionsitzungen ging er oft im Zimmer umher, nahm nur oberflächlich teil an der Diskussion und that dann schließlich in vornehmer Art seinen Ausspruch, dem die Fraktion meistens zustimmte. Er dominierte sogar über Männer wie Schulze-Delitzsch und Kirchmann. Eines Abends rügte er, daß ich in der sogenannten Konstablerfrage¹⁾ im Plenum anders gestimmt hatte als er. Die Mehrheit der Fraktion trat ihm bei. Ich konnte und wollte nicht unter dem Kommando von Rodbertus stehen. Mir blieb daher nichts übrig, als aus dem linken Zentrum auszutreten, obgleich ich in keiner Weise meine Gesinnung geändert hatte. Da ich bereits gelernt hatte, daß man als Wilder, d. h. keiner Fraktion Angehöriger, fast jeden Einfluß verliert, so schloß ich mich dem Zentrum an, zu dem Koch, Parisius, Brandenburg (nicht der spätere Abgeordnete), Seydel, nachher Oberbürgermeister von Berlin, u. gehörten. Hier zählte ich zum linken Pol, während ich im linken Zentrum zum rechten gerechnet wurde. Dieser Wechsel ist nicht ohne Einfluß auf meine spätere Wahl zum Vize- und dann zum ersten Präsidenten der Versammlung und somit auf den Verlauf der Novemberkrisis geblieben.

Rodbertus braunte offenbar darauf, Minister zu werden. Daß er dann einige Tage nach seiner Ernennung wieder zurücktrat, bevor er seinen Einfluß im Ministerium und in der Versammlung hatte erproben können, blieb zunächst ein Rätsel. Nach späteren Mitteilungen halte ich es für wahrscheinlich, daß sein Entschluß auf einem politischen Rechenfehler beruhte. Es trat damals der Gegensatz zwischen der Frankfurter und der Berliner Versammlung grell hervor. Rodbertus soll angenommen haben, daß Frankfurt über Berlin, besonders in der deutschen Frage, siegen werde; er wollte sich an der preußischen Opposition gegen Frankfurt nicht beteiligen und sich für Deutschland aufsparen. Bei seinem Austritt versprach er, das Ministerium kräftig zu unterstützen, er hat aber später gethan, was in seinen Kräften stand, um dem Ministerium zu schaden. Mit der Auflösung der preußischen Nationalversammlung war seine politische Rolle ausgepielt. Es ist daher ziemlich gleichgiltig, daß er immer demokratischer und radikaler wurde, später dem Sozialismus sich näherte, dann Bismarck vergötterte und einfach zur Reaktion übertrat; wiederum ein Rechenfehler: denn mit Bismarck siegte nicht die Reaktion, sondern — Bismarck, d. h. seine spezifische Politik. Nicht gleichgiltig aber war Rodbertus' Verhalten in der preußischen Nationalversammlung. Ein Ausgleichsministerium, wie der General von Pfuel beabsichtigte, war weder ohne noch mit Rodbertus zu bilden. In der Opposition hatte er zu großen Anhang und im Ministerium hätte kein tüchtiger Mann, der nicht nach Rodbertus' zweifelhafter Pfeife tanzen wollte, aushalten können. Er,

¹⁾ Es handelte sich um den von dem Abgeordneten Rodbertus gestellten Antrag, das Staatsministerium um sofortige Vorlegung eines Gesetzes über die Schutzmannschaften zu ersuchen. Rodbertus stimmte bei der namentlichen Abstimmung mit Ja und Unruh mit Nein. Vergl. die Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung Band I, S. 673 und 684.

Jacobi und Waldeck, dieser freilich in ganz anderem Sinne, gehörten zu denjenigen Mitgliedern der Versammlung, welche ein befriedigendes Endergebnis der Verhandlungen unmöglich machten, selbst wenn die Regierung die Hand zu einem Ausgleich hätte bieten wollen. Das lag aber auch gar nicht im Plane der stark gewordenen Reaktionspartei, welche ohne Zweifel den gewaltsamen Bruch im Auge hatte.

Was ich 1848 unter Demokratie verstand.

Noch habe ich zu erwähnen, daß ich in den Skizzen das Wort „demokratisch“ in dem Sinne von volkstümlich gebraucht habe, wie es damals üblich war. Unter dem demokratisch-konstitutionellen System, von dem ich auf Seite 30 spreche, habe ich das auf dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht beruhende verstanden, das durch das Gesetz vom 6. April 1848 von dem zweiten vereinigten Landtag eingeführt wurde. Ich werde später noch Gelegenheit haben, mich über das allgemeine, gleiche Wahlrecht auszusprechen. Was man heute unter Demokratie versteht und wohl schon damals, jedoch nur von einzelnen verstanden wurde, ist nicht die Mitwirkung, die Teilnahme des ganzen Volkes, namentlich bei den Wahlen, sondern die Herrschaft der unteren Schicht. Ich bin stets entschiedener Gegner dieser Herrschaft gewesen. Daraus ergibt sich, in welchem Sinne ich damals zu den Demokraten gezählt werden konnte.

Gespräch mit dem Kriegsminister General von Pfuel und Major Fischer.

In den Skizzen habe ich eines Gesprächs mit einem sehr tüchtigen Generalstabsoffizier aus dem Kriegsministerium, Major Fischer, erwähnt, aus welchem hervorging, daß das Ministerium Pfuel¹⁾ an eine Ergänzung aus der Versammlung dachte. Ich erklärte eine solche Ergänzung für unthunlich, hielt aber damals noch die Bildung eines neuen Ministeriums im wesentlichen aus der Kammer für möglich. Absichtlich nicht angeführt habe ich in den Skizzen, daß ich später zu einem Privatgespräch mit dem General von Pfuel aufgefordert wurde und mich unverhohlen dahin äußerte, es sei zu spät, ein Majoritätsministerium zu bilden; die Spaltung der Nationalversammlung und der einzelnen Parteien habe rapide Fortschritte gemacht, der Einfluß einzelner Mitglieder, die zur Bildung eines auf die Dauer berechneten Ministeriums absolut unbrauchbar erschienen, sei sehr gewachsen. Gleichzeitig habe die Reaktion mit der Hofpartei an der Spitze seit dem Waffenstillstand von Malmö²⁾ an Macht gewonnen und werde ein Vermittlungsministerium aus der Versammlung

¹⁾ Ernst von Pfuel, preussischer General, erhielt im September 1848 nach Entlassung des Ministeriums Auerwald den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden, worin er (21. Sept.) selbst zum Kriegsminister und Präsidenten ernannt wurde. Bereits Ende Oktober 1848 reichte er seine Entlassung ein. Gestorben 3. Dezember 1866.

²⁾ 26. August 1848 Abschluß eines Waffenstillstandes daselbst zwischen Dänemark und Preußen.

schwerlich dulden oder lahmlegen. Die Schlüsse hieraus zu ziehen, überließ ich dem Ministerpräsidenten General von Pfuel.

Meine Beziehungen zu diesem Ministerium rührten davon her, daß durch meinen Vorschlag der in den Skizzen erwähnte Steinische Antrag¹⁾ glücklich beseitigt worden war. Der hohe Offizier aus dem Kriegsministerium, mit dem ich darüber verhandelte, den ich aber in den Skizzen nicht nannte, war der General von Brandt.²⁾

Mit dem Waffenstillstand von Malmö war in der That der Wendepunkt eingetreten. Es wurde eine starke Armee in der Umgegend Berlins zusammengezogen. Gestützt auf diese, reifte der Entschluß zu einem gewaltjamen Bruch. Das Ministerium Pfuel wollte einen solchen entschieden nicht, aber die Reaktion arbeitete darauf hin und der König schwankte nur noch kurze Zeit. Die Katastrophe näherte sich. Uebrigens war schon unter dem Ministerium Hansemann die Zusammenziehung von Truppen bei Berlin beschlossen worden, wie der Minister Gierke vertraulich mitteilte.

Herannahen der Krisis.

Die Meinung, daß die Krisis vor der Thür sei und daß die Nationalversammlung unterliegen werde, war damals keineswegs allgemein. Sprach man darüber mit Mitgliedern der Linken und der darin enthaltenen äußersten Linken, so saßen dieselben auf hohem Pferde. Sie fürchteten die Reaktion nicht und zweifelten nicht daran, daß bei einem Kampf mit derselben „das Volk“ siegen werde. Daß ich schon Anfang Oktober anderer Ansicht war, ergibt sich aus folgendem Vorgange. Der erste Präsident der Nationalversammlung, Grabow, hatte zu jener Zeit den Abgeordneten Kaplan von Berg in einer Sitzung zur Ordnung gerufen. Berg appellirte, was damals zulässig war, an die Entscheidung der Versammlung und das Botum derselben fiel mit wenigen Stimmen Majorität gegen den Präsidenten aus, der hierauf sofort das Präsidium niederlegte und an den zweiten Vizepräsidenten abgab.³⁾ Ich war damals erster Vizepräsident, aber gerade nicht anwesend im Hause. Als ich in den Saal eintrat, herrschte ein ungeheurer Lärm, die Präsidentenglocke läutete ununterbrochen, aber vergebens. Von mehreren Seiten rief man mir zu, ich solle den Vorsitz über-

¹⁾ Der Steinische Antrag ging dahin, der Kriegsminister möge in einem Erlasse an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Offiziere allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Konflikte jeglicher Art mit dem Zivil vermeiden, sondern durch Annäherung an diese Bürger und Vereinigung mit denselben zeigen möchten, daß sie mit Aufrichtigkeit und mit Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollen.

²⁾ Heinrich von Brandt, preußischer General und Militärschriftsteller. Eine beachtenswerte Quelle für die damalige Zeitgeschichte sind die von seinem Sohne herausgegebenen Memoiren „Aus dem Leben des Generals H. v. Brandt.“ Es wird davon noch weiter unten die Rede sein.

³⁾ Vergl. über diesen Vorgang in der Sitzung vom 26. Oktober 1848 die Verhandlungen der preußischen Nationalversammlung, Band III, S. 202 ff.

nehmen; ich informirte mich aber zuvörderst über den Hergang und die Veranlassung zu der herrschenden Aufregung, darauf nahm ich den Präsidentenstuhl ein; es gelang mir, die Ruhe wieder herzustellen und die Sitzung zu Ende zu führen. Inzwischen war ein Schreiben von Grabow eingegangen, worin er einen längeren Urlaub nachsuchte, also thatsächlich aus der Versammlung austrat. Durch Erkundigungen bei mehreren Abgeordneten aus den verschiedenen Fraktionen hatte ich mich überzeugt, daß fast niemand den Rücktritt des Präsidenten wünschte oder beabsichtigt hatte. Bei der unerwarteten Abstimmung hatten sich die Fraktionen gespalten und wild durcheinander gestimmt, ohne sich die Folgen der Abstimmung klar zu machen. Wen ich auch sprach, jeder war damit einverstanden, daß ich den Versuch machen sollte, die Sache rückgängig zu machen und Grabow zum Bleiben zu bewegen.

Ich ging daher unmittelbar nach der Sitzung zu Grabow, teilte ihm meine Beobachtungen mit und versicherte, daß die Versammlung bei der notwendig gewordenen Präsidentenwahl ihn einstimmig oder beinahe einstimmig wieder wählen, ihm also volle Genugthuung geben werde. Alles vergeblich. Grabow blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, auszutreten, und meinte, ich würde jedenfalls statt seiner zum ersten Präsidenten gewählt werden. Darauf erwiderte ich, daß ich eine solche Wahl in keiner Weise wünschte. Sehr ärgerlich über Grabows Rücktritt setzte ich hinzu, ich glaube nicht, daß der Streit mit Berg die eigentliche Veranlassung dazu sei, vielmehr nur ein plausibler Vorwand; er wisse so gut wie ich, daß die entscheidende Krisis herannah und daß die Versammlung im Kampfe mit der Reaktion jedenfalls unterliegen werde, daß es möglicherweise zu einem ganz erheblichen, heftigen Ringen kommen könne, dessen Folgen sich gar nicht übersehen ließen. Deshalb gehe er ab. Grabow sah mich sehr verwundert an und äußerte dann, er wolle mir offen gestehen, daß ihm der politische Mut und die Kraft fehle, eine solche Katastrophe als verantwortlicher Präsident der Versammlung durchzumachen. Erstaunt sei er aber darüber, daß ich eine solche Ansicht von der nächsten Zukunft habe und die Sache der Versammlung für verloren ansähe. Nun setzte ich Grabow auseinander, daß die Versammlung bei ihrem Zusammentritt sehr mächtig, nach und nach immer machtloser geworden sei; daß die Bevölkerung nicht mehr hinter ihr stehe, sich vielmehr nach Ruhe, Arbeit und Verdienst sehne, daß die Versammlung in sich zerissen, zum Teil mit unfruchtbaren, aufregenden Verhandlungen Zeit und Sympathie verloren habe, während die Reaktion geschickt und konsequent vorgegangen sei und jetzt die Macht in der Hand habe.

Grabow blieb fest bei seiner Weigerung und kam wieder darauf zurück, daß ich zum ersten Präsidenten gewählt werden würde,¹⁾ worauf ich ihm antwortete, daß ich am liebsten seinem Beispiele folgen und abgehen würde, daß ich es aber für pflichtwidrig halte, jetzt bei Eintritt der Gefahr davon zu laufen. Wir

¹⁾ In der Sitzung vom 28. Oktober 1848 wurde demnächst v. Unruh in der That zum ersten Präsidenten gewählt mit 177 von 348 Stimmen. (Verhandlungen der preussischen Nationalversammlung, Band III, S. 241.)

müßten wie der Soldat im Felde auf dem Posten ausharren, auf den unsere Wähler uns gestellt, und nur der Gewalt weichen. Aus diesen Gründen hielt ich es auch nicht für zulässig, die Wahl zum ersten Präsidenten, wenn dieselbe auf mich fielen, abzulehnen, so gerit ich es auch möchte. Die Verantwortung sei eine fast erdrückende, aber gerade deshalb dürfe man sich ihr in solcher Zeit nicht entziehen, vielmehr die erlangten Rechte und Zusicherungen mit allen Kräften verteidigen, zugleich aber einen blutigen Zusammenstoß vermeiden, der nur Schaden, gar nichts helfen könne.

Fünfzehn Jahre später in der Konfliktzeit 1863/65 habe ich einmal Grabow an jenes Gespräch erinnert. Es schien ihm peinlich zu sein; er meinte, ganz so sei es wohl nicht gewesen, indessen widersprach er in den Hauptpunkten nicht. Ich habe mir damals keine schriftliche Notiz gemacht, kann aber versichern, daß ich jenes Gespräch nicht dem Wortlaut, aber dem Inhalt nach richtig wiedergegeben habe. Die Sache war für mich zu wichtig, um sich nicht tief in mein Gedächtnis einzuprägen.

Verhütung bewaffneten Widerstands.

Die Ereignisse im Oktober und November 1848 sind bekannt und in meinen „Skizzen“ kurz geschildert. Auf Seite 124 bis 127 ist nachgewiesen, daß und weshalb die Mehrheit der Nationalversammlung den Kampf mit den in Berlin einrückenden Truppen zu verhüten suchte. Dahin zu wirken hielt ich, wie schon erwähnt, für eine Hauptaufgabe des ersten Präsidenten. Es kam nur darauf an, zu diesem Zwecke wirksame Mittel anzuwenden, welche in den Skizzen damals absichtlich nicht erwähnt worden sind. Einiges will ich hier nachholen.

Als das Ministerium Brandenburg eingetreten war¹⁾ und die militärische Besetzung Berlins unmittelbar bevorstand, veranlaßte ich den Kommandeur der Bürgerwehr, Major a. D. Kimpeler, mich zu besuchen, und bat ihn, mir ohne Rückhalt offen zu sagen, ob die Bürgerwehr Neigung oder gar den Willen habe, mit den Waffen Widerstand zu leisten, ferner ob er einen Erfolg für möglich halte. Kimpeler erklärte sich bereit, mir als ehrlicher Mann und früherer Soldat Auskunft zu geben. Diese lautete dahin: wenn beim Einrücken der Truppen Alarm geschlagen werde, so würde schwerlich mehr als die Hälfte der Bürgerwehr auf den Sammelplätzen sich einstellen. Sollte vielleicht schon Gewehr- oder Artilleriefeuer an irgend einem Punkt der Stadt zu hören sein, so würde gewiß nicht ein Viertel der Bürgerwehr erscheinen. Dazu käme, daß die Gewehre derselben ganz verschiedenes Kaliber hätten, die Versorgung mit Munition also sehr schwierig sei. An Artillerie fehle es der Bürgerwehr gänzlich, ebenso an brauchbaren Generalstabsoffizieren und Adjutanten. Daraus, meinte Kimpeler,

¹⁾ Friedrich Wilhelm, Graf von Brandenburg, Sohn des Königs Friedrich Wilhelm II., trat am 8. November 1848 an die Spitze des neugebildeten Ministeriums Brandenburg-Manteuffel und unterzeichnete die königlichen Befehle, durch welche die Nationalversammlung erst nach Brandenburg verlegt, dann aufgelöst und die Verfassung vom 5. Dezember 1848 ottroyirt wurde.

werde ich entnehmen, daß auf die Bürgerwehr in einem Kampf mit den Truppen gar nicht zu rechnen, um so weniger, als unter den Bürgerwehroffizieren, namentlich den Hauptleuten und Majoren, die Reaktion stark vertreten sei.

Diese Mitteilungen enthielten nichts Neues für mich, waren mir aber als offizielle Auskunft des Kommandeurs der Bürgerwehr sehr wichtig. Ich ging nun in eine Fraktionsversammlung der Linken und erklärte, es komme jetzt darauf an, einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen, ob Widerstand mit den Waffen zu leisten sei oder nicht.

Geheimnisse zwischen den einzelnen Fraktionen dürften in solchem Augenblick nicht herrschen; ich hätte also die Herren, mir ganz offen mitzuteilen, ob und welche Organisationen in den Klubs und sonstigen Kreisen beständen, namentlich in Bezug auf bewaffneten Widerstand, ferner ob und welche Verbindungen mit den um Berlin stehenden Truppen angeknüpft worden seien, ob etwa auf einen Uebergang einzelner Truppenteile bei entstehendem Kampfe gerechnet werde. — Die spärlichen Antworten lauteten so nichts sagend, daß es scheinen konnte, die Herren wollten mit der Sprache nicht heraus. Ich suchte sie deshalb zu reizen, indem ich erwähnte, mehrere Mitglieder der Linken hätten so oft auf die Vorgänge in und um Paris in den Jahren 1789 bis 1793 hingewiesen, namentlich darauf, daß dort die vor den Thoren der Stadt lagernde Armee binnen wenigen Wochen durch Pariser Agenten demoralisirt und zur Verwendung gegen Paris unbrauchbar gemacht worden sei. Ich möchte jetzt wissen, welche Hilfsmittel die Linke zum bewaffneten Widerstand besäße, um darnach handeln zu können. Nun wurde man mittheilbar und es ergab sich evident, daß eine eigentlich wirksame Organisation der unteren Bevölkerungsschicht gar nicht existirte. Man hatte in Klubs und sonstigen Versammlungen durch einzelne Redner auf- und zuweilen abgewiegelt, auch zu dem Zweck Versammlungen berufen, aber es fehlte offenbar an festen Einteilungen, an Führern mit bestimmten Wirkungskreisen, ebenso an Waffen- und Munitionsdepots. Der unruhige Teil der Bevölkerung Berlins war eine bunte, ungeordnete Masse ohne irgend einen Anstoß zu einem Revolutionsheer. Verbindungen mit den Truppen bestanden absolut nicht, es war keinerlei Versuch dazu gemacht worden. Ein Abgeordneter hatte einmal einen beurlaubten Unteroffizier gesprochen, der sich unzufrieden äußerte, er kannte aber weder den Namen des Mannes noch den Truppenteil, zu dem er gehörte, noch den Standort. Das war alles. Sozialdemokraten existirten damals noch nicht. — Nun wußte ich genug, um der Linken erklären zu können, daß ich schon seit ziemlich langer Zeit entschlossen sei, bewaffneten Widerstand zu verhüten, so weit mein Einfluß reiche. Jetzt, nachdem ich mich über die Mittel zum Widerstand informirt habe, sei ich in meinem Entschluß nur noch bestärkt worden. Ganz abgesehen von den gesetzlichen Bestimmungen und den Bedenken jedes gewissenhaften Mannes hielt ich einen blutigen Zusammenstoß für einen politischen Fehler, der keine Aussicht auf Erfolg habe, sondern der Reaktion zu gute komme. Ich werde demgemäß handeln und hoffe, die Herren von der Linken würden mich unterstützen.

„Ganz Schlesien steht in Flammen, wenn man es wagt, die Nationalversammlung anzutasten,“ rief der Abgeordnete Elsner von Breslau aus. „Beruhigen Sie sich“ — erwiderte ich — „mit ein paar Bataillonen Märkern, Pommern oder Ostpreußen beruhigt man ganz Schlesien von Oderberg bis Krossen. Ich kenne die Schlesier, unter denen ich achtzehn Jahre gelebt, von ihren guten und schlimmen Seiten.“

Bekanntlich wurde den einrückenden Truppen gar kein Widerstand geleistet. Der wiederholten gewaltthätigen Auflösungen der Sitzungen der Nationalversammlung müde, wurde endlich beschlossen, nur bei einem unerwarteten, sehr wichtigen Ereignis wieder zusammen zu kommen und zwar im Schützenhause, das die Schützengilde zur Verfügung gestellt hatte. Als nun unerwartet der Belagerungszustand proklamirt wurde, obgleich sich nirgends Widerstand zeigte, begab ich mich zunächst nach meiner Wohnung unter den Linden, wo man mir sagte, es seien mehrere Abgeordnete dort gewesen, welche mich dringend ersuchen ließen, sofort nach dem Schützenhause zu kommen.¹⁾ Ich fuhr mit einer Droschke dorthin, stieß aber schon im Anfange der Linienstraße, an deren Ende das Schützenhaus liegt, auf Massen Bewaffneter. Weiterhin war die Straße mit denselben ganz angefüllt. Ich konnte nur dadurch durchdringen, daß ich mich zu erkennen gab. Im Schützenhause angekommen, fand ich im Erdgeschoß das große Vestibül ganz voll gut bewaffneter Leute, die größtenteils den Handwerker-, Maschinenbauer- und Künstlercompagnien der Bürgerwehr, d. h. dem entschlossensten Teile derselben angehörten. Mehrere Abgeordnete warteten auf mich und forderten mich auf, die Versammlung oben im Saale zu eröffnen. Ich that dies aber nicht, sondern fragte laut die umstehenden Bewaffneten, wer hier kommandire. Keine Antwort. Auf meine sehr laut wiederholte Frage und die Bemerkung, eine so große Zahl Bewaffneter müsse doch einen Befehlshaber und Offiziere haben, trat endlich ein Offizier der Bürgerwehr hervor, gab sich als Hauptmann zu erkennen und meinte, wenn kein höherer Offizier hier sei, so sehe er sich als den Befehlshaber an. Nun verlangte ich Auskunft, was die Bürgerwehr hier wolle. Die Antwort lautete: „Jede Störung der Sitzung durch Waffengewalt verhindern.“ Ich erwiderte, die Nationalversammlung habe keinen bewaffneten Schutz verlangt, im Gegenteil ausdrücklich abgelehnt. Die Bürgerwehr habe sich daher sofort zu entfernen und auch die Straße zu räumen. Darüber gaben mehrere Bewaffnete sehr laut ihre Entrüstung zu erkennen und weigerten sich, meiner Anordnung Folge zu leisten. Ich erklärte nun laut, daß ich die Sitzung nicht eher eröffnen werde, bis Haus und Straße völlig geräumt seien, weil ich den Kampf mit den Truppen für unnütz, ja für schädlich hielte und deshalb vermeiden wolle. Abermals Widerspruch und lautes Murren. Ich fügte hinzu, damit niemand glauben könne, daß ich lediglich meinem Kopf allein folge, so würde ich den ersten Vizepräsidenten Phillips herunter rufen lassen und an ihn das Präsidium abtreten,

¹⁾ Vergl. über diesen Vorgang, welcher sich in der Nacht vom 12. zum 13. November 1848 abspielte, v. Unruh, „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte,“ S. 126.

wenn er mit mir nicht einverstanden sei. Phillips kam, und ich teilte ihm möglichst laut mit, was vorgefallen, mit dem Ersuchen, den Vorsitz zu übernehmen, wenn er mit meinen Anordnungen nicht einverstanden sei. Phillips trat mir sofort bei, aber das Murren dauerte fort und man machte keine Anstalten, das Haus zu räumen. Jetzt ließ ich auch den zweiten Vizepräsidenten Waldeck rufen und sprach mich gegen ihn wie gegen Phillips laut aus. Waldeck schien verlegen zu sein, was sonst seine Art nicht war. Ich glaube nicht, daß er im Herzen mit Phillips und mir einverstanden war, aber er blieb bei allem Radikalismus ein Mann des Gesetzes und scheute jede Handlung, die er nach dem Wortlaut der Gesetze nicht für zulässig erachten konnte. Dieser charakteristische Zug ist auch bei mehreren anderen Gelegenheiten hervorgetreten. Nach kurzem Besinnen trat auch er mir bei. Auf Grund dieser Einstimmigkeit des Präsidiums verbat ich sehr laut jeden Widerspruch und befahl den Bewaffneten nunmehr, Haus und Straße sofort zu räumen. Man gehorchte. Ich wollte aber Gewißheit haben und wendete mich deshalb an ein Mitglied der äußersten Linken, Buchdrucker Brill, mit der Bitte, sich davon zu überzeugen, daß die Straße wirklich geräumt sei, und mir oben im Saal Anzeige zu machen. Dann erst werde ich die Sitzung eröffnen. Brill, ein ganz radikaler, dabei kluger, zuverlässiger Mensch, erklärte sich dazu bereit. Ich ließ mich auch oben durch das Andringen vieler Abgeordneten nicht irre machen, sondern wartete mit der Eröffnung, bis Brill meldete, die Straße sei leer. Etwa eine halbe Stunde später ertönten auf der Straße Trommeln. Von beiden Seiten rückte Infanterie an. Ohne die Entfernung der Bürgerwehr wäre es unfehlbar zum Kampf gekommen. Uebrigens kann aus dem Umstande, daß die wenigen Maßregeln zur Verhütung eines Straßenkampfes vollständig ausreichten, mit Sicherheit geschlossen werden, daß eine Neigung oder gar ein Entschluß zum Widerstand, überhaupt eine revolutionäre Stimmung in der Bevölkerung gar nicht vorhanden war; sonst würden jene Abmachungen gewiß fruchtlos gewesen sein.

Als die Bürgerwehr aufgelöst und die Ablieferung der Waffen angeordnet wurde, ersuchte ich mehrere Abgeordnete, namentlich den Rechtsanwalt Moritz, sich in die Bürgerwehrversammlungen, insbesondere in die der Künstler, Handwerker und Maschinenbauer zu begeben und dieselben in meinem Namen zur widerstandslosen Ablieferung der Waffen aufzufordern mit dem Bemerken, die Reaktionspartei wünsche dringend einen blutigen Zusammenstoß als Vorwand zur Aufhebung aller erteilten Rechte und Versprechungen und zur Rückkehr zum Absolutismus. Es kamen keine gewaltsamen Widerseßlichkeiten vor. Bezeichnend ist es, daß mir einige Jahre später zwei Generale gesagt haben, sie wüßten sehr gut, daß ich im November 1848 den Kampf in Berlin zu verhüten gesucht habe, und seien mir dankbar dafür. Das Militär würde unfehlbar seine Schuldigkeit gethan haben, aber es sei eine der schwersten Pflichten des Soldaten, seine Landesleute mit den Waffen zu bekämpfen. Dagegen hat kein höherer Zivilbeamter sich über mein damaliges Verhalten anerkennend geäußert, viele aber haben die Hand dazu geboten, mich zu chikaniren und womöglich zu ruiniren. Von den höheren

Offizieren, mit denen ich beim Bau und Betriebe von Eisenbahnen und Gasanstalten geschäftlich in Berührung kam, bin ich stets mit Anstand und sogar mit Rücksicht behandelt worden, selbst in der schlimmsten Reaktionsperiode 1850—52.
(Fortsetzung folgt.)



Auch eine Erinnerung an Lothar Bucher.

Von

Karl Blind.

Der Zufall läßt mich in der „Deutschen Revue“ vom November 1893, in welcher eine Abhandlung von mir steht, den Hinweis des Herrn Heinrich von Poschinger auf eine Schrift Buchers sehen, worin über den Cobden-Klub und mich Angaben enthalten sind, die mich zu einer Erklärung zwingen.

Buchers Schrift erschien 1881 in den „Grenzboten“ ohne Namensnennung. Sie war bloß mit einem Kleeblatt gezeichnet. Mir waren darin, gleich im Eingange, nicht weniger als fünf, von falschen Behauptungen wimmelnde Seiten gewidmet. Aus mancherlei inneren Gründen vermutete ich Buchers Verfälschung, kämpfte aber stets gegen den Verdacht an. Denn obwohl dieser ehemalige Verbannte seinen Grundsätzen abgesagt hatte, wurde es mir schwer, zu glauben, daß eine solche Darstellung von ihm ausgehen könne.

Ich bin mit Bucher ein einziges Mal zusammengetroffen und zwar im Hause eines anderen, ebenfalls verbannten Mitgliedes der preußischen Nationalversammlung von 1849. Der Letztere sagte einmal zu mir ganz cynisch offen: „Zeigen Sie mir, daß Ihre Partei Aussicht auf Sieg hat und ich durch sie eine Stellung erlangen kann, und ich werde zu Ihnen übertreten.“ Ich erwiderte: „Unsere Partei kämpft für das, was sie für gut und recht erachtet. Den Sieg kann niemand versprechen. Um eine Zusicherung von Stellung und Amt handelt es sich bei uns nimmermehr.“

Bald darauf traten sowohl Bucher, als auch dieser Abgeordnete in den preußischen Staatsdienst ein.

Wenn ich mich nun heute gegen das wende, was Bucher in seiner Schrift über den Cobden-Klub gegen mich schrieb, so wird niemand behaupten können, daß ich dies gegen einen Verstorbenen thue, der sich nicht zu verteidigen vermöge. Nachdem der erste Teil jener Schrift erschienen war, erließ ich nämlich sofort am 10. September 1881 in der „Bosnischen Zeitung“ eine geharnischte Erklärung gegen den namenlosen Verfasser, auf welche dieser zu antworten nicht wagte, weil er eben die von mir ins Feld geführten Thatsachen nicht bestreiten konnte.

Der mit dem Kleeblatt Zeichnende hatte behauptet, ich habe mir „das Diplom als Ehrenmitglied des Cobden-Klubs rechtchaffen verdient, indem ich in deutschen Blättern die Tugend Gladstones gepriesen, und mir besonders in der ‚Bosjischen Zeitung‘ als fleißiger Mitarbeiter allerlei Verdienste um die Sache der englischen Freihändler erworben; doch habe ich es für gut gehalten, bei diesen Bemühungen anonym zu bleiben, scheinbar aber die Zeit für gekommen zu halten, mich in der ‚Bosjischen Zeitung‘ mit meinem Namen zu präsentiren.“

Darauf erwiderte ich in demselben Blatte, daß ich nie der politische Mitarbeiter der „Bosjischen Zeitung“ gewesen, was jeder sogar aus der mehrmals erfolgten Namensunterschrift an den betreffenden Londoner \sqrt -Briefen habe ersehen können. Biscamp hieß jener Berichterstatter. Mit Ausnahme einer freien Zuschrift gegen die Judenheße, die dem als Semitenfeind sich kundgebenden Verfasser der Abhandlung in den „Grenzboten“ nicht gefallen haben mag, sind in der That von mir nur Beiträge über Sagenkunde, Geschichte und dergleichen zur Sonntagsbeilage der „Bosjischen Zeitung“ geliefert worden; alle mit meinem Namen gezeichnet.

Daß ich in deutschen Blättern „die Tugend Gladstones“ gepriesen, war eine so kraß den Thatfachen widersprechende Angabe, wie ich sie Bucher nicht zugetraut hätte. Gerade das Gegenteil war nämlich offenkundig der Fall. In der „Neuen Freien Presse“, in der Berliner „Gegenwart“ und anderen Blättern, wie auch in England, hatte ich nämlich seit vielen Jahren gegen Gladstone wegen seiner Feindschaft gegen Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage, wegen seiner Haltung in den orientalischen Angelegenheiten, wegen seiner verwerflichen Förderung der amerikanischen Sklavenhalter-Empörung, wegen der durch ihn veranlaßten Entfernung Garibaldi's aus England und wegen seiner ritualistisch-römehnden, theologischen Verbohrtheit unzählige Male mit meiner Namensunterschrift die stärksten Angriffe gerichtet.

Weiter bezeichnete mich der damals namenlose Verfasser als einen „Vertrauten der italienischen Irredentisten“ und suchte den Gedanken zu erwecken, als stimme ich ihren Absichten auf Triest und Süd-Tirol bei! Nebenbei führte er, um, ganz irriger Weise, die preußische Fortschrittspartei für meine Gesinnungen verantwortlich zu machen, aus einer Flugschrift von mir („Antwortschreiben an Mazzini“, 1861) einige Stellen an. Nun enthielt aber gerade diese Flugschrift die entschiedensten Aeußerungen gegen die Irredentisten, welche, so sagte ich, „Deutschland seines Hafens am adriatischen Meere berauben wollen.“ Es war in der Flugschrift weiter gesagt: „Unsere Bestrebungen gehen auf nichts anderes, als die Gründung eines einigen und freien Deutschlands in seinen Bundesgrenzen — von den Ebenen Schlesiens bis zu unseren Alpen und zur Adria, von den Ardennen bis zur Memel und March. Aber an diesen Grenzen, die in der That die unseren sind, werden wir am Tage der Völkererhebung gute Wache halten.“

Diese Schrift lag Buchern vor, und im Angesichte derselben schrieb er von

mir als dem „Vertrauten der Irredentisten!“ Hundert-, nein, tausendmal habe ich seit 1848 unser Recht auf Triest und Süd-Tirol öffentlich betont. Ja, aus meinem eigenen Munde kennt Bucher meine Ansicht; denn auch darauf kam ich, da er einst ebenfalls mit Mazzini befreundet war, bei jener Unterredung mit ihm zu sprechen. Und trotzdem dichtete er mir, als namenloser Verfasser, gerade das Gegenteil meiner Gesinnung an!

Es muß mir gestattet sein, nachzuweisen, daß und wie ich ihm damals in der „Bosßischen Zeitung“, auf die er sich bezogen hatte, entgegentrat. In meiner Erklärung sagte ich unter anderem: „Hier muß ich die Redaktion der ‚Grenzboten‘, deren Ansichten den meinigen ja sonst schroff entgegengesetzt sein mögen, die ich aber nicht für mitschuldig an einer bewußten Unterdrückung und Verdrehung der Wahrheit halten kann, schon bitten, ihrem Mitarbeiter künftig auf die Finger zu sehen.“ Und weiter: „Ich sollte denken, diese meine Ansichten seien in Deutschland ziemlich bekannt. Der Redaktion der ‚Grenzboten‘ kann ich daher nur mein Mitleid aussprechen, daß sie sich durch einen so lächerlich unwissenden Mitarbeiter mißleiten ließ. Oder handelt es sich vielleicht um eine absichtliche Unwahrheit, um eine Fälschung?“

Dies sagte ich in der „Bosßischen Zeitung“ von 1881. Bucher hat aus guten Gründen darauf geschwiegen.

Jetzt finde ich zu meinem Erstaunen, daß Herr von Poschinger diese selbe Abhandlung Buchers als eine bedeutende Leistung hervorhebt und die Bemerkung daran knüpft: „Besonderes Interesse beansprucht jener Teil der Schrift, welcher untersucht, welche Gründe wohl die ausländischen Mitglieder des Cobden-Klubs bestimmt haben mögen, sich durch ihre Dienste in Beförderung der Zwecke desselben auszuzeichnen.“

Sollte damit irgendwie angedeutet werden, daß ich je den geringsten Vorteil aus der Ehrenmitgliedschaft gehabt hätte, so könnte ich dies nur mit einem Worte bezeichnen, das ich hier gern unausgesprochen lasse. Wie ich damals in der „Bosßischen Zeitung“ bereits feststellte, ist meine Ernennung zum Ehrenmitglied des Cobden-Klubs ohne irgend welches Zutun von meiner Seite erfolgt — ganz so, wie ich in England und Schottland zum Ehrenmitglied von Arbeiter-, Schriftsteller- und anderen Vereinen und Klubs erwählt worden bin. Und daß ich nicht für die Grundsätze der alten „Manchester-Schule“ schwärme, weiß wohl auch jeder, der überhaupt etwas von mir weiß. Andererseits ist es vollkommen wahr, daß ich in der Wiederherstellung mittelalterlicher Schlagbäume nicht das Ideal des Völkerverkehrs erblicke.

Wenn ich vollends von dem damals namenlosen Verfasser beschuldigt wurde, daß ich im Namen der „zwölf ministeriellen Kollegen“, die mit mir „im Cobden-Klub sitzen“, Englands auswärtige Politik gegen Frankreich mache und überdies die Politik Deutschlands mittelst fein berechneter Ansprachen an die Berliner Fortschrittspartei zu machen gesucht habe, so war das zwar sehr schmeichelhaft, aber doch eine allzu große Ehre. Die angebliche Aeußerung eines Diplomaten über die deutschen Mitglieder des Cobden-Klubs: „Ei, das wäre ja ein Ministerium

Gladstone fix und fertig“, bedarf, nach allem Obigen, keiner besonderen Beantwortung. Ich wenigstens habe nie auf ein Amt spekulirt.

In welchem Stil Bucher damals unter dem Kleeblattzeichen schrieb, davon nur eine kleine Probe. Von gemäßigt liberalen deutschen Politikern sprach er als von den „Herrschaften“. Für Garibaldi hatte er die Bezeichnung: „Der rote General von der Ziegeninsel“.

Ich hatte wirklich Zweifel gehegt, ob Bucher der Urheber einer solchen Schrift sein könne. Jetzt wissen wir also, daß er es war. Nur hoffen kann ich daher, daß Herr Ritter von Poschinger von dem heutigen Nachweise gebührende öffentliche Kenntniß nehmen wird. Ueber das Grab hinaus dürfen doch die falschen Behauptungen eines Mannes, der bei Lebzeiten nicht zu antworten wagte, keine fortdauernde Wirkung üben.

London, im November 1893.

Der verehrlichen Redaktion der „Deutschen Revue“ danke ich, daß sie mir Gelegenheit gegeben hat, vorstehendem Aufsätze des Herrn Karl Blind einige Worte beizufügen.

Lothar Bucher hat mir ausdrücklich erlaubt, ihn als Verfasser der im Jahre 1881 anonym erschienenen Schrift „Der Cobden-Klub“ zu bezeichnen, und zwar war ich ermächtigt, noch zu seinen Lebzeiten das Wissen des bis dahin unbekanntem Verfassers der Schrift zu lüften, so daß ihm der Mut, für seine Behauptungen eventuell einzutreten, nicht abgesprochen werden kann.

Bei meiner Ansicht, daß die Schrift noch heute zur Lektüre zu empfehlen sei, bleibe ich stehen. Sie schlug in das Freihandelslager ein wie eine Bombe und veranlaßte alsbald den deutschen Botschafter in Rom, Herrn v. Reudell und den englischen Botschafter in Berlin, Lord Ampthill, ihren Austritt aus dem Klub zu erklären.

Herrn Karl Blind aber kann ich nur raten, bevor er mir in der Presse Belehrungen erteilt, sich wenigstens in der einschlägigen Literatur genauer umzusehen. Er würde beim Studium derselben gefunden haben, daß nicht ich im Novemberheft der „Deutschen Revue“ zuerst L. Bucher als den Verfasser des Cobden-Klubs bezeichnet habe. Schon im vorigen Mai, also sechs Monate vorher war diese Broschüre in die „Kleinen Schriften politischen Inhalts“ von L. Bucher (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart) aufgenommen worden, und der Herausgeber dieses Sammelwerkes war kein anderer als Bruno Bucher, der Bruder des so früh Dahingegangenen.

Berlin, 10. April 1894.

H. v. Poschinger.



Erinnerungsblätter

von

Johanna Kinkel.

(Fortsetzung.)

Es war indessen dem über und über beschäftigten Kommandanten zu unständig gewesen, mein Gesuch um eine Unterredung mit Kinkel ins Hauptquartier zu senden; als ich mich um vier Uhr am bestimmten Orte einfand, sagte der Adjutant: „Ich will die Sache einfach auf meine Verantwortung nehmen und Sie zu Ihrem Manne führen. Ich warne Sie aber vorher, daß Sie sich keine Mitteilung politischer Art erlauben; daß Sie ihm keine Papiere, überhaupt nichts heimlich zustellen, weil sonst sogleich gegen Sie eingeschritten werden müßte.“

Ich versprach alles, und einen Augenblick meines tiefen Unglücks vergessend, war ich wie trunken vor Entzücken, daß ich ihn sehen, seine geliebte Stimme hören sollte.

Sein Gefängnis war hoch oben im Turm; ich merkte mir die Nummer 25, vor der wir stille standen. Die Riegel der ersten Pforte wichen, die Zelle rechts zeigte man mir als die seine. Ich mußte draußen warten, bis der mich begleitende Offizier nochmals Kinkel gegenüber die Warnung wiederholt hatte, nichts zu besprechen, das gegen die Regel des Gefängnisses verstieße.

Endlich, endlich schlossen wir uns wieder in die Arme mit einer inbrünstigen Seligkeit, wie die goldensten Tage unserer Ehe uns nie ein heiligeres Liebesgefühl kennen lehrten.

Ach, nur eine Viertelstunde war uns gegönnt; sie rauschte vorüber, ehe wir nur ein Sandkörnchen von der erdrückenden Herzenslast abwälzen konnten. An geordnete Mitteilungen war nicht zu denken; nur in flüchtigen Umrissen konnte Gottfried mir die Scene bei seiner Gefangennahme schildern. Eine Kugel hatte die rechte Seite seines Hauptes dicht über der Schläfe gestreift. Betäubt sank er, ward von seinem Nebenmanne aus dem Gefecht nach einem einsam gelegenen Hause geführt und dort notdürftig mit seinem Schnupftuch verbunden. Sobald er seine volle Besinnung wiederfand, nahm er die Muskete, um zum Schlachtfeld zurückzukehren. Unterdes war die Stelle, die er unlängst verlassen hatte, von den Preußen genommen und, aus einem Kornfeld (oder aus einem Gebüsch) hervortretend, sah er sich plötzlich von etwa zwanzig Feinden umringt. Er wurde augenblicklich entwaffnet, und ein Teil der Soldaten wollte sogleich Standrecht an ihm ausüben. Das verhinderte der hinzutretende General Brunn, der ein kurzes Verhör mit ihm anstellte. Am andern Morgen ward nochmal von der blutigierigen Partei sein Tod gefordert; aber es bewährte sich wieder Kinkels alte Behauptung: „Haben sie mich erst zu Wort kommen lassen, so töten sie mich nicht!“

General Brunn setzte es durch, daß Kinkel nach Karlsruhe abgeliefert wurde.

Zur Ergänzung dieser Mitteilung hörte ich einige Monate später aus dem Munde eines Soldaten, der ein Augenzeuge jener Auftritte war, daß mehrere Rheinländer aus Kinkels Wahlkreis unter den Truppen waren, die ihn gefangen nehmen mußten; daß die, welche ihn kannten, ihn gern hätten entlassen lassen, und daß einige sogar seinem Unfalle bittere Thränen weiheten. Leider war der Unteroffizier, ein Stockpreuße, zugegen, welcher sich vor allem die goldene Uhr des Gefangenen aneignete und durch seine brutalen Aeußerungen das Mitleid der menschlicheren Soldaten einschüchterte, indes er die Wut seiner Gefinnungsgeossen steigerte.

Kinkel hatte mir oft bei früheren Lebensgefahren ausgesprochen, daß er sich für ein gefeites Haupt halte und daß er nicht eher sterben werde, bis er sein Prinzip auf die Bahn des Sieges geführt habe. Derselbe zuversichtliche Glaube leuchtete auch jetzt aus seinem Auge, welches unter dem blutgetränkten Tuche, das seine Stirn verhüllte, ebenso klar und ruhig hervorblickte, wie es einst unter dem Kranz von Lorbeern mit Rosen durchflochten in den Festkreis schaute. Das war der Blick eines Siegers, nicht eines Besiegten. Ach, er schien noch so fest an den Sieg seiner Waffenbrüder zu glauben, als hörte er ihre Fanfaren schon an der Eisenpforte seines Turmes hell erdröhnen und ihm Befreiung und neue Kampfeslust entgegen bringen.

Einmal nur verdunkelte sich sein Auge und seine heißen Thränen strömten über meine Wangen; aber rasch ermannte er sich wieder, und der Augenblick unseres Scheidens ward mutig und mit hellem Blick von uns beiden überstanden.

Von allen Lebensstunden — und wir waren reich an Seligkeiten — ist keine, die diese Minuten im Kerker an Hochgefühl überbietet. Nie in seinen Glückestagen, wenn er in schimmernden Sälen durch den Zauber seiner Rede eine ganze Versammlung beherrschte, erschien er mir so herrlich wie in dieser ärmlichen Tracht und der öden Umgebung. Diese graue Zelle umschloß mir einen Himmel voll Liebe und heiligen Opfermutes. Gesegnet bleibe ewig ihre Schwelle, und möge des Dichters Geist, der mit hohen Gedanken diese Räume weihte, tröstend jedes folgenden Bewohners arme, müde Stirn umwehen!

Der Trost, den dieser Besuch in meine Seele goß, half mir über eine lange Reihe von schweren Tagen hinweg, die nun folgten. Die Ungewißheit hätte mich verzehrt, wenn nicht die Stimme des Geliebten wie ein Friedensklang in meinem Innersten immer noch nachhallte.

Die drohende Gefahr mahnte indes, nicht dem Gefühl zu vertrauen, sondern auch zu handeln. Die Aeußerungen des Adjutanten verrieten mir zwar, daß Kinkel sich schon einen Pfad zum Herzen seiner Richter gebahnt hatte. Aber daß die bösen Leidenschaften, mit welchen viele Offiziere die Herzen ihrer Soldaten vergiftet hatten, sich jetzt nicht mehr durch vermittelnde Worte bannen ließen, war ebenso klar.

Der Adjutant sagte mir unter anderem: „Sie sollten nur in unsere Spitäler kommen und die Tausende sehen, die dort mit zerschossenen Gliedern liegen. Diese Leute schreien nach Rache!“

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich also endlich aus authentischer Quelle, daß dem preußischen Heer wirklich von den Freischaren bedeutende Verluste zugefügt worden waren. Die damaligen Zeitungen gestanden selten einen Toten und höchstens vier Verwundete zu. Auf meinem einsamen Stübchen beschäftigte mich zuvörderst die Abfassung einer Petition, von der ich mir mindestens Aufschub versprach. Unterdes hoffte ich, was sich auch wirklich erfüllte, daß gewichtigere Stimmen in Deutschland erwachen würden, um Kinkels Haupt den Todesgöttern zu entreißen.

Der nächste, der über Tod und Leben entschied, war der Prinz von Preußen. Ihn durch eine Bitte zu rühren, war ein Unternehmen, dem ich mich durchaus nicht gewachsen glaubte. Aber ein Zufall hatte mich vor Jahren einmal in die Nähe seiner Gemahlin geführt; es war eine Zusammenkunft, die heitere Eindrücke in der Erinnerung der Fürstin auffrischen konnte, und so schien es mir möglich, daß eine Anwandlung von freundlicher Laune auch jetzt meiner Bitte günstig werde.

Ein Offizier, den ich nach den Formalitäten gefragt hatte, die ich beobachten müsse, wenn man an ein Mitglied des königlichen Hauses schreibe, hatte mir eingeschärft, als Anrede „Allerdurchlauchtigste, Allergroßmächtigste Prinzessin“ zu setzen. Dieser Titel kam mir aber so geschmacklos vor, daß ich fürchtete, mich vor einer Dame lächerlich zu machen, die auf dem klassischen Boden von Weimar, inmitten aller Mäusenlieblinge, ihre Jugend zugebracht hatte. Eine Feder, die je einen reinen Vers hinschrieb, mußte ja vor einer solchen Zopf-Anrede fahnenflüchtig werden. Ich versuchte es mit der einfachen: „Königliche Hoheit!“ Aber als ich die Feder rasch ansetzte, schrak ich vor einer geistesstischen Mahnung einen Augenblick zurück und zögerte schauernd. Mir war, als führe etwas Scharfes und Eiskaltes, wie die Schneide eines Beils über meinen gebeugten Nacken. Was war ich im Begriff zu thun? Die Republik konnte noch siegen, und dieser Brief von meiner Hand verdamnte mich in den Augen der Terroristen. Der Mann mit dem Tigerblick stand wieder vor mir, der vor einem Jahre eine furchtbare Drohung gegen alle aussprach, die vor der letzten Konsequenz zurückbeben. Damals entsetzte ich mich vor der Gemeinschaft solcher Genossen und ahnte nicht, wie bald unsere Gegner uns ihnen in die Arme treiben würden. Sollte ich mich dem Fatum unterwerfen? Oder sollte ich eine irdische Macht anrufen? . . . Die Antwort war rasch gefunden. Erhalte ich diesen Mann, so mag mein Haupt immerhin dran gewagt werden. Aber wichtiger war es, in meiner Bittschrift jedes Wort zu vermeiden, das wie eine Verleugnung seiner Grundsätze konnte gedeutet werden; und das war nicht so leicht; denn wer keine Reue heucheln will, mit welcher Stirn soll der Schonung fordern? Man sagt mit Unrecht: „Die Frau darf alles thun, um ihren Mann zu retten.“ Auch was sie auf eigene Gefahr thut, wird früh oder spät einmal angerechnet.

Ich glaube, ohne Troß, wie ohne den Schein einer Apostasie bloß an das Herz appellirt zu haben, indem ich an jene friedlichen Tage anknüpfte, wo noch heitere Lieder statt des Schlachtendonners an das Ohr der Fürstin klangen:

„Ew. Königliche Hoheit!

„Es sind etwa zehn Jahre, daß dem Maler Begas der ehrenvolle Auftrag wurde, die Züge Ew. Königlichen Hoheit im Bilde zu verewigen. Um dem Blick den heitersten Ausdruck zu geben, sollte Poesie und Musik die Seele des Urbildes berühren. Eine damals harmlose junge Künstlerin wurde ausersehen, mit fröhlichen Liedern ihrer Erfindung Ew. Königlichen Hoheit die Langeweile von ein paar Stunden zu verscheuchen. Es ist ein Nichts, was eine arme Bürgerin einer hohen Fürstin bieten kann, die oft alles mit einer einzigen Silbe ihr zu nehmen oder zu geben vermag. Und dennoch auf dieses Nichts hin, um dieses armen längst vergessenen Lächeln willen, das sie ins Auge der Fürstin zauberte, wagt es jene Künstlerin jetzt, diese um eine Gunst zu bitten, die für sie die ganze Welt in sich schließt.

„Ich flehe um das Leben meines Mannes, des Vaters meiner vier Kinder. Es steht in den Händen des Prinzen von Preußen, und eine Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit kann sein Schicksal noch wenden, wenn sie vor dem Spruch des Kriegsgerichts eintrifft.

„Ich weiß, daß sein Leben verwirkt ist, denn er wurde auf dem Schlachtfelde kämpfend verwundet und mit den Waffen in der Hand gefangen genommen. Nur eine Umwandlung der Strafe kann durch die Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit bewirkt werden. Schon ein bloßer Aufschub des Todesurteils reicht hin, ihn zu retten, denn wenn der Sturm der politischen Leidenschaften sich beruhigt hat, so ist es unmöglich, daß man diesen Mann verdammen wird.

„Gottfried Kinkel war vor dem Jahre 1848 ein friedlicher Gelehrter, dabei Dichter und Idealist. Wie mit einer religiösen Begeisterung erfaßte ihn die neue Zeit, und der Glaube an ein Heil der Menschheit, das nur in der Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gefunden werden könne, trieb ihn endlich zu den letzten Konsequenzen. Unedel hat er nie gehandelt: er beteiligte sich bei keiner geheimen Verschwörung, er entzündete nie den Haß der Menge gegen Personen, sein Kampf galt nur einem System, und während andere das Volk mißbrauchten und sich damit feig erretteten, ging er für seine Ueberzeugung offen und ehrlich in den Tod.

„Aber sein Weib, seine Kinder, seine Freunde und Schüler, ich darf wohl sagen: Tausende, die ihn in Deutschland lieben und verehren (und darunter darf man selbst viele seiner politischen Gegner zählen), können sich nicht mit dem Gedanken trösten, daß seine Partei ihn nach seinem frühen Tode als Märtyrer heilig sprechen wird. Mag immerhin seine politische Laufbahn vernichtet sein, mögen selbst seine blühendsten Mannesjahre einsamer Kerkerluft geopfert werden, — bleibt uns nur sein geliebtes Leben, bleibt nur sein spätes Alter seinen geliebten Kindern erhalten, so wird die Fürbitte Ew. Königlichen Hoheit von unzähligen guten Menschen mit Dankesthränen gesegnet werden.

„Ew. Königlichen Hoheit schneller Vermittlung mit banger Hoffnung entgegen sehend, zeichnet ehrfurchtsvoll

gez.: Johanna Kinkel, vormals Fr. Mathieux.“

Aber wie, wenn die Schrift nicht in ihre Hände kam, oder in einem zerstreuten Augenblick flüchtig gelesen und vergessen aus der Hand gelegt würde?

Es mußte ein Mensch gewonnen werden, der sie selbst in die Hand der Prinzessin ablieferte und der noch mit einem herzeindringlichen Worte zur Eile mahnte.

Es fehlte mir nicht an Befreundeten in Berlin, die dieses Amt mit warmem Herzen für mich unternommen hätten. Unter allen aber, deren Bilder ich an meiner Seele vorüberführte, schimmerte wie ein holder Stern eine liebe Gestalt hervor, die sich mit großen, träumerischen Augen, mit hoher weißer Stirn wie rettungsverkündend zu mir hinzuneigen schien. Ich gedachte des sanften, schweremutvollen Lauts ihrer süßen Stimme, die (so wie der Duft die Rosenknospe verrät) Zeugnis einer Blumenseele gibt, die im Schatten Edens erblühte. Die Bitte dieser Jungfrau, deren Geist vom Hauch des Genius verklärt ist und deren Gemüt die reinste Kindesunschuld bewahrte, sie muß unwiderstehlich sein. Selbst größeren Eifer und Ausdauer, mit einem solchen Gesuch durchzudringen, traute ich ihr zu, die fast noch Kind zu nennen, als anderen, die vielleicht eine reifere Einsicht, eine erprobtere Beredsamkeit besaßen. Diese hatten schon selbst ungeheure Schicksale durchlebt, oder die politische Idee fand in ihnen so ernste, strenge Vertreter, daß ihnen vor dem weltenzerschmetternden Prinzip ein Einzelschicksal in den Schatten trat. Hingegen diesem Kinde war hier zum erstenmale eine große Sorge auf das leichte Herz gewälzt. Das Ungeheure, das Nachtgraue, das wie ein schwarzer Schatten sich auf das idyllische Gefilde ihres stillen, heitern Lebens senkte, mußte ungeahnte Kräfte aus ihrer Brust herausbeschwören und einen Blitzstrahl auf ihre Lippen legen. Ihr sandte ich meine Bittschrift zur Besorgung und goß in einem Begleitschreiben mein armes, überlastetes Herz in ihre reine, milde Seele aus.

Hatte ich nun der zauberhaften Liebenswürdigkeit meiner jungen Freundin die Rolle zugeteilt, die Herzen der Mächtigen leise zu umstricken und für meine Sache zu stimmen, so wendete ich mich jetzt an den Verstand eines alten und sehr besonnenen Freundes, der im Ministerium etwas galt, damit er mit Klugheitsgründen den Regungen des Mitleids nachhelfen möge. Seine Fürbitte mußte doppelt wirksam in die Waagschale fallen, denn er war Kinkels politischer Gegner. Dieser Mann, verschrien als schwarzer Reaktionär, traf nichtsdestoweniger in den sozialen Fragen mit Kinkel häufig zusammen, weil er neben seiner aristokratischen Orthodoxie, in der er einmal großgezogen und festgewachsen war, dennoch ein menschliches und gütiges Herz für die Armut bewahrte. Als die beiden Männer nach der Kammerauflösung in Berlin von einander schieden, sagte unser Royalist treuherzig zu Kinkel: „Nun, mein werter Herr Kollege, wenn's jetzt losgeht und Ihre Partei sollte siegen, so sorgen Sie freundlich, daß ich meinen Kopf behalte; siegen wir, so werde ich Ihnen denselben Dienst leisten.“ Darauf schüttelten sie sich lachend die Hände, nicht ahnend, wie bald das Scherzwort wahr werden sollte.

Nachdem ich noch einmal am andern Tage von einem Polizisten zur Abreise aufgefordert war, sandte ich meine Briefe ab, ging noch einmal an die Pforte des Turms und gab der Gefangenwärterin einen symbolischen Strauß aus zwei Selänger-Selieber und vier Rosenknospen, den sie meinem Manne zum Abschiedsgruß bringen sollte. Am andern Morgen bestieg ich den Mannheimer Zug, um zu meinen verwaisten Kindern zurückzukehren. Da ereignete sich eine Scene, deren Humor selbst auf mich, trotz meines tiefen Leids, erheiternd wirkte.

Ein dicker, so recht behäbiger Herr saß in unserem Coupé, der, als ein Gendarm ihn nach seinem Passe fragte, fast höhnisch zuversichtlich antwortete: „Ich werde doch keinen Paß brauchen; ich bin ja der und der von der Kreisregierung!“ Der Gendarm erwiderte: „Das können wir halt nit wissen, ob Sie von der Kreisregierung sind. Können Sie sich denn nit legitimiren?“ „I freilich,“ entgegnete der dicke Herr, „mich kennt hier jedermann; schicken Sie nur nach der Kommandantur; an die hatte ich Aufträge von der Mannheimer Kreisregierung.“ Der Gendarm zuckte mit den Schultern und schwieg einen Augenblick. Ich dachte bei mir: „Sollte denn ein Polizist so wenig Scharfblick haben, um seine Vorgesetzten nicht zu kennen? Dieser echt bureaukratischen Physiognomie sieht ja jeder auf der Stelle an, daß der zu den weißen und nicht zu den schwarzen Schafen gehört.“ Aber der Gendarm war durchtriebener als ich. Just, ehe der Zug abging, kam er mit einem Kollegen an den Wagenschlag und sagte: „Hören Sie, mein Herr, es thut mir sehr leid, aber Sie müssen halt aussteigen. Wir haben strenge, gemessene Befehle, niemand, wer es auch sei, ohne Paß durchzulassen. Gehen Sie halt wieder in die Stadt und suchen sich zu legitimiren.“ Trotz aller Remonstrationen mußte der ehrbare Bureaukrat aussteigen. Als er zornglühend nach dem Wartejaale ging, lachten die beiden Gendarmen ins Fäustchen und wandten sich zu den Passagieren mit den Worten: „Es iicht ihm gut. Was braucht er ohne Paß zu fahren? Er iicht vom Amt und kann's wissen. Es schad't ihm nit, daß er emal sieht, wie mir hier die Leut' plagen müssen.“ In diesem Augenblick ging es Pi . . . Puppuppuppup . . . und die Lokomotive brauste davon.

Der heitere Eindruck machte jogleich wieder tiefer Schwermut Platz. Der geliebte Turm hob sich hoch über den Gipfeln der dunklen Bäume, hell von der Morgenjonne beleuchtet, empor. Tausend Küsse sandte ich zu den „fern-entwichenen lichten Finsternissen“ hinüber. Ich gedachte der süßen Kinder, denen ich den Vater nicht mit heimbrachte, und ein Lied stieg mir auf, in das ich die schweren Seufzer meiner Brust aushauchte und sie in Melodien kleidete:

Was schaut ihr Kindlein traurig zu mir auf
Und fragt, warum der Mutter Thränen rollen?
Nemmt nicht mit süßem Schmeicheln ihren Lauf,
Der aus der Seele quillt, der schmerzenvollen.
Der Vater, den wir lieben treu und rein,
Er weilt gefangen auf dem hohen Turme
Und lauscht durch sein vergittert Fensterlein
Dem fernen Schlachtendonner und dem Sturme.

Er kämpfte für die deutsche Republik,
 Prophetisch sah sein Aug' die Zukunft tagen,
 Zur Freiheit hingewandt den kühnen Blick,
 Nicht mocht' er nach der Zahl der Feinde fragen.

Es färbt' sein edles Blut den Boden rot,
 Er sank, doch hielt die Hand noch die Muskete,
 O, darum nur verschont' ihn früher Tod,
 Daß er des Kerkers öden Raum betrete.

Ihr stolzen Sieger, ehrt den tapfern Feind,
 Der bis zum Tod getreu blieb seiner Fahne;
 Deß Lippen nie mit falschem Hauch verneint,
 Was still sein Herz beschloß im heil'gen Wahne.

Doch wir verhüllen wehmutsvoll das Haupt
 Und beugen uns dem dunklen Schicksalspruche.
 Noch grünt die Hoffnung! Weh, wenn sie entlaubt,
 Dann wird die Welt, das Leben uns zum Fluche.

Die ersten Wochen nach meiner Rückkehr in die Heimat waren ziemlich tröstlich. Ich erfuhr von Deputationen und Petitionen, von unzähligen Stimmen in der Presse, von der Teilnahme fast aller Parteien, die sich für Kinkels Leben verwendet hatten, und damals glaubte man noch, die öffentliche Meinung werde auch von den Mächtigen als eine ihnen entgegenstehende, der Rücksicht werthe Macht geachtet. Die demokratisch gesinnten Personen, die mich besuchten, waren alle ganz fest überzeugt, daß an eine Hinrichtung gar nicht mehr zu denken sei. Sie beurteilten die Stimmung der Sieger nach ihrem eigenen Gefühl. Aber nach und nach fanden sich die Leute von der Gegenpartei ein, und diese kannten die Gefahr, in der Kinkel schwebte. Am erschreckendsten war mir das Benehmen eines befreundeten Geistlichen, welcher an einem Nachmittage, als ich, in heitere, hoffnungsreiche Träume versenkt, mit meinen Kindern in der Gartenlaube saß, mich mit dem Tone eines Galgenpredigers, der einen Deliquenten zum Tode zu führen kommt, unvermutet begrüßte.

Er kam aus Karlsruhe, wohin er von seinem Wohnorte aus gereist war, um meinen Mann noch einmal zu sehen. Ich wunderte mich sehr, als ich hörte, daß er, ohne mich zu besuchen, auf der Hinreise in Bonn sich aufgehalten hatte; es wäre doch so natürlich gewesen, vor allem mich und die Kinder vorher zu besuchen, um dem Gefangenen mindestens Botschaft von seiner Familie zu bringen; doch dachte ich damals noch nichts Arges über diese auffallende Unterlassung, da der Freund sich stets sehr herzlich mir gegenüber betrug und nie von mir Abschied nahm, ohne zu sagen: „Der Herr segne Sie! Der Herr behüte Sie!“

Aus seinen Mittheilungen durchschaute ich indes bald, daß er fest an die baldige Hinrichtung Kinkels glaubte, und daß er einen Versuch gemacht hatte, ihn noch rasch zum Pietismus zu bekehren. Er hatte sich zu dem Ende vorher schon mit einem andern Pfarrer in Verbindung gesetzt und mit diesem gemeinschaftlich das Gewissen meines Mannes vom orthodoxen Standpunkte aus bestürmt. Er stellte die Sache so dar, als ob Kinkel geistlichen Trost gewünscht

habe, und mit großer Zerknirschung sich die Bibelsprüche habe von ihm vorlesen lassen, die er zu seiner Erbauung auf der Reise für ihn aufgeschrieben hatte. Mir schien das eher eine Selbsttäuschung zu sein, wenn ich an die ungeheure Verschiedenheit der Verstandesgaben wie der Bildungsstufen dachte, welche zwischen beiden Männern obwaltet. Ich bedauerte im innersten Herzen meinen armen Mann, wenn ich an die moralische Tortur dachte, die ihm diese Zusammenkunft mußte angethan haben, und fand diese Ansicht bestätigt, als ich den Brief las, den man mir von ihm mitbrachte, und worin sein peinliches Gefühl zwar fein und schonend, aber hinreichend verständlich ausgedrückt war.

Im höchsten Grade auffallend war mir die Leichtigkeit, womit dieser Herr Zutritt zu Kinkel erhalten hatte, im Verhältnis zu den Schwierigkeiten, die man mir gemacht hatte. Die Frau, die doch seinem Herzen am nächsten stand, verdankte es nur der Barmherzigkeit eines jüngeren Offiziers, daß sie in fremder Gegenwart eine kurze Weile mit ihrem Manne reden durfte! Dem Herrn Pastor aber hatte man den Gefangenen durch ein paar Gendarmen expresse in ein anderes Lokal holen lassen und ihn dort stundenlang mit ihm allein gelassen. Mir stand das Schicksal Schubarts vor der Seele, dessen Geist im Kerker durch das furchtbare Gift des Pietismus langsam gemordet wurde, und fast schon erschien mir der Tod minder schaurig. Ich erinnerte mich, wie Kinkel ehemals, wenn uns dieser Freund besucht hatte, stets vermied, mit ihm auf religiöse Gespräche zu kommen, und wie verstimmt er war, wenn das unvermeidliche Thema dennoch berührt worden. Damals waren wir mindestens in unseren vier Pfählen beisammen, und die gemüthlichen Beziehungen eines nahen freundschaftlichen Verhältnisses glichen die schroffe Kluft aus, die zwischen unseren Richtungen lag. Jetzt war Kinkel wehrlos den Zudringlichkeiten preisgegeben, mit der der geistliche Hochmut eines beschränkten Kopfes sich in das Heiligtum einer fremden Seele einzudrängen pflegt.

Waren auch die Kerkermauern nicht im Stande, Kinkels hellen Geist so zu verdunkeln, daß er dem Pietisten auch nur einen Fuß breit Terrain eingeräumt hätte, so lag die andere Gefahr nah, daß er die Geduld verlor und durch eine grobe Abfertigung die Partei beleidigte, die stets eine so ungeheure Macht in absoluten Staaten besitzt. Die Schwarzröcke, die sich jetzt um ihn sammelten, erschienen mir wie die nächtlichen Raben, die sein nahes Verderben verkündeten.

Nach und nach wurden nun auch die Antworten bekannt, welche die hohen und höchsten Personen den Bittstellern gegeben hatten, die um sein Leben flehten. Die Worte waren so diplomatisch gestellt, daß kein bestimmtes Versprechen, ebenso wenig ein direktes Abweisen darin lag. Der Sinn sämtlicher Erwiderungen ließ sich kurz so zusammen fassen: „Wir möchten sehr gern begnadigen, aber leider können wir in diese Sache nicht mehr eingreifen, weil alle Verantwortung dem General von der Gröben schon übertragen ist. Dennoch wollen wir uns dafür verwenden.“

Wenn ein absoluter Herrscher sagt: „Ich möchte gern, aber ich kann nicht!“ so weiß man, was das heißt.

Meine Hoffnung sank tief und tiefer.

Mir war, als fühlte ich mich in den Fluten versinken, und haschte nach jedem dünnen Weidenzweig, der sich vom Ufer herüberbog und mir in der Hand zerbrach. Oft dachte ich, es ist alles vergebens, und doch trieb es mich immer von neuem, mein Heil durch Bitten zu versuchen.

Man sagte mir, von der Gröben sei ein Mann, der Phantasie besitze und dessen Herz nicht unzugänglich sei. Schon viele hatten sich bei ihm für Kinkel verwendet, und es erschien mir wie ein Frevel, daß ich allein stumm dem Manne gegenüber bleiben sollte, in dessen Hände nun die Entscheidung gelegt war. Ich schrieb ihm:

„Neben den menschenfreundlich Gesinnten, die den Charakter und die That Kinkels ohne Vorurteil betrachten, sind in der jüngsten Zeit auch andere aufgetreten, die in öffentlichen Blättern stürmisch seinen Tod verlangen.

„Sie, sein Richter über Tod und Leben, erscheinen mir wie jener Held der nordischen Sage, zu dessen Füßen der Feind schlummert, während über seinem Haupte die Geister des Lichts und der Nacht abwechselnd von Rache und Verzeihen flüstern. Welche Stimme wird die letzte sein, die Ihre Seele faßt?

„Mein Urteil werden Sie der Parteilichkeit beschuldigen, wenn ich in banger Angst Ihnen zurufe: ‚Schneiden Sie nicht vor der Zeit den Lebensfaden eines Mannes ab, dessen Herz liebevoll und gütig, dessen Geist befähigt ist, Großes und Schönes zum Segen vieler zu erschaffen.‘

„Von Ihrem Standpunkte sehen Sie in ihm nur einen Schuldigen, im besten Falle einen Verblendeten, dessen Verirrung manchen andern ins Verderben riß. Ich darf Ihnen nicht den Parteistandpunkt entgegen halten, der in der Selbstaufopferung Kinkels für ihn einen Ruhm sieht. Nur daran sei mir vergönnt zu mahnen, wie die Gegenwart, von großen Schmerzen und Leiden heftig bewegt, auch das hellste Auge undunkelt und kein Sterblicher mit unumstößlicher Gewißheit sagen kann: ‚Das Prinzip, für das ich kämpfe, ist das allein ewig göttliche.‘

„Kinkel hat mit prophetischem Auge eine ferne Zukunft der Menschheit schon nah zu sehen geglaubt. War dies ein Wahn, so ist früher Tod eine zu schwere Vergeltung dem Manne, der, auf welchen Wegen er auch wandelte, nur das Gute gewollt hat. Nicht der Haß gegen die Großen trieb ihn, nein, nur die Liebe zu den Armen. Die hohen Personen, bei denen ich Fürbitte wegen Umwandlung der Todesstrafe einlegen ließ, haben mich an Sie verwiesen. Mündlich haben sich der König wie auch die Prinzessin von Preußen der Erfüllung meines Wunsches günstig ausgesprochen.

„Man sagt, der künftige Herrscher dürfe nicht seinen Glanz undunkeln, indem er mit Bluturteilen zu schaffen habe. Wird Ihnen der milde Schimmer Ihres adeligen Namens minder lieb sein? Wird das deutsche Volk sein Grauen vor einer verhüllten Macht ablenken lassen, indem man ihm sagt: ‚Jener ist das Schwert und dieser nur der Arm, der es lenkte?‘

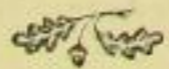
Einige Andeutungen über Kinkels frühere Verhältnisse, von denen ich voraussetzte, daß sie von der Gröben zur Milde gegen ihn stimmen möchten,

fügte ich hinzu, und bemühte mich so viel wie möglich, den Punkt zu erfassen, wo ich ihn für zugänglich hielt, freilich nur so weit, als sich dies ohne Verleugnung meiner Aufrichtigkeit thun ließ.

In diesen Tagen langte der Brief eines in Karlsruhe stehenden Landwehrmannes an seine in Bonn wohnhafte Mutter an. Dieser berichtete, daß er mit vielen Kameraden auf der Straße gestanden hatte, als man Kinkel ins Verhör führte. Während der Gefangene vorüberschritt, trat ein Offizier zu den Landwehrmännern und sagte: „Seht, da geht der Mensch, welcher schuld ist, daß ihr alle von Haus und Hof wegmußtet!“ Die Männer sahen schweigend vor sich hin, denn sie kannten Kinkel und hatten sich längst selber ein Urteil über die Ursache des Feldzuges gebildet. Der Brief schilderte zugleich das ärmliche Aeußere Kinkels, den man in einer zerlumpten Bluse, ohne Hut mit verbundenem Kopf über die Straße geführt hatte. Mich erstaunte dieser letzte Umstand nicht wenig; denn ich hatte längst anständige bürgerliche Kleidung nach Karlsruhe gesandt, weil man mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß von der äußeren Erscheinung des Gefangenen vorurteilsvollen Richtern gegenüber viel abhinge. Hatte man ihm seinen Koffer vorenthalten? Wollte man absichtlich gegen ihn einnehmen, indem man ihn wild und unsauber darstellte? Tausend Sorgen kreuzten sich in meinem Kopfe Tag und Nacht. Hatte ich eben wieder eine Reihe von Briefen an einflußreiche Personen geschrieben und Kinkels Charakter in eine richtige Beleuchtung gestellt, so war ich für eine Weile beruhigt, und ich meinte, es sei ganz unmöglich, daß man sich an seinem Leben vergreifen könne, sobald man aus der sichersten Quelle wisse, wie gut und edel er sei, und daß er wirklich nur für Humanität und nicht für Anarchie gekämpft hatte. Dann erfuhr ich wieder mit Entsetzen, wie die Kreuzzeitung, dies schauerliche Organ der modernen heiligen Inquisition, täglich den Haß gegen ihn aufstachelte; wie sie ihre Berichte aus Baden mit den Worten anfang: „Kinkel ist noch immer nicht erschossen!“ Meine Freunde in Berlin ließen mich wissen, daß sie nicht genug Beredsamkeit aufbieten könnten, um die Uriasbriefe unwirksam zu machen derer, die ihn höchsten Orts anschwärzten. War die Sache nur halb wahr, daß die Kreuzzeitung das Lieblingsblatt des Hofes sei, dann mußte auch dies ewige heisere, durstige Geschrei nach dem Blute ihres Opfers endlich wirken. Und diese Stimmen schlugen fast ausschließlich an das Ohr der Offiziere, die seine Richter waren, und keine Zunge in dem Lande, wo er ein Fremder war, sprach für ihn und bahnte sich den Weg zu den verhärteten Herzen! Wie bitter empfand ich meine Armut jetzt. Ich glaubte, wenn ich nur in seiner Nähe leben, alle Stimmungen belauschen, eines jeden Mächtigen Sinn erforschen könnte, ich würde im stande sein, manche Gefahr von ihm abzuwenden.

Endlich litt es mich nicht mehr daheim. Kastatt war gefallen. Jeden Tag konnten die Kriegsgerichte beginnen. Allen Vorstellungen zum Trotz reiste ich zum zweitenmal nach Karlsruhe.

(Fortsetzung folgt.)



Alte und neue Heilkunde.

Von

Prof. Dr. Theodor Buschmann.

Die Krankheiten sind so alt wie das Menschengeschlecht. Die schöne Sage von dem goldenen Zeitalter, in welchem es kein Elend und keinen Jammer, weder Krankheit noch Tod gab, gehört der Dichtkunst an. Menschliche Knochenteile der prähistorischen Periode ließen die Merkmale pathologischer Prozesse deutlich erkennen und lieferten damit den Beweis, daß Leiden und Krankheiten vor vielen Jahrtausenden ebenso wie heute den menschlichen Körper ergriffen und zerstört haben.

In den ältesten schriftlichen Ueberlieferungen, die auf uns gekommen sind, ist bereits von schweren Seuchen und Landplagen die Rede, welche die Menschen heimsuchten. Man betrachtete sie als Strafen beleidigter Gottheiten und suchte den Zorn derselben durch Gebete und Opfer zu sühnen. Priester und Zauberer übernahmen es, den Verkehr mit den überirdischen Gewalten zu vermitteln, und erweckten dadurch den Glauben, daß sie mit übernatürlichen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgestattet seien.

Die Macht der den Kranken suggerirten Vorstellungen in Verbindung mit der Anwendung einzelner Heilkräuter, welche der Zufall entdeckt und die Erfahrung bestätigt hatte, erzielte bisweilen Erfolge, die von der Phantasie des Volkes ausgemalt und vergrößert und von der Legende aufbewahrt und verbreitet wurden. Handelte es sich dabei um Krankheitsvorgänge, welche innerhalb eines bestimmten Zeitraums von selbst ablaufen, so konnte der günstige Ausgang derselben den Priester-Aerzten zugeschrieben werden, während für chronisches Siechtum oder den Tod der höhere Wille der Gottheit angeklagt wurde. So ging aus der Mystik die Behandlung der inneren Krankheiten hervor.

Anderß verhielt es sich mit der Chirurgie. Im Kampfe mit Feinden und wilden Tieren, auf der Jagd und unter den mannigfachen Gefahren, die das Leben der Naturvölker täglich bedrohen, mag es häufig zu Verwundungen und Verletzungen gekommen sein, gegen welche eine manuelle Hilfe gesucht wurde. Mitleidige Freunde und Kampfesgenossen, treue Diener und wohlthätige Frauen waren bemüht, die Blutungen zu stillen und die Schmerzen durch kühlende Kräuter zu lindern. Seneca schildert die Heilkunst jener Zeit kurz und treffend mit den Worten: „Medicina quondam paucarum fuit scientia herbarum, quibus sisteretur fluens sanguis, vulnera coirent“. Die Chirurgie entwickelte sich also lediglich durch die Erfahrung.

Dieser verschiedenartige Ursprung der beiden Zweige der praktischen Heilkunde, der inneren Medizin und der Chirurgie, erklärt es, daß die Trennung derselben schon in sehr früher Zeit hervortritt. Von den Homerischen Helden Machaon und Podalirios, den Söhnen des griechischen Heilgottes Asklepios,

machte sich der erstere als Chirurg bekannt, während sich der letztere als Arzt für innere Krankheiten auszeichnete.

In der von dem Dichter Arktinos herrührenden Aethiopis, welche nicht lange nach der Ilias verfaßt wurde, wird ebenfalls darauf hingewiesen und dabei der inneren Medizin der Vorzug eingeräumt. Es heißt dort:

„Denn (Asklepios) selber verlieh Heilmittel den Söhnen
Beiden, jedoch ruhmwürdiger macht er den einen von beiden;
Jenem gewährt er die leichtere Hand, aus dem Fleisch die Geschosse
Auszuziehn und zu schneiden und jegliche Wunde zu heilen,
Diesem dafür legt alle Genauigkeit er in die Seele,
Unsichtbares zu sehen und Unheilbares zu heilen.“

Im Verlauf der Zeit sammelte sich eine Summe von Beobachtungen und Erfahrungen auf den beiden Gebieten der Heilkunst an, welche als wertvolle Errungenschaft den Nachkommen übergeben wurde. Später wurden sie niedergeschrieben, und es entstand allmählich eine medizinische Literatur. Der Kreis des Wissens erweiterte sich, und es bildeten sich feste Regeln für die Ausübung der ärztlichen Kunst.

Die Aufgabe derselben bestand in früheren Zeiten, wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise darin, die Krankheiten zu heilen und die körperlichen Leiden zu beseitigen. Die therapeutischen Ziele beherrschten die Medizin; ihnen gegenüber trat die Erforschung ihrer theoretischen Grundlagen zurück.

Gleichwohl besaßen die Aerzte des Altertums bereits bemerkenswerte Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie, in der Pathologie und Diagnostik der Erkrankungen.

Wenn selbst ein so schwieriger Gegenstand wie der Verlauf der Gehirnnerven bearbeitet wurde, so darf man von ihren wissenschaftlichen Ansprüchen nicht gering denken. Ihre Physiologie war allerdings im wesentlichen nichts anderes als ein lockeres Gewebe von gewagten Spekulationen und unbegründeten Hypothesen; aber es zeigten sich schon die ersten Versuche, vermittelt des Experiments die Lösung der Fragen anzustreben.

Doch ihre größten Triumphe feierten sie in der Beobachtung der Krankheitserscheinungen. Die Krankheitsbilder, welche von den Hippokratikern, von Aretäos und anderen Aerzten des Altertums gezeichnet worden sind, haben bleibenden Wert, obwohl sie sich mit den heutigen Krankheitsbegriffen nur zu einem geringen Teile decken.

Die Alten hafteten an der äußeren Erscheinung; aber sie vermochten nur selten das Wesen der Krankheit selbst zu erfassen. Sie beschränkten sich darauf, die Symptome festzustellen und zu bekämpfen, weil sie das ihnen zu Grunde liegende Uebel nicht erkannten. Es fehlte ihnen die Einsicht in die anatomischen Veränderungen der Krankheit und das Bewußtsein der genetischen Beziehungen zwischen ihnen und den äußeren Merkmalen, durch die sich das Leiden kundgibt.

Sie unterschieden die Krankheiten nach ihrem allgemeinen Charakter in Reizungszustände, Erschlaffungsformen, Entzündungen, Lähmungen, fieberhafte

Leiden und andere mehr. In manchen Fällen bildete eine besonders in die Augen fallende Krankheitserscheinung den Grundton, welcher dem Ganzen die Stimmung verlieh. So bezeichnete man mit dem Namen Phrenitis einen Symptomenkomplex, der sich hauptsächlich durch Fieber und geistige Aufregung, durch Halluzinationen und Delirien kennzeichnete, während gleichzeitig Schmerzen des Kopfes und Nackens, das Gefühl der Schwere in denselben, bisweilen auch Erbrechen, Durchfälle oder Krämpfe vorhanden waren. Dieser Zustand entspricht keiner einzigen Krankheit, die im nosologischen Schematismus der heutigen Wissenschaft eine Stelle behauptet. Die verschiedenen Teilercheinungen desselben können beim Delirium acutum, bei Encephalitis, Meningitis, bei Geistesstörungen, beim Typhus, Typhoid und anderen Krankheiten vorkommen, sind aber keiner von ihnen eigentümlich.

Unter der Pest verstand man jede mit Fieber verbundene, rasch verlaufende Krankheit, welche in kurzer Zeit eine große Verbreitung erlangte und viele Menschen dahinraffte. Sie war also das, was man jetzt eine heftige Epidemie, eine tödliche Seuche nennt. Die Schriftsteller sind im Unrecht, wenn sie, durch die Gleichartigkeit des Ausdruckes verleitet, den damaligen Pestbegriff ohne weiteres mit der Bubonenpest identifiziren. Ähnlich steht es mit dem Ausfuß, unter dessen Flagge früher eine Menge verschiedenartiger Hautleiden, Scabies, luetische Ablagerungen und anderes mehr, jegelte. Die Krankheitsbegriffe wechseln im Verlaufe der Zeit ebenso wie ihre Bezeichnungen.

Als es der fortschreitenden Erkenntnis gelang, Licht in diese Verhältnisse zu bringen, da tauchten neue Krankheiten auf, für die erst die Namen erfunden werden mußten. Der Pestbegriff löste sich auf in die verschiedenen Typhusformen, die Diphtherie, die Influenza, die Blattern, den Scharlach und andere epidemische Krankheiten, während die Bezeichnung Pest fortan auf eine durch entzündliche Anschwellungen der Lymphdrüsen und die Schwere und Heftigkeit des Auftretens charakterisirte Krankheit beschränkt wurde. Ebenso verschwand der Ausfuß, welcher durch Jahrhunderte die Welt mit Schrecken erfüllt hatte, aus den der Kultur erschlossenen Ländern Europas fast gänzlich. An seine Stelle trat neben dem Heere von Hautleiden, welche die geläuterte Diagnostik von einander zu unterscheiden lernte, eine andere schwere Krankheit, deren Eigenart den Ärzten des Altertums und des Mittelalters entgangen war.

Wenn die mächtigen Umwälzungen, welche sich in den pathologischen Anschauungen vollzogen, keine oder nur geringe Veränderungen auf dem therapeutischen Gebiete zur Folge hatten, so lag dies wohl hauptsächlich daran, daß die Grundsätze der ärztlichen Behandlung, welche man aus dem Altertum übernommen hatte, so vortrefflich waren, daß sie einer Berichtigung oder Verbesserung vorläufig nicht bedurften.

Darnach wurde der Arzt als der Handlanger der Natur betrachtet, der das im Menschen liegende Heilbestreben derselben fördern oder nachahmen soll. Es wurde ihm gelehrt, zunächst, wenn möglich, die Ursachen des Leidens zu beseitigen, dabei die persönlichen Verhältnisse des Patienten zu berücksichtigen und überhaupt

mehr den Kranken als die Krankheit ins Auge zu fassen. Die individualisirende Behandlung, welche, das kritiklose Befolgen der vorgeschriebenen Schablone ver-
schmähend, für jeden Fall die zweckmäßigen Anordnungen trifft: das war das
Geheimnis der großen Aerzte aller Zeiten.

In einer naturgemäßen Lebensweise, in Bädern, Abreibungen, Leibesübungen
und einer gesunden Nahrung sah man das beste Mittel, Krankheiten zu verhüten
und die Gesundheit, wenn sie verloren gegangen war, wieder herzustellen. In
der speziellen Therapie offenbarte sich eine auf reiche Erfahrung gegründete
Kenntnis der günstigen Wirkungen der angewendeten Medicamente und ärztlichen
Eingriffe.

So wurden bei der Schwindsucht eine kräftige Ernährung, Milchdiät, längere
Seereisen und der Aufenthalt in Aegypten, bei rheumatischen Beschwerden der
Gebrauch der Thermen empfohlen. Auch die Behandlungsmethoden der Fett-
leibigkeit, welche vor wenigen Jahren Mode wurden, sind in ihren wesentlichen
Grundzügen bereits in den Schriften der Alten angedeutet.

Fast noch deutlicher tritt der Widerspruch zwischen der hohen Entwicklung,
welche die Kunst, zu heilen, erlangt hatte, und den unrichtigen und rohen Vor-
stellungen der wissenschaftlichen Theorien in der Chirurgie hervor. Man heilte
Knochenfracturen, unternahm Amputationen und Knochenresektionen, beseitigte
Aneurysmen auf operativem Wege und führte plastische Operationen aus, ohne
daß man wußte, welche Organe dabei in Mitleidenschaft gezogen wurden, und
wie sich die Regeneration der Gewebe nach der Operation vollzieht.

Wagte man sich ja sogar an die operative Behandlung des grauen Stars,
obwohl man keine Ahnung davon hatte, daß derselbe in einer krankhaften Trübung
der Linse besteht, durch welche der Durchtritt der Lichtstrahlen verhindert wird.
Man glaubte, mit der in das Auge eingeführten Starnadel ein Häutchen zu
zerstören, welches, wie man irrtümlich annahm, das Sehloch versperrte; aber in
Wirklichkeit wurde die Linse zerstückelt, deren Fragmente später im Glaskörper
allmählich zur Resorption gelangten.

Es gelang also früher, die Mittel und Wege aufzufinden, welche zur Heilung
von Krankheiten führen, als deren Ursachen und Wesen zu ergründen. Die
Kunst ging in der Medizin ebenso wie auf anderen Gebieten des geistigen Lebens
der Wissenschaft voraus.

Als mit der Entdeckung des Blutkreislaufs im siebenzehnten Jahrhundert
eine Periode fruchtbringender Forschungen in der Physiologie eröffnet wurde,
welche durch den Aufschwung, den Physik und Chemie erlebten, begünstigt und
gefördert wurden, da schien es einen Augenblick, als ob auch die tiefe Kluft
zwischen Theorie und Praxis überbrückt werden sollte.

In der Infusion der Arzneien hoffte man ein Heilverfahren gefunden zu
haben, welches die bisherigen an Wirksamkeit übertreffe, und in der Transfusion
gesunden Blutes in einen kranken, geschwächten Körper bot sich die Möglichkeit,
ihm gleichsam einen Strom frischen Lebens zuzuführen. Gleichzeitig wurde der
Arzneischatz durch eine Menge von chemischen Medicamenten bereichert, während

die überseeischen Länder mehrere bis dahin unbekannte Heilstoffe aus dem Pflanzenreiche lieferten.

Aber die zu hoch gesteckten Erwartungen wurden nicht erfüllt, wenigstens nicht in ihrem vollen Umfange.

Das achtzehnte Jahrhundert sah zahlreiche Fortschritte in der Bearbeitung der wissenschaftlichen Medizin. Die Einführung der mikroskopischen Untersuchung hatte einen Einblick in den feineren Bau des menschlichen Körpers gewährt und versprach Aufschlüsse über die durch die Krankheit erzeugten Veränderungen im Organismus. Die Entdeckung des Sauerstoffs warf ein klärendes Licht auf die sogenannte Lebensluft, von der schon Galen mit ahnungsvollem Verständnis behauptet hatte, daß sie sowohl bei der Atmung als bei der Verbrennung wirksam zu sein scheine.

Die pathologisch-anatomischen Beobachtungen, welche an der Leiche bis dahin gemacht worden waren, wurden von Morgagni zusammengefaßt und zum erstenmale in systematischer Uebersicht vorgetragen. Damit wurde den Aerzten eigentlich erst gezeigt, welche Bedeutung die pathologische Anatomie für das Studium der Krankheit besitzt. Sie erfuhren, daß die Sektionsergebnisse nicht dazu dienen sollen, eine unnütze Kuriositätenhascherei zu befriedigen, sondern die am Krankenbett gestellte Diagnose zu bestätigen oder zu berichtigen. Freilich hielten manche auch dies für überflüssig, weil das Geschehene dadurch nicht geändert und der Tote nicht wieder ins Leben zurückgerufen werden könne; sie vergaßen, daß die Erfahrungen der Vergangenheit eine Lehre für die Zukunft sind.

Es vergingen daher noch mehrere Dezennien, bis die pathologische Anatomie in den Kreisen der Aerzte jene Beachtung fand, die sie verdient. Erst die französische Schule, welche sich auf Bichats Anregung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts entwickelte, begann die pathologisch-anatomischen Untersuchungen für die Klinik zu verwerten und die Beobachtungen am Leichnam mit den Krankheitsercheinungen zu vergleichen.

Hand in Hand damit ging die Bervollkommnung der Diagnostik, welche durch die Erfindung und Verbesserung physikalischer Hilfsmittel zu einer von den subjektiven Wahrnehmungen des Kranken möglichst unabhängigen Kunst gestaltet wurde. In demselben Jahre (1761), wie Morgagnis fundamentales Werk über den Sitz und die Ursachen der Krankheiten, erschien in Wien eine kleine Schrift, in welcher auseinandergesetzt wurde, wie man aus dem Tone, welchen die Brustwand beim Anklopfen hören läßt, die physikalische Beschaffenheit der in der Brusthöhle befindlichen Organe feststellen und daraus einzelne krankhafte Veränderungen derselben erkennen kann.

Der Erfinder dieser neuen Untersuchungsmethode war Leopold Auenbrugger, damals Arzt an einem Wiener Hospital. Sein Werk blieb länger als ein Menschenalter unbeachtet und verdankte es erst dem großen französischen Kliniker Corvisart, dem Leibarzte Napoleons I., welcher in der Form von Zusätzen, Ergänzungen und Berichtigungen dazu eine wissenschaftliche Begründung der Perussion herausgab, daß es den Aerzten allgemein bekannt wurde.

Weſentlich erhöht wurde der Wert dieſer Erfindung durch ihre Verbindung mit der Auskultation, welche zwar ſchon von den Ärzten des Altertums beſchrieben, jedoch nur wenig geübt und erſt ſeit Laennec in die Zahl der regelmäßigen diagnoſtiſchen Unterſuchungsmethoden aufgenommen wurde. Heute gehören Pleſſimeter und Stethoſkop zu dem täglichen Rüstzeug der Ärzte, und der jetzigen Generation derſelben fällt es ſchwer, ſich in eine Zeit hineinzudenken, in welcher man Percuſſion und Auskultation entbehrte.

Was die Pariſer ärztlichen Forſcher begonnen hatten, das ſetzte die von Stoda und Rokitanſky ins Leben gerufene Wiener medizinische Schule mit Erfolg fort. Der erſtere unterzog die Reſultate der phyſikalischen Diagnostik einer ſtrengen ſachlichen Kritik, kontrollirte und vervollſtändigte die Thatſachen durch eigene Beobachtungen und Verſuche und ſuchte ſie nach den Geſetzen der Phyſik und Phyſiologie zu erklären.

Neben ihm und mit ihm vereint ſchuf Rokitanſky die Grundlagen der pathologiſchen Anatomie, indem er das große Leichenmaterial des Wiener allgemeinen Krankenhauses für ſeine Unterſuchungen verwendete. Er fand, daß ſich nach einzelnen Symptomengruppen, wie ſie ihm in den Krankengeſchichten mitgeteilt wurden, beſtimmte anatomische Veränderungen an der Leiche zeigen, und kam dadurch zu der Meinung, daß in den letzteren das eigentliche Weſen der Krankheit zu ſuchen ſei. Sein Beſtreben war daher darauf gerichtet, die anatomischen Formeln für die ſymptomatoſiſchen Krankheitsbilder zu entdecken, eine Aufgabe, die in Frankreich und England bereits verſucht und in einzelnen Fällen mit Glück gelöſt worden war.

Rokitanſky fragte aber nicht bloß nach dem Was, ſondern auch nach dem Wie und Warum der pathologiſchen Vorgänge. Er beſchränkte ſich nicht darauf, die den Krankheitserscheinungen entſprechenden anatomischen Veränderungen feſtzuſtellen, ſondern trachtete auch, ihre gegenseitigen Beziehungen zu erforſchen und zu erklären. Er wollte, wie Wunderlich ſagt, die pathologiſche Anatomie zu einer anatomischen Pathologie machen.

Hervorragende Forſcher, unter denen ſeit der Mitte unſeres Jahrhunderts die Deutſchen die erſte Stelle einnahmen, beteiligten ſich an dieſem Unternehmen. Es gelang ihnen allmählich, eine Anzahl natürlicher Typen der anatomischen Veränderungen aufzufinden, welche faſt ſämtliche Krankheiten umfaßten und damit für die Mehrzahl der Fälle den ſymptomatoſiſchen Krankheitsbegriff durch den anatomischen zu erſetzen.

Zahlreiche Arbeiten behandelten die Entwicklung der verſchiedenen Krankheitsprozeſſe an ihrem anatomischen Subſtrat und wies auf deren noſologiſche Bedeutung hin. Man ſtudirte die feineren Vorgänge, welche ſich dabei im Organismus abſpielen, und Virchow verfolgte dieſelben bis zu den letzten hiſtologiſchen Formelementen, den Zellen.

Die weitere Ausgeſtaltung der Cellularpathologie, die Begründung oder Berichtigung ihrer Theorien beſchäftigte die Forſcher während der folgenden Jahre. Dabei wurde eine neue Wiſſenſchaft, die pathologiſche Hiſtologie, geſchaffen. Indem

dann das Experiment zur Feststellung und Erklärung der pathologisch-anatomischen Thatsachen herangezogen wurde, entstand die Funktionenlehre, die Physiologie des kranken Körpers, während die chemische Untersuchung seiner anomalen Produkte zur Entstehung der pathologischen Chemie führte.

Die Lehre von der Krankheit wurde nach allen Richtungen erweitert und vertieft. Aber man täuschte sich, wenn man annahm, daß man mit der Erforschung des Wesens und Sitzes der Krankheiten auch deren Ursachen gefunden habe. Man kannte nur das Klavier, aber nicht immer den Klavierspieler. Gerade für das räthselvolle Gebiet der Infektionskrankheiten fehlte das vermittelnde Glied zwischen den äußeren Entstehungsursachen und den anatomischen Veränderungen.

Da tauchte die alte Hypothese vom *Contagium animatum* wieder auf. Schon der römische Schriftsteller Terentius Varro (*De re rustica* I. c. 12) gab denselben Ausdruck, wenn er schreibt: „*Si qua erunt loca palustria, crescunt animalia quaedam minuta quae non possunt oculi consequi, et per aëra intus in corpus, per os et nares perveniunt atque efficiunt difficiles morbos.*“ Seit der Verwendung des Mikroskops zu wissenschaftlichen Untersuchungen wurden Beobachtungen von „Würmern“ bekannt, die man im Blut, Eiter, der Milch und faulendem Fleisch bemerkt zu haben glaubte. Der holländische Forscher Leuwenhoeck beschrieb „Infusorien“, die er im Darmkanal verschiedener Tiere, und Bakterien, welche er zwischen den Zähnen der menschlichen Mundhöhle gefunden hatte, und sagte, daß die letzteren in runder, fadenartiger und schraubenförmiger Gestalt vorkommen und sich bewegen.

Die Ansicht, daß diese kleinen Tierchen Krankheiten verursachen, fand im achtzehnten Jahrhundert Verbreitung und wurde von Männern, wie Linné und Plenciez, verteidigt. Beweisen ließ sie sich bei der Unvollkommenheit der optischen Instrumente, die man damals gebrauchte, und dem gänzlichen Mangel der erforderlichen Untersuchungsmethoden natürlich nicht. Deshalb erklärte sich die große Mehrzahl der Aerzte dagegen, um so mehr, als damit ziemlich rohe Vorstellungen über die Art, wie die Krankheit erzeugt oder übertragen wird, verbunden wurden.

Aber die Frage der Existenz der kleinen Lebewesen und ihrer Beziehungen zur Aetiologie der Krankheiten blieb fortan auf der Tagesordnung und wurde durch vereinzelte Entdeckungen, wie diejenigen von Donné (1837), welcher im Eiter mancher Geschwüre, beim Krebs und in verschiedenen krankhaften Sekreten niedere Organismen beobachtet hatte, sowie durch den von Latour und Schwann gelieferten Nachweis, daß auch bei der Gärung des Bieres und Weines derartige Gebilde beteiligt sind, immer wieder in Erinnerung gebracht. Dazu kam die von Bassi festgestellte Thatsache, daß die *Musccardine*, eine Krankheit der Seidenraupen, durch einen Pilz hervorgerufen wird, und die Erkenntnis der parasitären Natur des Favus, Herpes tonsurans, Soor und der Pityriasis versicolor. Henle sprach darauf hin die Vermutung aus, daß auch dem Typhus, Scharlach und den Pocken niedere Organismen zu Grunde liegen, und F. Cohn unternahm eine systematische Klassifikation der Bakterien, welche durch Klebs,

Ray-Lankester, Jos. Lister und Th. Billroth einige Berichtigungen und Ergänzungen erfuhr.

Mit der Auffindung der Spirillen des Rückfallstypbus, welche Obermeier 1873 im Blute der Kranken sah, und dem von R. Koch erbrachten und durch Pasteurs Untersuchungen bestätigten experimentellen Beweis, daß die beim Milzbrande beobachteten Bazillen die Ursache dieser Krankheit sind, erhielt die Lehre vom Contagium animatum einen sicheren wissenschaftlichen Boden.

Auch bei der Pyämie, dem Puerperalfieber beim Erysipel, bei der Osteomyelitis und der Endocarditis ulcerosa wurden Bakterien aufgefunden; aber es ließ sich nicht nachweisen, ob und in welchem Zusammenhange sie mit diesen Leiden standen. Erst den bahnbrechenden Arbeiten von Rob. Koch war es zu verdanken, daß die morphologische Unterscheidung der pathogenen Lebewesen ermöglicht und ihre Existenzbedingungen und Thätigkeit studirt und zum Teil festgestellt werden konnten.

Bei der Lepra, den Pocken, dem Scharlach, Rogz, der Aktinomykose, bei Malaria, beim Tetanus, der Hundswut, bei der epidemischen Pneumonie und Cerebrospinalmeningitis, Influenza, Keuchhusten, eiteriger Blenorrhöa, bei verschiedenen Eiterungs- und septischen Prozessen, beim Typhus, Typhoid, der asiatischen Cholera, der Diphtherie, Tuberkulose und anderen Leiden wurden im Blute oder in einzelnen Sekreten und Geweben Mikroorganismen beobachtet. Von einem Teile derselben konnte festgestellt werden, daß sie in jedem Falle von Erkrankung vorhanden waren; sie durften daher, wenn nicht als Erzeuger, so doch als stete Begleiter der Krankheit betrachtet werden. Von einem andern Teile wurde durch den Versuch am Tiere nachgewiesen, daß durch ihre Uebertragung die Krankheit in einem gesunden Körper hervorgerufen wird.

Inzwischen drängte eine Reihe von Thatfachen, welche sich aus der klinischen Wahrnehmung sowohl wie aus dem pathologischen Experiment ergaben, zu der Vermutung, daß die krankmachende Wirkung nicht von den Bakterien selbst, sondern von deren Stoffwechselprodukten ausgeht. Die letzteren, welche man in einzelnen Fällen zu isoliren vermochte, wie zum Beispiel bei der Diphtherie, sind Abkömmlinge von Eiweißkörpern und scheinen in mancher Hinsicht dem Leichengift zu gleichen. Die Bedingungen, unter denen die Mikroben giftige Stoffe hervorbringen, sind noch nicht bekannt. Die Lösung dieser und anderer Fragen muß von der Forscherthätigkeit der kommenden Zeit erwartet werden.

Wie verhielt sich nun die Heilkunst zu diesen Umgestaltungen der medizinischen Wissenschaft? In welcher Weise wurde sie davon beeinflusst, und welche Erfolge erzielte sie während der letzten hundert Jahre?

Wenn man früher in der mehr oder weniger gekünstelten Konstruktion eines medizinischen Systems, welches alle Rätsel des physiologischen und pathologischen Geschehens lösen sollte, das höchste Ziel der theoretischen Forschung erblickte, so wurden damit die Aufgaben der ärztlichen Praxis sehr vereinfacht, da sie sich im wesentlichen darauf beschränkten, den vermeintlichen Krankheitscharakter zu bekämpfen. So mußten M. Stoll und Joh. Kämpf, welche die Entstehung vieler,

namentlich epidemischer Krankheiten von Störungen der Verdauung und Unterleibsstockungen ableiteten, ihr Heil hauptsächlich in Brechmitteln, Abführungen und Klistieren suchten.

Die Erregungstheoretiker, die unter John Browns Führung eine Zeit lang das medizinische Denken beherrschten, suchten alle Leiden aus dem Ueberfluß oder Mangel der im Körper vorhandenen Erregbarkeit zu erklären und durch Mittel, welche dieselbe steigern oder herabsetzen, zu beseitigen. Sie machten davon einen übertriebenen Gebrauch, und ihre Gegner behaupteten später, daß ihre Therapie mehr Menschenleben gekostet habe als die blutigen Kriege der französischen Republik und des ersten Kaisertums. Ein österreichischer Feldarzt berichtet, daß unter den Händen eines einzigen Arztes, der nach Browns Grundsätzen kirirte, binnen einundzwanzig Tagen von sechshundert Kranken zweihundert starben und zwar meistens infolge fortgesetzten Branntweingemisses. Dazu kam noch ein Vampyrismus, der sich durch oft wiederholte und reichliche Blutentziehungen äußerte und nicht so sehr die Krankheit als den Kranken vernichtete.

Es war begreiflich, daß sich dieser schädlichen Vielgeschäftigkeit der Aerzte gegenüber eine Reaktion geltend machte. Sie kam zunächst in der Homöopathie zum Ausdruck, welche es den Aerzten wieder zum Bewußtsein brachte, daß eine große Anzahl von Krankheiten von selbst heilen, ohne daß ihr Eingreifen notwendig erscheint.

Die Anhänger der Homöopathie zogen diese Lehre allerdings nicht aus ihren Erfolgen, sondern schrieben die letzteren ihren mit Zauberkräften ausgestatteten Arzneien zu. Ihr Lehrgebäude baute sich auf dem lockeren Flugande haltloser Spekulationen auf und wurde daher von der wissenschaftlichen Kritik bald darnieder geworfen; aber ihre Krankenbehandlung gab, wenn auch unbewußt, die Anregung zu einer Einschränkung und Vereinfachung der Verordnung von Arzneien.

Nur von kurzer Dauer waren die Hoffnungen, welche auf die Heilwirkungen des Sauerstoffs und der tierischen Elektrizität gesetzt wurden, die man kurz vor Schluß des vorigen Jahrhunderts entdeckte. Ebenso wenig vermochten die wunderbaren Erscheinungen des Mesmerismus, welche um jene Zeit zuerst beobachtet wurden und in der Hauptsache wohl mit denen des Hypnotismus identisch sein mochten, einen ständigen Platz in der Therapie zu behaupten.

Als später die Physiologie und die pathologische Anatomie in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Interessen traten und durch eine Reihe rasch auf einander folgender Entdeckungen eine nahezu völlige Neugestaltung erfuhren, da hatte man weder Zeit noch Lust, sich mit therapeutischen Untersuchungen zu beschäftigen. Zudem waren die Erfahrungen, welche man darin machte, nur geeignet, einen Skeptizismus zu erzeugen und zu nähren, welcher manchmal zum Nihilismus führte, der für den Arzt zwar bequem, aber niederdrückend und für den Kranken trostlos war.

Das leuchtende Beispiel großer Heilkünstler, die wie Schönlein, Oppolzer und andere für ihren Beruf geboren waren, überwand auch diese Phase der

ärztlichen Anschauungen und bewirkte, daß die Bedürfnisse des nach Trost und Hilfe lechzenden Kranken wieder mehr beachtet wurden.

Man studirte die Wirkungen, welche die verschiedenen Arzneistoffe auf den gesunden und kranken Organismus ausüben, und stellte zu diesem Zweck Versuche an Tieren und Menschen an, wie dies schon im achtzehnten Jahrhundert, freilich ohne bemerkenswerten Erfolg, unternommen worden war. Die Arzneimittellehre verwandelte sich dadurch aus einer pharmazeutischen Warenkunde in eine Experimentalwissenschaft, in die Pharmakodynamik.

Die Summe der Arzneimittel wurde erheblich vermehrt, als es gelang, die wirksamen Stoffe mancher Pflanzenteile rein darzustellen. Außer dem Morphin, Strychnin, Chinin, Atropin wurden das Cocain, Apomorphin, Pilocarpin und viele andere Alkaloide dem Arzneischatz einverleibt. In neuester Zeit lieferte außerdem die Chemie eine Anzahl wertvoller Medicamente, wie das Antipyrin, Antifebrin, Chloralhydrat, Sulfonyl und andere mehr, welche das Fieber herabzusetzen, Schmerzen zu lindern und Schlaf zu erzeugen vermögen und durch diese Eigenschaften der leidenden Menschheit zum Segen geworden sind.

Auch die Art, in welcher die Arzneistoffe dem kranken Körper zugeführt werden, erfuhr einige Verbesserungen. Noch wichtiger war es, daß die Indikationen, bei denen sie angewendet werden, festgestellt und der Wert verschiedener ärztlicher Verordnungen, wie der Blutentziehungen, der Bekämpfung des Fiebers und Aehnliches mehr einer kritischen Erörterung unterzogen wurde.

Als die Bacterienlehre zur Herrschaft gelangte, mußte sich das Streben der Aerzte natürlich darauf richten, die kleinen Lebewesen, welche als Krankheits-erreger angesehen wurden, zu töten oder wenigstens unschädlich zu machen.

Dieses Ziel wurde zunächst nur in der äußeren Medizin, der Chirurgie, erreicht. Angeregt durch Lemaire's Untersuchungen über den Einfluß der Karbolsäure auf die Prozesse der Gärung, Zersetzung und Fäulnis, entwarf der englische Chirurg Josef Lister die Grundsätze der antiseptischen Wundbehandlung, durch welche die Pyämie und Septicämie, sowie überhaupt die bössartigen, das Leben bedrohenden Eiterungen verhütet und die Heilung der Verletzungen in einer ungeahnten Weise erleichtert wurde.

In der inneren Heilkunde stellten sich der Therapie viele und große Schwierigkeiten entgegen. Es war nicht möglich, Mittel aufzufinden, welche in einer bestimmten Dosis zwar die Bacterien zerstören, aber dem Körper keinen Schaden bringen. Ferner schien es, als ob die Mikroorganismen den äußeren Angriffen gegenüber zuweilen ein anderes Verhalten zeigen, wenn sie sich im Körper befinden, als außerhalb desselben. Auch durften Schlüsse und Folgerungen, zu denen die Versuche an Tieren aufforderten, nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragen werden.

Man stellte sich vor, daß sich während der Krankheit im Körper ein Kampf zwischen Bacterien und gewissen Zellen (weißen Blutkörpern) entwickelt, von dessen Ausgang der günstige oder ungünstige Verlauf des Leidens abhängt: eine Theorie, die hauptsächlich von Metschnikoff vertreten wurde.

Darnach mußte die Aufgabe der ärztlichen Behandlung darin bestehen, die Zellen zu stärken, damit sie die Bakterien zu besiegen, zu „fressen“ im Stande sind. Sie ließ sich vorläufig nur dadurch erfüllen, daß der allgemeine Kräftezustand des Kranken gehoben wurde; denn Mittel, welche speziell auf die Zellen wirken, sind nicht bekannt. Die Begründung einer Cellulartherapie, die der Cellularpathologie an die Seite treten darf, ist eine Forderung, die, wenn überhaupt, doch erst in einer fernen Zukunft erfüllt werden kann.

In den letzten Jahren machte man die Erfahrung, daß die Phagozytosen-theorie, wie die Hypothese der Vernichtung der Bakterien durch die Zellen genannt wurde, eine allgemeine Anwendung nicht gestattet. Man sah, daß das zellenfreie Blutserum von Tieren, welche aus verschiedenen Gründen für eine bestimmte Krankheit nicht empfänglich sind, die Eigenschaft besitzt, die dieselbe erzeugenden Mikroorganismen und deren Produkte zu vernichten oder in ihrer Entwicklung zu hemmen, und wurde dadurch zu einem neuen Heilverfahren geführt, an welches sich große Hoffnungen knüpfen.

Das Mittel, welches den Ausbruch von Krankheiten verhütet oder deren Erscheinungen mildert, besteht in der Injektion des Blutserums von Tieren, die von Natur aus oder auf künstlichem Wege dagegen immun gemacht worden sind. Die künstliche Immunität wird auf verschiedene Arten hervorgerufen, zum Beispiel wenn dem Organismus der Krankheitsstoff, der nach klug durchdachten Methoden gezüchtet wird, in allmählich steigender Gabe beständig zugeführt wird, so daß er sich daran gewöhnen kann, ähnlich wie an den Genuß anderer Gifte. Ist dies erreicht, so wird das Blutserum der immun gemachten Tiere zu Schutzimpfungen sowohl wie zu therapeutischen Zwecken verwendet. Die Erfolge, welche damit beim Milzbrande, der Hundswut, dem Tetanus, namentlich aber bei der Diphtherie errungen wurden, verdienen volle Beachtung und gewähren die Aussicht auf eine befriedigende Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten.

Auch auf den übrigen Gebieten der praktischen Heilkunde haben sich in unserem Jahrhundert mächtige Umwälzungen vollzogen.

Die operative Chirurgie erreichte einen hohen Grad der Vollendung. Die Erfindung und Verbesserung der Instrumente und Apparate begünstigte diese Entwicklung. Verbände aus geeignetem Material, wie der Gipsverband, der aus dem Orient stammte und durch die von Mathysen angegebenen Gipsbinden eine bequeme Verwendbarkeit erhielt, erleichterten die Heilung der Knochenbrüche und Verrenkungen. Die Gelenkresektionen, mit denen am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts die ersten glücklichen Versuche gemacht wurden, erweiterten das ärztliche Können.

Die plastischen Operationen, welche schon dem Altertum bekannt waren, dann in Vergessenheit gerieten, im sechzehnten Jahrhundert wieder geübt, bald nachher abermals aufgegeben und 1742 von der medizinischen Fakultät zu Paris als unwissenschaftlich verdammt wurden, bis sie am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts von Indien aus wieder nach Europa gelangten, bildeten eine der glänzendsten Errungenschaften der chirurgischen Heilkunst.

Sie feierte unvergängliche Triumphe und durfte sich sogar an die inneren Organe, an die Nieren, Leber, Lungen und das Gehirn wagen. Um so mehr Anerkennung verdient es, wenn sich trotzdem der Gedanke Bahn brach, daß die Aufgabe der Chirurgie nicht so sehr darin liege, Körperteile zu entfernen, als zu erhalten, und der konservative Charakter derselben zur leitenden Tendenz erhoben wurde.

Die Ausführung großer, schmerzvoller und gefährlicher Operationen wurde hauptsächlich ermöglicht durch die anästhesirenden Inhalationen, welche dem Kranken Schmerzlosigkeit und Schlaf geben, durch die Verhütung starker Blutungen, wie dies durch das von EsMarch erfundene Verfahren bewirkt wird und vor allem durch die antiseptische Wundbehandlung, welche die Gefahren der Nachkrankheiten beseitigt und den Chirurgen mit Mut und Selbstvertrauen ausrüstet, weil er weiß, daß der Erfolg seiner Kunst nicht mehr wie früher von unberechenbaren Zufälligkeiten abhängig ist. Sie hat sich im Verlauf der letzten Jahre aus einer antiseptischen in eine aseptische umgewandelt, da man erkannte, daß es klüger ist, dafür zu sorgen, daß überhaupt keine Krankheitserreger entstehen, als sie nachher zu bekämpfen und zu vernichten. Manche Krankheiten, welche die Hospitäler einst zu gefürchteten Brutstätten bössartiger Seuchen machten, sind seit der Anwendung des antiseptischen und aseptischen Verfahrens nahezu gänzlich verschwunden.

Auch in der Geburtshilfe und Gynäkologie traten die Vorteile desselben zu Tage. Während man dem Puerperalfieber früher wehrlos gegenüber stand, vermag man es jetzt zu verhüten und betrachtet es in den meisten Fällen als die Folge einer sträflichen Nachlässigkeit. Der unglückliche Semmelweis, welcher zuerst mit Reinlichkeitsvorschriften und Desinfektionsmitteln dagegen zu Felde zog, vermochte es nicht durchzusetzen, daß er von seinen Kollegen in diesen Bestrebungen, die er als eine heilige Mission betrachtete, hinreichend unterstützt wurde, und nahm sich dies so zu Herzen, daß er als Geisteskranker im Irrenhause endete. Die Nachwelt hat ihm Recht gegeben, und viele Tausende von Frauen verdanken es seiner Anregung, daß sie nach der Entbindung nicht zu Grunde gingen, sondern ihrer Familie erhalten blieben.

Außerordentliche Fortschritte machte die Augenheilkunde. Durch die Erfindung des Augenspiegels, welche, wenn auch vorbereitet durch die Untersuchungen über den leuchtenden Augenhintergrund gewisser Tiere und andere Beobachtungen, doch in der Hauptsache das Verdienst von Helmholtz ist, gewann man ein diagnostisches Hilfsmittel, welches die schwierigsten Fragen der Pathologie des Sehorgans zur Lösung brachte. Damit konnte man nicht nur den Zustand der brechenden Medien und die anatomischen Veränderungen der Netzhaut erforschen und das Wesen mancher Krankheiten erkennen, die sich bisher dem Verständnis vollständig verschlossen hatten, wie die Amaurosis, der sogenannte schwarze Star, den man deshalb in scherzhafter Weise als ein Leiden definiert hatte, bei welchem „weder der Kranke noch der Arzt etwas sieht“; man erhielt auch Einsicht in die Beziehungen einzelner Augenleiden zu gewissen Allgemeinerkrankungen

des Körpers, zum Beispiel zum Morbus Brightii, Diabetes mellitus und andere mehr.

Erleichtert wurde die diagnostische Untersuchung ebensowohl wie die operative Therapie des Auges, als man die pupillenerweiternden Eigenschaften einiger Arzneistoffe, zum Beispiel des Atropins kennen lernte und davon Gebrauch machte. Gleichzeitig wurden die Operationsmethoden verbessert und vereinfacht und ihr Erfolg durch die Feststellung ihrer theoretischen Voraussetzungen so viel als möglich gesichert.

Anderer Spezialitäten der Heilkunde, wie die Ohrenheilkunde, Zahnheilkunde, Laryngologie, Dermatologie und Neurologie erfuhren zum erstenmale eine wissenschaftliche Bearbeitung. Die Erfindung des Kehlkopfspiegels und der übrigen für die Beleuchtung innerer Organe erdachten Apparate brachte der Diagnostik wie der Therapie, namentlich dem operativen Teile derselben, vielen Nutzen. Den Nervenleiden erwuchs durch die Verwendung der Elektrizität eine neue Heilmethode, die Elektrotherapie, und überall zeigte sich das Bestreben, die Heilkunst mit der Wissenschaft vom kranken Menschen im Einklang zu erhalten.

Nicht immer wurde dasselbe mit Erfolg gekrönt. Im Altertum war die Kunst der Wissenschaft vorausgeeilt; in der Neuzeit war es umgekehrt, und es schien bisweilen, als ob die Wissenschaft sich nicht verpflichtet fühle, die Forderungen der Heilkunst zu berücksichtigen. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Harmonie zwischen beiden hergestellt worden und hat Ergebnisse erzielt, welche für den Arzt wie für den Patienten gleich erfreulich sind.

Der auf den geläuterten Anschauungen über die Ursachen und das Wesen der Krankheiten gegründeten Gesundheitspflege ist es gelungen, Seuchen zu verhüten und einzelne Leiden in bestimmte Grenzen zurückzudrängen. Der Storbut, welcher einst zu den am meisten verbreiteten Krankheiten gehörte, kommt in Europa fast nicht mehr vor. Der Ausatz wurde auf wenige, von der Kultur abseits gelegene Bezirke beschränkt, die Malaria aus Gegenden, in denen sie früher heimisch war, vertrieben und die Pest von unserm Weltteil fern gehalten. Städte, die einst als Seuchenherde typhöser Leiden berüchtigt waren, genießen jetzt den Ruf hoher Salubrität. Die Pocken verloren ihre Ausbreitung und Heftigkeit, und die im Gefolge chirurgischer Verletzungen einherziehenden Eiterungskrankheiten wurden zu einer Seltenheit.

Berechtigen diese Erfolge nicht zu der Hoffnung, daß in einer absehbaren Zukunft die Zahl der Krankheiten noch weiter vermindert und das Auftreten von Seuchen überhaupt verhindert werden kann? Sollte es nicht leicht möglich sein, die durch verdorbene Nahrung hervorgerufenen Intoxikationen aus der Welt zu schaffen, wie die Kriebelkrankheit, welche durch den Genuß von Brot, dessen Mehl durch Mutterkorn verunreinigt ist, erzeugt wird, oder die Pellagra, die von verdorbenem oder unreifem Mais herrührt? Wie viel könnte durch erhöhte Vorsicht und Reinlichkeit in Bezug auf die Leiden geschehen, welche von Tieren auf Menschen übertragen werden oder durch Parasiten entstehen?

Das umfangreiche Gebiet der Volkskrankheiten könnte erheblich eingeengt

werden, wenn die ganze Bevölkerung von dem Bewußtsein durchdrungen wäre, daß nicht bloß der Arzt, sondern jeder Mensch berufen ist, an ihrer Beseitigung mitzuarbeiten. Die Nahrung, Kleidung, Wohnung, zahllose Verhältnisse des privaten und öffentlichen Lebens stehen in nahen Beziehungen zur Entstehung von Krankheiten und bedürfen einer beständigen und sorgfamen Ueberwachung, damit sie nicht schädlich wirken.

Der Staat widmet diesen Dingen erst seit kurzer Zeit seine Aufmerksamkeit, aber leider — außer in England — nicht in einer ausreichenden Weise. Während für die Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde, für die Sicherheit im Innern, das Verkehrsweisen und andere Dinge nach Kräften gesorgt wird, gibt es fast nirgends eine Sanitätsverwaltung, deren Organe mit der exekutiven Gewalt ausgestattet sind, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben bedürfen und dafür eine Besoldung empfangen, welche sie unabhängig von der Gunst des Publikums stellt. Kein Volk würde die Summen bereuen, welche für diese Zwecke verausgabt werden; denn die Vorteile, welche daraus für das körperliche und geistige Wohlbefinden desselben erwachsen, würden sich bald geltend machen und auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine ziffermäßige Bestätigung erhalten. Hoffentlich ist der Tag nicht fern, an welchem diese Ideen verwirklicht werden und die Gesundheitspflege die ihr gebührende Stellung im öffentlichen Leben erhält! — Dann wird sich das prophetische Wort des englischen Staatsmannes Gladstone erfüllen: „Die Aerzte sollen die Führer der Völker sein!“



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

Cadix.

Am Montag den 12. Dezember, gegen 9 Uhr abends, langten wir in Cadix an, eine interessante Stadt, nur durch einen dünnen Landstrich mit dem Festlande verbunden, sonst allseitig vom Meere umgeben. Cadix besitzt blendend weiße Häuser, enge Straßen. — Das beste Hotel, Hotel de Paris — sehr mäßigen und zweifelhaften Ranges — beherbergte außer uns ausschließlich minderwertiges Publikum: Franzosen und Belgier, mit, wie es schien, recht gewöhnlichen Frauen; der Rest waren unelegante Spanier. Außerst schwierig und umständlich erschien uns das Weiterkommen von hier, da der Passagierverkehr zwischen Cadix und Gibraltar sehr gering ist. Kein Mensch wußte Bescheid, selbst auf den Bureaux konnte man nicht genau erfahren, wann das nächste Schiff komme oder gehe; es sollen

wöchentlich zwei Schiffe gehen, dies ist aber nur ganz unregelmäßig der Fall. Nach endlosem Herumgelaufe und Informiren stellten wir fest, daß am andern Tage, Mittwoch den 14. Dezember, früh 7 Uhr, ein spanisches Schiff nach Algeiras gehe und von dort dreimal täglich Verbindung mit Gibraltar (ganz nahe von Algeiras) stattfinde. Das Wetter war angenehm warm; die Temperatur ist überhaupt eine so südliche, daß die freien Plätze der Stadt allerorts mit Palmen bepflanzt sind. Abends um 10 Uhr begaben wir uns an Bord des spanischen Schiffes „Garcia Binuesa“, das den andern Morgen früh abfahren sollte.

Algeiras — Gibraltar.

Nachdem wir die Nacht an Bord der „Garcia Binuesa“ zugebracht, setzte sich dieselbe am Morgen des Mittwoch (14. Dezember) um 7 Uhr in Bewegung. Schiff, Kapitän, Mannschaft wie Verpflegung machten einen unsoliden und schmutzigen, wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. Das kleine Schiff ging langsam und „rollte“ bei der recht bewegten See ganz gehörig. Dies und ein penetranter, warmer Fett- und Delgeruch erforderten ausgesprochene Seefestigkeit (die ich im höchsten Grade besaß), sollte man nicht öftere und innige Opfer Neptunen darbringen, wie ich vielfach Gelegenheit hatte, an minder Begünstigten wahrzunehmen. Fast während der ganzen Fahrt hatten wir die spanische Küste in Sicht und gegen drei Uhr des Nachmittags erblickten wir die steilen Felsen Gibraltares, welche sorgfältig umgangen wurden, um uns gegenüber in Algeiras auf spanischem Gebiet zu landen. Ich hatte von Deutschland aus Empfehlungen an den deutschen Konsul in Gibraltar, Herrn Schott, der mir als ein guter Sportsman, Jagd- und Rennstallbesitzer bezeichnet worden war. Ich hatte denselben von meinem Eintreffen auf Gibraltar benachrichtigen lassen und wiegte mich in der Hoffnung, durch ihn einen in sportlicher Beziehung hübschen Aufenthalt in Gibraltar zu erleben und einige Fuchsjagden mitzumachen. Dem sollte aber nicht so sein. Um 3 Uhr hatten wir Algeiras erreicht; mich erwartete eine Dampfbarke mit der deutschen Flagge, in der sich der Bruder des deutschen Konsuls, welcher selbst österreichisch-ungarischer Konsul in Gibraltar ist, Herr Horatio Schott, befand. Dieser empfing mich auf das freundlichste und stellte mir seine Dienste auf das gefälligste zur Verfügung, brachte mir aber die traurige Nachricht, daß sein Bruder in einem Rennen gestürzt sei und an Gehirnerschütterung darniederläge. Unter diesen Umständen schien mir überhaupt ein unnützer und zeitraubender Aufenthalt in Gibraltar nicht geboten. Ich hatte darum kaum die Barke bei ziemlich hoher See, was deshalb nicht ganz ohne Schwierigkeit war, betreten, als ich mich bei dem Schiffspersonal erkundigte, wann und wohin die um uns vor Anker liegenden großen Passagierdampfer führen. Wir steuerten deshalb zunächst nicht ans Land, sondern ich begnügte mich mit dem schönen Panorama des Hafens, der sich in weiter Bucht, rings von Bergen umgeben, am Fuße der englischen Stadt zeigt. Wir begaben uns direkt auf einen der reisefertig vor Anker liegenden Dampfer, den „Maréchal Canrobert“

der Compagnie Transatlantique, erfuhren aber an Bord, daß er leider nur bis Dran fahre. Ich sehe ein englisches Schiff, welches nach Algier fährt und eben die Anker lichtet; wir wenden uns dorthin, vielleicht ist es möglich, noch zurecht zu kommen. Heizer und Steuermann thun ihr Möglichstes; pfeilschnell durchschneiden wir die Wellen, die uns den weißen Gischt ins Gesicht spritzen, wir lassen die Signalpfeife ertönen, ein Mann steht vorn und winkt mit der Flagge. Doch inzwischen hat der große Steamer seine Manöver schon begonnen, er dreht und wendet sich in weitem Bogen dem Ausgang des Hafens zu; wir schneiden ihm den Weg ab: umsonst, — in dem Moment, in dem wir hofften, unsere Absicht mitteilen zu können, setzt er mit vollem Dampf ein — unmöglich den mit fünfzehn Meilen Geschwindigkeit Laufenden einzuholen.

Wir fahren nun resignirt an Gibraltar an, welches, terrassenförmig aufgebaut, architektonisch weiter nichts Sehenswerthes als die allerdings sehr schöne Kathedrale bietet. Wir waren im „Hotel Royal“ abgestiegen, und da ich sehr ungern länger als unbedingt nötig in Gibraltar bleiben wollte, entschloß ich mich dennoch, das Schiff der Compagnie Transatlantique „Maréchal Canrobert“ bis Dran zu benützen und von da bis Algier mit der Bahn zu fahren. Gesagt, gethan, am Abend desselben Tages, nach gemütlichem Diner im Hotel schiffen wir uns mit unseren zwanzig Colli wieder ein, um in der Nacht zwölf Uhr die Fahrt über Malaga, Nemours nach Dran anzutreten. Der „Maréchal Canrobert“ ist übrigens dasselbe Schiff, welches 1892 von einem manöverirenden französischen Kriegsschiff im Hafen von Marseille in den Grund gebohrt wurde, somit das zweite von den Schiffen, die ich auf meiner Reise benützt, das untergegangen ist.

Malaga, Nemours, Algier.

Am Donnerstag den 15. Dezember früh brachte uns der „Maréchal Canrobert“ nach Malaga. Unser Schiff ist ein schöner, großer und reinlicher Steamer, die Bemannung, namentlich Kapitän wie Offiziere (meist französische Reserveoffiziere), äußerst höfliche Leute, die Verpflegung ist reichlich und gut. In Malaga machte unser Schiff Aufenthalt bis um fünf Uhr nachmittags, um Ladung zu löschen, respektive aufzunehmen. Wir gingen an Land, aber außer einer sehr schönen Kathedrale und der schönen Lage — Malaga liegt in einer von hohen Bergen umgebenen Bucht und ist terrassenförmig aufgebaut — war nichts besonders Sehenswerthes zu bemerken. Unsere Fahrt wurde um fünf Uhr nachmittags fortgesetzt, und landeten wir am Morgen des 16. Dezember (Freitag) in Nemours. Ein frischer Wind weht und fröhlich scheint die Sonne. Zum erstenmal befand ich mich außer Europa und in Afrika, von Schwarzen umgeben. Nemours ist eine kleine Kolonie, kaum fünfzig Häuser stark, von französischen Truppen besetzt, und besitzt eine sehr primitive Kirche. Von der Einwohnerschaft bemerkte ich ein paar Rothosen, Rabynen, zerlumpte, halbnackte Buben und Mädchen, die sich um ihnen zugeworfene Kupferstücke im Schmutze balgten, Esel und jämmerlich zerschundene, spindeldürre, matt und lebensmüde dahinwankende Pferde. Wir gingen etwas landeinwärts und betraten eine leidliche Straße, die

sich zwischen Delbäumen und Weinkulturen durchzog, hinter denen sich Abhänge hoher Berge zeigten, die mit niederem Palmengebüsch, Hecken von Kaktus und dem unvermeidlichen, häßlichen, nichtsdestoweniger praktischen Eukalyptus bewachsen waren. Unser Weg führte uns nach einem hohen Leuchtturm, der von einem eisgrauen, alten, gemüthlichen französischen Troupier und seiner Familie bewohnt ist und gute Orientirung über die Lage des Landes bietet. Wir verließen um zwei Uhr nachmittags Nemours und dampften dann gegen Oran zu, wo wir am andern Morgen (Samstag den 17. Dezember) früh ankamen. Von einem maultierbespannten Wagen sahen wir im Galopp das wenige, was zu sehen war — eigentlich nichts — und traten um zwei Uhr nachmittags die Bahnfahrt nach Algier an. Diese Fahrt werde ich in meinem Leben nicht vergessen: wir hatten siebenzehn Stunden in einem Eisenbahnzuge zuzubringen, der sich mehr mit Pfeifen und Anhalten als mit Vorwärtskommen beschäftigte; es war geradezu entsetzlich. Erst spät am Abend des Sonntags (18. Dezember) langten wir in Algier an, fuhren bei mehreren Hotels vor, die sämtlich überfüllt waren, und konnten uns erst gegen Mitternacht im Hotel de l'Asis installiren. Am andern Morgen bot sich mir ein herrlicher Blick auf den Hafen; unser Hotel liegt an dem Hauptquai. Algier hat für mich etwas apart Reizvolles. Der französische Teil der Stadt erinnert in Luxus und Eleganz der Erscheinung (namentlich der Damenwelt) an Teile von Paris. Ganz getrennt davon ist die arabische Stadt und uroriginell in ihren kreuz und quer, bergauf und bergab gehenden Gäßchen, die meist unheimlich dunkel und so schmal sind, daß man sich fast von einem Haus zum andern über die Straße hinüber die Hand reichen kann. Den Fremden werden meist als arabische Häuser Cafés, Spelunken und so weiter gezeigt, die an Meßvorstellungen erinnern und hauptsächlich für schaulustige Reisende eingerichtet sind. Allerdings erhielt ich Zutritt in ein Haus von echt arabischer Bauart und Einrichtung, das von einer bildschönen Araberin, die sich vollständig von den Sitten und Gebräuchen ihres Landes und ihrer Landsleute emanzipirt hatte und mit ihrer Mutter lebte, bewohnt wurde. Das Haus war wunderhübsch eingerichtet, eben ganz im arabischen Stil. Im Lichthof, den jedes arabische Haus besitzt, saßen ein paar Pfauen, die mir Fatma — so hieß die schöne Araberin — als besondere Sehenswürdigkeit zeigte; sie sprach übrigens ziemlich geläufig französisch, war groß, sehr schlank, hatte tiefschwarze Haare, große, dunkle Augen, bronzefarbenen Teint, klassisch schöne Züge und ungemein graziöse Bewegung. Mutter und Tochter verkauften nebenbei arabische Stoffe und wurden mir so schöne gezeigt, daß ich mir für mehrere hundert Franken davon kaufte, welche noch heute meine Wohnung zieren. Im übrigen mag Algier für längeren Aufenthalt ganz angenehm und gesund sein, bietet aber sonst den Weltreisenden nicht allzu viel Interessantes. Darum hatten wir auch vor, die nächstgünstige Gelegenheit zur Reise zu benützen. Ich besuchte den Jardin d'essai, einen sehr großen, parkartigen botanischen Garten mit vielen Palmen, in dem man herumfahren kann und der als Rendezvousplatz der eleganten Welt gilt. Ein fesselndes Bild bot eine auf einem größeren Platze lagernde Karawane, aus dem Innern Arabiens

gekommen, um Handelsartikel aufzunehmen. Etwa fünfzig Kamele lagen dösend und wiederkäuend, zum Teil schwer beladen auf dem Boden. Auffallend ist die Bespannungsweise der großen Lastwagen mit manchmal bis zu elf Pferden oder Maultieren, und zwar sind dann zweimal drei Tiere neben einander, die übrigen einzeln vor einander gespannt.

Colle, Bougis, Philippeville, Bone, la Gulette, Tunis.

Um die öde Bahnfahrt zu vermeiden, wählten wir den Seeweg nach Tunis und fuhren mit einem Dampfer der Compagnie Transatlantique, der Algier Mittwoch den 21. Dezember, mittags zwölf Uhr, verließ. Ich hatte dem sonst vortrefflichen Schiff den Spitznamen „Rüstenlungerer“ gegeben, da es an all den größeren Häfen der arabischen Küste anlegte und nur bis Bone ging; von dort mußten wir ein anderes Schiff nehmen, welches uns nach Tunis, respektive dem Hafen von Tunis, la Gulette, bringen sollte. Die „Bastia“ legte unter anderen Orten in Colle, Bougis, Philippeville an, blieb dort halbe, respektive ganze Tage ladenshalber liegen. Ueberall trafen wir französische Besatzung, Turkos, schmutzige Araber, dazwischen Europäer mit weiblichen Wesen mauvais genre's und, was Bierfüßler betrifft, das dort allgemein gebräuchliche, dumm schreiende Kamel. Sonst sieht eine Stadt so aus wie die andere: von der Natur durch starke Einbuchtung selbst geschaffene Häfen, vogelnestartige, am Gebirge klebende Häuserreihen, dazwischen Kaktushecken, Stechpalmen, etwas ursprüngliche Befestigungen mit nicht sehr imposanten Geschützen, eigentlich bloß pro forma, Leuchttürme auf hohen Felsen. In einem dieser Häfen, in Bougis, wäre ich um ein Haar um einen meiner größten und inhaltsreichsten Koffer gekommen. Es war frühmorgens und wir waren gerade vor Anker gegangen. Während ich mich anleidete, besah ich mir mit dem Glase Hafen und Stadt und entdeckte dabei zufällig auf einem kleinen Schiffchen, das von Schwarzen gerudert ward, auf anderen Gepäckstücken liegend, meinen Koffer, der infolge seiner Zeichnung weithin sichtlich und deutlich zu erkennen war. Ich schlug sofort Lärm und erreichte, daß besagtes Boot zurücksignalisirt und der fragliche Koffer wieder an Bord gebracht wurde; richtig, es war der meinige. Ich hatte stark einen Bediensteten des Schiffs in Verdacht, daß er derartiges schwinghaft betrieb; es ist ja fast unmöglich, so abhanden gekommene Gepäckstücke jemals wieder zurück zu erhalten. Der Verlust desselben, wenigstens des Inhalts, wäre für mich auf der Reise sehr schmerzlich gewesen. Am Mittag des Samstags den 24. Dezember kamen wir endlich in Bone an und fanden dort im Hafen vor Anker liegend ein Schiff der Compagnie Transatlantique „Bille de Bone“, welches bald darauf die Fahrt nach la Gulette antrat. Die See fing an sehr unruhig zu werden und steigerte sich in der darauffolgenden Nacht, dem heiligen Abend, bis zum größten Orkan. Sämtliche Passagiere waren krank, nur mein Begleiter und ich nicht. Abends bei Tisch erschien zitternd und blaß außer uns beiden nur der Schiffsarzt. Das Schiff schwankte dermaßen, daß ein Serviren, Sitzen und Essen fast unmöglich war, und trotz der sogenannten Violons ergossen Rotweinflaschen ihren bläulichen Inhalt lustig

in Suppe und Schoß. Ich nahm die Sache von der humoristischen Seite, nicht so der Schiffsarzt: wütend und würgend suchte er das Weite. Als nach Tisch mein Begleiter und ich, die Arme in die Lehnen unserer Stühle verchlungen, um uns festzuhalten, während dieses fürchterlichen Orkans uns über den Weihnachtsabend und die Heimat unterhielten, wurde durch eine vehemente Bewegung des Schiffes mein Stuhl vom Fußboden (die Stühle sind festgeschraubt) losgerissen und mit mir bis ans Ende des Speisefalons geschleudert. Das Schlimmste aber war die Nacht; bis ich in mein Bett gelangte, wurde ich dreimal so hingeworfen, daß ich glaubte, mir sämtliche Knochen im Leibe gebrochen zu haben; endlich im Bette liegend, war an Ruhe gar nicht zu denken. Man hatte mir zu thun, um nicht einfach aus dem Bett ausgeleert zu werden; ich hatte, um dies zu vermeiden, eine Präservativlage eingenommen, indem ich mich mit Ellenbogen, Knien und Rückenverlängerung in den Rahmen des Bettes stemmte. Im ganzen Schiffsraum, wie in der Kajüte selbst war ein betäubender Lärm. Alles in letzterer, was nicht niet- und nagelfest war, flog umher: Stiefel, Hut, Reisetasche, Wasserglas, Zahnbürste, Seifenbüchse und andere nützliche Geschirre führten einen wahren Hexenjabbath auf. Nach derartig verbrachter Nacht landeten wir am andern Morgen den 26. Dezember in la Gulette, nahmen dort die Bahn und fuhren nach Tunis, wo uns der Generalkonsul Geheimerat von Eckhardt auf das liebenswürdigste empfing.

T u n i s.

In Tunis stiegen wir im „Grand Hotel“ ab, und fand ich da, wie überall in der Welt, deutsche Kellner, so zum Beispiel war unser Zimmerkellner, ein übrigens ziemlich dämliger Blondin, ein Nürnberger. So hörte ich auch, daß sich in Tunis viel deutsche Geschäftsleute, namentlich Württemberger und Badenser, aufhielten, welche eines guten Rufes und der Sympathie der Araber genossen, mehr wie die Italiener, die der Araber aber immer noch den Franzosen vorzieht, die er haßt. Von der Frau eines Deutschen erhielt ich eine Bittschrift mit der Anrede: „Euere Alles beglückende Majestät“ um meine Vermittlung zur Freilassung ihres Mannes, der auf der württembergischen Festung Hohenasperg unschuldig in Haft gehalten würde.

Herr von Knapp, der deutsche Konsulatssekretär, ein geborener Kölner, mit dem ich eine große Anzahl gemeinsamer Bekannter in Köln und Bonn hatte, war außerordentlich gut orientirt in Tunis und uns sehr gefällig während unseres Aufenthaltes. Montag den 26. Dezember verwendete ich in Begleitung des Geheimerats von Eckhardt, dessen Schatz an Kenntnissen und Wissenschaft uns sehr zu Nutzen kam, zur Besichtigung des alten Karthago, und gelang es mir, in zwölf Stunden einen vollkommenen Ueberblick über die versunkene karthagische und römische Stadt bei einem ausnahmsweise schönen und herrlichen Tage zu gewinnen. Das ehemalige Karthago war ein London der alten Welt, es hatte einen Längendurchmesser von acht Kilometern und seine Mauern führen mehrere deutsche Meilen lang über Hügel und Thal. Wir besichtigten die riesigen Zisternen,

die zur Aufnahme des Regenwassers, infolge des Mangels an Süßwasser, bestimmt sind, sodann das Kloster Sankt Louis mit einer hochinteressanten Sammlung ausgegrabener und aufgefundenener Altertümer, ferner den berühmten Kriegshafen, der jetzt aus der Ferne nach heutigen Begriffen einem bescheidenen Schwanenteich ähnlich sieht, und hatten um die Mittagszeit einen schönen Rundblick vom Leuchtturm Sidi ben Said. Nicht minder großartig, aber durch eigenartigen, melancholischen Reiz war das Panorama bei Sonnenuntergang vom Hügel der Nekropolis, wo Tausende von Gräbern ihres Schliemanns harren. Fern, hinten im Schleier des Nebels verschwindend, zeigte man mir den Ort, wo Utika gelegen und Cato der Jüngere sich den Tod gegeben. Wir traten nach Untergang der Sonne die Rückfahrt an. Es fing an, empfindlich kalt zu werden. Des öfteren hatte ich große Scharen von Flamingos gesehen, die sich, aus der Ferne gesehen, wenn sie ruhen, rötlich schimmernd vom Sande abheben.

Den Abend brachte ich in der Familie des Herrn von Eckhardt zu, der drei sehr liebenswürdige und außergewöhnlich talentvolle Töchter hat; es wurde gesungen, Violine und Klavier gespielt. Tags darauf, Dienstag den 27. Dezember, erfreute ich mich in dem rein arabischen Teil der Stadt des bunten, regen und uroriginellen Straßenlebens, ging in die Bazars, Zouks genannt, wo ich bei den Gebrüdern Ali und Mohamed Barbouchy nach längerem Feilschen und Handeln viele und schöne Moscheestoffe kaufte; ich bezahlte sie schließlich mit einem Drittel des ursprünglich geforderten Preises, doch muß ich hinzufügen, daß ich das Handeln nicht selbst besorgt habe, es thaten mir die treuherzig und schwermütig dareinblickenden Araber leid. In meiner Begleitung auf Schritt und Tritt befand sich der mir beigegebene Cavaß (jannisaire) des deutschen Konsulats, zugleich Dragoman, Allella ben Mustapha; er trug eine lichtblaue arabische Uniform mit vielen Medaillen, und obgleich Araber, war er Christ; ein bildschöner Kerl von brauner Gesichtsfarbe, mit Hakennase, blitzenden Augen und ungeheurem schwarzem Schnurrbart. Er verstand es überall, sich Respekt zu verschaffen und hatte seinen Landsleuten gegenüber ein herrisches und brutales Wesen. Am Abend sah ich allerhand Schaustellungen und originelle Tänze, die durch einen Mohren arrangirt wurden, der in Deutschland gewesen, deutsch sprach und mit einer Frau aus Trier verheiratet war; unter anderem wurde uns der vielleicht schwierig zu erlernende, jedoch äußerst geschmacklose und geradezu Ekel erregende „danse du ventre“, eine Spezialität der Araberinnen, gezeigt. Mittwoch den 28. Dezember machte ich meinen Besuch beim französischen Ministerresidenten Massicault, der dazu seinen ganzen Hofstaat um sich versammelte und mit diesem auch meinen Besuch im Hotel erwiderte. Am Abend dieses Tages hatte ich den Geheimerat von Eckhardt und den österreichisch-ungarischen Generalkonsul Ritter von Soretic, einen sehr liebenswürdigen Herrn und angenehmen Gesellschafter, zu Tisch ins Hotel gebeten. Später hörte ich in der italienischen Oper die „Traviata“. Am Freitag den 30. Dezember hatte Herr von Eckhardt mir zu Ehren einen großen Rout arrangirt, der schon in der Zusammenstellung der Geladenen sehr unterhaltend und interessant war. Samstag

den 31. Dezember sollte mein Empfang beim Bey stattfinden; ich hatte dazu die Uniform der Bonner Königshusaren mit dem roten Galabeinkleid angelegt. Um neun ein Viertel früh holte mich der „Général de Division et premier intreprète d. S. A. le Bey“, Namens Balensi, in einer Galafutsche, die mit zwei prächtig beschirrten Maultieren bespannt war, ab, voraus eine Ehreneskorte zu Pferd. Bei meiner Ankunft am Palais Dar el Bei trat die Ehrenwache heraus und verführte einen geradezu betäubenden Lärm durch Trommeln und Hörnersignale, das nur durch wüßtes Geschrei, respektive Kommandorufe unterbrochen wurde. Nachdem ich viele Korridore, Vorhallen, Treppen und Säle überwunden hatte, die reich mit orientalischem Luxus ausgestattet waren, gelangte ich endlich in den Audienzsaal und stand plötzlich vor einem kleinen, dicken Herrn mit grauem Haar und Bart, ein rotes Fez auf dem Kopf, vor dem Bey, der von einer Suite von circa dreißig Generalen, Ministern und so weiter umgeben war. Der Dolmetscher, General Balensi, raunte dem Bey, der schwerhörig, etwas ins Ohr, worauf dieser das Großkreuz eines Ordens ergriff, welches ihm von einem Minister dargeboten wurde, steckte mir den Orden (es war der Istikhar) in die Schnur meines Attilas und zog liebenswürdig und freundlich den Grand Cordon mir über beide Ohren, worunter meine Frisur freilich etwas litt. So; nun durfte ich mich zurückziehen und unter eben solchem Höllenlärm, wie bei dem ich gekommen, fuhr ich auch wieder fort. Uebrigens kostete mich dieser Empfang manchen Louis, denn jede Dienstleistung muß mit Gold bezahlt werden. Der Kutscher, die Lakaien, Portiers und so weiter, alle halten die Hand hin. General Balensi sagte mir, auf den Istikharweisend: „Portez-le avec joie et bonheur, Monseigneur!“ Des Nachmittags machte ich Tajeb Bey, dem jüngsten Bruder des Bey, meinen Besuch. Derselbe bewohnt in Marja ein kleines, hübsches Landhaus mit schönem Garten. Die Konversation erfolgte durch den Dragoman, und wurde uns der übliche Mokka, sowie Süßigkeiten und Cigarretten gereicht. Am Abend (Sylvester) war ich zum Ministerresidenten Massicault zu Tisch geladen; ich traf da viele französische Generale, Türken und vornehme Araber, auch den Prinzen Tajeb. Ich hörte mit einem Ohre bei Tisch sehr unerquickliche Dinge reden, Sozialdemokratie und Religion betreffend, beide Sprecher überboten sich in ihren Ansichten. Mir zu Ehren hatte Tajeb Bey ein echt arabisches Gericht, Kouß-Kouß, in das Menu der Madame Massicault einschieben lassen, eine Speise, die Prinzessin Fatma eigenhändig mit ihren Damen zubereitet hatte, der Hauptbestandteil ist Reis. Prinz Tajeb sprach, mit einem großen Löffel bewaffnet, der Schüssel am herzhaftesten zu. Als wir uns vom Tisch erhoben hatten, um den Kaffee und den dazu gehörigen „Chasse“ in einer Galerie einzunehmen, in der übrigens recht gute Bilder neuerer Meister hingen, ertönten plötzlich Klänge einer Musikbande, es waren Dilettanten, die sich drei Stückchen eingeübt hatten, um dem Minister à l'honneur des Sylvesterabends ein Ständchen zu bringen. Als drittes und letztes Stück spielten sie natürlich die Marseillaise. Den Rest des Abends verbrachte ich in der Familie des Geheimrats von Eckhardt und blieb bis weit über Mitternacht. Mein Aufenthalt in Tunis näherte sich nun leider seinem

Ende. Der 1. Januar verging schnell unter Abschiedsbesuchen, Briefschreiben, Einpacken, und am Abend um sechs Uhr fuhren wir per Bahn nach la Gulette, wo wir um acht Uhr anlangten und uns samt unserem Gepäck mit einem kleinen Boot zum „Sankt Augustin“ der Compagnie Transatlantique rudern ließen, der uns nach Malta bringen sollte. Diese Fahrt zum Schiff in der Dunkelheit war übrigens recht ungemütlich, es schaukelte dermaßen, daß ich alle Augenblicke erwartete, umzuschlagen oder mindestens einen meiner Koffer zu verlieren, doch ging es noch gut und wir kamen ganz heil an Bord des „Sankt Augustin“ an.



Die Philosophie vom Wahlzensus.

Von

R. v. Gneist.

Es gibt wenig Gegenstände, welche mit solcher Gewißheit auf einen vielseitigen Widerspruch zu rechnen haben, als Erörterungen über einen Wahlzensus. Der individualistische Charakter unserer Nation legt gerade bei dieser Frage einen hohen Wert darauf, seine eigene Meinung zu behaupten. In dem Verhältnis von Staat und Gesellschaft liegen aber besondere Gründe, infolge deren auch andere Nationen im gegenwärtigen Jahrhundert eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ideen über die gerechte und rationelle Gestaltung eines Wahlzensus darbieten.

Wenn gesetzliche Aenderungen in dem Wahlzensus eintreten, ist zwar oft durch Wahlenthaltung oder sonst mit dem Ausdruck ernster Ueberzeugung von einem heiligen, unentziehbaren Recht der Teilnahme am Staat die Rede gewesen. Aber sonderlich beständig haben sich diese Ueberzeugungen nicht erwiesen. Wie leichten Herzens man sich nur zu oft seine Meinung über diese schwerwiegende Frage des Volkslebens bildet, ergibt sich schon daraus, daß man bis zur Mitte unseres Jahrhunderts kein Bedürfnis empfunden hat, die notdürftigsten statistischen Grundlagen herbeizuschaffen für eine Frage, über die man doch ohne eine ungefähre Uebersicht über die wirkliche Gliederung des Volkslebens sich kein abschließendes Urteil bilden kann.

Es wird daher auch mir wohl gestattet sein, die herrschenden Ideen vom Zensus nach ihrer äußeren Erscheinung zu prüfen.

Wenn ich mir aus vielleicht hundert Verhandlungen in Gemeindevertretungen und Landtagen, in deren Kommissionen und Fraktionen, und namentlich auch in vielen auswärtigen Diskussionen der Art einen Gesamteindruck bewahrt habe, so ist es der, daß diese politischen Vorstellungen in höchstem Maße aus der gesell-

schaftlichen Stellung der Einzelperson erwachsen. Der Privatmann, welcher sich seine Ideen vom Zensus macht, denkt zuerst daran, sich selbst eine Stelle zu sichern. Daß er einen Beruf zur Teilnahme am Staat hat, folgt ja schon daraus, daß er ein Interesse dafür hat. Demnächst denkt der Zensuspolitiker an die Berechtigung der ihm zunächst stehenden gesellschaftlichen Klassen und geht darin schrittweise weiter, so weit ihm noch eine gewisse Kenntnis und ein Interesse für die ferner stehenden Kreise innewohnt. Je weiter aber die außen stehenden Klassen von seinen Lebenserfahrungen abstehen, desto summarischer werden sie in den Zensustheorien behandelt. Die Weise der politischen Streitigkeiten kehrt übrigens auch hier wieder: die Gewohnheit, den Splitter im Auge des Nächsten zu sehen, nicht aber den Balken im eigenen. Je aufmerksamer man aber den heute ventilirten Fragen über den Zensus in den verschiedenen europäischen Staaten folgt, um so mehr wird man darauf verzichten, der öffentlichen Meinung Strafpredigten zu halten, vielmehr anerkennen, daß sich gesellschaftliche Strömungen in dieser Frage mit elementarer Gewalt überall geltend machen und ihre endliche Lösung erst finden, wenn in dem sozialen Interessenstreit schließlich die in der Nation lebenden Rechtsideen durchbrechen.

Wir können bei staatswissenschaftlichen Fragen in Deutschland einigermaßen darauf vertrauen, daß die Wissenschaft der öffentlichen Meinung einige Schritte voranzugehen pflegt. Ehe man daher ein abschließendes Urtheil über das mir zunächst liegende preußische Wahlgesetz vom 30. Mai 1849 abgibt, wird es sich empfehlen, einen Rückblick auf die wissenschaftlichen Erörterungen über einen Wahlzensus zu werfen.

Ein Bild von den herrschenden Ideen zu geben ist aber nur in sehr unvollkommener Weise möglich. Die politische Literatur der einzelnen Jahrzehnte ist kaum zu übersehen, und noch weniger läßt sich annähernd bestimmen, bis zu welchem Maße die Meinungen des einen oder andern Autors in weiteren Kreisen Fuß gefaßt haben. Man kann für diese Frage nur einzelne Stichproben geben.

In Deutschland wurde das achtzehnte Jahrhundert noch von den Ideen des sogenannten Naturrechts beherrscht. Die gesellschaftlichen Verhältnisse in Land und Stadt beruhten auf der alten Gliederung der Stände nach Grundbesitz, und die feste Ortsansässigkeit der Bevölkerung sah im ganzen das gewohnte Leben des Bauerndorfs wie der Städte als selbstverständliche Verhältnisse an. Nur die höher gebildeten Klassen beschäftigten sich nach dem Vorbild Montesquieus mit Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit oder Weisheit eines Wahlzensus. Da die Unterlagen des Staats als gegebene Verhältnisse hingenommen wurden so konnte sich das Naturrecht damit begnügen, das Wesen des Staats und seiner Einrichtungen lediglich aus der sittlich-vernünftigen Natur des Menschen abzuleiten und mit Zugrundelegung der aristotelischen Begriffe sich in Betrachtungen über die Vorzüge und Mängel der Monarchie, Aristokratie und Demokratie zu ergehen.

Die französische Revolution hatte zwar in ihrem wechselvollen Verlauf gezeigt, daß der Staat und seine Einrichtungen nicht bloß auf der sittlich-

vernünftigen Natur des Menschen beruhen, sondern daß in seiner persönlichen Grundlage, dem „Volk“, noch andere, gewaltige, zeitweise unheimliche Mächte walten. Der preußische Staat indessen war durch eine energische Reformthätigkeit vor dem Ausbruch einer leidenschaftlichen Umwälzung bewahrt worden. Noch dem Freiherrn vom Stein, ebenso wie dem Kanzler Hardenberg galt für die Teilnahme am Staat die Gliederung des Volkes in Ritterchaft, Städte und Bauern als selbstverständlich, ohne daß jedoch die beiden großen Staatsmänner zu ausführbaren Vorschlägen über die Gliederung einer allgemeinen Landesvertretung gelangt wären.

Bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein dauert daher die alte Weise der Betrachtung über einen Wahlzensus fort. Ich möchte als Stichprobe den Artikel Rottecks in seinem Staatslexikon vom Zensus (1836) hervorheben. Es ist darin der Eindruck der französischen Julirevolution schon erkennbar. Vorwiegend bleibt jedoch der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, der Rücksicht auf die Intelligenz der Wähler und der Gewählten, einer Berücksichtigung der verschiedenen Interessen und so weiter. Die Vorschläge sind im ganzen gemäßigte. Insbesondere wird auch für die Kommunalverfassungen die Berechtigung eines mäßigen Zensus anerkannt, und der historisch gebildete Jurist ist auch noch darin erkennbar, daß er eine gewisse Wechselwirkung zwischen den Leistungen der Besitzklassen für das Gemeinwesen und den politischen Vorrechten und Rechten anerkennt.

Bald folgten nun aber die gewaltigen sozialen Bewegungen Frankreichs und ihre Explosion in der Februarrevolution 1848. Sie übten unvermeidlich eine Kontagion aus auf die sehr gespannten politischen Stimmungen Deutschlands und insbesondere auf Elemente der in der Entwicklung begriffenen industriellen Gesellschaft. Die grellen Uebergänge in den Verfassungen Frankreichs nötigten nun auch die deutsche Wissenschaft zu der Einsicht, daß in den Unterlagen des Staats ein selbständiger Organismus lebt, der aus dem Wesen von Besitz und Arbeit, von geistigen und materiellen Gütern hervorgeht.

Es ist wohl begreiflich, daß sich in der vielgestaltigen, nach Landschaften, nach Land und Stadt verschiedenartigen Gliederung unserer Besitz- und Erwerbverhältnisse, in der immer noch sehr starke Elemente der alten ständischen Ordnung in dem ländlichen und oft auch kleinstädtischen Leben des Ostens fort dauern, sich keine einheitliche Vorstellung über einen angemessenen Wahlzensus bilden konnte. Im Sturm und Drang des Jahres 1848 war man zu einem allgemeinen gleichen Stimmrecht gelangt. Aber nach kurzer Zeit trat in Preußen eine starke Umgestaltung des allgemeinen gleichen Stimmrechts ein, und in den deutschen Einzelstaaten wie in den Gemeindeverfassungen dauerte eine große Mannigfaltigkeit der Zensusnormen fort.

Die Empfänglichkeit unserer Nation für die Erfahrungen anderer Völker und die löbliche Neigung, die politischen Erfahrungen anerkannter Kulturvölker nutzbar für uns zu machen, hatten Jahrzehnte hindurch französische und belgische Muster als vorzugsweise maßgebend angesehen, besonders auch in den westlichen Teilen Deutschlands, in denen die industrielle Gesellschaft rascher vorgehritten

war. Jahrzehnte hindurch hatte man französische Theorien schlechthin als „konstitutionelle“ Verfassungsgrundsätze behandelt.

Allein die Zuverlässigkeit auch dieses Leitsterns war jetzt zweifelhaft geworden.

Die Februarrevolution hatte einer plutokratischen Verfassung ein jähes Ende bereitet, welche in der Charte von 1814 dahin fundirt war, daß die 80 000 Höchstbesteuerten Vertreter der Gesamtnation sein sollten und etwa 8000 noch höher Besteuerte als Eligibles zur Auswahl übrig blieben. Die Julirevolution hatte diese Alleinherrschaft des großen Besitzes nur wenig ermäßigt, aber doch den Eindruck hinterlassen, daß diese konstitutionelle Musterverfassung, die man in Deutschland ein Menschenalter hindurch bewundert hatte, in eine systematische Korruption geraten war. Der Umschlag in ein allgemeines gleiches Stimmrecht war hier unvermeidlich geworden, die schweren Erfahrungen der Schreckensherrschaft bewogen aber die Nation zu einer schnellen Einkehr in die napoleonische Diktatur mit einer Scheinvertretung der Gesellschaft. Erst mit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs war die französische Gesellschaft auf Selbsthilfe verwiesen, die unter heftigen Parteischwankungen doch zu wesentlichen Selbstbeschränkungen sich verstand, namentlich zur Beibehaltung des Zweikammersystems, des Conseil d'état, der napoleonischen Gerichts- und Verwaltungsordnung. Das sanguinische Temperament der Nation bleibt jedoch auch in den Ideen vom Wahlzensus erkennbar, die namentlich in dem sogenannten Listenfrutinium auf eine rücksichtslose Geltendmachung der zeitigen Majoritäten hinauslaufen und die innere Beruhigung der Gesellschaft in ihren wirtschaftlichen und kirchlichen Gegensätzen in weite Aussicht stellen. Man kann der Nation nicht den Vorwurf machen, daß sie in ihren schweren Verfassungskämpfen nichts gelernt und nichts vergessen habe, aber für die Gestaltung eines rationellen Zensus ist weder im älteren noch im neuen Frankreich für uns ein sicheres Muster zu entnehmen.

Nachdem dieser Leitstern der öffentlichen Meinung seine Zuverlässigkeit verloren hatte, hätte vielleicht ein englisches Vorbild an seine Stelle treten können. Allein die Grundlagen der englischen Parlamentsverfassung beruhten auf einer so insularen Entwicklung, daß sie für die ständischen Anschauungen Deutschlands von jeher etwas Fremdartiges an sich hatten, und überdies befand sich die Zensusgesetzgebung Englands im letzten Menschenalter so sehr im Fluß, daß man von deutscher Seite aus kaum im stande war, ihren Verlauf zu übersehen und eine sichere Stellung dazu zu nehmen.

Auch die deutsche Wissenschaft konnte mit ihren gewissenhaftesten Bemühungen in diesen Uebergangszuständen nicht wohl zu einem abschließenden Resultat gelangen. Als Stichprobe möchte ich hervorheben die ausführliche Abhandlung eines unserer vielseitigst gebildeten, politisch erfahrenen Autors Robert von Mohl, der in einem zuerst 1852 geschriebenen, später überarbeiteten Briefe seine Ansichten über einen rationellen Zensus ausführlich darlegt und mit den Ideen von Lord Brougham, Stahl und anderen hervorragenden Politikern vergleicht. (R. von Mohl, Staatsrecht, Völkerrecht, Band I., S. 408—58.) Er vermißt in

dem bisherigen System, am meisten in dem allgemeinen gleichen Stimmrecht, jeden „organischen Zusammenhang“. Die Vertretung der Gesellschaft soll eine „verhältnismäßige“ sein. Jeder gesellschaftliche Kreis soll in festem Stimmverhältnisse bedacht werden. Es soll eine dreifache Repräsentation der Sonderinteressen, der gemeinschaftlichen Interessen und der allgemeinen Interessen stattfinden, und diese dreifache Schichtung soll dann auch das Zweikammersystem ersetzen, von dem Mohl nicht allzu viel hält. In der Einzelgruppierung kommt dann wieder eine Scheidung von Großgrundbesitz, bäuerlichem Besitz, Kleinbesitz, Gewerbe und Handel und Lohnarbeit zum Vorschein. Im geistigen Leben: eine Vertretung der Kirche, der höheren gelehrten Berufe, womöglich auch des Staatsdienstes. Dann wieder eine Vertretung der Kommunalverbände als solcher mit einer Scheidung von Stadt und Land und so weiter. Wer denn nun aber bestimmen sollte, mit welchem Stimmverhältnis diese verschiedenen Gruppierungen nach ihrer Bedeutung für das Ganze beteiligt werden sollten, darüber wird uns keine Auskunft gegeben, und dieser Zustand dauert im ganzen bis heute fort. Denn weder von den gelehrten noch von den ungelehrten Politikern vermögen wir bis heute in Erfahrung zu bringen, wer die Stimmverteilung vornehmen soll.

Mohl selbst hat wiederholt ausgesprochen, daß eine genauere Kenntnis des inneren Baues der englischen Verfassung für die Entwicklung unserer Staatswissenschaft von hohem Werte gewesen sein würde. Inzwischen ist nach dieser Richtung hin mancher Fortschritt geschehen: aber ein wunderbares Geschick bringt uns diese Verhältnisse erst näher, seitdem die bewährten Grundlagen der englischen Parlamentsverfassung durch die Umbildung der modernen Gesellschaft tief erschüttert und verwirrt sind und die englischen Philosopheme über einen Wahlzensus zu unserer Aufklärung wenig beitragen können.

Gerade in dem Musterlande des Parlamentswesens und der Selbstverwaltung ist die Monarchie seit länger als hundert Jahren in eine passive Stellung für die Regelung der inneren Verhältnisse zurückgetreten. Gerade hier hat sich daher ein Zerfallsprozeß mit der Umwandlung der Gesellschaft am gründlichsten vollzogen. Nachdem seit 1832 die sogenannten middle classes das Uebergewicht über die alte regierende Klasse gewonnen haben, sind die uns bekannten Ideen der Bourgeoisie stetig in dem inneren Bau des Staates zur Geltung gekommen. Da es ihr unbequem ist, hat sie alle Pflichten der Unterthanen zum persönlichen Dienst des Gemeinwesens beseitigt. Da es ihr bequem ist zum Zweck der Steuererhebung, hat sie fingirte Steuerzahlungen an die Stelle der wirklichen treten lassen. Die Weiterentwicklung konnte daher von unten herauf nur zu einem allgemeinen gleichen Stimmrecht, zum Ballot und zu einer gründlichen Zerschlagung der festen Wahlkreise führen, auf denen die Parlamentsverfassung beruht. Naturgemäß folgte wie auf dem Kontinent die Zerlegung der großen Parlamentsparteien in sechs, sieben benannte Fraktionen, die selbst wieder die Elemente von ebenso vielen Unterfraktionen in sich enthalten, entsprechend den bunt zusammengewürfelten Interessengruppen, aus denen sie bei der letzten Wahl hervorgegangen sind. Da aber die Traditionen der alten Parlamentsverfassung

noch fortleben, so dauert auch der Glaube fort, daß man das alte Wahlsystem der regierenden Klasse getrost auf die neuen Unterlagen anwenden könne, woraus dann eine mechanische Demokratisirung und Bureaukratisirung des alten Self-government hervorgeht, die in der Metropolis ein wahres Ungeheuer einer Kommunalverfassung zu stande bringt.

Bei den zahllosen Diskussionen über einen Census wiederholt sich auch in England die oben angedeutete Erscheinung, daß der einzelne immer an seine persönlichen Interessen denkt, ohne Rücksicht auf die ihm ferner liegenden gesellschaftlichen Kreise, die zu übersehen und denen gerecht zu werden er nicht im stande ist.

Die Beschlüsse der darüber beratenden Versammlungen lassen sich daher auch in England im voraus berechnen. Große Versammlungen auf breiter Grundlage gelangen stets zur Forderung des allgemeinen, gleichen Stimmrechts. Da in der Regel nur erwachsene Männer an solchen Versammlungen teilnehmen, so ist die Beschränkung auf Männer selbstverständlich. Hätten Frauen an den Beratungen teilgenommen, so wären die Beschließungen anders ausgefallen. Beraten verschiedene Schichten der Gesellschaft über die Frage, so zeigen sich zuerst eine Reihe Minoritäten, die, wenn sie hartnäckig auf ihrem Recht bestehen, mit einer mühsam gewonnenen Majorität und einer vergewaltigten Minorität enden. Sind sie zu Ausgleichungen bereit, so kommt auch hier am leichtesten ein Friedensschluß auf ein allgemeines, gleiches Stimmrecht heraus. Wo eine Mehrheit kleiner Steuerzahler und wirtschaftlich abhängiger Männer die Versammlung bildet, ist selbstverständlich die geheime Abstimmung die einzig zulässige. Feststehend ist nur die Negative, daß wohl kein Mitstimmender sich selbst ein Wahlrecht versagen wird, daß niemand ohne Noth sich mit einem schwächeren Wahlrecht zufrieden stellt, und daß schließlich jede Gemeinde- und Parlamentswahlversammlung in ihren Beschlüssen ungefähr auf das System hinauskommt, aus welchem sie selbst hervorgegangen ist.

In dieser Lage hat sich in England eine wahre Flut von widersprechenden Vorschlägen über die rationelle Gestalt eines Census ergossen. Man kann die Gelenkbänder der Verfassung nicht gründlicher zerreißen als der Jahrzehnte hindurch erörterte Vorschlag von Hare und der damit verwandten Systeme, die das ganze Land als einen Wahlkreis behandeln und jeder Gruppe von zehntausend oder wieviel Wählern, die sich zusammenthun, überlassen wollen, sich einen Abgeordneten zu wählen. Man kann der geistigen Bildung der Nation keine kläglichere Stellung anweisen, als wenn man mit Stuart Mill den studirten Personen etwa zwei oder drei Stimmen beilegen will. Die Idee des Frauenstimmrechts hatte im Unterhaus schon eine sehr ansehnliche Minorität gewonnen, nur getraute man sich noch nicht an die verheirateten Frauen heran, sondern wollte nur Witwen und ältere Jungfrauen mitstimmen lassen. Das Oberhaus verleugnete den alten Ruhm politischer Bildung in dem Maße, daß es sich zum eifrigen Fürsprecher der sogenannten Minoritätsvertretungen machte. Glücklicherweise verlief dieser Ideenreichtum bisher mehr in akademischen Erörterungen,

und wenn ein Anlauf zu einer Verwirklichung genommen war, wird er als mißratener Versuch bald wieder aufgegeben und vergessen. Die Lage des Landes kann leicht als eine verzweifelte erscheinen, wenn nicht die soziale Zerstückung ihre Heilmittel in sich trüge, worauf unten zurückzukommen ist.

Wir werden, nachdem unsere alten Vorbilder nicht mehr ausreichen, nun wohl genötigt sein, die Lösung sozialer Rätsel mehr in unserem eigenen Volksleben zu suchen. Leicht ist freilich der Pionierdienst der Wissenschaft in diesen Fragen nicht, in welchen niemand sich dem Einfluß der sozialen Anschauungen entziehen kann, in denen er aufgewachsen ist. Indessen bieten die gesellschaftlichen Kämpfe der Gegenwart bei allen Kulturvölkern die mannigfaltigste Anregung zu Beobachtungen, die man sicherer von außen her bei anderen Nationen macht als aus dem Leben der eigenen Nation heraus. Aber auch die Geschichte unseres eigenen Vaterlandes bietet ein überreiches Material zur Ermittlung der wirklich vorhandenen nationalen Rechtsideen vom Zensus, die sich in der Vergangenheit objektiver darstellen als unter dem Streit der Gegenwart. Vielleicht gelingt es unserer Staatswissenschaft, durch sozial-historische Rückblicke einen Teil der Stellung wieder zu gewinnen, die sie sogar in der Sturm- und Drangperiode von 1848 immer noch bewahrt hatte.

Wir sind seit jener Zeit vier Jahrzehnte weiter gekommen in dem Verständnis für den „Bau und die Zusammensetzung der Gesellschaft“, und Deutschland kann sich darin wohl mit jeder Nation in den gründlichsten Untersuchungen messen. Allein auch in Deutschland kehrt die ewige Erfahrung wieder, daß über den neuen Wahrheiten alte Wahrheiten zeitweise vergessen werden. Neben der neuen Wissenschaft, die sich mit einem unschönen Wort als „Soziologie“ getauft hat, neben den erfreulichsten Fortschritten in der Erkenntnis der Volks- und Staatswirtschaft sind wir in einiger Gefahr, aus den Augen zu verlieren die sittlichen und die rechtlichen Grundlagen des Staats, die sich doch in der Geschichte immer wieder gebieterisch geltend machen über alle Interessen hinaus.

Die Rätsel der europäischen Staatenentwicklung im neunzehnten Jahrhundert nötigen uns immer wieder zur Rückkehr in die elementaren Eigenschaften der menschlichen Natur, für die Aristoteles das Schlagwort $\zeta\omega\nu\ \text{πολιτικόν}$ ausgeprägt hat. Er meint damit die Doppelnatur des Menschen als animalischen Wesens und als sittlich-vernünftigen Wesens, aus denen in der That die organischen Bildungen hervorgehen, die wir heute als Staat, Kirche und Gesellschaft bezeichnen. Wir wollen uns dabei auf die allereinfachsten Elemente beschränken und nur beiläufig einige Parömien einschalten, in welchen Wurzeln gewohnheitsrechtlicher Normen zu liegen scheinen.

I. Die animalische Natur, das $\zeta\omega\nu$ im Menschen, begründet eine Verschiedenheit der angeborenen Eigenschaften nach Rasse, Geschlecht und Alter (die Gesellschaft im weiteren Sinne), insbesondere aber die Verschiedenheiten nach dem Besitz und Erwerb der äußeren Güter (die Gesellschaft im engeren Sinne). Durch unzählige, stetig wachsende Bedürfnisse ist der Mensch auf den Genuß der Güter der Natur verwiesen, und das Bewußtsein dieser naturgemäßen

Bestimmung bildet den durchgreifenden Rechtsgrund des Eigentums. Zu diesem Genuß gehören aber die Dienste der Mitmenschen, ohne die der isolirte Mensch über die Kulturstufe eines Lappländers sich wenig erheben würde. Der stetige Austausch zwischen Gütern und Diensten führt aber unabänderlich zu einer Abhängigkeit der Nichtbesitzenden von den Besitzenden. Diese Abhängigkeit begründet schon in jeder lebenden Generation feste Schichtungen der Gesellschaft. Sie setzt sich fort durch die Familien und gestaltet sich damit zu thatsächlich nahezu erblichen Klassen. Der ursprünglich einfache Grundbesitz differenziert sich später in einen Grundbesitz, Kapitalbesitz und Industriebesitz, neben denen dann die geistige Arbeit mit ihren besonderen Lebensbedingungen und -Ansprüchen sich geltend macht. Jede Besitzweise begründet ihre eigentümliche Art der Abhängigkeit, die wieder in einem großen, mittleren und Kleinbesitz sich verschieden gestaltet und mit zahlreichen Zwischenstufen, Unterabteilungen und Verbindungen das Leben eines Volks durchzieht. Der natürliche Zug des Menschen geht auf Gleichheit, mindestens auf die Freiheit des Aufsteigens in die besseren Klassen. Jedes Streben nach dieser höheren Stellung verwirklicht sich aber nur dadurch, daß andere von ihr abhängig werden.

(„Es gibt kein Messer, was schärfer schürt,
Als wenn ein Bauer ein Edelmann wird.“)

Es entwickelt sich daraus ein stetiger Widerstreit der Interessen, in welchem der besser situirte Stand dahin strebt, seine Stellung zu befestigen und gegen das Eindringen neuer Elemente abzuschließen, während der abhängige Stand dahin strebt, jene Abhängigkeit zu mildern, womöglich aufzuheben. Durch den Einfluß der stärkeren Klassen auf die Staatsgewalt, ihre Regierung und Gesetzgebung gestalten sich jene Bestrebungen der Abschließung zu rechtlichen Schranken des Aufsteigens der schwächeren Klassen und tragen damit das Element der Unfreiheit in die Idee des Staates hinein, die sich nach der Kulturstufe der Völker zur Sklaverei, zum Helotentum, zur Hörigkeit, Leibeigenschaft, Erbunterthänigkeit gestaltet, in der heutigen Gesellschaft als „Proletariat“ nach einer Gleichheit in Gütern und Rechten strebt.¹⁾

So entsteht aus der Natur des *ζῷον* der gewaltige Organismus der Gesellschaft, den die heutige Generation sehr viel klarer erkennt als die vorige.

Der menschlichen Natur des *ζῷον* steht nun aber unabänderlich gegenüber als angeborene Eigenschaft das versöhnende Element seiner sittlichen Natur, und zwar

II. Das Gottesbewußtsein des Menschen, das schon die antike Welt

¹⁾ Eine musterghltige Entwicklung des „Begriffs der Gesellschaft“ gibt Lorenz Stein als Einleitung zur Geschichte der sozialen Bewegung Frankreichs (Oktober 1849), also unter dem Eindruck der Februarrevolution in Frankreich geschrieben. Man wolle die noch sehr unbestimmten Ideen vom Zensus in den hochberühmten Schriften von Dahlmann, Bluntschli und anderen mit dieser Steinschen Ausführung vergleichen, um sich zu überzeugen, welchen entscheidenden Einfluß die Fortschritte der Gesellschaftswissenschaft auf die heutigen Anschauungen geübt haben.

anerkennt: „Es mag eher eine Stadt ohne ein Haus als ein Staat bestehen ohne den Glauben an die Götter; denn dieser ist das allgemeine Bindemittel für die Gemeinschaft und die Stütze aller Gesetzgebung“ (Aristoteles). Das religiöse Element ist in der antiken Welt nur nicht stark und nicht nachhaltig genug, um die Selbstsucht der bürgerlichen Gesellschaft zu überwinden. Zur nachhaltigen Geltung kommt dies Bewußtsein erst in der Lehre: „Liebe Gott den Herrn über alles in der Welt und deinen Nächsten als dich selbst“ („deinen Nächsten“ im Paulinischen Sinne). Vergeblich versucht eine verbrecherische oder verstockte Willensrichtung dieses Bewußtsein zu verleugnen: das Gewissen bricht durch und mit elementarer Gewalt beherrscht es den Menschen in seiner Gatten- und Elternliebe. Es erweitert sich aber zum größeren Familienband, begründet die Vorstufe unseres Staatslebens in der Herrschaft des patriarchalischen Stammeshauptes und lebt auch in den festen Ansiedelungen noch fort als ein lebendiger Verband der Geschlechter (gentes).

Schon hier drängt sich unwillkürlich das Wort des Dichters auf:

„So lange, bis den Lauf der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.“

Angeboren ist damit dem Menschen das Bewußtsein, daß er kraft eines höheren Willens, der über ihm waltet, bestimmt ist nicht nur zur Förderung seines Wohles, sondern zum Wohle seiner Mitmenschen, und daß dem stetigen Impulse seiner Interessen eine ebenso stetige Pflicht des Menschen gegen den Menschen gegenübersteht. Dies Bewußtsein bethätigt sich in der gemeinsamen Gottesverehrung, die charakteristisch den arischen Völkern, besonders den Römern und Germanen sich als stetige Begleiterin der Familie, der gens, des Stammes, des Staates zeigt. Es bewährt sich dies Bewußtsein aber weiter darin, daß die Einklehr zu der sittlichen Pflicht in einem begeisterten Augenblicke oder unter dem Eindrucke einer schweren Prüfung nicht genügt, sondern daß sie zur dauernden Gewöhnung werden muß durch gemeinsame Institutionen der Lehre, der Erziehung, der Seelsorge, der Wohlthätigkeit, und daß diese eine dauernde Ausstattung bedingen, für welche die germanischen Völker nach ihrem Uebergang zum Christentum in dem freudigen Gefühl einer erkannten Wahrheit eine nahezu verschwenderische Freigebigkeit zeigen. So entsteht die Kirche des Mittelalters.

III. Aus der Wurzel des sittlichen Bewußtseins erwächst in der Gesellschaft das Rechtsbewußtsein, welches als angeborene Eigenschaft darin erkennbar wird, daß es Jahrhunderte hindurch als Gewohnheitsrecht besteht, das heißt aus einer spontanen Thätigkeit der Gesellschaft hervorgeht, zu der erst verhältnismäßig spät eine staatliche Gesetzgebung ergänzend hinzutritt. Es ist das Verhältnis der Vergeltung zwischen Gütern und Diensten in dem wirtschaftlichen, der Vergeltung von Liebe und Haß in dem sittlichen Leben, das nach außen reflektirt, wo das Handeln des Menschen in den Rechtskreis seiner außen-

stehenden Mitmenschen eingreift. In den bäuerlichen Parömien: „Wie du mir, so ich dir“ oder „Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu“, ist der Ausgang des Rechtsbewußtseins aus dem Sittengesetz erkennbar geblieben. Es erscheint zunächst als Rache, als Komposition, als ausgleichende Versöhnung, ohne wesentliche Unterscheidung eines Zivil- und eines strafrechtlichen Unrechts. Aber der dauernde Zug der Gesellschaft geht auf eine friedliche Beilegung und auf eine verhältnismäßige Abstufung der strafrechtlichen Genugthuung. So entsteht eine gewohnheitsrechtliche Jurisdiktion mit gewohnheitsmäßig geregelten Klagweisen unter Leitung einer selbstgewählten Gerichtsobrigkeit, an deren Stelle später das Königtum mit seinen Beamten tritt. Wie auf der Grundlage der karolingischen Monarchie die kirchlichen Institutionen in fester Verbindung in die Gesellschaft hineinwachsen, so verwachsen die staatlichen Institutionen des Waffenschutzes, des Gerichts und der Friedensbewahrung mit den besitzenden Klassen der Gesellschaft zu dem feudalen Staat des Mittelalters. Auch in seinem Thun nach außen ist es ein angeborenes Bewußtsein, welches dem Menschen sagt, daß in seinem genossenschaftlichen Leben es der Gewöhnung durch dauernde Einrichtungen bedarf, um das rechtliche Verhalten aller gegen alle zu sichern, daß die bürgerliche Freiheit des einzelnen nicht ohne eine Selbstbeschränkung gewonnen werden kann, mit welcher die Freiheit der anderen besteht.

Wohl tausendfältig hat die Wissenschaft den Satz wiederholt, daß unser Staatswesen ein Organismus sei. Gewiß richtig. Aber wollen wir uns nicht entschließen, weiter zu sagen: im Staat lebt ein dreifacher Organismus?

- 1) der Organismus der Gesellschaft,
- 2) der Organismus der Kirche,
- 3) der Organismus des Staats.

Das Wesen der menschlichen Entwicklung wird zu finden sein in der stetigen Wechselwirkung dieser drei Organismen unter sich. Kirche und Staat stehen unter dem stetigen Einfluß der gesellschaftlichen Unterlagen. Aber diese Unterlagen finden sich dann wieder unter einem bestimmenden Einfluß der Institutionen und Gewöhnungen der Kirche und des Staats. Diese gegenseitigen Einwirkungen durchdringen das Leben der Völker in unabsehbaren Kombinationen, die uns von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde Physiognomien zeigen. Wer eine sozialhistorische Entwicklung nach diesen Gesichtspunkten versucht, wird zunächst nur erste Umrisse liefern können, und auf mehr kann auch diese Darstellung nicht Anspruch machen. Aber jeder ernste Versuch in dieser Richtung kann uns einen Schritt weiter bringen.

Die Ueberflutung des Staatsbaues durch die gesellschaftlichen Interessenkämpfe vollzieht sich heute unter dem neuen Zeichen der Dampfkraft, der Elektrizität, der flugartigen Geschwindigkeit aller Kommunikationen und damit einer unabsehbaren Vermehrung der materiellen Güter. In dieser Lage zeigt uns äußerst lebendig die nordamerikanische Union den Verlauf des Ansturms der sozialen Sonderinteressen gegen den Staatsbau, schärfer und drastischer als unser gemäßigeres deutsches Tempo. Jene Verhältnisse liegen

uns indeß zu fern und sind zu schwer übersichtlich, um sonderlichen Einfluß auf unsere öffentliche Meinung zu üben.

Aber dem individualistischen Zuge unserer Nation entspricht es, wenn wir, von dem Leben des einzelnen ausgehend, daran erinnern, wie unser ganzes Leben auf einem stetigen Ausgleich unserer gesellschaftlichen Interessen mit unseren sittlichen und bürgerlichen Pflichten beruht, wie sich dieser Widerstreit in jeder kleineren und größeren Gemeinschaft der Volksgenossen wiederholt und in dem Gesamtbau des Staates unendlich vervielfältigt.

Die religiöse Erziehung und Gewöhnung, die Gewöhnung an ein rechtliches Handeln, vor allem die Selbstübung obrigkeitlicher Pflichten, macht es uns selbstverständlich, im Einzelfall das Gleichgewicht zwischen unseren berechtigten Interessen und den Pflichten des Sitten- und Rechtsgebots innezuhalten. Wir nennen diese Gewöhnung den Charakter des Menschen. Ebenso verhält es sich mit dem Charakter der Nation. Er beruht auf dem gewohnheitsmäßigen Einfluß, den Kirche und Staat durch ihre dauernden Einrichtungen auf die Begehrlichkeit der Gesellschaft gewonnen haben. Und wie in den besser gearteten Naturen nach den Versuchungen und Verirrungen des gesellschaftlichen Lebens das Bewußtsein der Pflicht und des höheren Berufes zurückkehrt, so entsteht in dem Leben der Nation ein Gefühl der Leere, des Mißmuts, der Inhaltlosigkeit ihres Lebens nach jeder Ueberströmung des Staats durch die Gesellschaft mit ihren selbstjüchtigen, hartherzigen Sonderinteressen und Gelüsten, und auch die Nationen kehren dann aus dem Kultus des Un sittlichen, des Unschönen und aus der Philosophie des Pessimismus zu ihrem Grundcharakter zurück.

Wenn eine Durchmusterung eines tausendjährigen Entwicklungsganges unserer Nation ungefähr diesem Gedankengang entsprechen sollte, so können wir hoffen, daß auch die heutige Generation zu der Ueberzeugung zurückkehren wird, daß aller Wandel und alle Verirrungen der Gesellschaft vorübergehend, die sittlichen und rechtlichen Charakterzüge der Nation aber das Dauernde in der Flucht der Erscheinungen sind und bleiben.



Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius.

I.

Mitgeteilt von

Friedrich Althaus.

Es war im Sommer 1853 als ich in Rom mit Gregorovius bekannt wurde. Den Wunsch, ihn kennen zu lernen, hatten mir seine in der Beilage der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebilder aus Korsika erweckt, die ich während der Winter- und Frühlingsmonate jenes Jahres in Nizza mit immer

steigendem Interesse für den Gegenstand und Sympathie für die Persönlichkeit des mir bis dahin unbekanntem Autors gelesen hatte. Als ich bald darauf nach Rom kam und hörte, Gregorovius sei dort, veräumte ich daher nicht, ihn aufzusuchen. Mein Besuch führte zunächst zu einem lebhaften Verkehr mit ihm in der Ewigen Stadt, dann zu einem herrlichen gemeinsamen Wandermonat an den Golfen von Neapel und Salerno, in dessen Verlauf wir einander näher traten, als bei Reisebekanntschaften gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Unsere Wanderungen schlossen mit einem wochenlangen Aufenthalt in Capri, und an der Marina dieser schönen Insel nahmen wir zu Ende Juli 1853 Abschied — er, um noch eine Zeit lang in Capri zu verweilen und dann nach Sizilien zu fahren; ich, um nach Norden zurückzukehren. Ich hatte jene Uebersiedlung nach Amerika im Sinne, auf welche die ersten der hier mitgetheilten Briefe Bezug nehmen, ließ mich aber schließlich in England nieder und empfing dort das Schreiben des Freundes, welches den Grund legte zu einem Briefwechsel, der von nun an ohne Unterbrechung fort dauerte bis zu seinem Tode. Wie ich kaum zu sagen brauche, waren Gregorovius' Briefe mir vor vielen anderen wert. Ich besaß in ihnen nicht nur das redende Denkmal einer seltenen Freundschaft; sie boten auch eben so seltene Einblicke in das innerste Wesen und den ganzen Lebensgang des mir immer teurer gewordenen Freundes.

Mehrfache Indiskretionen, welche im Lauf der siebenziger Jahre durch die Veröffentlichung vertrauter Briefwechsel in Deutschland begangen wurden, bewogen Gregorovius, in Bezug auf das mögliche Schicksal seiner eigenen, sehr umfangreichen Korrespondenzen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, indem er seine Korrespondenten zur Rückgabe oder Vernichtung seiner Briefe aufforderte. Mir nahm er das Versprechen ab, dafür zu sorgen, daß die mehr als dreißig Jahre umfassende Sammlung seiner Briefe an mich weder nach seinem noch nach meinem Tode veröffentlicht werde. Eine solche Veröffentlichung wird daher nicht stattfinden, so lebhaft ich diesen Beschluß aus manchen Gründen bedaure. Zur Mittheilung der wenigen Briefe, welche auf den Wunsch des Redakteurs dieser Zeitschrift hier erscheinen, halte ich mich dagegen berechtigt. Keiner derselben verrät ein Geheimnis von Thatfachen oder Gefühlen; keiner enthält Bemerkungen, die nach irgend einer Seite kränken oder schmerzlich berühren könnten. Ich teile diese ausgewählten Briefe mit, weil sie sowohl auf die Anfänge der in Gregorovius' „Römischen Tagebüchern“ beleuchteten als auf spätere Epochen seines Lebens ein vermehrtes Licht werfen, und auch weil ich denke, daß es den zahlreichen Verehrern des dahingeshiedenen Geschichtsschreibers und Dichters willkommen sein muß, sein Charakterbild, wenn auch in noch so geringem Umfange, vervollständigt zu sehen durch die Züge des lebenswürdigen und geistvollen Korrespondenten.

1.

Roma, 8. Januar 1854.

An Dr. Friedrich Althaus in Europa-Amerika.

Mein lieber Freund! Es ist vielleicht ominös, daß der erste Brief, den ich in diesem Jahre an eine Menschenseele schreibe, wahrscheinlich nach Amerika

gehen wird. Ich wünsche fast, er möchte Sie wohlbehalten bei den Ihrigen daheim antreffen.

Ich habe Ihre Zeilen in Neapel richtig erhalten und hätte von dort aus gleich geantwortet, wußte aber Ihre Adresse in Rom nicht; darauf brachte mich Sizilien von allem Schreiben ab und das übrige that die große menschliche Schwäche, Nachlässigkeit genannt. Es gibt keinen bequemeren Korrespondenten als mich; vielleicht macht es dies, daß ich ohnehin so viel Papier vollschreibe. Ich fürchte nicht, daß Sie mir gram sind. Viel und mit herzlicher Freude habe ich an Sie zurückgedacht, die prächtige Wanderung von Bajä, Ischia, Amalfi mir oft vergegenwärtigt. Auch Sie denken gewiß, wo Sie auch sein mögen, mit reinem Vergnügen an diese stillen Glückseligkeiten, schöne Erscheinungen, wo einem einmal zu Mute ist, als hätte die Sonne die verdammte Seele beschienen. Ich will Ihnen nun von meinen odysseischen Dingen berichten. Einen runden Monat blieb ich auf Capri und erkenne nun, daß es doch eine Thorheit war, auf dem rauhen Felsen so lange zu sitzen. Ischia ist wohnlicher und es war mir damals noch nicht das Prinzip so recht klar geworden, daß der Mensch das Heitere dem Grandiosen vorziehen solle. Die Neigung zu dem letzteren ist in fast allen meinen Sachen, ein Spuk, der ausgetrieben werden muß. Ich habe viel Lehrgeld zu zahlen, noch auf der Wanderchaft — ich glaube, ich schleppe die Lehrjahre bis in mein methusalemisches Alter, wenn ich eines haben sollte. Zurückgekehrt also nach Neapel, setzte ich mich auf das sizilische Schiff und erreichte Palermo am 1. September. Ich habe einen köstlichen Monat in Sizilien verweilt, ja ich möchte fast sagen, auf dem Maultier zugebracht. Es ist ein großes Ding, Sizilien gesehen zu haben. Es thut mehr, als bloß Italien vervollständigen; es gibt die ganze große Anschauung griechischer Kultur. Ich will nicht sagen, wie wohl mir war, in hellenischer Luft zu atmen, noch darf ich nur andeuten, was Girgenti und Syrakus unauslöschlich dem Gemüte eindrückten. Recht kam ich zu positivem Verständnis des dorischen Wesens; auch ist das Erdreich dort, Berg und Meer, so recht dorisch und großstilisiert wie unser Freund Aeschylus, der doch schon durch Pästum uns deutlicher aufgeschlossen ward. Ich hoffe, etwas aus Sizilien herauszubringen, mir und wenigen Freunden zum Frommen; Kulturfragmente dürften sich zusammenstellen lassen. Könnte ich Ihnen nur eine jener wunderbaren Anschauungen mitgeben, die man bei nächtlichem Ritte über die Aschenwüsten des Aetna hat, oder auf dem Gipfel! Dies sind zusammen infernalische und divine Existenzen, worin man sich dort befindet, und man hat den Tartarus und den sonnigen Aether zusammen. Das Leben ist schön wie die Welt; aber könnte man nur gleich die Gipfel haben, ohne das fatale Klettern! So in allem, und so dachte ich auch unserer wieder, wie wir nach dem sauren Schweiß von Scarigatojo¹⁾ plötzlich Sorrent und den Golf vor uns sahen und zu einem und demselben Gedanken veranlaßt wurden. Doch ich meine, jede ernst durchgefochtene Mühe setzt immer zu Ende ein Resultat ab.

¹⁾ Beim Uebersteigen des Monte Sant' Angelo von Amalfi aus. F. A.

Eines fühle ich, diese Sonne zieht den Nebel aus dem Hirn; es ist recht das Land der Selbsterkenntnis. Von allem Uebermut, der noch in dem „Korsika“ steckt, glaube ich radikal geheilt zu sein. Ganz still muß man anfangen, sich im Kleinen zu freuen.

Ich lebte noch zwanzig verlorene Tage in Genzano, wo wir nichts thaten als Albernheiten und die Bildnis durchstreifen. Seit November bin ich in Rom, sehe mit anderen Augen und höre mit anderen Ohren. Das römische Bürgerrecht hoffe ich zu verdienen. Ich habe Anfälle von Melancholie gehabt, seitdem ich erst begriff, was Menschen vollenden konnten. Dieser Vatikan ängstigt die Vorstellung. Faßt man alle diese stillen Werke zusammen, welche so viele Jahrhunderte, so ungeheure Weltbewegungen und Revolutionen geschaffen haben, wie sie nun klar und ruhig und anspruchslos da sind, so fühlt man sich recht in seinem atomistischen Nichts. Ich hoffe nun darüber weg zu sein und glaube diesem allgewaltigen Andrang der Menschenkultur auf das Gemüt stille halten zu können und zu ordnen, was darunter für mich ist. Warum sind Sie nun nicht in Rom diesen Winter? Wir hätten einander wieder unterstützen können. Ich bedaure es sehr. Ich bin möglichst allein — dann und wann zu Abend bei Baurat Demmler,¹⁾ dessen Sie sich jetzt erinnern, stehend auf dem Balkon in Salerno und rufend: Aqua fresco! (sic!) Ich habe diesen Menschen herzlich gern, er ist eine Natur und echt deutscher Kern. Auch gibt er mir Einblicke in Architektur und nebenbei kleines Theater mecklenburgischen Regenten- und Hoflebens, was sehr ergötzlich ist. Nichts ist höher zu schätzen in unserem verzwickten Leben als schlichte Naturen; es ist wie ein Trunk Wasser in der staubigten Hitze. Ich lebe viel innerlich mit einem kranken, frommen Russen, einem aus der Barbarei gekommenen edlen Naturkinde, und beobachte die Wirkung der Kunst auf eine Seele, deren inneres Leben niemals erschlossen war. Es ist ganz rührend und merkwürdig.

Nun von meinem Korsika! Dieses erste italienische, noch etwas herbichte Südfrüchtchen ist noch nicht aufgetragen, sondern hält Cotta noch an sich; doch wird es wohl nächstens sein Schicksal herausfordern. Es sollte mir manches weg, hätte ich es jetzt unter Händen. Wenn es die Winde auch zu Ihnen bringen, gehen Sie nur zu, was in Amerika damit zu machen ist — interessant möchte der Stoff wohl sein, und wenn Sie es in die lingua anglo-americana einschmuggeln könnten, so wäre das recht prächtig, vorausgesetzt, daß der Autor seine Million Pfund dabei hätte. Man wird ja durch amerikaniſche Geschäfte reich; also thun Sie doch das Nötige zu diesen glänzenden Umständen, die meiner warten. Dagegen ruhen meine „Eumeniden“ — ich finde, es ist ein unorganischer Punkt in dem Stoffe, der sich nicht überwinden läßt, und deshalb will das Ding immer in das Unbändige umschlagen. Ich werde wohl bald Lust zu den poetischen Fresken Amor und Psyche verspüren, aber Gott weiß, ob ich noch

¹⁾ Derselbe, der später als sozialdemokratischer Abgeordneter im Deutschen Reichstage bekannt wurde. Er begleitete uns auf der Fahrt nach Västum. S. U.

etwas Poetisches zu stande bringe; ich habe zu viel Respekt vor dem Vollendeten und möchte nicht gerne Mittelmäßigkeiten vermehren. Ich habe mich wieder in die Arbeit genommen und mich selber ganz windelweich gemacht. Doch sono tempi passati e sofferti.

Nun, da ich von mir selber Rechenhaft abgelegt habe, zu Ihnen, zu Ihren Schicksalen! Teurer Freund, sind Sie nun wirklich in Amerika, Sie mit warmer menschlicher Seele in dem kühlen oder lauwarmen Philisterium Amerika? — ja selbst die Freiheit erscheint mir dort wie ein langer Quäker in einem langen Schlafrocke. Ist es wahr, daß Sie drüben sind, so will ich nichts gesagt haben; ich wünschte Ihnen dann von Herzen alles Gedeigene, Wirkliche, Lebensthätige, was jenes Land mit sich führt. Grüßen Sie dann unbekannterweise Schurz von mir; von ihm sprachen wir noch gestern bei Demmler, und es macht Freude, sich einen ganzen, gesunden Menschen vorzustellen in diesem Lazaret unserer Zeit. Wir gehen im Vaterlande ernstern Dingen entgegen — möchten sich dann auch Männer finden. Hier, bis nach Sizilien hinunter, wartet alles; wir werden das rote Meer haben und eine grenzenlose Konfusion, das scheint mir allein klar. Schreiben Sie mir von Ihrem Leben, dortigen Zuständen und allem, worin Sie sich befinden mögen. Ich bin hier auf einer Dase der Kultur, höre nichts, als daß hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen, sehe das verrottete Papsttum und doch kein Ende dieses Mittelalters; nur fühlt sich die Luft schwer an und daß es Sirocco in der Welt ist. Ich lebe hier so lange ich muß und darf, und will mich bemühen, ruhig zu sein.

Ich schicke diesen Brief in Ihre Heimat; von da aus mag er Sie auffuchen. Meine Adresse ist sicher unter der des Consul di Prussia Marstaller al Corso. Schreiben Sie, sobald Sie können. Herzlich reiche ich Ihnen die Hand; ich wünsche, daß unser Begegnen nicht das von Passagieren auf der Reise gewesen sei, sondern daß wir nicht aufhören, gegenseitig an unseren Schicksalen teilzunehmen und durch ein gutes Wort zu guter Zeit uns menschlich weiter zu bringen. Leben Sie herzlich wohl.

Ihr Freund

F. Gregorovius.

Hier ist der Sohn des Prinzen von Preußen, demaleinstiger König. Alle Kardinäle sind entzückt über ihn; als der Papst ihn entlassen hatte, legte er sich ins Fenster und rief ihm nach: che caro giovane!

2.

Roma, 21. April 1854.

Lieber Freund! Richtig ist Dein Brief an mich durch Marstaller angelangt und hat mir eine gar große Freude gemacht; denn weil ich im Glauben war, daß Du bereits am Mississippi oder Ohio hinterwäldertest, zweifelte ich, daß mein Brief Dich noch in Europa antreffen würde und hoffte nicht so frühe Nachricht von Dir zu erhalten. Nun, sei den Göttern gedankt, daß Du wohl und in England bist, in ernster Thätigkeit auf einem fremden und doch heimischen

Boden und in solcher praktischen Beschäftigung, welche Dich mit großer Schnelligkeit in den Geist der englischen Nation einweihen wird. Du weißt, daß es mir nie in den Kopf wollte, Dich in Amerika zu sehen, auf einer tabula rasa, wenigstens für uns europäische Kulturmenschen, die wir einmal in unserer Geschichte, in unseren Leiden und Freuden und vor allen Dingen in unserem Idealismus stecken. Was Du mir von Deinen Anschauungen über London und jenes allumfassende Leben dort mitgeteilt hast, hat mich sehr zum Nachdenken angeregt und mir augenblicks den Sinn erweitert. Ich betrachte London und Rom als zwei Weltpole, Kulturrepubliken, die sich ergänzen: indem jenes den ganzen Horizont der Gegenwart umspannt, umfaßt dieses den ganzen Kreis der Vergangenheit, und wie London das Zentrum der industriellen Menschheit ist, ist Rom der Mittelpunkt der idealen und die wahrhafte Republik der Geister, die dafür sorgen, daß nicht das ewige Feuer der Vesta in der Welt ausgeht. In gleich großem Sinne läßt sich also hier wie dort leben, und wer, wie Du, beides kann, hat die zwei Hälften des Lebens beisammen. Auch ich möchte wohl in euer Kaleidoskop dort einen Blick werfen, und dieses große Triebrad möchte ich arbeiten sehen, welches unsere heutige Kultur in Bewegung setzt. Es muß gar belebend und stärkend sein und würde mich gleichsam erneuern und in meinem gefährlichen Gange zu dem was über der Zeit ist etwas erschüttern. Denn in Wahrheit — ein ganz zeitloses Dasein in den Ideen führt man hier, und selbst das Geräusch der kriegerischen Welt¹⁾ schallt hier nur schwach herüber und verliert sich endlich klanglos in den Sälen des Vatikan. Brutus schläft übrigens und wird noch lange schlafen. Die Demokratie ist hier wie bei uns in ihrer pessimistischen Hoffnung betrogen: sie meinte Oesterreich und Preußen mit Rußland vereint zu sehen und dann eine Völkerbewegung zu erwarten. Aber diese Leute (zu denen auch unser guter Aqua Fresco gehört) haben ebenso wenig aus der Geschichte gelernt als die Aristokraten der Restauration. Sie sind gerade so hornirt und blind wie ihre Gegner. Sie sehen nicht, daß die Weltgeschichte ihre eigenen Gesetze hat, unter denen obenan steht, daß eine mißglückte Revolution niemals durch dasselbe Geschlecht und Mittel erneuert werden kann. Wir sind in ein Stadium gekommen, wo die Dinge sich wieder auf staatspolitischem Wege umgestalten wollen, und die Zeit gibt den Beweis, daß, weil das Volk sich überall unfähig gezeigt hat, der Staat noch eine ungeheure Macht ist und die, welche gegenwärtig allein herrscht. Ein einziger Blick auf Frankreich muß das lehren. Ich habe einen Ekel vor den Zuständen in Frankreich. Kann es einen größeren Widerspruch geben als den, Frankreich unter der Willkür seines Despoten an der Spitze einer Bewegung zu sehen, welche im Namen der Zivilisation und Völkerbefreiung ausgeführt werden soll? Der Krieg kann in Frankreich schwerlich national sein; er ist ein schlaues Manöver des Louis Napoleon, und dies wie die Allianz mit England macht ihm alle Ehre. Aber England ist noch weit schlauer, es benützt diese vortrefflichen Chancen meisterhaft und gebraucht Louis

¹⁾ Der damals im Fortgang begriffene Krimkrieg. S. U.

Napoleon und die Franzosen zu seinen Staatszwecken wie ein Mittel, das nachher weggeworfen wird. Es ist eine babylonische Verwirrung der Politik und wir werden im Laufe der Zeit die absonderlichsten Dinge erleben, wenn es an die Löwenteilung der türkischen Beute kommt.

Ich bedaure die Emigration in ihren guten Theilen. Sie ist für lange aus der Geschichte herausgesetzt, aber ihr Dasein überhaupt ist notwendig als Ferment und Sauerteig. Von Herzen hörte ich viel in Preußen; las aber sein Buch „Vom andern Ufer“ nicht; es soll sehr bedeutend sein. Kinkel dachte ich bereits definitiv angestellt. Es zeugt doch von einer seltenen Kraft, daß er nach seinen Erlebnissen sich wieder so sicher in die Wissenschaft hat finden können und sein Schickjal aushält. Schreibe mir doch den Titel von Deines Bruders Buche, daß ich es mir kann kommen lassen, denn ich will es durchaus lesen und fränke mich, es nicht gethan zu haben während Deiner hiesigen Anwesenheit. Wie oft habe ich es nicht bedauert, Dich hier zu missen, und wie hätten wir den Winter angenehm hingebracht und uns gegenseitig ergänzt und unterstützt! Denn in gar zu großer Einsamkeit befinde ich mich und merke mit Pein, daß sie beschränkt und unproduktiv macht. Nach Rom wäre mir wahrlich irgend eine Wildnis zu wünschen; denn indem hier der Verstand vollauf zu thun hat, das schon Fertige und Gegebene aufzufassen, speichert er dies fort und fort auf, und wie auf einen leidenden Teil des Organismus wirft sich alle Geisteskraft allein in diese Richtung. Es wird so das Gleichmaß zwischen Verstand und Phantasie völlig aufgehoben; diese schweigt am Ende, weil sie nicht über das hinaus kann, was ihr vor Augen steht und über alle Einbildung doch weit erhaben ist. Und so wird auch hier das Gesetz der Natur wahr, daß man hungern muß, um zu produciren — ich meine wie die Bibel: Die da arm sind an Geiste, sind Gottes Kinder und haben die Inspiration.

Ich möchte nach Venedig übersiedeln, aber meine Finanzen sind durch den Krieg in ebenso große Frage gestellt wie die türkischen. Denn der Buchhandel wird allsofort in Stocken geraten und man wird sich in sein eigenes Pult hineinschreiben wie in einen Sarg. Ich habe eben eine kleine Arbeit, so einen englischen Essay, wenn auch nicht mit englischer Gediegenheit vollendet, „Papstgräber in Rom“ genannt, ein kleines, interessantes Studium von vielseitigen Beziehungen auf Geschichte und Kunst. Zum Winter will ich meine kleinen Aufsätze (ein Genre, das ich sehr liebe) alle zu einem Bande „Studien“ zusammenstellen, vorher aber noch eine kleine „Physiognomie der römischen Kaiserporträts“ versuchen.

Mein Korsika ist nun endlich heraus. Ganz unverantwortlich hat Cotta an ihm gehandelt und sich in sein eigenes Fleisch geschnitten. Wäre es vor sechs Monaten erschienen, so würde es in eine dumpfe Zeit gefallen sein und hätte sich wie eine erzene Schlachttrompete können hören lassen. Nun kann's lange trompeten, das Kalbfell und die Kanonen von Napier¹⁾ machen es maujetot.

¹⁾ Sir Charles Napier, Oberbefehlshaber der englischen Flotte in der Ostsee während des Krimkrieges. F. A.

Indessen ist es doch da und kann aus dem Register der Lebendigen nicht mehr gestrichen werden. Ich hoffe, es wird auf das Gemüt der Jugend guten Eindruck machen. Als eine Art von korsischem Plutarch habe ich es mir gedacht. Wenn Du schon in seinen Besitz gekommen bist, so wünsche ich, es möchte das Wohlgefallen das Mißfallen überwiegen. Ich bin sehr neugierig, Dich darüber zu vernehmen. Mir werden die meiste Freude machen die Vocerati und die Geschichte der Korjen; ich meine, den Engländern müßte es eine interessante Lektüre sein, schon um Paolis willen, der bei ihnen im Exil starb, und weil sie selbst meist ihre Hand so auf Korsika hielten, wie auf Napoleon. Wenn Du Dich der Sache annähmest, wäre es ein Großes und ein Denkmal zwischen uns beiden, das mir viel Freude machen sollte.

Rom war in der Osterzeit voll vom blonden Albion. Von Deutschen ist einpaßirt Titus Ulrich, Dir wohl aus Berlin bekannt, der mir eben seinen Besuch ankündigte. Hoffentlich wird er kein Berliner von Profession sein. Ich habe hier einmal einen Thee gegeben nebst Orvieto, um mich bei Demmlers zu revanchiren. Ich habe bei diesen Leuten manchen Abend zugebracht; sie sind gute Menschen, aber doch aus Mecklenburg. Sie gehen nach der Schweiz zurück. Ich hoffe, im Juni nach Genzano zu gehen und mit den Mädchen aus der mir bekannten Familie das Leben angenehm zu verscherzen und dann vielleicht auch jene Kultur-Naturnovelle zu schreiben, von der ich Dir vor Sorrento auf der Höhe erzählte. O glückliche Wandertage! Sie werden uns zeitlebens eine gute Erinnerung bleiben, und wer weiß, ob uns Schicksals Leid und Lust nicht noch einmal zwischen Himmel und Erde zusammenführt! Stellen wir alles der Natur anheim. Ich bin ein Fatalist, doch nicht im Sinne der Türken; ich glaube, daß ein Mensch von innen lebt und stirbt, glücklich und elend ist, je nachdem die Atome sich zu seinem Wesen zusammengefügt haben.

Kennst Du den Orientalisten Dr. Goldstücker, Königsberger, der in London lebt, ein ungeheurer Indianer von eminenter Wissenschaft? Ich mache Dich auf ihn aufmerksam und bitte, ihn zu grüßen.

Nun will ich den Brief auf die Post bringen. Ich erwarte bald einen von Dir und mit dem lebhaftesten Interesse werde ich alle Deine Schicksale verfolgen. Möchten sie herzerfreulich sein! und auch nicht ohne Füllhorn äußerer Gaben — denn ein allseitiges Wohlsein ist uns Menschen ja zu wünschen, so ein Tischchen-deckdich für Seele und Leib. Wenn ich die Villa Mellini auf dem Monte Mario gewinne, besuche ich Dich in London und beziehen wir ein Hotel in Oxford-Street. Stia forte! Gruß und Handschlag von Deinem beständigen Freunde

F. Gregorovius.

3.

Rom, 24. Juni 1862.

Via Gregoriano 13.

Lieber Freund! Nach viel zu langer Zeit habe ich endlich wieder Nachricht von Euch erhalten. Dein Brief hat mich sehr erfreut; ich sehe daraus, daß es Dir fortdauernd wohl ergeht, wenn auch bisweilen die Naturgesetze hie und da

eine Ebbe eintreten lassen. Bei Deiner rüstigen Kraft, welcher ein liebevolles Familienleben täglich frische Lebensquellen zuführt, kann es nicht anders sein, als daß Deine Verhältnisse crescendo vorwärts gehen.

Es sind nun neun Jahre, seit wir uns hier in Rom kennen lernten. Dieser schnell verflossene Zeitraum umschließt die wichtigsten Krisen in unserem Lebensgange; bei Dir haben sie auch praktische und glückliche Resultate herbeigeführt, bei mir sind sie nur innerlicher Natur, doch nicht minder segensreich. Eine sogenannte bürgerliche Existenz wird mir, als etwas meinem Wesen wenigstens nicht Notwendiges, niemals mehr werden; und schon der bloße Gedanke an den täglichen Beruf eines Amtes macht mir Widerwillen. Meine äußere Lage ist im ganzen befriedigend. Das jetzige preussische Kultusministerium hat mir die Subvention zur Fortsetzung der Geschichte der Stadt Rom weiter bewilligt, und kaum ist daran zu zweifeln, daß es auch nach Ablauf der neuen zwei Jahre wieder geschehen wird. Ist die Summe auch nicht groß, so fördert sie mich dennoch sehr.

Der vierte Band der Geschichte der Stadt ist in der Presse und wird im September ausgegeben. Dies Werk hat bisher weder im Vaterlande noch im Auslande die ihm gebührende öffentliche Anerkennung gefunden. Dies erklärt sich aus meiner isolirten Lage in der Fremde, ohne alle diejenige amtliche Position, die, bei uns Deutschen, wissenschaftlichen Arbeiten erst den Erfolg sichert; ferner aus dem Mangel an Freunden, die solche Dinge in die Hand nehmen, wie aus meiner eigenen Zurückhaltung von jedem Manöver der Art. Es gibt in Deutschland literarische Journale, welche noch nie meinen Namen ausgesprochen haben, mag von mir erscheinen was da wolle. Oft sind die Gründe dafür ganz komisch und nur durch den Irrenarzt zu erklären. Wenn man in Rom lebt, so kommt man über die Eitelkeit hoch hinweg und sieht auf diese vaterländischen Misären mit Geringschätzung nieder; sie haben indes gewisse praktische Folgen, weil sie den Gang der Bücher aufhalten, was mir empfindlich ist, da ich von ihnen lebe. Cotta ist gleichwohl mit dem Verkauf der Geschichte von Rom zufrieden und ermutigt mich sehr. Trotzdem daß dies Werk kaum eine nennenswerte Besprechung erfahren hat, sind doch bereits über 600 Exemplare abgesetzt worden. In fünf Jahren wird es sich vielleicht ausverkauft haben.

Nun, teurer Freund, darf ich kaum noch mich darüber aussprechen, daß eine Reise nach England mir jetzt nicht leicht möglich ist. Sie würde zu kostspielig für mich sein, und mir wohl viel Freude und Belebung gewähren, aber mich auch gar sehr anstrengen. Meine Arbeiten haben mein Nervensystem sehr mitgenommen; ich muß irgendwo einen ruhigen Ort suchen, der mir Erholung gibt. Es ist mein Plan, um die Mitte des Juli in das Engadin zu gehen und dort die Bäder von St. Moritz zu gebrauchen. Weiter als bis Stuttgart und München würde ich meine Reise nicht ausdehnen. Ich verzichte ungern auf die Freude, Dich wieder zu sehen und die Deinigen persönlich kennen zu lernen.

Der Winter war gut und schön, auch durch manche treffliche Menschen belebt. Ich habe einen beständigen kleinen Gesellschaftskreis, der manche an-

genehme Stunde darbietet; das Auf- und Abfluten des Menschenstroms im römischen Winter hat aber viel Beunruhigendes und ich kann mich nicht mehr dieser Fatalität entziehen.

Hier in Rom ist man am fünften Akt des Dramas vom *Dominium Temporale*. Die Kirche hat ihr letztes Mittel ausgegeben, die 28 Luftballons sind gen Himmel geschickt.¹⁾ Die Alerisei hat ihr Verdikt ausgesprochen, alle Brücken sind abgebrochen für die Diplomatie, und so wird es darauf ankommen, ob man zur Gewalt schreiten darf oder nicht. — Die Zivilgewalt des Papstes ist indes unhaltbar, und dies Priesterreich im Prinzip schon wirklich tot. Nur der gerichtliche Akt der Ausstellung des Totenscheins macht noch Schwierigkeit. Die elenden Zustände hier könnten sich vielleicht noch zwei Jahre hinschleppen. Wenn die italienische Regierung die Kraft besitzt, Garibaldi und Mazzini nur auszubeuten, ohne sie sich über den Kopf wachsen zu lassen, so kann man das Beste hoffen. Unleugbare große Fortschritte sind geschehen. Auch scheint Organisation der Nationalarmee Fortgang zu haben.

Das Papier ist zu Ende. Herzlichen Gruß an Frau und Kinder. Es gehe euch zum Schönsten! Schreibe bald wieder.

Dein

J. Gregorovius.

4.

Rom, 18. Dezember 1870.

„Lieber Freund! Ich habe mich sehr gefreut, von Dir und den Deutigen, welche ich herzlich zu grüßen bitte, wieder Nachricht zu erhalten, und zwar gute. Da sich dies schrecklich große Jahr zu Ende neigt, will ich Dir noch schreiben und euch allen die Fülle des Glücks wünschen. Unser Vaterland steigt vor uns zu neuer Größe auf. Was im Jahre 1848 angebahnt wurde, verwirklicht sich heute. Die Einheit ist gewonnen und ihre Formel wieder das Reich. So viel ich in Deutschland die Stimmung heraushöre, erweckt die *Renovatio Imperii* keinen Enthusiasmus. Sie ist mit zu viel Gedanken an Feudalität, Priesterherrschaft und auch an Cäsarismus verknüpft. Doch die Formel war historisch notwendig, denn Jahrhunderte haben sie national gemacht, und sicher ist der Kaiser in allen Schichten des Volkes verständlicher, als es der Begriff des Königs der Deutschen sein könnte. Die republikanischen Bestrebungen haben überall in Europa eine Depression erfahren; ihre Niederlage erscheint mir als die logische Folge des herrschenden Nationalitätsprinzips, welches die Einheit realisiert und diese nur in der Monarchie finden kann. Der Fall Roms hat die italienische Monarchie gerettet und gesichert; Spanien hat sich einen neuen König geholt und Frankreich wird wohl am Ende seiner Uebergangsrepublik zu den Orleans zurückgreifen. Dies ist die Signatur der Zeit, und man muß sich damit abfinden, welcher Art sonst auch Neigung und *Maxime* des einzelnen sei. Ich bin ans Ende meiner Arbeit gelangt, welche ich am 19. Januar abzuschließen hoffe, wo ich ein halbes

¹⁾ Hinweis auf die zu Pfingsten 1862 stattgehabte Kanonisation der 28 japanesischen Märtyrer. J. A.

Jahrhundert von mühevolem Leben werde erreicht haben. Wenn ich nun diese elf Jahrhunderte der Geschichte der Menschheit ¹⁾ überblicke, welche ich in meinem Werk zusammengefaßt habe, so erscheint mir die Bewegung des Menschengewisses innerhalb dieser langen Periode wahrhaft schneckenhaft, und das Resultat, die Summe von Freiheit, Wissen und Licht eine Erbärmlichkeit. Dies sind die philosophischen Bekenntnisse, die ich am Schlusse achtzehnjähriger Mühen niederlege.

Der Winter ist hier öde, die Zustände sind aufregend oder widerwärtig. Die Italiener haben sich nun thatsächlich in den Besitz von Rom gesetzt, aber den moralischen Besitz noch nicht vollzogen. Sie sind vielleicht zu klein für eine große Situation. Sie haben den Papst augenblicklich verschüttet; er ist jetzt ein Mythos im Vatikan. Werden sie ihn los werden und werden sie die innere moralische Erneuerung in sich finden, ohne welche sie nie aus dem Zustande bloß gewaltthamer Thatsachen herauskommen können? Ich sehe hier nirgend den Schwung der Ueberzeugung von einem modernen Glauben an ein modernes Ideal — nichts als Indifferentismus und sittliche Verkommenheit.

Mein Bruder ist bei der Nordarmee. Er überstand glücklich die blutige Schlacht von Amiens, außer daß er durch ein Sprengstück am Fuß eine Kontusion erhielt. Der Gedanke an ihn liegt schwer auf mir — überhaupt lastet der endlose Krieg als ein Bleigewicht wohl auf uns allen. Die Familientrauer in Deutschland ist allgemein, und wer hätte auch das Mitgefühl für die namenlosen Leiden Frankreichs eingebüßt? Nach allen Schilderungen ist das Verderben dort schrecklich. Mein Bruder ist ganz dadurch verdüstert.

* * *

Alles Gute Dir, Frau und Kindern!

In Treue

F. G.

5.

München, 2. November 1872.

Lieber Freund — Wenigstens mit einigen Worten wünsche ich Dir Nachricht von mir zu geben, damit ich sodann gleiche über Dich und die Deinigen empfangen, die Ihr hoffentlich eines glücklichen Zustandes froh seid.

In Folge der heftigen Erkältung, die ich mir im vorigen Winter zugezogen hatte, verbrachte ich sehr üble Monate in Rom bis zum Anfang des Juli. Die Aerzte schickten mich in die Salzbäder von Traunstein, einem kleinen, reizend gelegenen Ort im bayrischen Hochlande, eine Eisenbahnstunde von Salzburg entfernt. Ich verlebte dort in angenehmer Gesellschaft fast neun Wochen, worauf ich nach München ging. Die Bäder haben zwar die positiven Uebel, woran ich litt, aufgehoben, aber sie haben dafür andere erzeugt, die nicht minder peinigend sind. Mein Gesundheitszustand ist tief erschüttert; aber dies ist kein Wunder, da jetzt erst die enorme Konsumption von Kräften bei meiner siebenzehnjährigen

¹⁾ Die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ vom fünften bis zum sechzehnten Jahrhundert. F. A.

langen Arbeit an der Geschichte der Stadt Rom als naturgemäße Ermüdung zu Tage tritt. Aufrichtig gesagt, bin ich zufrieden, daß ich meine Lebensaufgabe vollendet habe und der Stunde gänzlicher Abschirung ruhig entgegensehen kann. Daß die Stadt Rom, und Italien überhaupt, jetzt anfangen, sich dessen bewußt zu werden, was ich für sie in so langen Jahren meines dortigen Lebens gewirkt habe, wird Dir, wie ich glaube, aus den Zeitungen bekannt sein.

Da mein persönliches Sein und Treiben nur insofern Bedeutung hat, als es der Grund meiner Schriften ist, so können sich meine Mitteilungen auch nur auf diese beziehen. Ich teile Dir daher mit, daß der Schlußband der Geschichte nach vierzehn Tagen ausgegeben und Dich bald erreichen wird. Die Verzögerung seiner Ausgabe verursachte die plötzliche Uebersiedelung des Verfassers des Inhaltsregisters, Dr. Kühn, nach Dorpat. In diese Vollendung meines Lebenswerkes fällt hinein die neue Ausgabe des Gedichts „Euphorion“ in zweierlei Formaten, wovon die eine eine kühnlich so genannte illustrierte Prachtausgabe ist. Aber dieselbe zeigt nur, daß wir Deutsche noch weit davon entfernt sind, für dergleichen und andere Kunstindustrie wirklichen Geschmack zu besitzen. Unser nationales Formgefühl ist noch immer, wie es war, halbbarbarisch und ungehicht.

Ich verlebte öde Wochen hier in München, welches, bei vielem tüchtigen Schaffen, die Stadt ganz prosaischer Nüchternheit, schrecklicher Armutlosigkeit und eines nur coulissenhaften Abkonterfeis höherer Zivilisation ist. Meine vorjährige Absicht, den Winter hier zu verleben, oder gar mich dauernd hier fest zu machen, mit dem Versuch allmählicher Rückakklimatisation, habe ich für jetzt fallen lassen. Schon am 12. November reise ich nach Venedig, wo ich vierzehn Tage im Archiv zu arbeiten gedenke. Dann will ich langsam Rom entgegen gehen. Du würdest mich hoch erfreuen, wenn Du mir noch in diesen Tagen ein paar Zeilen sendetest.

Im ganzen befriedigt mich hier die Wahrnehmung, daß ein größerer Zug von nationaler Kraftentwicklung fort dauert. Der Kampf mit der Hierarchie ist dabei die Hauptsache; er kann nicht ausgekämpft werden ohne die Emanzipation Italiens vom Papsttum. Wenn beide Nationalgeister sich in dem Werk der Reform wirklich endlich begegnen, so wird daraus die neue Zivilisation entstehen.

Mit den herzlichsten Grüßen an Euch alle,

Dein F. Gregorovius.

6.

München, 14. Oktober 1878.

Lieber Freund — Eben, da ich mich zu Tische setzen wollte mit dem Bruder (der Neffe ist als Artillerist in der Kaserne und seine Mutter augenblicklich bei Humboldts in Ottmachau, von wo sie übermorgen endlich heimkehrt), kam Dein Brief, den ich gleich begierig las, da ich längst auf ihn gehofft hatte.

Nun aber will ich Dich sofort in ein großes Erstaunen setzen, indem ich Dir sage, daß ich mit dem Bruder in Paris war.

Am 19. September kam er auf meinen Ruf zurück, ruhte den 20. hier aus, und am 21. reisten wir di filo nach dem großen Babylon, über Straßburg-

Avricourt. Wie oft dachte ich an Dich und bedauerte, daß Du nicht mit uns sein konntest. Vom 22. September bis zum 2. Oktober dauerte unser Aufenthalt; nur zehn Tage, aber sie reichten hin, eine allgemeine Idee von jenem Weltwesen sans pareil zu erlangen, zumal mir meine Uebung in Betrachtung und Auffassung von Städten gar sehr zu Hilfe kam. Auch verzichteten wir auf die Ausstellung, die wir nur einmal sahen, dort umhergeführt von Freund Lindemann, welcher die drei ersten Tage unser trefflicher Cicerone war, dann aber über Nizza nach den seligen Gestaden Aulonien's zurückkehrte. Paris blendete, betäubte und entzückte uns zuerst als ein von Reichtum, Lichtglanz, Geist und Leben strahlendes Wunder der Kultur; dann ward es ruhiger vor unseren Augen und eine Welt monotoner Egalité im Prachtstil der imperial-römischen Renaissance, wie die Tragödien des Corneille und Racine. Was bei den Italienern die künstlerische Phantasie ist, die alle jene wundervollen Städte-individualitäten hervorgezaubert hat, das ist dort der Geschmack: er schafft, ordnet und bindet und erzeugt ein Ganzes von so vollkommener Form und bezaubernder Harmonie, daß man es mit nichts vergleichen kann. Paris ist so das Haupt der modernen Zivilisation, wie es das kaiserliche Rom dasjenige der alten war. Aber diese ungeheure Welt ist deplacirt; sie steht da in den Dimensionen und der Machtfülle, welcher nur ein Weltreich entsprechen kann und soll trotzdem sich mit der bescheidenen Rolle der Residenz einer Republik begnügen, an deren Spitze bald Herr Gambetta stehen wird. Das ist ein Nonsens. Erst jetzt begriff ich die Notwendigkeit universionalmonarchischer Eruptionen dort, eines Ludwig XIV. und Napoleon, oder einer weltumwälzenden Revolution. In irgend einer Richtung muß ein solcher Makrokosmos die Welt an sich reißen und beherrschen. Mein Staunen war groß, als ich Paris zu meinen Füßen sah von den Türmen von Notre Dame oder von der Mühle des Montmartre, und mir ins Gedächtnis rufen mußte, daß diese gewaltige Stadt, um welche her ganz Frankreich nur als ihr Rahmen zu hängen scheint, eben erst zusammengeschnürt, erwürgt und erobert worden ist durch die Preussens, kartoffelessende Barbaren, aber diszipliniert durch den kategorischen Imperativ Kants und dirigiert wie mathematische Faktoren vom Archimedes Moltke. So hat, glaube ich, der Perser Cyrus einst Babylon eingenommen. Erstaunen machte mich in Paris, außer dem sprühenden, wimmelnden, flutartig rauschenden Leben, die doch ruhige Gesetzmäßigkeit der Bewegung, wie eines Organismus in der Natur — ihren Regulator würde ich die Erziehung nennen, und diese ist das System eines Bewußtseins von Jahrhunderten. Polizisten, Soldaten, Geistliche erinnere ich mich nicht gesehen zu haben; so erscheint die Monarchie dort schon als Luxus, aber der Luxus ist nirgends notwendiger als für Paris.

Wir waren auch draußen — nichts reizender und üppiger als die Seineufer, ein fortgesetzter Garten; der Park von St. Cloud von einer Vegetation, wie wir sie neulich in Berchtesgaden bewunderten. Das Schloß in Ruinen, ein Pendant zu Heidelberg. Sevres, Versailles, Bois de Boulogne, St. Denis und sein herrlicher Dom, kurz, wir hatten zu allem Zeit. Es war nicht teuer,

es sei denn das Logis, alles übrige billiger als selbst in Rom, und vielmal besser. Für drei Sous durchfährt man ganz Paris. Wir gebrauchten zwanzig Franken und weniger per Tag. Erst jetzt begriff ich, was die Redensart sagen will: Wie der Herrgott in Frankreich leben. In allem: wir sind doch recht voll von Respekt vor diesem reichen, thätigen, arbeitamen, freisinnigen Volk, dessen Rolle in der Welt noch nicht beendigt ist. Die republikanische Gestaltung Europas wird am Ende doch von dort ausgehen, und über kurz oder lang wird in der Geschichte ein lateinischer Völkerbund erscheinen.

Am 2. Oktober nach Straßburg. Dort trennte ich mich vom Bruder und ging nach Baden-Baden in die Villa Grunelius, wo ich sechs Tage blieb. Ich meldete mich bei Hof, der, mir von Rom bekannt, mich freundlich empfing. Die Kaiserin ließ mich rufen, ich unterhielt mich mit ihr eine halbe Stunde sehr angenehm. Vom Großherzog verabschiedete ich mich, aber abends schickte er mir noch eine Einladung zur Matinée im Schloß, und dort stellte er mich dem Kaiser vor. Dieser trägt noch den Arm in der Binde,¹⁾ bewegt sich aber sonst frei und spricht mit gewohnter Güte und Freundlichkeit. Es war das erstemal, daß ich ihn sah. Der Anblick dieses Gründers unserer Einheit und zugleich des tragischen Opfers derselben in seiner leidenden Greisengestalt bewegte mich tief. So nahm ich Abschied von einer historischen Charakterfigur, und nie mehr werde ich sie lebend wiedersehen.

Am 10. Oktober nach Stuttgart. Dort wollte ich als jetzt ausgelernter Rosenkranz und Guldenstern meiner Pflicht genügen, aber der König und die Königin Olga waren in Friedrichshafen; so begnügte ich mich mit einem Brief an die Hofdame der Königin. Nicht zu vergessen, wie viele Menschen, alte und neue, ich in Baden fand, wo große Bewegung war. Seit dem 12. bin ich hier. Es ist Winter, graue Luft bei sieben Grad. Ich sehne mich nach Rom. Dieser Brief ist so lang, daß Du ihn mir mit drei Deinigen bezahlen mußt. Wie schön, daß wir uns wiedersehen! Der Bruder grüßt mit mir herzlich Dich und die Deinigen. Wir bereden uns zu einer neuen Reise nach London im künftigen Jahr.

Dein J. Gregorovius.

7.

Rom, via Gregoriana 13.

2. Mai 1879.

Lieber Freund! Wenn Du die Ströme von Menschen und Dingen kennst, in denen ich mich seit dem 16. Februar bewegt habe, so würdest Du mein langes Schweigen ohne weiteres entschuldigen. Nun aber wird es mir schwer, Dir eine zusammenhängende Darstellung meiner fata romana zu geben.

Am 6. Februar reiste ich von München ab und zehn Tage lang durchsuchte ich Archive in Mantua, Modena und Florenz, meiner Episode aus dem dreißigjährigen Kriege wegen. Diese Arbeiten setzte ich hier fort, so daß eine stattliche kleine Schrift entstanden ist; ich habe diese deutsch und italienisch zugleich ge-

¹⁾ Es war damals nicht lange nach Mobilings Attentat.

geschrieben und lasse sie später hier und in Stuttgart drucken.¹⁾ Und daraus er-
siehst Du, daß ich nicht ganz und gar träge gewesen bin.

Mit Entzücken sah ich mein altes Rom wieder und so viel gute Freunde,
Menschen und Steine, und beobachtete auch, nicht ohne Pein, die zunehmende
Verwandlung der Stadt, deren mittelalterlicher Charakter in wenigen Jahren fast
verschwunden sein wird. Die Tiberufer werden nach und nach zu Quais eingerichtet.

Ich habe zahllose Besuche gemacht, vom Quirinal an, wo mich die Königin
mit gewohnter Anmut empfing und der König mir freundlich war, bis weiter
durch die Paläste der Großen zu den stillen Wohnungen guter und bescheidener
Freunde. Dazu kamen viele Festlichkeiten, veranlaßt durch das fünfzigjährige
Jubiläum des Archäologischen Instituts, wovon Du in den Zeitungen wirst ge-
lesen haben. Der Syndikus Don Emanuele Ruspoli gab, davon abgetrennt,
ein großes Banket in der Sala de' Capitani im Konservatorenpalast, wo ich als
Geschichtschreiber der Stadt zugegen war und neben dem Stadtpräfecten meinen
Platz einnahm. Da, teurer Freund, dachte ich mit Genugthuung der schwierigen,
erst dunklen Wege, die mich bis aufs Kapitol geführt haben. Ich bin beschämt über
die Liebe, die man mir überall in Italien zu erkennen gibt, beschämt und erfreut
zugleich. Wie herrlich ist es, daß ich mir dies zweite Vaterland erringen konnte.

Bis gestern wohnte ich in der Babuino, dann zog ich in meine alte Wohnung
ein, denn diese wurde dadurch frei, daß mein Nachfolger in ihr und mein Freund,
Rafaele Mariano, heiratete und mit seiner jungen Frau abreiste. Nun sitze ich
wieder in den alten Räumen, wo ich vierzehn Jahre lang gewohnt und mit
Leidenschaft die Geschichte der Stadt geschrieben habe, in deren unmittelbarem
Anblick. Die Weihe der Vergangenheit umgibt mich hier, und mich dünkt dies
ein schöner, wundervoller Traum. So bleibe ich hier bis zum 28. Mai, wo
ich meine Rückreise antreten werde.

Die politische Gestaltung Italiens als innere Konsolidation hat wenig sicht-
bare Fortschritte gemacht. Die Maschine der Regierung wird gehemmt durch
Korruption. Garibaldi war hier, ein kindisch gewordener Volksheld, um einen
demokratischen Verein zu gründen und der Regierung entgegenzuarbeiten. Wie
unglücklich sind Menschen, die sich überleben! Ich sah ihn vor einigen Tagen,
als ich mit dem Erbprinzen von Weimar nach Albano gefahren war, dort ein-
ziehen, wo er nun Wohnung genommen hat, ein Sterbender im Bett einher-
gefahren, ein Weib neben ihm sitzend, ringsum schreiende plebaglia — ein recht
klägliches Anblick.

Das Papier geht aus. Schreibe mir bald hierher und gib mir Nachricht
von Dir und den Deinen, die ich alle tausendmal grüße.

Dein F. Gregorovius.

Es regnet hier seit Monaten — noch kein Sommer.

¹⁾ Sie erschien unter dem Titel „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem
Kaiser. Eine Episode des dreißigjährigen Krieges.“ F. A.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychiatrie.

Ueber Beziehungen moderner Zeitströmungen zum Irrsinn.

Der Besuch einer Irrenanstalt eröffnet dem aufmerksamen Beobachter außerordentliche Anregung; welche Fülle von hervorragenden Politikern, von sozialen Schwärmern, die eine neue, bessere und gerechtere Weltordnung einzuführen berufen sind, ist hier zu finden. Ist mir doch unter anderen ein intelligenter Kranker bekannt, der, als entschiedener Anhänger des Malthusianismus, das Problem der Verminderung der Menschen, als Heilmittel für alle soziale Not, durch Erfindung einer komplizierten Brutmaschine, die unter staatlicher Kontrolle stehen soll, löste. Es tritt im allgemeinen die Erscheinung zu Tage, daß gegenüber den bewegenden Ideen der Vergangenheit, wie sie sich in religiösen Zweifeln und Kämpfen dokumentieren, es nun die politischen und sozialen Interessen sind, die in den Vordergrund treten. „Der politische Fanatismus, welcher in der Geschichte unserer Zeit eine so hervorragende Rolle spielt, ist Sache des Temperaments und des Lebenskreises, wie ehemals der religiöse Fanatismus.“ (Cullere.) In den Köpfen dieser neuen Propheten des Klassen-, Rassen- und Massenhasses scheinen die Gedanken an allen Seiten zu siedeln und zu überfließen; wenn man aber der Sache auf den Grund geht, bemerkt man, daß sie sonst stets durch durchaus gewöhnliche Theorien und kindliche Vorstellungen irre geführt sind, welche sie um so mehr bezaubern, je unverständlicher sie sind. Aber was macht das? Wir wohnen jeden Tag Schauspielen bei, wo der Fanatismus in furchtbarer Weise durch seine zugleich gräßliche und einfältige Unsittlichkeit sich zur Schau stellt.

Wenn wir den gegenwärtigen, so rasch wechselnden hyperradikalen, sozialen und politischen Zeitströmungen näher treten, so tritt vor allem die Erscheinung zu Tage, daß mehrere der tonangebenden Geister geradezu als pathologisch bezeichnet werden müssen. Max Nordau hat in seinem Werke „Entartung“ unbarmherzig in die seelische Werkstätte mancher Führer des geistigen Lebens der Gegenwart hineingeleuchtet und für Literatur und Künste des „fin de siècle“ die Nervenschwäche als Signatur der Degeneration festgestellt. Das Gehirn muß in diesem rasenden Dahinstürmen durch alle Abgründe tollten Genußes oder asketischer Entsagung endlich aus den Fugen gehen. Die Nerven ermüden, altern, und das so glänzend begonnene Werk wird nicht zu Ende geführt, die anfängliche Genialität endet in Nervenschwäche und Hysterie, jener Bildergalerie krankhafter Erscheinungen, worin Anfang und Ende nur schwer aufzufinden sind.

Ruhige, konsequente Durchbildung der Ideen, zielbewußtes Durchdringen vom Gedanken zur That, diese Merkzeichen wahrer Genies, sind einem wüsten Jagen nach Effekt, Verblüffung, nach Kontrast und dem ganzen schnellverflackernden Feuerwerke eines überreizten Gehirnes gewichen. Statt der Gesundheit finden wir Krankes, statt Kraft ohnmächtige Schwäche. Niemand, der sich ein wenig logisches Denken bewahrte, billigt die Ansichten der Kreuzersonate, deren Ideen weder ganz neu noch originell sind.

Was Nordau für die literarischen und künstlerischen Zeitströmungen nachgewiesen, das zeigt in einem seiner letzten Werke der große Italiener Lombroso für die politischen und sozialen Ideen, wenn sie, krankhaft verzerrt, auftreten. Hier nun muß noch ein weiteres Moment zur Betrachtung herangezogen werden. Die führenden Geister können nur dann Einfluß und Verbreitung finden, wann ihre Ideen zu einem entsprechend vorbereiteten und empfänglichen Publikum gelangen, denn auch das geistige Saat Korn gedeiht nur im wohlgeeigneten Erdreich. Die Erklärung für die Erscheinungen der Gegenwart liegt zu einem guten Teile in der unbestrittenen Thatsache, daß in der modernen Zeit das Irresein in fortschreitender Häufigkeit auftritt.

So stellen sich das riesenhafte Anwachsen der Bevölkerung in den großen Industrie-

zentren mit den hygienischen und moralischen Schäden des Zusammendrängens großer Menschenmassen in unzureichenden Wohnstätten, die zunehmende Armut und Ehelosigkeit, das intellektuell und moralisch degenerirende Streben nach Genuß und Lustgefühl als bedenkliche Erscheinungen der Zivilisation dar. Das Gehirn ist es, welches diesen Kampf in erster Linie auszufechten hat. Diesen allgemeinen Kampf kämpft mehr oder minder der größte Teil der Menschen; bereits auf der Schulbank beginnt die wütende Konkurrenz und herrscht auf allen Gebieten, ebenso in Kunst und Wissenschaft wie in der Industrie. Die beständige Nervenanspannung und Erregung, welche in gesteigertem Gebrauche von Reizmitteln ein zweischneidiges Schwert findet, führt endlich einen Teil der modernen Gesellschaft zur Ueberreizung des Gehirns, zur Erschöpfung, Entartung.

Fällt nun in manche dieser Köpfe wie ein Feuerbrand die Idee der ungerechten Knechtung und Unterdrückung, der Möglichkeit einer radikalen Aenderung, dann mag sich die Theorie in Praxis umsetzen, dann wird manch einer vom harmloseren Schwärmer zum Fanatiker. Dieser unterscheidet sich vom ersteren durch den Uebergang von der Idee zur That, er setzt in rücksichtsloser Weise den Gedanken in die entsprechende Handlung um. Mit der Ausführung einer vermeintlich oft höheren Sendung zögert er keinen Augenblick, kein Hindernis vermag ihn aufzuhalten. Mord wird als Mittel zum Zweck, als dienlich anerkannt. Charles Gouteau, der Mörder des Präsidenten der Vereinigten Staaten, erklärte in der Gerichtsverhandlung: „Während zweier Wochen ernstere Gebete wurde ich überzeugt, daß die Gottheit mich beauftragt habe, diese That zu vollführen und mich darauf vorzubereiten. Das war am 1. Juni; seit diesem Tage habe ich nie den geringsten Zweifel an dem göttlichen Charakter der That und an der Notwendigkeit ihrer Begehung empfunden.“

Der blinde Nachahmungstrieb und die mangelnde Urteilskraft in Form prüfungsloser Folgeleistung einer als richtig erkannten Idee spielte in der Geschichte der Geisteskrankheiten eine ebenso wichtige Rolle, wie im Leben der Völker, namentlich zu politisch bewegteren Zeiten, wo das richtige Urteil des einzelnen dem allgemeinen Affekte weicht. Von diesem Gesichtspunkte müssen, geradezu als Aequivalent psychischer Krankheit, gewisse historische Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart als „kollektivwahn Sinn“ bezeichnet werden.

Was war es anders, wenn in den Kreuzzügen selbst Säuglinge mitgeschleppt wurden, und der Vorschlag, die zur Waffenführung Unfähigen in Europa zurückgelassen, als eine gottlose Vorsicht der Zweifelsucht verdächtigt und verworfen wurde? Um das Werk des Wahnsinns zu vollenden, veranstaltete man im Jahre 1212 sogar einen eigenen Kreuzzug der Kinder, Mädchen und Knaben, da Fanatiker die Behauptung verbreitet hatten, „nur durch Unmündige wolle der Himmel hier Wunder thun und Jerusalem auf diese Weise erobert wissen.“ „Natürlich kamen die armen Wesen theils elend auf dem Zuge um, theils wurden sie von treulosen Schiffsfrächtern in die Sklaverei verkauft.“ (Kolb, Kulturgeschichte.) Diesem Beispiele läßt sich aus der Gegenwart eine krankhafte Erscheinung der modernen Zeit, den geänderten Verhältnissen entsprechend, der Anarchismus der „That“ anreihen.

Die letzten Vorgänge in Frankreich und Sizilien bieten gleichfalls manche Beziehungen zur Pathologie der Seele. Ueber die Thatsache, wie leicht die aufgeregte Menge zum Verbrechen gelangt, hat im Brüsseler Kriminal-Anthropologenkongreß 1892 der Franzose Tarde eine wissenschaftlich hochbedeutsame Erörterung geliefert. „Die Addition von einzelnen Verbrechen ergibt nicht die Kollektivthat, letztere ist ein eigentümliches Produkt der vereinigten Menge, die sich ihrerseits durch die Sympathie, die Quelle der Nachahmung und des Lebensprinzipes der sozialen Körperschaften, bildet. Ein geistiger Ansteckungsstoff läßt eine Ueberzeugung, eine Leidenschaft und dergleichen der Menge gemeinsam sein und etwas Bestimmtes erstrebenswert erscheinen. Sobald die Massen beisammen sind, sinkt bald ihr sittliches Niveau, mögen auch die edelsten Motive sie zusammengeführt haben.“ (Tarde.)

Lombroso hat in einem seiner letzten Werke die Revolutionäre und Reformer zum Gegenstande eingehendster Untersuchung gemacht, seine Ausführungen sind wohl das Gediegenste, was von ärztlicher Seite über diese Phänomene bekannt wurde. Er bezeichnet die wohl vorbereiteten langsamen und notwendigen Umwälzungen als physiologisch und gerecht-

fertigt, während die explosiv auftretenden vermeintlichen Fortschrittsbewegungen (Revolte, Anarchismus) gesellschaftsfeindlich und dem entsprechend nutzlos sind; derlei Prozesse sind deshalb unphysiologisch und dem Verderben anheimgelassen. Lombroso bezeichnet derlei gewaltsame Umstürzbewegungen als ein Äquivalent des Verbrechens, der Krankheit, der Entartung. Vor allgemeiner Generalisirung und vorschneller Beurteilung warnt er jedoch mit folgenden Worten: „In gewissen Fällen ist es jedoch anfangs unmöglich zu unterschreiben, ob eine Bewegung als Revolution oder als bloße Revolte anzusehen sei. Vor allem kann auch die legitimste Revolution nicht ohne den einen oder andern Gewaltakt verlaufen, der das Durchbrechen der Schale bedeutet. Solche Vorkommnisse können als Aufrührakte erscheinen, besonders solchen, deren Interessen bedroht sind, und daran fehlt es nie. Die Lösung der Frage kann nicht im Moment gegeben werden, da nur die edle Art der Triebfeder, die Beteiligung aller Klassen in großem Maßstabe und der Erfolg sie ermöglichen, und diese Faktoren werden erst nach längerer Zeit sichtbar. So wissen wir heute nicht zu sagen, ob die Nihilisten Rebellen oder Revolutionäre sind.“ (II. 96.)

Wie zwischen Genie und Irrsinn nach allgemeinen Naturgesetzen die Scheidewand eine oft sehr schwache ist, so mögen auch manchmal bei politischen Umwälzungen, wenn deren dauerhafter Erfolg allerdings durch deren Ursachen und Verlauf bedingt ist, nicht mehr normale Genies viele Jahre ihren praktischen Erfolgen vorausseilen und, allen Widerwärtigkeiten der Gegenwart Trotz bietend, deren Ausbruch und Lösung beschleunigen.

Tyrnau (Ungarn.)

Oberarzt Dr. Blaußtern.



Literarische Berichte.

Sonntagskind. Roman in sechs Büchern von Friedrich Spielhagen, Leipzig, L. Staackmann.

Den Inhalt dieses Buches hier wiederzugeben, ist überflüssig: Inhaltsangaben sollen überhaupt nur dann gemacht werden, wenn sie zum Verständnis des betreffenden Buches unerlässlich sind, denn sie sind für den Leser ebensowenig unterhaltend als für den Schreiber, für diesen überdies mühsam.

Es geschieht in diesem Roman zwar genug, wenn auch nicht so viel als in den ältern Erzählungen Spielhagens: aber das meiste geschieht doch in der Liebe. In der letzten alle Personen des Romans geradezu Großartiges. So wird der Held, das Sonntagskind, geliebt; 1. von seiner Spielgefährtin und nachmaligen Gattin Isabel, 2. von einer jungen Comtesse, die an Sentimentalität und einer nie genannten rätselhaften Krankheit leidet, 3. von einer andern Jugendgefährtin, 4. von einer hübschen Arbeiterfrau, die ihm gegenüber Potiphar spielt, 5. von der viel ältern Frau seines zeitweiligen Chefs. Wie man sieht, kann sich das Sonntagskind nicht eben über Mangel an Frauenliebe beklagen. Das ist aber noch gar nichts im Vergleiche zu Isabel! Diese schöne Dame wird geliebt: 1. vom Helden, der ihr zweiter Gatte wird, 2. von Baron Schönau, ihrem ersten Gatten, 3. von Graf Waldburg, dem Vater, 4. von Graf Waldburg, dem Sohn, 5. von Dr. Eber-

hard, einem Freunde ihres zweiten Mannes, 6. von Dr. Sándor, einem andern Freunde desselben, 7. von Hauptmann von Florisdorf, einem österreichischen Offizier, 8. von Herrn von Lipper-Leski, einem hohlen Becken, 9. von einem Roué, Baron Secken, 10. von ihrem Diener; außerdem von einigen andern, kurz: von allen Männern, die mit ihr in Berührung kommen. Diese Isabel ist aber auch kein gewöhnliches Menschenkind; sie ist eine Fee in schönster, zartester Menschengestalt, und als Fee betrachtet sie der Held auch und stellt sie als solche in seinem Märchen dar, in dem er sein und ihr künftiges Geschick mit dichterischer Sehergabe voraussagt, und mit dem der Leser daher (leider!) bekannt gemacht werden muß. Diese Isabel bezaubert schon mit vierzehn Jahren alles, was in ihrem Bannkreis kommt, also in einem Alter, wo auch die schönsten Mädchen linksch und eckig zu sein pflegen, kurz, ihre Flegeljahre haben. Sie ist in diesem Alter in jeder Hinsicht schon dort, wo Frauen sonst gewöhnlich erst Mitte der zwanziger Jahre sind, und schreibt so geistreiche Briefe wie ein routinirter Feuilletonist, kurz: sie ist so, wie ein Menschenkind nicht sein kann, sondern eben nur eine Fee. Weniger feenhaft ist freilich, daß sie der Bauchfellentzündung sehr unterworfen und unfruchtbar ist. Woran sie eigentlich stirbt, bleibt ziemlich dunkel, wie das in Romanen ja meist der Fall ist, vermutlich an Ueberflüssigkeit —

Superfluitis würden die Aerzte sagen — einer Krankheit, die im deutschen Roman ebenso häufig ist wie das „Nervenfieber“. Dieses fehlt auch in diesem Romane nicht, wenn es auch ausnahmsweise nicht eigens genannt ist; aber man weiß seine Symptome von den andern Romanen her zur Genüge, um es zu erkennen. Wie immer, ist es auch hier die Folge großer Gemütsbewegungen, in diesem Falle durch eine, übrigens nicht bedeutende, Verletzung vorbereitet. Möge sich Spielhagen denn auch sagen lassen, was seinem Geistesverwandten Paul Heyse gelegentlich des Romans „Merlin“ gesagt worden ist: daß nämlich die früher „Nervenfieber“ genannte Krankheit heutzutage einfach Typhus heißt, ihr Entstehen durchaus nicht seelischen Ursachen, sondern einer schädlichen Infektion verdankt und ihren Sitz nicht im Herzen oder im Kopfe sondern — *horribile dictu!* — im Darne hat.

Das Nervenfieber trifft im Roman bekanntlich fast immer nur die Helden, so auch hier; ja es gibt nachgerade ein Kennzeichen des deutschen Romanhelden ab. Spielhagens Held hat übrigens auch die andern Merkmale dieser Sorte von Geschöpfen: er ist hübsch (sonst verliebten sich doch nicht alle in ihn), tapfer, edel, treu, er spielt der ländlichen Potiphar gegenüber den keuschen Joseph, verachtet das Geld und haßt den Adel, obwohl er selbst von sehr hoher Abkunft ist — siehe Oswald Stein in den „Problematischen Naturen“, mit dem er auch das gemeinsam hat, daß er von allen Frauen geliebt wird. — In diesem Widerspruch liegt eine von Spielhagen jedenfalls unbeabsichtigte grausame Ironie, die seinen fanatischen Adelshaß schlagend ad absurdum führt.

Wie für seinen Adelshaß, so macht Spielhagen den Helden auch für seine ästhetischen Ansichten zum Interpreten. Justus Arnold, das Sonntagskind, ist ein „Idealist“, ein Vertreter der alten Kunst und will von der neuen nichts wissen; ja Spielhagen identifiziert sich so sehr mit ihm, daß er ihn ein Stück aus den Franzosenkriegen zu Anfang des Jahrhunderts schreiben und dies durchfallen läßt, woran einerseits die schlechte Darstellung, andererseits die Gehässigkeit der Kritik Schuld hat. Bekanntlich hat er selbst mit seinem Stücke „Aus eiserner Zeit“ ein ähnliches Schicksal gehabt; und wie man ihn, der sich wiederholt erfolglos um den Lorbeer der Bühne beworben, gemahnt hat, sich mit dem des Romans zu begnügen, so geschieht es auch seinem Helden. Interessant wär' es, ob Spielhagen auch wie dieser eine ihm angebotene herzogliche Hofbibliothekar- und Hofratsstelle zurückwies, notabene wenn er sie annehmen kann, ohne seiner Ehre damit auch nur im entferntesten Abbruch zu thun, und wenn er, wie sein Held, der natürliche Enkel des betreffenden Herzogs wäre?

Noch sei zweier argen Unwahrscheinlichkeiten dieses Romans Erwähnung gethan:

Die erste liegt in dem „zufälligen“ Rendezvous, das sich die meisten Hauptpersonen in Karlsbad geben. Im deutschen Roman scheinen die Kurorte nur die Aufgabe zu haben, den Schauplatz für die ganz „zufälligen“ Zusammenkünfte der Personen abzugeben; gewöhnlich ist es der kleine Kurort A. oder K.; Spielhagen wagt es aber in kühnem Realismus, den wirklich vorhandenen Kurort Karlsbad zu nennen.

Die zweite Unwahrscheinlichkeit liegt darin, daß ein bedeutender Arzt die Frau, die er liebt und die zu Tode krank ist, behandelt und mit Medicinen regalirt, ohne sie vorher untersucht zu haben. Das ist denn doch eine starke Zumutung an einen Leser, der weiß, was Pflicht eines Arztes ist; ein Arzt, der so dumm oder so gewissenlos handelt, verdiente sein Diplom zu verlieren!

Vermuthlich, um dem Roman eine gewisse pikante Würze zu verleihen, hat Spielhagen einigen Nebenfiguren Namen gegeben, die auf gewisse lebende Persönlichkeiten deuten, deren Beruf und Stellung mit dem der betreffenden Romanfiguren übereinstimmen. So führt er einen Professor Hasler aus Wien vor, der in der „Neuen Freien Presse“ gegen Wagner schreibt. Damit ist doch unzweifelhaft Professor Hanslick gemeint; so scheint ferner Professor Lütke auf Lübbe zu deuten, und von Lipper-Leski auf den bekannten Sportsman von Tepper-Laski, wenigstens dem Namen nach.

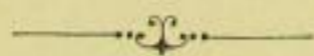
Alles in allem genommen: welcher großer Unterschied ist doch zwischen diesem jüngsten Roman Spielhagens und seinen älteren Büchern!

Man mag deren Tendenz verdammen: den fanatischen Adelshaß, die wilde Aufreizung zur roten Revolution; man mag auch die Kunstrichtung verurtheilen, die sich in ihnen ausspricht, also die kraffen Unwahrscheinlichkeiten und Effektmittel: aber trotz alledem muß man, will man nicht ungerecht sein, zugeben, daß sich in diesen Werken hinreißende Beredsamkeit, glühende Phantasie, echte Poesie und ein reicher Geist offenbaren.

Von all diesen Vorzügen ist in seinem jüngsten Buche nichts zu spüren. Es gleicht einer Flasche, die einmal mit einer berühmten Weinsorte gefüllt war und noch deren Etikette trägt, aber nur noch Wasser enthält.

Und so, wie es Spielhagen mit diesem Roman, überhaupt mit allen neuern seit „Angela“, ergangen ist, so wird es ihm voraussichtlich auch mit allen gehen, die er noch schreiben wird: seine Zeit ist um. Die Zukunft gehört einer andern Richtung, die Gegenwart gehört ihm nur noch zum kleinern Theile: bloß die Vergangenheit ist sein. Er ist nichts anderes als eine romantische Ruine aus einer vergangenen Literaturperiode.

Th. v. S.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

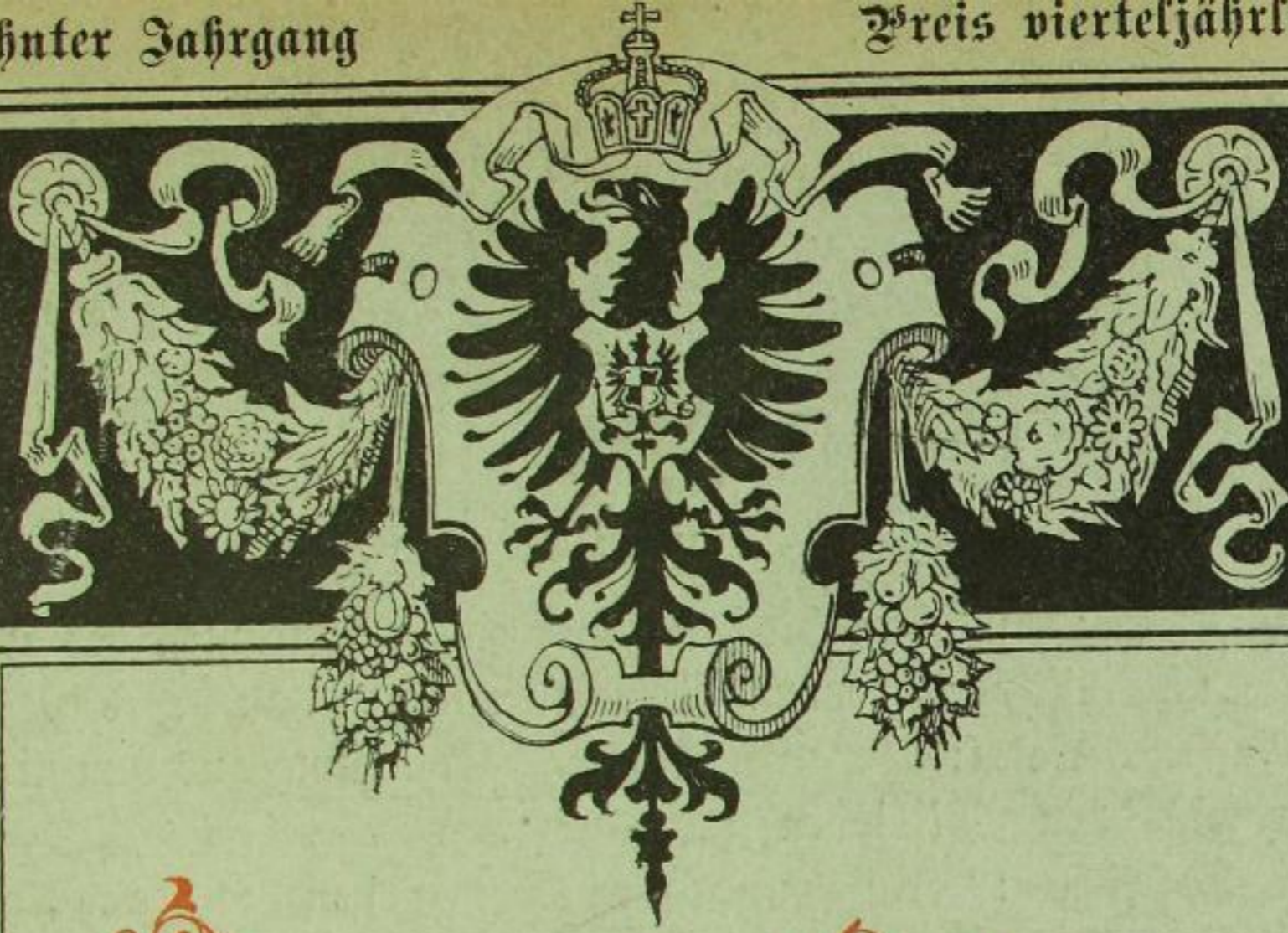
(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Arnold, Hans**, Aprilwetter. Neue Novellen. Mit Illustrationen von W. Schulz. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Biedermann, W. Freiherr von**, Erläuterungen zu Goethes Werken. Band 35 und 36. Erläuterungen zu den Tag- und Jahreshäften. Leipzig, F. W. v. Biedermann.
- Bobertag, Bianca**, Mit allen Waffen. Roman in drei Büchern. 3 Bände. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
- Courad, M. G.**, Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Kandidatenzeit. München, Dr. E. Albert & Co. M. 1.
- Diercks, Dr. Gustav**, Marokko. Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokko-Frage. Berlin, S. Cronbach.
- Filtich, Dr. Eugen**, Goethes religiöse Entwicklung. Ein Beitrag zu seiner inneren Lebensgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. M. 5.
- Fischer, Martha Renate**, Die Aufrichtigen. Eine Bauerngeschichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.
- Gaeders, Karl Theodor**, Julklapp! Leeder un Länchen. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei N.-G. (Richter.)
- Greif, Martin**, Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.
- Grillparzers sämtliche Werke**. Fünfte Ausgabe in 20 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von August Sauer. 1. und 2. Lieferung à 40 Pfg. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
- Hecht, Karl**, Anti-Bamberger. Kritik der „Stichworte der Silberleute“. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.
- Hirschberg, Dr. J.**, Um die Erde. Eine Reisebeschreibung. Leipzig, Georg Thieme.
- Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte**, herausgegeben von Julius Elias u. A. Zweiter Band. (Jahr 1891.) 1. Abteilung. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
- Lowe, Charles**, Fürst Bismarck. Autorisierte Uebersetzung von Dr. E. A. Witte. Leipzig, G. Wiegand.
- Malcher, F. X.**, Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen bis zu seinem Antritt der Statthaltertschaft in Ungarn. 1738—1766. Eine biographische Skizze. Wien und Leipzig, M. Braumüller.
- Nagradow, W. J.**, Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coullissen. Berlin, S. Cronbach.
- Palssón, Gestur**, Das Liebesheim. Novelle. Aus dem Neu-isländischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Karl Küchler. Zweite Ausgabe. Leipzig, G. Fock.
- Ruland, Wilhelm**, Pro Patria! Nationale Dichtung. Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung.
- Ratazzi**, Madame Urbain, Enigme sans clef. Paris, Paul Ollendorff.
- Schaumberger, Julius**, Die neue Ehe. Drama in vier Akten. München, Dr. E. Albert und Co. M. 1. 50 Pfg.
- Schleiden, Rudolph**, Schleswig-Holstein im zweiten Kriegsjahre 1849—1850. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
- Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes**. Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung in Industrie- und Handelsstädten. Berlin, Otto Liebmann. M. 3. 20 Pfg.
- Schwabe**, Ueber die Beseitigung des Defizits im Preussischen Staatshaushalt und die Bekämpfung der Wasserstraßen durch die Eisenbahnen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 50 Pfg.
- Birchow, Rud., und Wilh. Wattenbach**, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 185. Der Dichter Ennius. Von L. Müller. Heft 187. Das Leben der Sprache. Von A. Rosenstein. Heft 189. Professor Jakob Dominikus, der Freund des Roadjutors von Dalberg. Von Dr. A. Pick. Heft 190. Der Siegfriedmythos, ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.
- Wackernagel, Wilhelm**, Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch. Zweite Auflage, neu bearbeitet und zu Ende geführt von Ernst Martin. II. Band. Vierte (Schluss-)Lieferung. Neunzehntes Jahrhundert. Basel, Benno Schwabe. M. 3. 20 Pfg.
- Wie kam Johannes Wedde zur Sozialdemokratie?** Hamburg, S. Grüning.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Deutsche Revue

über das
gesamte nationale Leben der Gegenwart

Herausgegeben
von

Richard Fleischer

1894. Juni

Vierteljährlich erscheinen drei Hefte



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.



EMMEL inv.

HORN Ph. Z.

Inhalts-Verzeichnis.

Juni 1894.

	Seite
Crispi bei Bismarck: Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. III. (Schluß)	261
Kunigunde Anstion-Gasatty: Die Brandlegerin. Erzählung aus dem niederösterreichischen Volksleben	288
Heinrich von Poschinger: Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. III.	304
Dr. Jensen: Die Lebensgemeinde in der Fläche des Ozeans	316
Johanna Kinkel: Erinnerungsblätter. III.	337
Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius: II. Mitgeteilt von Dr. Max Jacobson	348
Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar: Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88. III.	359
Naturwissenschaftliche Revue	368
Berichte aus allen Wissenschaften	374
1. Kriegswissenschaft. Hogalla v. Biberstein: Die militärische Situation in Zentralasien.	
2. Landwirtschaft. Wm. G. Letley: Der Ruin der englischen Landwirtschaft.	
Literarische Berichte	381
Rud. v. Gneist. Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlssystem. Eine sozialhistorische Studie. — Le comte de Cavour et la comtesse de Circourt. Lettres inedites publiées par le comte Nigra. — Das Judentum und sein Recht. Von Dr. Walter Fohmann. — Guhl und Koner. Leben der Griechen und Römer. — Die Kunst, einen Gatten zu wählen von Paolo Mantegazza.	
Gingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes	384

Durch ein Versehen wurde leider nachstehende Anmerkung der Redaktion zu dem Artikel „Die Philosophie des Wahlzensus“ von R. v. Gneist im Maiheft versäumt:

„Der vorstehende Artikel bildet das erste Kapitel des demnächst erscheinenden Buches von R. v. Gneist über „Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiklassenwahlssystem“ (Verlag von Julius Springer in Berlin).“

Dieses Buch ist bereits erschienen und in diesem Heft besprochen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen
Ministerpräsidenten.

(Schluß.)



In Alessandria besteigt der Präfekt Winspeare den Waggon, um den Minister zu begrüßen.

Trotz seines englischen Namens und Aussehens ist Winspeare ein Neapolitaner. Er preist seine Provinz. Aber an gewissen Orten sind die Kämpfe und Rivalitäten der Lokalparteien höchst erbittert. Die Leute gehen im Kampf gegen ihre Gegner so weit, daß sie ihnen die Stöcke ihrer Neben abschneiden. Als ob die Verheerungen des Didiums, der Phylloxera und der Peronospora nicht genügten!

Wir kommen in Turin mit einer großen Verspätung an. Aber der Präfekt, Graf Lovera de Maria, hat die Abfahrt des Zuges hinausgeschoben, welcher den Minister nach Coni bringen soll, so daß Seine Excellenz zu rechter Zeit in Borgo San Dalmazzo ankommen wird, um von da aus zur bezeichneten Stunde mit dem Adjutanten Seiner Majestät wieder abzureisen.

Soeben hat ein Zwischenfall an der Grenze stattgefunden, eine Schlägerei zwischen Italienern und Franzosen.

Vorfälle solcher Art sind leider nur allzu häufig, aber wie dieselben verhindern? Man könnte sich sogar wundern, daß sie sich nicht noch häufiger wiederholen. Die französische Presse hört nicht auf, die Köpfe zu erhitzen, und die unsrige ist auch nicht ganz von den nämlichen schlimmen Anwandlungen frei.

19. August. Die Abreise nach Deutschland müßte heute stattfinden, wenn der Minister sein Programm ausführen und von Friedrichsruh zurückgekehrt sein will vor der Abreise Seiner Majestät des Königs und des Prinzen von Neapel zu den großen Manövern, welche dieses Jahr in der Romagna stattfinden werden.

Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr ist der Minister zurückgekehrt, er hat die Nacht im königlichen Zelte zugebracht in einer Höhe von etlichen 2000 Metern.

Der Marquis Tokugawa, japanischer Minister beim italienischen Hofe, befindet sich mit der Marquise in Turin auf der Durchreise. Er ist in unserem Hotel abgestiegen und erscheint, um den Minister zu begrüßen. Er ist sehr liebenswürdig, sehr intelligent und sehr begierig, alles kennen zu lernen, was sich auf die Organisation der abendländischen Staaten bezieht. Er besuchte diesen Winter Vorlesungen über Verfassungsrecht . . . Der Marquis gehört einer der vornehmsten Familien des Reiches der aufgehenden Sonne an. Die Dynastie der Tokugawa, ein Dynastie von Kanzlern (shoguns), die thatsächlich die höchste Gewalt ausübten, erreichte den höchsten Gipfel ihrer Macht gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts und gab Japan nach Jahrhunderten des Kriegs und der inneren Streitigkeiten zwei Jahrhunderte des Friedens und Gedeihens.

Der Minister lädt den Marquis und den Präfekten zum Frühstück ein.

Während des Frühstücks erscheint die Marquise im Speisezimmer, begleitet von einer Gesellschaftsdame. Händedrucke, Lächeln und tschin-tschin aus dem äußersten Orient . . .

Um 2 Uhr Abfahrt nach Mailand. Die Behörden sind erschienen, um den Minister zu begrüßen. Dagegen finden wir niemand bei der Ankunft in Mailand, mit Ausnahme eines Präfekturnrates.

Der Minister verlangt einen Wagen; aber bevor derselbe ankommt, verliert er die Geduld, und wir gehen zu Fuß . . . Einige Augenblicke darauf finden wir einen offenen Fiaker und steigen ganz demokratisch in denselben ein.

Spaziergang um den Schloßplatz. Es handelt sich darum, zwei Stunden Zeit hinzubringen und die Speisestunde herankommen zu lassen. Der Minister erzählt die Episode der „Million Gewehre“, die von einem patriotischen Ausschuss 1860 zusammengebracht worden waren. Massimo d'Azeglio, damals Gouverneur von Mailand, erlaubte nicht, daß ein einziges davon geliefert werde, und hätte damit beinahe die Expedition der Tausend unmöglich gemacht.

Bei seinem Auszug aus Quarto hatte Garibaldi als Waffen nur ein Tausend schlechter Gewehre alten Modells und ungefähr 200 Schweizer Karabiner von ausgezeichnete Fabrikation, Privateigentum der Genueser Freiwilligen und einiger anderen. Crispi war mit einem Karabiner dieser Gattung bewaffnet und mit einem Revolver, den er noch aufbewahrt.

Die mit Karabinern bewaffneten Freiwilligen hatten ihre eigene Munition; diejenige für die anderen Gewehre sollte von Genoa Quarto zur See herbeigeschafft werden. Aber im Augenblick, da die Anker gelichtet werden sollten, wartete man umsonst auf die Fahrzeuge, welche sie zu bringen hatten. Man hat nie erfahren, was vorgegangen war. War es Verrat, Diebstahl oder Irrtum? Thatsache ist, daß die Munition verschwunden war und daß man nie erfuhr, wohin sie geraten.

Der Minister macht jedoch die subalpinische Regierung verantwortlich für die Sache; nach ihm fürchtete Herr von Cavour, die Expedition von Sizilien möchte den Erfolg der Annexionen Zentralitaliens gefährden.

Bei diesem Mangel an Munition hatte Garibaldi eine jener genialen In-

pirationen, die bei ihm so häufig waren. Er beschloß, in Talamone zu landen, wo er glaubte, daß Vorräte lägen. Aber als er mit dem Obersten Türri ans Land gestiegen war, fand er in dem Turm von Talamone nur einige Ausschußwaffen und eine Feldschlange. Alle Munition befand sich in der Festung von Orbetello. Garibaldi schickte Türri dahin und gab ihm freie Hand. Der Kommandant der Festung war ein Oberst Giorgini, ein Toskaner. Die Episode ist oftmals erzählt worden. Türri befahl ihm im Namen des Königs, die Waffen und die Munition, über die er verfügte, auszuliefern. Um ihn besser zu überzeugen, ließ sich Türri von ihm nach Talamone begleiten, wo er Garibaldi sah, der bei diesem Anlasse die Uniform eines Generals der sardinischen Armee angezogen hatte. Es war dies wahrscheinlich das erste und letztemal, daß er dieselbe trug.

Giorgini ließ sich überzeugen. Er büßte schwer für den Dienst, den er der Expedition erwies, denn er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und sah seine Laufbahn zerstört. Crispi ließ ihn später mit seinem Grade in die Südarkmee aufnehmen. Er hatte seine Pflicht als Patriot erfüllt, aber seine Pflicht als Soldat verletzt.

Der Minister gesteht, daß er 1860 keine große Idee von Garibaldi hatte. Briefe Crispis an Nicolas Fabrizi konnten für das wenig schmeichelhafte Urteil zeugen, das er damals über den General fällte. Seine Ideen änderten sich, als er Garibaldi mit den Schwierigkeiten des Feldzugs ringen sah. Aber nach seiner Ansicht taugte Garibaldi als Politiker ganz und gar nichts.

„Und als General?“

„Als General, auf dem Schlachtfelde, „era un Dio“, war er ein Gott!“

Es war, wie es scheint, etwas wie Inspiration in ihm, nicht bloß bei der taktischen Leitung der Schlachten, sondern bei ihrer strategischen Vorbereitung. In den schwierigen Augenblicken hatte er Genieblitze. Dabei einen Löwenmut eine wunderbare Kaltblütigkeit — und die Kunst, den anderen seinen Mut und seine Kaltblütigkeit mitzuteilen.

Die Strategiker bewundern den Marsch auf Palermo im Jahre 1860.

Doch wurden nach Crispi verschiedene Fehler begangen, der Angriff auf der Seite von Monreale am 21. Mai 1860 war ein schwerer, teuer bezahlter Irrtum. Viele Freiwillige, darunter die besten, verloren hierbei das Leben. Um einen Angriff dieser Art zu versuchen, mußte man über zehn- bis zwölftausend Mann verfügen. In diesem Falle hätte man die Verluste ersetzen können. Da aber die Zahl der Kämpfer sehr klein war, so hätte man die Mannschaft schonen oder wenigstens nicht tollkühne Verschwendung mit derselben treiben sollen. Garibaldi opferte allzu viele Leben; dies war seinerseits ein ungeheures Unrecht. Ein anderer Irrtum Garibaldi's war, daß er nach dieser Waffenthat einen nächtlichen Marsch auf fast ungangbaren Gebirgspfaden anbefohlen hat. Die Schwierigkeiten des Marsches wurden durch einen Sturm mit einem sintflutartigen Regen noch vermehrt. Die Freiwilligen rutschten auf dem aufgeweichten Boden aus, fielen, verloren ihre Waffen und ihre Munition. Sie

mußten die beiden Kanonen, welche sie von Talamone mitgenommen hatten, in einem Abgrund zurücklassen. Es waren außer einer dritten, die sie den bourbonischen Truppen in der Schlacht bei Calatafimi genommen hatten, die einzigen, über welche die Expedition verfügte. Acerbi, der die Kasse der kleinen Armee zu tragen hatte, stürzte so unglücklich, daß die Kasse aufbrach und ihr Inhalt sich über den Boden ergoß. Man mußte mit dem Zusammenraffen der Goldstücke Zeit verlieren und konnte einen Teil derselben nicht wiederfinden. Man hätte noch mehr Fehler begangen, wenn Crispi, welcher die Gegenden kannte, und auf welchen man bis dahin nicht genug gehört hatte, sich nicht energisch widersetzt hätte. Es wäre zum Beispiel ein verhängnisvoller Fehler der Expedition gewesen, den Plan auszuführen, welchen Sirtori, der Generalstabschef Garibaldi's, entworfen hatte; dieser wollte den Rückzug antreten und sich in den Bergen Mittelsiziliens verschanzen, um hier alle Elemente der Revolution zu vereinigen. Im Vertrauen auf die topographischen Karten hielt er Pfade, auf denen selbst Maultiere nicht gehen konnten, für große Straßen. Weder Garibaldi noch Sirtori kannten Sizilien: Crispi kannte es bis in seine kleinsten Winkel, aber er war nur Unterchef des Generalstabs. Unter den Mauern von Palermo erkannte man, daß man sehr unrecht gehabt hatte, sich nicht auf ihn zu verlassen . . .

Das Gespräch wandte sich nun anderen Gegenständen zu. Mazzini widersetzte sich dem französisch-sardinischen Bündnisse, so gut er nur konnte; durch Veröffentlichungen, durch die Briefe, die er an seine Anhänger richtete, durch das Blatt „Pensiero e Azione“, das in London erschien und das Crispi mit Mauricio Quadrio, de Boni und anderen zu Hauptmitarbeitern hatte. Die Kenntniß, die er vom Charakter des Kaisers Napoleon und von demjenigen des französischen Volkes hatte, ließ ihn voraussehen und befürchten, was in der That eingetroffen ist, daß sie nämlich auf halbem Wege stehen bleiben würden, ohne das unternommene Werk zu vollenden. Er war sich darüber klar, daß der angestrebte Zweck nicht das Interesse Italiens, sondern die Befriedigung nationalen und dynastischen Ehrgeizes sei, und daß wir die empfangene Dienstleistung vielleicht teuer durch Gebietsabtretungen und Freiheitsbeschränkungen würden bezahlen müssen. Als nach Villafranca die Bildung eines Königreiches von Oberitalien „von den Alpen bis zur Adria“ gescheitert war, wurde die Abtretung Nizzas und Savoyens, die zu Plombières stipulirt war und der Preis dafür sein sollte, von Frankreich nicht verlangt. Napoleon III. soll sogar gesagt haben:

„Zahlt die Kriegskosten, und wir wollen nicht mehr davon sprechen!“

Aber der Gedanke wurde im folgenden Jahre wieder aufgenommen, als es sich darum handelte, die Anerkennung der Annexionen Mittelitaliens zu erlangen. . . Cavour wußte nicht zu widerstehen! Er nützte nicht den Widerstand aus, den die Abtretung Nizzas und Savoyens an Frankreich bei England und Preußen fand.

Man fragt den Minister:

„Welches ist der glaubwürdigste Bericht über die Expedition der Tausend?“

„Die Geschichte der Expedition,“ sagt er, „muß noch geschrieben werden. Man hat einen Bericht darüber geschrieben unter der Leitung oder der Inspiration Türres, aber derselbe betrifft vorzugsweise die militärischen Operationen und namentlich diejenigen der Brigade, welche Türre befehligte. Guerzoni hat zu viel Fantasie... Was Garibaldi betrifft, so zeigt er sich in seinem Buche I Mille als einen ziemlich mittelmäßigen Geschichtsschreiber. Er glaubte die Feder handhaben zu können, wie er den Degen handhabte; aber er war nur ein Mann der That.

Man erinnert daran, daß Fürst Bismarck für Garibaldi nicht eben Gefühle einer sehr lebhaften Sympathie hegte. Im Jahr 1871 wollte er nicht, daß derselbe in die Kapitulation eingeschlossen werde.

„Daß ein Franzose,“ sagte er zu Jules Favre, „die Waffen gegen uns führt, begreife ich; er verteidigt sein Land; er hat das Recht dazu. Aber diesem fremden Abenteuerer mit seiner kosmopolitischen Republik und seinem aus allen Höhlen der Welt zusammengerufenen Gesindel kann ich kein Recht zuerkennen.“

Mittagessen im Gasthause Cova im Garten.

Wenig Gäste. Die Mailänder sind in ihren Villen von Brianza oder an den Seen. Abfahrt um 8 Uhr.

In Chiasso ist man schon von der Durchreise Crispis unterrichtet und eine Menge Leute befinden sich am Bahnhof.

Wir plaudern von dem Besuche, den der Minister soeben dem Könige gemacht hat. Der Minister hat die Provinz Coni nicht mehr gesehen, seitdem er im Jahr 1849 dieselbe auf der Reise von Marseille nach Turin, über den Col di Tenda durchreiste. Er war damals unbekannt und verbannt; heute ist er erster Minister, und wo er durchreiste, kamen die Bürgermeister und die Gemeinderäte herbei, um ihn zu begrüßen. Die Leute riefen: „Hoch Crispi! Hoch der monarchische Minister!“

Diese Thalbevölkerungen hegen eine tiefe Ergebenheit für das Königshaus. Ein Bürgermeister sagte zum Minister:

„Excellenz, wir sind hier alle für den König und für das königliche Haus. Wir lieben Sie, weil Sie es gut mit dem König meinen und weil der König Vertrauen zu Ihnen hegt.“

In Lugano fragt man den Minister, ob er während seiner Verbannung niemals versucht gewesen sei, sich in dieser kleinen, dem Aeußeren und dem Klima nach so italienischen Stadt niederzulassen, wo so viele andere politisch Verbannte eine Zuflucht gefunden.

„Niemals,“ sagte er, ohne etwas zur weiteren Erklärung beizufügen.

Lugano war, glauben wir, kein hinreichend lebhafter Mittelpunkt, keine hinreichend große Schaubühne. Crispi brauchte das Leben der Großstädte. Er hat als ganz junger Mensch seine Heimat Ribera verlassen und seitdem stets in bedeutenden Städten gewohnt.

Kurz nach Bellinzona zieht sich der Minister in sein Coupé zurück.

20. August. Bedeckter Himmel am Luzerner und Zuger See. Weiterhin

dichter Nebel. In Basel läßt sich der Konsul Herr Vischer-Sarrazin anmelden und steigt in den Wagen, um den Minister zu begrüßen. Dieser erkundigt sich nach seinem Konsularbezirk. Es befinden sich in demselben gegenwärtig zahlreiche Italiener, die größtenteils der vorübergehenden Emigration angehören: Handlanger, Erdarbeiter, Maurer, Bergleute und so weiter, fast alle bei den bedeutenden Eisenbahnarbeiten verwendet, die Deutschland auf deutschem Boden rings um Basel ausführen läßt, um im Kriegsfall ohne Verletzung der Schweizer Neutralität operieren zu können.

Crispi macht noch die Bemerkung:

„Besonders, wenn ich Minister bin, halte ich mich streng an die Formen. Als Abgeordneter habe ich mich manchmal hinreißen lassen und bin heftig gewesen . . .“

Man erinnert ihn, daß er sich einmal sehr heftig und sehr hart gegenüber Mancini gezeigt habe.

„Das ist wahr,“ sagte er, „doch liebte ich ihn sehr; er war ein guter und umfassender Kopf und ein goldenes Herz. Ich habe ihn eines Tages daran erinnert, daß er Gedichte zum Lobe der Bourbonen geschrieben . . . Aber ich muß sagen, daß er diese unliebsame Anspielung herausgefordert hat . . . Ich hatte bemerkt, die Souveräne des bourbonischen Hauses von Neapel hätten bei gewissen Gelegenheiten eine königliche Würde zu zeigen und zu bewahren verstanden. Ich glaubte genug zu ihrem Sturze gethan zu haben, um das Recht zu haben, ihnen gegenüber gerecht zu sein . . . Aber Mancini wollte einen oratorischen Effekt haben: seiner Ansicht nach hätte man die Bourbonen, selbst wenn sie es verdienen, nicht ‚in einem der Freiheit gewidmeten Versammlungs-Saale‘ loben sollen. Er hatte, wie ich glaube, die Lektion verdient.“

„Noch ein anderesmal mußte ich Mancini einige etwas lebhaftere Bemerkungen machen. Ich hatte beantragt, die Geheimfonds des auswärtigen Amtes auf 500 000 Lire zu erhöhen. Er antwortete, daß ihm 100 000 genügten, und daß er keine herausfordernde Politik treiben wollte. Das war eine Thorheit, und ich gab ihm dies zu verstehen . . . Man macht keine herausfordernde Politik mit etlichen hunderttausend Franken, während man damit verschiedene Staatsbedürfnisse befriedigen kann, für welche die Fonds gegenwärtig unzureichend sind.“

Der Minister verbreitet sich noch weiter über diesen Gegenstand und sagt schließlich:

„Die kaiserliche Regierung verfügt über die Renten des Königs von Hannover. Das ist ein hübsches Geld.“

Wir nehmen die Linie Freiburg-Offenburg.

In Frankfurt steigen wir im neuen Bahnhof aus, einem ungeheuren Bau, dem größten Europas und vielleicht der Welt. Drei ungeheure Eisenwölbungen . . . Aber „Kopfstation“, was trotz der Ausdehnung des Gebäudes, wie es scheint, ein schwerer Uebelstand im Kriegsfall werden könnte.

Frankfurt ist festlich geschmückt: überall Guirlanden, Kränze und Fahnen. Der internationale Kongreß für Binnenschifffahrt findet sich hier gerade versammelt.

Der Minister benützt die freien Stunden, die er hat, um im Wagen spazieren zu fahren, und er begibt sich in den Palmengarten mit Herrn A. de Neufville, der ihm dieses Jahr wieder die Honneurs der Stadt macht an Stelle seines gegenwärtig in Italien befindlichen Bruders.

Nachmittags und abends wird gearbeitet. Die bevorstehende Reise Seiner Majestät des Königs in die Romagna flößt Crispi keine Besorgnisse ein. Er zweifelt nicht an der Loyalität der Bevölkerung dieser Provinzen, die zwar heißes Blut und einen raschen Geist, aber einen edlen und ritterlichen Charakter hat.

Seine Majestät hat dem Präfekten von Ravenna telegraphiren lassen: „Wollen Sie der Gesellschaft der Veteranen von 1848 und 1849 sagen, daß ich ihnen für ihren Vorschlag danke, mir als Ehrenwache zu dienen. Der König von Italien hat das vollste Vertrauen zu der Bevölkerung von Ravenna und will keine Wache zwischen seinem Volke und ihm.“

Eine des Königs würdige Sprache.

Beim Essen werden in der Unterhaltung verschiedene Gegenstände berührt.

„Der Fürst von Bismarck,“ sagt der Minister, „spricht im Reichstag manchmal wie ein Gebieter . . . so sagte er zum Beispiel: ‚Ich laß mir durch Ihre Majorität nicht imponiren.‘ Und da man protestirte, erwiderte er: ‚Ich hab’ mir nicht durch ganz Europa imponiren lassen, und Sie werden nicht die ersten sein, mir zu imponiren.‘ Ein Mann mit der Vergangenheit des Fürsten kann eine solche Sprache führen. Es kommen auch hier die Institutionen in Betracht . . . Die unsrigen würden eine so unbeschränkte Autorität, wie sie von Seiner Durchlaucht geübt wird, nicht vertragen.“

Der Minister fügt lächelnd bei:

„Ich habe niemals etwas annähernd Aehnliches gesagt.“

Man hat nicht vergessen, daß zur Zeit der Besetzung von Tunis durch Frankreich im Jahr 1881 Garibaldi in den Blättern ein von Entrüstung schäumendes Schreiben veröffentlichte.

21. August. Abfahrt um 9 Uhr. Der Fürst hat anfragen lassen, wer sich in der Begleitung des Ministers befindet.

Crispi hat Seiner Durchlaucht folgendes Telegramm zugeschickt: „Indem ich Frankfurt verlasse, um Ihrer liebenswürdigen Einladung zu folgen, beeile ich mich, Ihnen sowie der Fürstin den dankbaren Gruß des Gastes und des Freundes zu senden.“

Der Fürst hat, wie im Vorjahre, einen Eisenbahnbeamten dem Minister zur Verfügung stellen lassen. Aus besonderer Liebenswürdigkeit wurde dieser unter den Beamten ausgewählt, die als Kenner der italienischen Sprache gelten. Aber er kennt dieselbe nur theoretisch, und, vielleicht sehr stark in der italienischen Syntax und Grammatik, versteht er uns schlecht, und wir verstehen ihn gar nicht. Wir sprechen deutsch mit ihm, aber er ist abgesandt worden, weil man glaubt, er spreche italienisch, und so hält er darauf, italienisch zu antworten, was an jedem Haltorte das Gespräch schwierig macht.

Der wackere Mann erinnert den Minister an einen sizilianischen Baron,

einen Nationalökonom, oder der sich wenigstens einbildete, es zu sein, den er 1855 in London kennen lernte. Dieser verstand kein Wort von der englischen Sprache, was ihn nicht gegen sich selbst, sondern gegen die Engländer erbitterte.

„Maledetti,“ sagte er, „parlano tutti inglese!“

Crispi verschaffte ihm eine Begegnung mit Robert Owen, dem berühmten englischen Reformator und Sozialisten, „einem heiligen Manne“ und einem wahren Menschenfreunde, dessen Marotte damals war, das Geld abzuschaffen und dasselbe durch Arbeitscheine zu ersetzen, entsprechend der nach Stunden berechneten Summe geleisteter Arbeit. Es hätte so Scheine für zwei Stunden, für vier Stunden und so weiter gegeben. Der Minister bewahrt noch einige solcher Scheine . . . Die Unterredung, die sich aus der Zusammenkunft dieser beiden Originale ergab, war außerordentlich komisch. Sie verstanden sich nicht bloß nicht, sondern da Owen taub war, so hörte der eine der beiden den andern nicht einmal. Sie schrieen einer stärker als der andere und gestikulirten alle beide, indem Owen sein Hörrohr schwang . . .

Der Minister erzählt noch, daß es Robert Owen gelang, 400 Galeerensträflinge in ausgezeichnete Arbeiter umzuwandeln . . . Er wollte sein System im großen anwenden und in Amerika eine Kolonie gründen, die er „New Harmony“ nannte. Aber in diesen neuen Verhältnissen scheiterte das Unternehmen. Was im ersten Falle das Wunder bewerkstelligt hatte, war der persönliche Einfluß, den Owen auf jeden einzelnen ausübte, aber bei einer größeren Anzahl von Individuen wurde es ihm unmöglich, denselben auf alle auszuüben . . .

Arbeit mit dem Minister. Später plaudert man wieder miteinander. Man spricht von französischen Staatsmännern. Jules Favre war nach Crispis Ansicht ein wahrhafter Freund Italiens. Er war es aus Gefühl oder aus Gefühlseligkeit, wie er der Freund Polens war, vielleicht auch ein wenig aus Mode; denn in der liberalen französischen Partei „zierte dies seinen Mann“; aber im Grunde liebte er Italien. Er war 1849 der Berichterstatter des Gesetzes über die Expedition von Rom gewesen. Aber er bedauerte, sich zu Gunsten dieses abscheulichen Feldzuges entschieden zu haben, über dessen Endzwecke man ihn getäuscht hatte. Was Thiers betrifft, so bewunderte er die italienische Kunst; er hielt sich für einen Kenner und war es vielleicht auch; aber in politischer Beziehung liebte er uns nicht. Er war immer ein Gegner der Einigung Italiens. Seine Reden im gesetzgebenden Körper von 1865 sind unserer Sache durchaus feindselig. Damals nannte er unsere Fürsten die „Wölfe von Savoyen“.

Der Minister sah Herrn Thiers im Jahre 1847 zu St. Germain, einen Monat vor dem Tode des „Befreiers des Landesgebietes“.

„Nun,“ so fragte ihn der französische Staatsmann, „was macht Ihr König? Geht er immer noch auf die Jagd? Und Neapel, unterwirft es sich der Vorherrschaft Roms?“

So sah Thiers, oder stellte sich wenigstens, als sähe er in Viktor Emanuel, diesem großen und feinen Politiker, nur den Jäger und so ließ ihn seine Unbekanntschaft mit den italienischen Gefühlen an eine Nebenbuhlerschaft unserer

großen Städte und an die Möglichkeit einer Rückkehr zu dem Föderativgedanken Cesare Balbos glauben.

Uebrigens muß man Thiers einen unendlich durchdringenderen politischen Geist zuerkennen als Jules Favre. Er sah klar, indem er uns nicht liebte, wo die Interessen Frankreichs lagen. Es ist gewiß, daß für Frankreich ein geteiltes Deutschland und Italien vorteilhafter war, als ein geeinigtes. Nach der Politik Richelieus, welche auf die Erniedrigung des Hauses Oesterreich abzielte, kam diejenige Ludwigs XIV., welche die Zerstückelung Deutschlands und Italiens und das Vasallentum Spaniens anstrebte. Indem er sich der Einigung Italiens nach Maßgabe seiner Kräfte widersetzte, befolgte Thiers also eine durchaus französische Politik.

Thiers hat Napoleon III. stets einen Vorwurf aus dem Anteil gemacht, den er an der Einigung genommen. Aber Napoleon konnte dieselbe nicht verhindern: die Einheitsbewegung hatte sich schon lange ebenso wohl in Italien wie in Deutschland ausgesprochen. Aber wollte Napoleon wirklich die italienische Einheit? Das ist die Frage. Nun, was Napoleon III. erträumt hatte, das war nicht ein geeinigtes Italien, sondern ein Italien in vier Teilen: ein Königreich Norditalien unter dem Scepter Viktor Emanuels, ein Königreich, das Frankreich als Bollwerk gegen Oesterreich dienen sollte; ein Königreich der beiden Sizilien, auf dessen Thron er einen Murat gewünscht hätte; ein Königreich Etrurien, dessen Krone der Prinz Napoleon getragen hätte, und die Staaten des Papstes. Vielleicht wären aus den vier Teilen fünf geworden, wenn das Königreich der beiden Sizilien in zwei Teile geteilt worden wäre, wie Joachim Murat es vorschlug und Oesterreich im Jahre 1814 es annahm, mit einem Nachkommen Murats in Neapel und einem bourbonischen Prinzen in Sizilien. Hatte Cavour Kenntnis von diesem Plane? Hat man davon in Plombières gesprochen? Man wird dies vielleicht niemals erfahren, da die Dokumente über die Besprechung von Plombières vernichtet worden sind, und derjenige oder diejenigen, welche diesen Punkt der Geschichte aufklären könnten, nicht aufgelegt zu sein scheinen, ihr Geheimnis zu enthüllen. Thatsache ist jedenfalls, daß im Jahre 1859 das vom Prinzen Napoleon befehligte Armeecorps mehr in Toskana als auf dem Kriegsschauplatz operirte, und daß Napoleon III. mehrmals muratistische Umtriebe im Königreich Neapel hervorrief oder hervorrufen ließ.

„Ohne uns,“ sagte der Minister, „ohne uns, die Revolutionäre, die wir auch und in erster Reihe Unitarier waren, gelang es Murat vielleicht . . .“

Er erklärt uns das Wort „in erster Reihe“.

„Was wir wollten, war die Einheit . . . Die Regierungsform kam erst in zweiter Reihe . . . Wir waren Republikaner, weil es damals schien, als könne allein die Republik Italien einigen. Nachdem die Monarchie von Savoyen diesen Zweck erreicht und unser Ideal verwirklicht hatte, mußten wir uns ihr anschließen . . . Das habe ich denn auch gethan . . .“

Wenn in Frankreich der Feldzug von 1859 nicht gerade unpopulär war, so kam dies daher, daß der Franzose ein kriegslustiges Temperament hat und

sich aufregen läßt, wenn nur ein Tambour die Trommel schlägt und ein Trompeter in die Trompete stößt. Aber weder der Souverän noch die Nation sahen klar, wohin dieser Krieg sie führen sollte. Was den Soldaten betrifft, so schien er nicht einmal zu wissen, für wen er sich schlagen sollte. Nach Herrn von Beust hatte man bei der Abreise im Lyoner Bahnhof die Leute in den Reihen sogar sagen hören:

„Wir werden diesen Italienern eine Tracht Prügel geben!“

Der Feldzug selbst wurde ohne Ueberlegung geführt, und man hätte schon damals in der Organisation des französischen Heeres einige Fehler wahrnehmen können, die zu den Niederlagen von 1870—71 beitrugen.

England leistete uns einen rein moralischen, aber sehr wertvollen Beistand, indem es 1860 das Prinzip der Nichtintervention zum Siege brachte.

Der Minister spricht von der Rolle Frankreichs in der Geschichte. Die Revolution von 1789 war durch die englische Revolution vorbereitet. Die Bill of the rights von 1689 bereitete die „Erklärung der Menschenrechte“ von 1789 vor. Jene erscheint heute noch vielleicht größer als diese. Doch ist das achtzehnte Jahrhundert gewiß das goldene Jahrhundert des französischen Gedankens, und 1789 bezeichnet die Anwendung der Philosophie auf die Welt der Thatfachen.

Frankreich konnte eine große humanitäre Rolle in der Geschichte spielen. Es bedurfte dazu eines Mannes, um die revolutionäre Bewegung in einem humanen Sinne zu lenken: Kollektivitäten vollbringen nur schwer große Dinge. Die Revolution hatte diesen Mann nicht, wenigstens nicht bis zum Erscheinen Napoleon Bonapartes. Sie hätte denselben vielleicht in ihm gefunden, wenn er mit dem Genie den Charakter vereinigt hätte; aber es war in ihm mehr von Cäsar als von Washington. Es hätte eher eines guten als eines genialen Mannes bedurft. Napoleon machte die Revolution zuerst seinem Ehrgeize und dann der Oberherrschaft Frankreichs über die anderen Völker dienstbar. Das erste Kaiserreich entwickelte in Frankreich den Militarismus, dessen Sohn der „Chauvinismus“ ist . . .

Die Ereignisse von 1870—71 hätten für Frankreich eine heilsame Lehre sein können. So traurig und unglücklich sie für dasselbe waren, so hätten sie eine Wohlthat werden können, wenn die dritte Republik verstanden hätte, die Irrtümer, die Frankreich zu solchen Katastrophen geführt, zu verleugnen, den Bestrebungen nach politischer und militärischer Suprematie, die seit Jahrhunderten so viel Blutvergießen in Europa verursacht, zu entsagen, nach der moralischen und intellektuellen, literarischen und wissenschaftlichen Führerschaft zu streben und den Völkern mit sozialen Reformen voranzugehen. Aber die Idee der Revanche herrscht leider in allen Köpfen . . .

Es sind die Regierungen, welche die Völker machen. Manchmal genügt ein Mann . . . Aber diese von der Vorsehung auserlesenen Männer sind selten. Die Stunde, in der sie am nötigsten wären, vergeht manchmal, ohne daß sie sich zeigen.

Das Gespräch geht fort, untermischt mit Lesen und stillen Betrachtungen, ganz wie es der Zufall bringt.

Betrachtungen über die Türkei. Es wird bemerkt, daß die ottomanische Rasse von den Orten verschwindet, wo sie nicht mehr die politische Suprematie hat: sie zieht sich zurück...

Man hat mehrmals Anschläge gegen das Leben des Fürsten von Bismarck unternommen. Der Minister erinnert sich, gehört zu haben, der Kanzler habe während mehrerer Jahre nur solche Gerichte angerührt, die unter den Augen einer Vertrauensperson bereitet und vorher von andern versucht worden waren. Im Jahre 1877 übte die Fürstin die sorgfältigste Aufsicht um seine Person und bereitete mit eigenen Händen die Getränke, die er zu sich nehmen sollte...

Von Lüneburg nach Büchen wird uns, wie im Vorjahre, liebenswürdigerweise ein Sonderzug zur Verfügung gestellt.

Aufenthalt in Büchen; wir erwarten die Ankunft des direkten Zugs von Berlin im nämlichen Zimmer, wo wir vor einem Jahre die Bekanntschaft des Grafen Herbert machten. Dieses Jahr werden wir den jungen Minister nicht sehen; er hat einen sechswöchentlichen Urlaub und erholt sich in einem Badeorte von den Anstrengungen seiner neulichen Reise nach St. Petersburg.

In Friedrichsrub besetzt die Menge den Perron des Bahnhofes. Viele Neugierige sind aus Hamburg gekommen.

Der Minister schießt sich an, den Wagen zu verlassen, als die Thüre aufgeht und man anmelden hört: „Seine Durchlaucht!“

In der That tritt der Fürst vor und nimmt den Hut ab. Der Minister steigt aus und grüßt gleichfalls. Die beiden Staatsmänner drücken sich herzlich die Hand und erkundigen sich nach ihrem Befinden.

Im Augenblick, da der Kanzler und der Minister Arm in Arm dem Ausgange zugehen, erschallt ein dreifaches Hoch und Hurra und wiederholte Rufe: „Evviva l'Italia! Evviva Crispi!“

Die Menge scheint viel zahlreicher zu sein als im letzten Jahre. Sie drängt sich um den Kanzler und den Minister, die nur mit Mühe zu ihren Wagen kommen. Die Hoch- und Hurrarufe begleiten sie noch zum Gitterthor des Parks hinein.

Während dieser Huldigungen hat Seine Durchlaucht dem Minister einen Herrn vorgestellt, der ihn begleitet: es ist der Graf von Kanbau, Schwiegersohn Seiner Durchlaucht.

Im ersten Salon treten drei hübsche Kinder, von denen das älteste zehn, das jüngste fünf Jahre zählen mag, weiß und blau gekleidet vor den Minister und sagen zu ihm auf Italienisch:

„Buona sera, signore. Ha fatto buon viaggio?“

Es sind die Enkel des Fürsten, die Kinder des Grafen und der Gräfin von Kanbau.

Die Gräfin ist bei ihren Söhnen. Sie empfängt den Minister mit großer Liebenswürdigkeit und drückt ihm das Bedauern der Fürstin, ihrer Mutter, aus, dieses Jahr Seiner Excellenz nicht selbst die Honneurs von Friedrichsrub machen zu können. Die Fürstin weilt gegenwärtig in den Bädern von Homburg.

Man spricht von den Trauerfällen des Jahres: vom alten Kaiser Wilhelm dem Siegreichen, der, reich an Jahren und Ruhm, dahingegangen; vom Kaiser Friedrich, dieser edlen Persönlichkeit, die so früh vom Schauplatze verschwunden...

„Wir wissen,“ sagt der Fürst, „daß die Gefühle der Italiener, von ihrem erhabenen Königspaare an bis herab zum niedrigsten Manne, dieselben gewesen wie die unsrigen... Unsere Herzen haben im Vereine geschlagen... Wir sind gerührt gewesen durch die Sympathiebezeugungen, die uns aus Italien kamen.“

Wir halten uns lange bei diesen traurigen Betrachtungen auf.

Wir fragen die Gräfin von Ranbau:

„Nicht wahr, die Gesundheit Seiner Durchlaucht hat doch glücklicherweise nicht unter den Erschütterungen dieses furchtbaren Jahres gelitten?“

„Nein, Gott sei Dank, mein Vater befindet sich wohl...“

Man hat aber versichert, daß der Kanzler seit dem Tode des alten Kaisers keinen einzigen Abend zu Bette gegangen sei, ohne irgend einen Grund zu Besorgnissen zu haben.

„Seit einem Vierteljahrhundert,“ sagt der Fürst, „habe ich nicht vierundzwanzig Stunden Urlaub genommen...“

Im Speisesaal erwartet uns ein Souper dinatoire.

Man spricht von den Stunden der Mahlzeit. Einer erinnert an den französischen Satz: „Um sechs Uhr aufstehen, um zehn Uhr speisen, um sechs Uhr zu Nacht essen, um zehn Uhr schlafen gehen, das läßt den Menschen zehnmal zehn Jahre alt werden.“

„Während meines Lebens,“ bemerkt der Fürst, „habe ich nach und nach die Stunde des Mittagmahls von vier auf fünf, von fünf auf sechs, von sechs auf sieben, von sieben auf acht Uhr zurückgeschoben sehen.“

Die Unterhaltung kommt sodann auf Italien, dessen Norden die Gräfin kennt.

Der Fürst rühmt die Mäßigkeit der Südländer.

„Die Italiener erzeugen ausgezeichnete Weine und trinken sehr wenig, besonders die Italiener des Südens. Die Ungarn ebenso... sie haben schon Feuer im Blute. Wir anderen Leute des Nordens, wir haben von Zeit zu Zeit ein wenig künstliche Aufregung nötig.“

Seine Durchlaucht bemerkt noch lächelnd:

„In Frankreich sagt man ‚Betrunken wie ein Schweizer‘... die Nordländer sind häufig in diesem Punkte schweizerisch.“

Mit der achtungsvollen Vertraulichkeit, die ihm der Fürst gerne gestattet, bemerkt einer von uns:

„Entschuldigen Durchlaucht, man sagt in Frankreich: ‚Trinken wie ein Schweizer‘ und ‚betrunken wie ein Pole‘... das ist ein Vorzug der Schweizer, denn wenn sie trinken, so vertragen sie auch den Wein.“

Der Fürst gibt dem Unterbrechenden recht.

„Ja, ja: ‚trinken wie ein Schweizer‘, und wir fühlen uns ganz als Brüder der Schweizer...“

Man bemerkt, daß die Polen im Rausche großen Lärm machen, woher der deutsche Ausdruck: „eine polnische Wirtschaft“.

Der Fürst dankt noch dem Minister für die ausgezeichneten Weine, die er von ihm im Laufe des Jahres erhalten.

„Von den Weinen, die Sie mir geschickt haben, ist der Claret derjenige, den ich vorziehe; der Muskatwein von Syrakus ist eher, wie Sie uns gesagt haben, ein Damenwein . . . meine Frau ist davon entzückt.“

Man spricht wieder von der Fürstin . . . Der Aufenthalt im Homburg bekommt ihr im ganzen gut. Homburg ist ein reizender Ort; unglücklicherweise ist es in diesem Jahre regnerisch, was der Kur schadet, was aber nicht verhindert, daß Homburg sehr besucht ist. Der Prinz von Wales hält sich gegenwärtig dort auf: der Erbe der englischen Krone kommt beinahe jedes Jahr hin und trägt zum Aufschwung dieses Badeortes bei. Er zieht immer einen Schwarm Amerikaner, jüdischer Barone und kosmopolitischer Snobs an.

Wie kam man dazu, von Garibaldi zu sprechen?

Der Fürst verhehlt nicht, daß ihm der italienische Held wenig Sympathie einflöße.

Crispi sagt:

„Er war ein tapferer Soldat, ein Löwe auf dem Schlachtfeld; er war auch ein vortrefflicher General und außerordentlich findig in der Aktion . . . Aber als Politiker und Parlamentarier hatte er weniger Wert . . . Erinnern Sie sich, Durchlaucht, seiner Haltung nach dem französischen Feldzug?“

„Die Franzosen haben ihm gut heimgezahlt . . . Die Versammlung von Bordeaux hat ihn verspottet.“

Beim Nachtsisch bewundern wir herrliche Früchte und fragen, ob dieselben, wie im vergangenen Jahre, aus den Rheinprovinzen kommen.

„Nein, diese sind von Homburg,“ sagt die Gräfin.

„Wir sahen in Italien selten Früchte von solcher Schönheit . . .“

„Sie helfen der Natur nicht genügend nach . . . Die Vorsehung ist sehr gütig gegen Sie gewesen: Sie sind an ihre Wohlthaten gewöhnt und lassen es dabei bewenden . . . Bei uns sucht die Industrie zu ersetzen, was uns fehlt: die Wärme; das Klima wäre geneigt, uns die Früchte zu versagen: wir fordern sie von der Arbeit . . . Findet man nicht in Belgien und Holland die schönsten Blumen der Welt?“

„Sehen Sie zum Beispiel, was wir von Italien haben,“ sagt die Gräfin, indem sie Pfirsiche mit glatter Schale zeigt. „Wie nennen Sie diese Früchte?“

Zu unserer großen Verlegenheit finden wir nur einen Dialektnamen.

„In Piemont nennen wir sie persi patanü: nackte Pfirsiche.“

Der Fürst wendet ein:

„Nennt man sie nicht brignoni?“

Wir erinnern uns, daß dies in Wirklichkeit der Name ist, den man ihnen gewöhnlich gibt.

Man spricht von Bordeauxweinen, und Seine Durchlaucht bemerkt scherzend:

„Die Engländer vereinfachen die Dinge. Für sie setzt sich der menschliche Körper nur aus vier oder fünf Teilen zusammen . . . wenigstens erwähnen sie nur so viele . . . Alle Bordeauxweine sind für sie ‚Claret‘ und alle Rheinweine ‚Hoch‘.“

Er fragt den Minister:

„Ist der Wein von Syrakus, den Sie mir zum Geschenke gemacht haben, aus Ihren Gütern?“

„Nein.“

„Aber Sie haben Weingärten?“

„Ja, ich habe deren . . . und namentlich werde ich haben. Der Wein, den Sie erhalten haben und der nur eine Probe sein soll, kommt von einer mir bekannten Kultur eines meiner Freunde, die, wie ich weiß, großen Anklang findet.“

Ein Diener erscheint, um anzumelden, daß das Feuerwerk beginnen wird.

„Das findet zu Ihren Ehren statt, Excellenz. Haben Sie die Güte, sich dem Volke zu zeigen, welches Sie feiern will . . .“

„. . . Wer den Freund des Fürsten feiert . . .“

Der Graf von Ranzau bietet Cigarren an. Der Fürst nimmt seine Pfeife. Wir gehen hinaus . . . Das Feuerwerk soll bei der Eisenbahn abgebraunt werden. Der Minister reicht der Gräfin von Ranzau den Arm.

Der Regen hat aufgehört, aber das Feuerwerk hat ein wenig davon gelitten.

„Sie dürfen nur auf die Absicht schauen,“ sagt der Fürst, „es sind Hamburger, die eigens hiezu gekommen sind . . .“

Der Fürst ist erkannt worden. Feurige Hochrufe erschallen und setzen sich fort. Seine Durchlaucht macht einige Schritte gegen die Menge und sagt mit lauter Stimme:

„Es lebe der Minister Crispi!“

Zahlreiche Stimmen antworten.

„Er lebe! Evviva!“

Das Feuer erlischt und die Menge entfernt sich unter Absingen der deutschen Nationalhymne.

Man spricht von der verhältnismäßig milden Temperatur, die man genießt. Das Thermometer zeigte heute 12 Grad Réaumur, während es gestern nicht über 4 Grad gestiegen war.

„Es ist die Temperatur von Rom im Monat Januar, bei schlechtem Wetter.“

Im Salon nimmt der Fürst seinen gewohnten Platz ein, nachdem er Seiner Excellenz Herrn Crispi einen Sessel in seiner Nähe angeboten hat.

Der Fürst erklärt die Wirkung des Tabaks auf seinen Organismus. Dieselbe ist doppelter Art. Zunächst wirkt der Tabak narkotisch und beruhigt seine Nerven. In der That ist der Kanzler nervöser, wenn er weniger raucht . . . Dann ist das Ein- und Ausatmen des Rauches an und für sich von mechanisch beruhigender Wirkung; man betrachtet unwillkürlich den Rauch; das zerstreut. In der Unterhaltung, während man von Geschäften spricht, gewinnt man dadurch Zeit zu überlegen . . .

„Wie könnte man sich übrigens auch vom Zorne fortreißen lassen, wenn man ein Instrument wie dieses in der Hand hält?“

Die Pfeife, welche der Fürst in der Hand hat, ist ungefähr einen Meter lang. Er drückt den Tabak im Pfeifenkopf mit einem Holzstab ad hoc zusammen, manchmal auch mit einem von den Bleistiften, die im Bereiche seiner Hand liegen.

In einer Ecke des Salons spricht Frau von Rangau von Musik, von neapolitanischen Liedern, von Künstlern und von Freunden und Bekannten, die sie in Italien hat . . . Die Gräfin singt und spielt Klavier, aber sie singt nur gerne für ihren Vater oder ihren Gatten. Sie kennt unsere Liederkomponisten: Tosti, Rotoli, Costa, Denza . . . In Bezug auf diesen letzteren fragt sie, was die Worte: Funiculi-Funiculà besagen wollen.

In der Umgebung des Fürsten spricht man von Napoleon III.

„Es fehlte ihm nicht an Intelligenz, aber seine Intelligenz entbehrte der Schärfe . . . Er besaß eine große Macht: einen unerschütterlichen Glauben an sich selbst, an „seinen Stern“! . . . Er traute sich alles zu . . . er brütete in seinem Innern über den phantastischsten Plänen. Eines Tages fragte er mich: ‚Was würden Sie thun, wenn wir in Belgien eindringen würden? Würden Sie uns den Krieg erklären?‘ Ich antwortete: ‚Nein . . . vielleicht nicht.‘ — ‚Aber was würden Sie thun?‘ — ‚Nun,‘ antwortete ich, ‚wir würden unser Belgien anderwärts suchen.‘“

„Morny,“ sagte Crispi, „hatte mehr Geist als sein Bruder, der Kaiser. Aber ihre Intelligenz stand auf derselben Stufe und ihre Züge glichen sich auch . . .“

„Morny war ein schönerer Mann als Napoleon III.“

„Louis Napoleon,“ sagte der Minister, „verdankte Morny seinen Kaiserthron. Dieser war der thatächliche Urheber des Staatsstreiches, in Gemeinschaft mit St. Arnauld . . . Maupas war nur der Lepidus dieses Triumvirats . . . während der Nacht des zweiten Dezembers verlor Napoleon den Kopf . . . er hing immer an Mornys Ratschlägen und that nichts aus eigenem Antriebe . . . Morny verlor endlich die Geduld und sagte zu ihm: ‚Leg' Dich schlafen.‘“

Der Fürst fährt fort:

„Die einzigen Männer des zweiten Kaiserreichs von größerer Bedeutung waren Morny, Drouyn de Lhuys und Thouvenel . . .“

„Ja,“ sagte Crispi, „und nach Morny begann es bergab zu gehen . . . Der Tod beraubte den Kaiser eines ergebenen Ratgebers, der ebenso vorsichtig geworden, als er zuvor kühn gewesen war . . .“

„Er besaß ein gewisses distinguirtes Wesen . . . er war Genüßmensch gewesen.“

„Er ist es bis zu seinem Ende geblieben.“

„Sein Verhältnis mit Frau Le Hon war in ganz Paris bekannt und dauerte bis zu seiner Verheiratung. Das kleine Haus, in dem er als Junggeselle lebte und das sich neben demjenigen der Gräfin befand, wurde ‚die Hütte Fidèles‘ (niche à Fidèle) genannt. Der Wahlspruch seines Lebens war: ‚Kurz,“

aber gut . . . Drouyn de Lhuys und Thouvenel taugten jedenfalls mehr als ihre Nachfolger. Da war auch noch Lavallette . . .“

„Derjenige, nicht wahr, der Botschafter in Konstantinopel und Minister war? . . . er hatte gute Eigenschaften. Er war nicht ohne einen gewissen Geist. Zudem hatte er ein gutes Benehmen . . . Er war, als ich ihn kennen lernte, ein kleiner alter Mann mit weißen Haaren, der etwas auf Eleganz hielt.“

„Diejenigen, die nachher kamen, waren zum größten Teil armjelige Menschen . . . Rouher zum Beispiel . . . Und der Mann mit dem leichten Herzen . . .“

„Sie besaßen, einer wie der andere, eine gewisse Redegewandtheit, jene Beredsamkeit, wie sie selten den Franzosen fehlt. Die Beredsamkeit Rouhers war schwerfällig, diejenige Olliviers literarischer . . . Aber sie bildeten sich ein, um ein Staatsmann zu sein, genüge es, sprechen zu können . . .“

„Der Redner, oder derjenige, der es sein will, ist nur selten auch ein Staatsmann . . . er bringt der Form zu große Opfer . . . Hat Eure Durchlaucht das Buch Emil Olliviers über das Papsttum gelesen? Das ist von einer Unbedeutendheit! . . .“

„Nein, ich habe es nicht gelesen . . . glücklicherweise. Ich empfing vor einigen Jahren einen Brief von Emil Ollivier. Er schrieb mir, ich weiß nicht mehr aus welchem Anlaß, um mir in einer Form, die mir nicht zusagte, Vorstellungen zu machen. Ich antwortete ihm in ziemlich trockener und wenig verbindlicher Weise, und unser Briefwechsel hatte damit ein Ende. Ich schrieb ihm einfach: ‚Mein Herr, wenn ich in meinem Leben das Unglück gehabt hätte, mein Vaterland so schwer zu schädigen wie Sie das Ihrige, so würde ich glauben, nicht lange genug mehr leben zu können, um zu Gott um Verzeihung zu beten . . . so oder ähnlich.‘“

„Und Gramont?“

Der Fürst scheint nachzudenken:

„Er war ein guter Jäger . . . Er hätte sich töten lassen sollen, dieser Mann! . . . mit seiner Taille und seiner Gestalt wäre er 1870 in einer Kürassier-Eskadron an seinem Platz gewesen . . . Das Kaiserreich hatte jedoch einen Mann von Talent, selbst in seinem Verfall. Aber es wußte sich desselben nicht zu bedienen . . . er war Journalist und Deputirter gewesen . . . er hatte auch irgend einen schlimmen Prozeß . . . Warten Sie . . . es war etwas von Camille in seinem Namen . . . Du Camille oder so etwas Aehnliches . . . Ah! ich hab's: Clement Duvernois. Ich hatte 1871 mit ihm zu thun: ich verhandelte über den Frieden mit Thiers und Favre einerseits und anderseits mit der Kaiserin durch Vermittlung von Duvernois. Einmal, da Thiers Umstände machte und sich gegen ‚Zumutungen‘ wie er es nannte, auflehnte, sagte ich zu ihm: ‚Wir haben in Deutschland eine französische Armee von 200,000 Mann Gefangenen . . . was würden Sie sagen, wenn ich den Frieden mit Kaiser Napoleon unterzeichnete und ihm seine 200,000 Soldaten, die bei uns sind, zurückschickte? Was würde aus Ihrer Republik?‘ Er machte einen Sprung: ‚Das würden Sie nicht thun!‘ — ‚Warum nicht? Die Republik ist nicht anerkannt . . . Der Kaiser ist für uns

noch der legitime Souverän Frankreichs . . . Thiers überlegte. Nach diesem Vorschlag wurde er fügsamer . . . Aber wir sprachen von Duvernois. Kaum waren wir über die Friedensbedingungen mit Thiers übereingekommen, kam Duvernois mit den Zugeständnissen der Kaiserin . . . auch die Kaiserin hatte darauf bestanden, keinen Fußbreit Gebiet abzulassen . . . sie gab endlich nach, aber zu spät . . .“

Man spricht von den beiden Kriegen 1866 und 1870—71. Der Fürst bestätigt, was er schon im vorigen Jahre gesagt hatte. Der Krieg von 1866, den man „den deutschen Bruderkrieg“ genannt hat, war eine schmerzliche Notwendigkeit, aber eine Notwendigkeit. Wie einmal die österreichische Politik beschaffen war, war Deutschland „zu eng“ für Oesterreich und Preußen, wie Bismarck in dem berühmten Privatbriefe über die politische Lage Preußens, am 26. April 1856, sagte, jenem Briefe, der unter dem Namen „Meisterbericht“ bekannt ist. Den Krieg von 1870—71 hat Preußen nicht gewollt.

„Wir waren auf denselben vorbereitet . . . Da wir die Franzosen kannten, wußten wir alle, daß der Krieg eines Tages unvermeidlich würde . . . Sie hatten die Russen in der Krim, die Oesterreicher in Italien geschlagen. An uns mußte jetzt die Reihe kommen. Der Krieg am Rhein war vom Schicksal beschlossen, um so mehr, als wir Sieger bei Sadowa geblieben waren . . . Im Jahre 1867, als ich mit dem Könige, meinem Herrn, bei Gelegenheit der Ausstellung in Paris war, lernte ich einen Marschall von Frankreich kennen — Baillant oder Randon glaube ich . . . er war Gouverneur von Paris. Wir plauderten. Er sagte mir: ‚Wir werden eines Tages die Bajonette kreuzen.‘ — ‚Gut! . . . wenn Sie darauf bestehen . . . aber, wenn ich fragen darf, warum?‘ — ‚Weil wir Hähne sind und weil ein Hahn es nicht gerne hat, wenn ein anderer Hahn lauter kräht als er. Bei Sadowa habt ihr zu laut gekräht . . .“

In der Gesellschaft spricht man vom französischen Charakter. Gallien erhielt eine „Infusion“ lateinischen Blutes durch die römische Herrschaft, eine andere „Infusion“ germanischen Blutes durch die fränkische Eroberung . . . aber der Grund der Nation blieb gallisch. Als unter der Schreckensherrschaft der Scharfrichter die Köpfe mähte, war es vorzugsweise der kleine Rest germanischen Blutes in Frankreich, der vergossen wurde . . . Der Adel, der wahre Adel, stammte von den Eroberern ab . . . das Emporkommen der Demokratie ist das Emporkommen des gallischen Elementes zur Macht.“

„Haben Sie Floquet gekannt?“

„Nein . . . Im Jahre 1867 ließ ich mir in einem Café den kleinen Herrn zeigen, welcher die Unhöflichkeit begangen hatte, die Ihnen bekannt ist . . . und dabei ließ ich es bewenden.“

Man spricht in offiziellen Kreisen schon von einer Reise, welche der junge Kaiser und König Wilhelm II. demnächst mit der Kaiserin und Königin nach Rom unternehmen soll, um dort den König und die Königin von Italien zu besuchen.

Der Minister fragt den Fürsten, ob er seinen jungen Souverän nicht begleiten werde.

„Seit vielen Jahren,“ sagt der Fürst, „schlafe ich nicht mehr außer dem Hause . . . wenn ich mein gewohntes Bett nicht habe, kann ich nicht mehr schlafen . . . In meinem Alter kann man seine Gewohnheiten nicht mehr ändern . . . wenn ich reise, habe ich meinen Waggon, und man stellt mein Bett hinein . . .“

„Wir werden es auch so machen, Durchlaucht. Sie werden bei uns dieselbe Pflege, dieselbe Fürsorge finden, die Sie auf dem Boden des deutschen Reiches umgibt . . .“

„Ich zweifle nicht daran . . . aber das hängt nicht von mir ab . . . der Kaiser müßte mich einladen, ihn zu begleiten. Ich kann nicht zu Seiner Majestät sagen: ‚Da bin ich, ich reise mit Ihnen . . .‘ Und so gnädig sich der Kaiser auch gegen mich zeigt, bezweifle ich, daß er mich einladen wird . . . Es ist sogar eine Rücksicht Seiner Majestät für mein Alter . . . Als neulich der Kaiser nach St. Petersburg abreiste, jagte Seine Majestät zu mir: ‚Ich nehme Herbert mit mir . . .‘ Damit wollte er mir andeuten: ‚Sie werden bleiben.‘ Das ist übrigens ganz natürlich: Herbert stimmt im Charakter und Geschmack besser mit Seiner Majestät überein. Der Kaiser ist dreißig und Herbert achtunddreißig Jahre alt . . . ich zähle vierundsiebenzig.“

„Wir hätten Ihnen große Huldigungen dargebracht, mein Fürst,“ sagte einer.

„Das wäre ein Unrecht gewesen . . . In Gegenwart des Souveräns soll der Unterthan, wer er auch sein mag, zurücktreten und verschwinden. Als ich weiland Kaiser Wilhelm begleitete, wurden mir niemals persönliche Huldigungen dargebracht, ohne daß er errötet wäre. Und doch kannte er mich . . . Er wußte, daß ich nichts that, um sie mir zuzuwenden . . . Und ihm hat es in seinem langen Leben nicht an Huldigungen gefehlt . . .“

Die Diener serviren Thee und Erfrischungen. Um elf Uhr bittet Graf von Kanbau Seine Excellenz um die Erlaubnis, das Zeichen zum Aufbruch geben zu dürfen. Es ist die Stunde, zu welcher sich der Fürst gewöhnlich zurückzieht.

22. August. — Es regnet.

Das erste Frühstück war auf den Zimmern servirt worden. Der Minister hat eine etwas unruhige Nacht zugebracht, vermutlich infolge des Thees, den er des Abends nicht zu nehmen gewohnt ist. Auch der Fürst hat nicht gut geschlafen und ist spät aufgestanden.

Zwiegespräch des Ministers mit dem Kanzler. — Arbeit.

Gegen elf Uhr meldet man uns, daß sich am Gitter des Parks ein Individuum gezeigt habe, welches Seine Excellenz Herrn Crispi zu sprechen wünsche. Wir wissen nicht, wer es ist, aber sicher fehlt es dem Herrn an Takt: der Minister kann als Gast eines Hauses nicht nach Belieben empfangen. Er ist denn auch abgewiesen worden. Später erfuhren wir, daß es der Korrespondent einer radikalen italienischen Zeitung war.

Der Minister erzählt, daß heute morgen, als der Fürst sich melden ließ, um ihn zu besuchen, sein Kammerdiener, welcher erst seit kurzem bei ihm bedienstet sei, in seiner Verlegenheit Seine Durchlaucht nicht anders zu melden wußte, als: „Eccellenza, ecco Bismarck!“

An demselben Vormittag kommt der Graf de Lamay an, welchen Graf von Kanbau an der Bahn abgeholt hat. Man hat behauptet, daß unser Botschafter „sich etwas Blond im Schnurrbart und etwas Blondes in seiner ganzen Person bewahrt habe.“

Um 1 Uhr Luncheon. Gesalzener Fisch, der zur täglichen Nahrung des Fürsten gehört, Eier, Kotelettes, Nessel nach englischer Art, neue Erdäpfel, warmer und kalter Schinken, Butter. Ausgezeichneter Medoc.

Der Graf von Kanbau sagt:

„Ich weiß nicht, was die Franzosen ohne Ihre Weine thun würden. Sie brauchen dieselben notwendig zum Verschneiden, die spanischen und portugiesischen Weine eignen sich nicht so wie die Ihrigen zu Mischungen, welche aus ihnen St. Emilion oder St. Julien machen.“

Man spricht von Stunden, Meridianen, Längegraden.

Welcher Zeitunterschied ist zwischen Berlin und Paris? Zwischen Berlin und Wien? Zwischen Berlin und Rom?

Bei diesen beiden letztgenannten Städten muß der Unterschied des Längengrades ein minimaler sein.

Ein Atlas, dessen Platz bei einem der Fenster des Eßzimmers zu sein scheint, gibt uns Gewißheit darüber. Es ist Andrees Handatlas, welchen wir auch, von jetzt ab, zum Gebrauch annehmen werden. Es ist, um sich schneller zu verständigen, gut, wenn man auf denselben Grundlagen argumentirt.

Die Unterhaltung wird dann auf die französische Presse gelenkt und auf die systematischen Angriffe derselben gegen den Fürsten und Herrn Crispi.

„Ich glaubte immer,“ sagte der Fürst, „ich sei der bestgehaßte Mann meiner Zeit; aber ich habe mich vielleicht einer Ueberhebung schuldig gemacht, da Eure Excellenz mir eine ernstliche Konkurrenz macht.“

„Wir sind gewiß,“ antwortet der Minister, „die zwei Männer, welche die Franzosen am meisten verabscheuen, doch ist zwischen uns beiden folgender Unterschied: im Laufe der Begebenheiten waren Sie dazu bestimmt, Frankreich Böses zuzufügen, während ich für mein Teil noch immer dabei bin, mich zu fragen, was mir den Haß der Franzosen zugezogen hat und welcher Thatsache ich den Ruf eines Gallophoben verdanke.“

Der Fürst scheint nachzudenken.

„Im französischen Charakter,“ beginnt er . . .

Er hält inne und wendet sich zu seiner Tochter:

„ . . . ich bitte um Verzeihung, meine Gnädige . . .“

Dann fährt er fort:

„ . . . Im französischen Charakter liegt etwas Weibliches . . . Die Frauen haben zwei Waffen, deren sie sich bis zur Vollkommenheit bedienen: die Zunge

und die Nägel . . . Ich weiß nicht, wie es um die Nägel steht . . . Aber die Franzosen bedienen sich gerne der Zunge und ihres Aequivalents, der Feder. Sie zeichnen sich aus im Spott, in übler Nachrede, in der Verleumdung — welche einer ihrer besten Geister empfahl: derjenige, der ihren leichten und glänzenden Geist am besten verkörperte und von der Verleumdung sagte, daß immer etwas von ihr zurückbleibe. Sie haben mich auf jede Weise angegriffen, selbst in meinem Privatleben, wobei sie nur erfinden konnten, da sie nichts auszusetzen fanden . . . Sie hätten mich gern als ein verlorenes Wesen hingestellt, als einen sittenlosen Menschen, als einen wilden Menschenfresser, der stets bereit ist, kleine Kinder aufzuessen . . .“

Man spricht über einige französische Journale und Journalisten. Der Name einer sogenannten Schriftstellerin und Politikerin wird genannt.

„Ach, die da . . .“ sagt der Fürst. — —

Die Frauen, die sich mit Politik beschäftigen, sind schon auf das Tapet gebracht worden. Sie erscheinen wieder auf demselben.

Man spricht von einer Frau K., die, um irgend etwas zu bekräftigen, sagte: „Auf meine Ehre . . .“

Wie es scheint, hat man in den diplomatischen Kreisen den Ausdruck etwas gewagt gefunden.

Im allgemeinen sprechend sagt der Fürst:

„Ich liebe die Frauen nicht, die sich in Politik einmischen. Ihr Einfluß ist schwer zu bekämpfen. Nichts ist schlimmer für einen Staatsmann als die außermintertellen Einflüsse und unter diesen nichts furchtbarer als die Einflüsse des Alkovens, die man nicht fassen und nicht kontrolliren kann.“

Der Fürst läßt sich ein Gläschen Cognac einschenken.

„Absente medico“, sagt er, „nihil nocet.“ Und er erklärt das Wort.

„Zu Ehren Seiner Excellenz Herrn Crispi bin ich heute ausgelassen . . . Außerdem ist Schweningen nicht da.“

Vom Tisch aufstehend bemerken wir in einem der Salons eine Menge Geschenke, Blumensträuße und so weiter. Gestern, am 21., war der Geburtstag der Gräfin von Rangau. Man hat die Kinder zu gleicher Zeit wie die Mutter gefeiert, denn wir sehen Spielzeug. Wir bringen der Gräfin unsere Glückwünsche dar, die, wenn auch verspätet, doch nicht weniger aufrichtig sind.

Der Fürst zieht sich zurück und will ein wenig ausruhen. Stelldichein ist uns für vier Uhr zu einem Spaziergang im Walde gegeben.

Der Minister verbringt die zwei Stunden bei der Arbeit.

Auch diesmal zeigt sich, als die Stunde zum Spaziergange kam, daß Seine Excellenz einen etwas leichten Paletot trägt. Der Fürst prüft den Stoff desselben.

„Nehmen Sie sich in acht! . . . Der gibt nicht warm genug . . . Ich werde Ihnen wieder meinen Soldatenmantel von 1870 leihen.“

Da die Anekdote vom vorigen Jahre bekannt geworden war, so hat dieser

berühmte Kriegsmantel den italienischen Karikaturenblättern Stoff zu vielen mehr oder weniger geistreichen und geschmackvollen Spässen gegeben.

Glücklicherweise bringt ein Diener den Pelz des Ministers . . . Der Kriegsmantel von 1870 bleibt in der Garderobe.

Wie es scheint, hatte sich das Gerücht verbreitet, die beiden Staatsmänner wären des Nachmittags ausgefahren. Bei ihrer Rückkehr haben sich Gruppen von Neugierigen in der Umgebung des Eingangsthores gesammelt und empfangen sie mit Hurrarufen. Die Menge läuft hinter dem Wagen her unter Hochrufen und Hüteschwenken; sie möchte den Eingang erzwingen und dem Wagen in den Park nachfolgen, aber sie wird von einigen Wächtern zurückgehalten, deren Anwesenheit man bisher nicht bemerkt hatte.

Der Spaziergang war angenehm, aber die Spaziergänger hofften den Hirschen zu begegnen, die sich nicht sehen ließen.

„Es ist,“ sagt der Fürst, „der Anblick dieses großen Jägers von Rankau, was sie erschreckt hat.“

Im Wald hat jede Straße und jeder Pfad einen Namen.

Was den Namen des Ortes Friedrichsruh, die Ruhe Friedrichs, betrifft, so rührt er von einem Herzog von Lauenburg her, welcher vor drei Jahrhunderten lebte. Dieser Fürst ließ eine Art von Schloß oder Jagdpavillon bauen, der heute noch vorhanden ist und sich im Herzen des Waldes befindet, eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten von dem Hause entfernt, das der Kanzler bewohnt. Dieser Bau dient heute dem Domänenverwalter als Wohnung.

Im Walde befindet sich auch eine Sägemühle. Man macht dort Würfel aus Fichtenholz, die zum Pflastern dienen. Die Arbeiter haben ihre Wohnungen im Sachsenwalde selbst.

Bekanntlich ist der Fürst ein intelligenter und glücklicher Industrieller. Barzin verdankt ihm sein Gedeihen. Dieser Ort war fast unbekannt, als er 1867 das Schloß daselbst kaufte. Der Name desselben figurirte nicht einmal auf den Karten. Heute ist Barzin, dank Seiner Durchlaucht, ein industrielles Zentrum . . .

Gespräch mit dem Grafen von Rankau. Wir sagen ihm, — er wußte es übrigens, — wie beliebt Kaiser Friedrich in Italien war, wie glücklich wir über die Freundschaft waren, die ihn mit unseren Souveränen verband. Wir erinnern an zwei bezeichnende Anekdoten, die jedermann in Italien kennt. Auf einem Balle, der aus Anlaß der Vermählung des Prinzen von Piemont und der Prinzessin Margarethe von Savoyen gegeben wurde, machte ein Sporn einen Riß in die Schleppe Ihrer Hoheit: Prinz Friedrich kniete nieder, schnitt mit Anmut das Stück Stoff ab und steckte es sich ins Knopfloch . . . Am 17. Januar des Jahres 1878, als König Humbert, zum Quirinal zurückgekehrt, nachdem er die Leiche seines glorreichen Vaters zum Pantheon begleitet hatte, durch die Zurufe der Menge genötigt wurde, sich auf dem Balkon des Palastes mit der Königin und dem jungen Kronprinzen zu zeigen, hob Prinz Friedrich, der an der Seite seines Freundes stand, in seinen Armen das königliche Kind empor und zeigte dasselbe dem begeisterten Volke unter den tausendfach wiederholten Ruf: „Evviva la

Germania! Evviva l'Italia!“ Von diesem Augenblick an lebte das Bündnis in den Herzen . . .

Der Graf von Ranžau durfte den Kaiser Friedrich zehn Tage vor seinem Tode sehen. Seine hohe Gestalt war zusammengesunken, er konnte nicht mehr sprechen und seine Hand zitterte beim Schreiben . . .

Er hatte in Gegenwart des Grafen einen peinlichen Hustenanfall, der Sir Morell Mackenzie und den Krankenwärter vom Dienste herbeieilen ließ. Die Camille, mit deren Hilfe der Kaiser atmete, hatte sich verschoben . . .

„Der Kaiser Friedrich war von der Vorsehung mit Gaben überschüttet worden. Er vereinigte in sich die schönsten Eigenschaften des edlen Menschen mit dem Streben nach allem was groß, schön und ideal war . . . Er war Philosoph, Dichter, Künstler und Krieger . . .“

Ich habe über den jungen Kaiser folgenden Ausspruch im Gedächtnis:

„Seine Majestät wird vom Heere verehrt, und Sie wissen, daß wir in Deutschland alle Soldaten sind.“

Der gegenwärtige Kaiser verließ, als er nur erst der Sohn des Kronprinzen war, manchmal abends das Palais, begleitet von einem Ordonnanzoffizier, und kam, ohne sich anmelden zu lassen, zum Besuch des Fürsten im Palais Radziwill. Traf er die Familie bei Tisch, so nahm er ohne Umstände Platz und verlangte, daß man im Essen fortfahre . . .

Seine Majestät hat einen unermüdlichen Geist und Körper. Er hat die Gabe der Beredsamkeit und gefällt sich natürlich darin, öffentlich zu sprechen . . . Der Kaiser ist ein ausgezeichnete Schütze.

Diner um 6 Uhr.

Den Gästen allein wird Suppe vorgesetzt. Die Mitglieder der Familie des Fürsten befolgen das Regime des Doktor Schweningen, von welchem, wie es scheint, die Suppe ausgeschlossen ist.

Die ausgezeichneten „Forellen blau“, welche dann kommen, sind in den Gewässern des Fürsten gefangen worden.

Ein Gericht von Maccaroni mit Tomaten gibt dem Grafen von Ranžau Gelegenheit, seinen Widerwillen gegen die Pomi d'oro zu erklären. Er war einige Jahre lang in Portugal, wo man mit denselben einen wahrhaftigen Unfug treibt.

Man spricht von Studien. Der Minister erzählt, daß er mehrere Jahre seiner Kindheit in einem Kollegium von Palermo zubrachte, wo die tägliche Umgangssprache die albanesische war. Der Kultus wurde daselbst in griechischer Sprache gehalten. Bekanntlich war der Großvater Herrn Crispis Priester der griechischen Religion; der Minister hat ihn noch gekannt. Es war ein schöner Mann, ein ernster Geist, ein harmonischer Charakter. Sein Sohn heiratete ein junges „lateinisches“ Mädchen . . . Wie im Orient, so unterschieden sich die Bevölkerungen Siziliens durch die Religion. Es gab also Griechen und Lateiner. Er bespricht mit dem Fürsten mehrere Punkte der griechischen und lateinischen Aussprache. Er glaubt, und zwar ohne Zweifel mit Recht, daß die Italiener

die Besitzer der wahren lateinischen Aussprache sind, wie die Griechen diejenigen der wahren Aussprache des Altgriechischen. Von den Fremden kommen die Deutschen derselben am nächsten. Die französische Aussprache des Lateinischen ist ganz und gar unzulässig, diejenige der Engländer ist grotesk.

Wir sprechen von den Bildnissen des Fürsten. Die Gräfin von Ranbau zieht unter allen Photographien ihres Vaters diejenigen vor, die in Kissingen gemacht wurden. Was Bildnisse in Del betrifft, so möchte es scheinen, sie stelle über alle anderen dasjenige, welches von Werner malte: „Der Fürst von Bismarck im Reichstag“.

Man spricht auch von Lenbach; einer von uns hat ihn in Rom in seiner künstlerischen Wohnung kennen gelernt, im zweiten Stock des Palais Borghese, wohin alles strömte, was Rom an Schönheit und Eleganz besitzt. Man spricht von den Bildnissen, die er in den adeligen Salons von Rom ausgestreut hat.

„Gegenwärtig,“ sagt der Fürst, „ist er in München. Er verdient, so viel er nur will.“

Wenn wir recht verstehen, ist Lenbach sehr wählerisch und malt nicht ohne Unterschied das Bildnis von diesem oder jenem, sondern sucht seine Vorwürfe aus und bestimmt seine Preise nach dem Maße der Sympathie, welche ihm die einzelnen Personen einflößen. So soll er auch nur eine bescheidene Entschädigung für das Bildnis des Fürsten angenommen haben, indem er sich hinreichend durch die Ehre belohnt hielt, ein solches Modell gehabt zu haben, während er von einem der reichsten, aber physisch und vielleicht auch in anderen Beziehungen wenig sympathischen Berliner Bankiers einen viel höheren Preis verlangt habe. Der Bankier hatte den von Seiner Durchlaucht bezahlten Preis erfahren; er beklagte sich darüber, daß der Maler zwei Tarife habe, und ließ ihn um den Grund fragen, indem er sich darauf berief, daß das Bildnis des Fürsten zu einem andern Preise angefertigt worden sei als das seinige. Lenbach antwortete ungefähr folgendermaßen: „Das Bildnis des Fürsten habe ich mit Vergnügen und um der Ehre willen gemacht, die Züge eines so großen Mannes wiederzugeben; dasjenige des Herrn . . . habe ich nur aus Geschäftsrücksichten gemacht.“

Der Minister fragt den Fürsten, welchen Weg er für seine Rückreise einschlagen soll. Er hat die Absicht, durch Böhmen zu reisen, um in Karlsbad seine Familie, die sich dort seit dem Anfang des Monats aufhält, zu besuchen, und mit dem Grafen Kalnoky zusammenzutreffen.

Der Fürst rät ihm die Route Wittenberg=Stendal=Magdeburg=Leipzig als die direkteste.

Nach einem herrlichen Ananassorbet läßt Seine Durchlaucht eine Flasche von einem gewissen Bordeauxwein bringen, über den er unsere bestimmte Ansicht hören möchte.

„Nach einem süßen Gerichte bleibt ein guter Bordeaux gut, während man die Fehler eines geringeren Bordeaux erkennt.“

Die vorgesezte Flasche besteht siegreich die Probe.

Ein Diener übergibt Seiner Durchlaucht ein eben angekommenes Telegramm. Der Fürst liest es, und man sieht auf seinem Gesicht alsbald den deutlichen Ausdruck der Unzufriedenheit.

Er läßt sich eines seiner großen Bleistifte geben.

„Es wird auch Ihnen schon vorgekommen sein,“ sagte er zu dem Minister, „daß Sie über die Fehler Ihrer Kollegen wütend wurden.“

„Mehr als einmal.“

„Man möchte manchmal jede Solidarität mit ihnen verleugnen, und doch thut man nichts dergleichen.“

Nach dem Diner Plaudern.

„Ich hätte gerne,“ sagt der Fürst, „im Reiche das Tabakmonopol eingeführt, wie Sie es in Italien haben . . . Bei der Gelegenheit muß ich bemerken, Excellenz, daß Sie persönlich nicht dazu beitragen, durch diese indirekte Steuer Ihren geschickten Kollegen, Herrn Magliani, zu unterstützen . . . Aber ich bin im Lande und im Reichstag auf einen solchen Widerstand gestoßen, daß ich leider diese Idee für immer aufgeben mußte . . . Sie wird von unseren Nachfolgern ausgeführt werden.“

Der Fürst spricht vom Salzmonopol.

„Da das Salz für die Landwirtschaft nötig ist, so muß man es den Ackerbauern und den Viehzüchtern in großen Quantitäten und wohlfeil liefern können. Aber zu diesem Zwecke muß man es mit irgend einer Substanz mischen, die, ohne dem Vieh zu schaden, das für seinen Gebrauch bestimmte Salz ungeeignet für den Gebrauch der Menschen macht.“

Der Minister sagt, es komme in Italien vor, daß die Bauern dasselbe durch Waschungen reinigen und zu ihrem eigenen Gebrauch verwenden.

„Sie mischen es also nicht mit einem hinreichend widerlichen Ding . . . Wir haben dies erreicht bei unseren für die Industrie bestimmten Alkoholen. Wir haben eine Mischung gefunden, welche dieselben ganz untrinkbar macht . . . Sie riechen zu schlecht . . . Gewisse Cartons unserer Ministerien . . . stanken noch wochenlang so, daß unsere Beamten krank wurden . . . Wenn man das Unglück hatte, sie zu berühren, so haftete dieser Geruch stundenlang an einem; die Kleider und sogar die Speisen imprägnirten sich damit . . . Es war niederträchtig . . . Man könnte wohl auch versuchen, eine kleine, wertvolle Gurke zu verwenden, welche ehemals in unseren Apotheken im Gebrauch war, die Koloquinte. Man macht aus derselben einen Extrakt von außerordentlicher Bitterkeit, dessen Wirkungen, wenn man ihn in das Verdauungssystem einführt, diejenigen eines Brechmittels sind. Aber es kommt uns zu teuer. Unser Klima gestattet uns nicht, die Koloquinte in Deutschland anzubauen. Man muß sie aus der Türkei oder aus Griechenland kommen lassen . . . Wahrscheinlich könnten Sie diese Kultur in Italien einführen.“

Ein Diener bringt dem Fürsten ein Schreiben aus Berlin, dessen Stempel nicht derjenige der Reichskanzlei ist. Wenn unser Gedächtnis uns nicht trügt, so benachrichtigt der Kriegsminister Seine Durchlaucht, daß das erste Regiment

der Landwehr von Magdeburg Nr. 26, dessen Chef er ist, aufgelöst ist, und daß er zum General à la suite des zweiten Regiments der Gardelandwehr ernannt ist, wie er dies auch beim zweiten Kürassierregiment von Magdeburg Nr. 7 ist.

Man rechnet die Kosten aus, welche diese Aenderung dem Fürsten auferlegt und die nicht unbedeutend sein werden, denn er wird sich vier neue Uniformen machen lassen müssen.

Der Fürst erzählt den Streit, den er 1866 in Nikolsburg mit der Militärpartei auszufechten hatte, welche den König umgab. Diese Partei hätte gewünscht, daß die siegreiche Armee in Wien einzöge und die Stadt besetzte. Sie verlangte, daß man Oesterreich einige Gebietsabtretungen auferlege.

Bismarck wollte es dagegen vermeiden, daß man Oesterreich eine jener Demütigungen zufüge, die man nicht verzeiht und die man nie mehr vergißt. Oesterreich, einmal außerhalb des Bundes, konnte ein nützlicher Freund werden.

„Der Zweck des Krieges war mit dem Augenblick erreicht, da Oesterreich vom deutschen Bund ausgeschlossen war. Wir hatten nichts mehr zu verlangen . . . Trotzdem wollte die Militärpartei etwas anderes, und der König begann zu schwanken. Seine Majestät sagte mir im Tone des Vorwurfs: ‚Sie sind es, der den Krieg gewollt hat, und jetzt wollen Sie mich abhalten, die Früchte desselben zu pflücken.‘ Ich blieb unerschütterlich. Eines Abends warf sich der König übelgelaunt auf ein Sofa. Ich sagte ihm achtungsvoll: ‚Sire, Eure Majestät braucht mich bloß der Ehre zu berauben, Ihr zu dienen . . .‘ und ich zog mich zurück . . . Ich mußte, um zu meinem Zimmer zu gelangen, eine Galerie in ihrer ganzen Länge durchschreiten . . . ich ging in meinem gewöhnlichen Schritt . . . im Augenblick, da ich in mein Zimmer eintreten wollte, kam mir ein Adjutant des Königs auf den Fersen nach . . . Der König ließ mich zurückrufen, immer noch in der Hoffnung, daß ich nachgeben werde . . . Seine Königliche Hoheit der Kronprinz bemühte sich auch viel darum, daß ich die Leitung der Geschäfte beibehalte . . . er kam zu mir . . . Der König gab endlich nach. Aber noch lange nachher konnte sich Seine Majestät nicht überzeugen, daß ich recht gehabt hatte. Dies war erst später der Fall . . . Die Militärpartei bezeichnete damals die Ergebnisse des Krieges als ‚elend‘.“

Crispi bemerkte lächelnd dem Fürsten:

„Was Sie damals thaten, war jedenfalls nicht zu unserem Vortheile . . .“

„Nein, Excellenz, aber daran waren Ihre Minister, Ihre ‚Consorteria‘ schuld . . . Italien war damals lau.“

Der Fürst spricht von Rußland und von der russischen Sprache, die er studirt hat und die er kennt. Er führt einige Beispiele der Schwierigkeiten an, welche dieselbe bietet. Trotzdem wollte er sie erlernen um jeden Preis . . . Er sagt, sie sei reich und vollkommen. Er wundert sich, daß ein Volk, das noch, wie das russische Volk, in so vielen Dingen zurück ist, sich im Besitz einer so schönen und auch ausgebildeten Sprache befindet.

Der Fürst hat seinerzeit auch die dänische Sprache studirt. Bekannt ist, daß er das Englische wie das Französische vollkommen gut spricht.

Seine Durchlaucht lobt den russischen Soldaten, der, wie er sagt, ausgezeichnet ist. Was Rußland immer gefehlt hat und noch fehlt, das ist ein den Bedürfnissen des Heeres entsprechendes Offiziercorps.

Er stellt bezüglich der Offiziere den allgemeinen Satz auf:

„Man kann deren nie genug ausbilden.“

Der Minister bemerkt:

„Eure Durchlaucht hat vollkommen recht. Es ist der Offizier, der oft den Soldaten macht. Ein guter Offizier reißt hundert zaudernde Soldaten mit sich . . . ich habe dies im Feldzuge von 1860 gesehen.“

„Der Kaiser Nikolaus,“ erzählt der Fürst noch, „sagte zu seinem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm IV.: ‚Mit Soldaten wie den meinigen, befehligt von Offizieren wie den Deinigen, würde kein Gewehrschuß in Europa, von Moskau bis nach Cadix, gegen meinen Willen losgehen.‘“

Ich weiß nicht, bei welchem Anlasse sagte der Fürst:

„Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir wünschen den Frieden“ . . . Er glaubt, Deutschland allein wäre im stande, den beiden großen Nachbarn, die in einem gegebenen Augenblick es bedrohen können, die Spitze zu bieten.

„Wir sind wie ein starker Bursche, der zwei gute Fäuste zu seiner Verfügung hat: eine Faust für jeden Gegner.“

Wir sprechen wieder von der Reiseroute und von der Reise in Beziehung auf die Stundenfrage. Die deutsche Stunde ist nicht diejenige der Eisenbahnen Böhmens. Die eine richtet sich nach Hentschel, die andere nach Stephan.

„Stephan ist ein großer Mann,“ sagt der Fürst . . . „Der Post- und Telegraphendienst ist in Deutschland ausgezeichnet.“

Allein eine Frage bleibt ungelöst. Der Hentschel läßt es uns für unmöglich halten, am morgigen Tag nach Karlsbad zu kommen; der „Fahrplan“ zeigt uns dies als möglich an.

Der Fürst rät, ganz einfach den Stationschef zu befragen.

Dies geschah, und einige Minuten später wissen wir, wie wir daran sind: wir können am morgigen Tage nicht nach Karlsbad kommen.

„Sie sehen,“ sagt der Fürst, „es gibt keinen Fahrplan, der unfehlbar wäre . . . In den Dienstangelegenheiten muß man die Leute befragen, die im Dienste sind. Sie wissen davon immer mehr als die anderen.“

23. August. Wir stehen früh auf.

Indem wir Telegramme zur Beförderung in das Bureau des Bahnhofes bringen, begegnen wir einem Herrn, der am Parkthore angehalten worden war; es ist Doktor . . . Berichterstatter italienischer Blätter in Berlin, ein achtungswerter Publizist, von dem uns der Botschafter Gutes gesagt hatte. Da der Minister ihn in Friedrichsruh nicht empfangen kann, so möchte er uns nach Leipzig und Karlsbad nachfolgen.

Wir raten ihm davon ab.

Gegen acht Uhr begaben wir uns zum Minister. Tyras und Rebecca warten vor der Thüre, ein deutlicher Beweis, daß der Fürst, von dem sie unzertrennlich sind, sich schon bei Herrn Crispi befindet.

Tyras ist alt. Das Alter macht ihn traurig. Er bringt seine Tage zu, indem er seinen Herrn anschaut und Seufzer ausstößt; manchmal, scheint es, zerstreut er sich, indem er mit dem, was ihm von Zähnen übrig geblieben, die Kleider der Gäste benagt. Er hat schöne Tage gesehen, der „Reichshund“, und der Fürst hat uns eine Anekdote erzählt, in der er eine gewisse Rolle spielt.

„Es war zur Zeit des Berliner Kongresses. Tyras war in meinem Bureau, als der alte Fürst Gortschakoff zu Besuche kam . . . Der russische Kanzler nahm auf einem etwas niedrigen Sitze Platz, so daß er, als er weggehen wollte, einige Schwierigkeit hatte, sich zu erheben . . . Ich ging etwas lebhaft auf ihn zu, um ihm zu helfen . . . Tyras mißverstand meine Absicht . . . er glaubte, ich stürze mich auf den Fürsten in feindlicher Absicht, und sprang seinerseits auf, wie um mir Hilfe zu leisten, indem er bellte und seine Zähne wies. Gortschakoff war nichts weniger als beruhigt.“

Die Stunde der Abfahrt naht. Der Fürst, die Gräfin und der Graf von Rankau bestehen trotz Herrn Crispi darauf, den Minister zum Bahnhof zu begleiten. Als die Stunde kam, gingen wir zu Fuß dahin.

Der Minister hat an die Fürstin nach Homburg ein achtungsvoll lebenswürdiges Telegramm gesandt.

Tyras und Rebecca sind uns gefolgt. Beim Wagen angekommen, sieht Rebecca die Schloßdiener Gepäck und Felleisen in demselben niederlegen, bildet sich ein, ihr Herr wolle abreißen, und beeilt sich, hineinzuspringen. Umsonst versucht der Fürst, sie durch Geberden zurückzuhalten und durch Rufe heraus zu bringen. Ein Diener muß sie in seine Arme nehmen und heraustragen.

Ein ähnlicher Zwischenfall hat sich neulich ereignet, als Kaiser Wilhelm II. wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung nach Friedrichsruh zum Besuche des Kanzlers kam . . . Aller Etikette zum Hohn sprang Rebecca zuerst in den kaiserlichen Wagen.

Aus Anlaß dieses Besuches erzählt die Gräfin folgenden Zug, der die Zartheit der Empfindungen des jungen Kaisers und die Harmonie bezeugt, die in dem kaiserlichen Haushalte herrscht:

„Seine Majestät kam abends an und übernachtete. Andern Tags sollte sie hier bleiben bis nach dem Essen und mit dem direkten Zug des Abends zurückfahren. Aber die Kaiserin war vor kurzem niedergekommen, und der Kaiser bedachte, daß die Kaiserin, die niemals verfehlt, auf ihn zu warten, gezwungen wäre, zu lange aufzubleiben. So zog es Seine Majestät vor, den Plan zu ändern und einige Stunden früher nach Berlin zurückzukehren . . .“

Bei der Ankunft des Hamburger Zuges steigt eine große Anzahl Personen aus und gesellt sich der Menge bei, welche sich bereits auf dem Eisenbahnperron zusammengedrängt hat. Viele Köpfe zeigen sich an den Waggonfenstern.

Der Minister bleibt als letzter auf dem Perron und wechselt noch einige Worte mit seinen Gastgebern:

„Buon viaggio,“ sagt der Fürst.

„Arivederci,“ sagt die Gräfin.

„Buon viaggio! Arivederci!“ wiederholen die Kinder.

Crispi besteigt den Wagen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Man schwenkt die Taschentücher. „Ich erwarte Sie im nächsten Jahre,“ sagt noch der Fürst. „Ganz bestimmt!“ . . .

Er schwenkt seinen großen Hut.

Die Menge ruft Hoch!



Die Brandlegerin.

Erzählung aus dem niederösterreichischen Volksleben.

Von

Kunigunde Anßion-Hasatty.

Der greise Seelsorger hatte nach mehrjähriger Pause wieder eine Wallfahrt nach Mariazell geführt. Die Beteiligung war außergewöhnlich groß gewesen, und wer daheim geblieben, freute sich, wenigstens den „Zellersegen“ zu erhalten, so heißt der erste, den der Priester nach seiner Rückkehr spendet. Darum herrschte am Morgen des Maria-Namen-Sonntags ein besonders reges Treiben auf dem Kirchenplatze. Der Kooperator zog mit der Schuljugend nach beendeter Frühmesse den Wallfahrern entgegen, die bis zum Hochamte, das der Pfarrer selbst abhalten wollte, rückwartet wurden. Gruppenweise postirten sich die jungen Leute auf erhöhten Straßenstellen, jeder wollte der Prozession am ersten ansichtig werden. Weiber und Greise weilten seit Stunden in der Kirche; Großbauern, Geschäftsleute und Handwerker plauderten vor derselben und wurden über mancherlei handelseins, da jeder der Meinung war, daß ihn der andere an einem so bedeutungsvollen Tage nicht übervorteilen werde.

Langsam verzog sich der Morgenmehl. Die Sonne lächelte doppelt schön von dem allmählich sich klärenden Firmamente, als wäre sie wirklich einem erfrischenden Meerbade entstieg. Milliarden Tropfen ringsumher erzitterten in tausend sprühenden Farben unter ihrem Strahlenfusse — es schien, als ob sich die Straße zwischen diamantüberfüllten Feldern dahin schlängle, auf der die Gläubigen, gegrüßt vom Schall der heimatlichen Glocken, betend und singend heranzogen. — Die freudige Bewegung aber, die die Reihen der Wartenden bei ihrem Anblicke durchlief, wich einem Gemurmel, das gerade nicht andächtig klang,

als man ein junges, üppig schönes Mädchen als Kreuzträgerin wahrte. Wer das Kreuz in die Dorfkirche trug, der mußte es auch über den Annaberg getragen haben, eine nur besonders reumütigen Sündern gewährte und von Frauen höchst selten erbetene Bußübung. Die junge Dirne schritt mit hoch geröteten Wangen, die Lider demuthsvoll gesenkt, langsam mit der schweren Last einher, erst vor dem Altar übergab sie sie dem Sakristan und zog sich dann ruhig zurück.

Die heilige Handlung begann. Nach dem Evangelium bestieg der Priester die Kanzel und richtete noch eine kurze, erbauende Ansprache an die Versammelten. Als er auch daran erinnerte, daß, wer reinigen Gemütes diesen Bußgang vollendet habe, gereinigt und befähigt zum Beginne eines neuen, besseren Lebenswandels in die Gemeinde zurückkehre und liebevoll aufzunehmen sei, richteten sich wieder aller Augen auf die Pichler Cenz, die das Kreuz getragen hatte, aber sie verrieten wenig von der Barmherzigkeit, die der Priester anbefahl, nur die Miene des alten Eichinger, eines der reichsten Bauern, zeigte teilnahmevolle Befriedigung.

Die Cenz stand neben einer Säule, den Kopf leicht vorgeneigt, das Gebetbuch zwischen den gefalteten Händen; sie empfand die mißgünstigen Blicke mehr, als sie sie wahrte — wieder stieg eine brennende Röthe in ihre Wangen, noch tiefer senkte sie den Kopf — und doch huschte ein spöttisch trozendes Lächeln über ihre Lippen. Kurz darauf sank sie in die Kniee und stimmte in das Meßlied ein. Ihre Stimme klang frisch und hell, und selten ertönte ein Preisgesang voll so herzinnigen Frohlockens, wie er heute dieser jungen Brust entstieg.

Nach dem Gottesdienste eilten die Leute in die Dorfschenke, um von der Wallfahrt und den Vorkommnissen daheim gegenseitig zu erzählen. Nur Cenz entfernte sich durch die rückwärtige Friedhofsthür. Eilig schritt sie zwischen den Wiesen dahin und bog, als der Fußpfad den den Feld- und Holzfuhrwerken dienenden Hohlweg kreuzte, in diesen ein, und nun erst, wo dessen Böschungen sie nachspähenden Blicken verbargen, mäßigte sie ihre Gangart. Der Weg führte in weiten Bogen, aber immerhin ziemlich steil zum Rötelmais empor, an dessen Grenze das Häuschen des Flickschusters Solterer stand, bei dem Cenz eingemietet war. Vor sich hinsinnend stieg sie hinan; bisweilen flog ein wildes Huhn, durch ihre Annäherung aufgeschreckt, hinter einem den spärlichen Graswuchs der Böschung unterbrechenden Gestrüppe empor, jedesmal zuckte sie zusammen und jedesmal lachte sie über sich selbst. Erst als der Weg an der Waldlisiere scharf nach rechts abbog, hielt sie an. Es eröffnete sich hier dem Auge plötzlich ein weiter Ausblick über die Gegend, der um so überraschender wirkte, weil der Gesichtskreis eben noch vollkommen beengt gewesen. Cenz kannte diese Stelle, man nannte sie die Kanzel; achtlos war sie unzähligemale darüber hingegangen, heute blieb sie stehen. Der Ausblick all der Gebäude, die als Merksteine der verschiedenen Phasen ihres jungen Lebens gelten konnten, und die an diesem ruhigen, klaren Herbsttage doppelt scharf hervortreten schienen, fesselte sie urplötzlich. Sie setzte sich auf einen zwischen den Eichen hervorlragenden Baumstrunk, verschlang die Hände über dem Knie und blickte sinnend hinab.

Dort unten in dem kleinen Häuschen mit dem großen Schornstein waren ihre ersten Jahre verfloßen. Die Gröbkin, ein Weib, das das Aufziehen von Findelkindern als Geschäft betrieb, hatte sie, kaum zwei Wochen alt, aus der Stadt gebracht, und sie wuchs wie eine wilde Blume ohne sonderliche Wartung heran, und schmiegte sich ihren kleinen Leidensgenossen so liebevoll an, daß sie frühzeitig mit der Obhut der jüngst Zugewachsenen betraut werden konnte. Erst wie der Lehrer immer dringender ihren Schulbesuch forderte, begann sie der Ziehmutter als Last zu gelten und hatte manch böse Stunde auszuhalten. — Als sie zwölf Jahre alt geworden, nahm sie dann die Hartbäuerin gegen Kost und Gewandung zur Unterstützung in der Pflege eines verspäteten Sprößlings zu sich. Weil sie brav für den kleinen Buben sorgte, ward sie selbst auch gut gehalten im Harthof, dessen kleine, von der Sonne vergoldete Fenster von weit drüben so freundlich herüber grüßten... Die Bäuerin führte sie schließlich sogar zur Firmung. Da bekam sie außer Gebetbuch und silbernem Kreuzchen noch ein blauseidenes Kopftuch, das Alt und Jung im Orte bewunderte; selbst der Hartbauer hatte sie ein weilschen angesehen und gemeint: „Na, Du hast Di ja schon hübsch außa g'wach'n!“ — Und der Flor, der mit den Schimmeln fuhr, fing von der Zeit an mit ihr zu scherzen. — Sie lächelte bei der Erinnerung an ihre harmlose Freude darüber.

Unerfahren aber, wie sie war, hatte sie dann eines Spätabends auf ein leises Pochen hin arglos die Kammerthür geöffnet, im Glauben, die Frau wolle etwas, inzwischen drängte der halbtrunkene aus dem Wirtshaus kommende Bauer herein. Aufschreiend flüchtete sie zu dem Kinderbette; der jäh erwachte Kleine begann zu weinen; die Bäuerin, gefolgt von der erwachsenen Tochter, eilte mit dem Licht herbei — sie zerrten den Bauern mit fort, und in der großen Stube ward lange gestritten, während Genz sich bemühte, das Kind wieder in Schlaf zu lullen.

Am andern Morgen wurde sie entlassen.

An jedem Arm ein Bündel Habseligkeiten schritt sie zum Thore hinaus, setzte sich auf einen Mager nieder und weinte bitterlich. Plötzlich stand die Bäuerin vor ihr, die Augen gleichfalls voll Wasser:

„Da hast a Wegzehr, Deandl,“ flüsterte sie, ihr eine Fünfguldenmote zu-
steckend.

„Laßt mi d'Frau bleib'n!“ bat Genz mit gefalteten Händen.

„'s geht net!“ antwortete jene, „warum hast so g'schriean!“

Bei der Krämerin nächst der Kirche, die gleichzeitig die Feinpuherin, dies heißt Stärkewäschebüglerin des Ortes abgab, war ihr zweiter Platz. Dort lernte sie nähen, bügeln und im Laden flink hantieren. Es war erstaunlich, wie die Kundschaft wuchs, seit das hübsche, muntere Ding bediente. Bisweilen stahl sich auch Flor ins Geschäft — als des Hartbauern Knecht sollte er ja nicht mit einer entlassenen Magd verkehren — desto mehr freute sie sein Kommen, desto lieber schäkerte sie mit ihm, und es ärgerte sie gewaltig, als er binnen kurzem einrücken mußte. Zwar zeigte sie es nicht und hatte es auch bald verwunden.

— Die neue Frau wollte ihr gut und legte ihr nach Jahresfrist einen Gulden zu. Da fühlte sie sich behaglicher denn je . . . Doch im folgenden Herbst kam der Haussohn vom Militär heim. Er stellte ihr nach. Gewikigt durch das erstemal, wagte sie es nicht, ihn schroff zurückzuweisen, und — eines Tages wurde sie fortgejagt, weil sie nicht geschrieen hatte.

Im Bewußtsein, daß sie in dieser Gegend keinen Platz mehr finden könne, schlich sie am Grabenhof vorüber, und ward vom Eichinger angerufen, der stets ein Scherzwort mit ihr zu wechseln liebte.

„No, wohin geht's hiagt, Deandl?“ schmunzelte er, augenscheinlich von dem Vorgefallenen bereits unterrichtet.

„Wann i's wüßt!“ sagte sie, mit einem verunglückten Versuche zu lächeln; „no, 's wird si scho no a Dertl für mi find'n.“

„Du brauchst leicht net weiter z'gehn,“ meinte er, bedächtig näher tretend. „Mei Hof kumt a no a Dirn' vertrag'n.“

Freudiger Schreck durchzuckte sie, als dieser Bauer, der für einen der verständigsten und frömmsten gepriesen und durch die Uebertragung der Fuhr- und Ackerarbeit des Pfarrers ausgezeichnet wurde, ihr sein Haus eröffnete — aber sein lodrender Blick verriet auch, für welchen Preis — und ließ sie darum nur zögernd antworten: „I kann ja ka Feldarbeit.“

„Hat's a net not,“ gab er zurück, „i brauch' a Dirn für Kuchl und Haus. Woast ja, daß 's Weib so preßhaft ist, schon seit 'n Winter liegt . . . Die Tochter is no z'jung, und d' Gilli bringt nig von der Hand.“ Seine vor Leidenschaft zitternde Stimme stach seltsam von dem Sinn der Rede ab, der sie mit gesenkten Lidern, hochklopfenden Herzens gelauscht. „I moan, Du kumst as do versuach'n,“ schloß er, seinen Arm um ihre Schultern legend, und dem Druck desselben nachgebend, war sie durch das Thor geschritten.

„Schau Dir nur alles g'nau an,“ sagte er, selbstzufrieden lächelnd, während er sie geschäftig durch das Haus und die mit schönen Tieren gefüllten Stallungen geleitete.

„Des war' Dein' Kammer,“ meinte er schließlich, die Thür eines traulichen Hofstübchens öffnend; „nach auswärt's hat's freili ka Fenster. — Wird's a kan rat'n, aufa z'gehn! Wannst bei mir einsteht, muaßt Di in Ehr'n halten. Verstehst mi — in Ehr'n!“ Eifersüchtig drohend klang sein Ton. „Dann sollt's Di aber a niemals reu'n, in Eichinger guat g'west sein,“ setzte er flüsternd hinzu.

Schweigend kehrten sie in den Hof zurück. — Ein Blick des Bauern machte die zischelnden Gruppen der zum Mittagsbrot sich versammelnden Leute verstummen. Grinzend grüßten sie das Mädchen, dem er am Tische Platz zu nehmen geheißen.

Während des kräftigen, durch reichlichen Eidertrunk gewürzten Mahles gewann Genz ihre volle Unbefangtheit zurück. Der Eichinger dünkte ihr so übel nicht; wiederholt schweifte ihr Blick zu ihm hinüber. Das dicke Grauhaar ließ gut zu dem bartlosen, rosig angehauchten Gesicht mit den lebhaften, klugen Augen. Auch wußte er sich so stattlich zu haben, ließ, obwohl aufgeräumt plaudernd

und scherzend, nie den Herrn vergessen. Man fühlte, wie alle, vom geringsten Tagwerker bis hinauf zu den Kindern, vor ihm zitterten. Nur der älteste Sohn, der des Vaters Eisenschädel geerbt, hatte sich nicht fügen wollen und mußte darum in der Fremde dienen; in der Umgebung hatte ihn, aus Rücksicht für den Vater, niemand aufgenommen. Und diesen allerorts geachteten und gefürchteten Bauern hatte Genz kurz zuvor vor sich erbeben gesehen! Eine wilde Freude überkam sie im Gefühle dieser Macht über ihn, die zu erhalten sie sich stark genug wähnte...

Und als nun Eichinger nach dem letzten Tischgebet bedeutungsvoll fragte: „Willst Du leicht glei kommod machen, Genz?“ da hatte sie mit einem resoluten „Ja“ geantwortet und den bindenden Händedruck mit ihm gewechselt.

Aber es litt Genz nicht lange im Grabenhof; obgleich sie sich redlich bemühte, die Neigung der dahinsiechenden Bäuerin und ihrer Kinder zu erwerben, brav arbeitete und durch nichts verriet, daß sie dem Bauern mehr als Dienstmagd war, schwoll doch ein giftiger Klatsch. Er stichelte den Eichinger im Wirtshaus, pochte drohend an sein Thor und schlich sich gleißend an das Bett des frankten Weibes.

Da erklärte Genz selbst, nicht länger bleiben, sondern in der Kreisstadt ihr Glück versuchen zu wollen. Der Bauer suchte sie vorerst lachend zu beruhigen, aber als er erkannte, daß sie auf ihrem Vorsatze beharre, verlegte er sich aufs Bitten und überredete sie, zur Flichschusterin zu ziehen und sich mit Nähen und Feinbügeln zu befassen — ureigentlich wollte ja er ihren Unterhalt bestreiten, wenn sie ihm die Treue bewahre, die er ihr einst mit dem Ehering zu lohnen versprach. — Diese Verheißung beseitigte alle ihre Bedenken gegen das ehebrecherische Verhältnis. — Bäuerin werden! Gibt es eine lockendere Aussicht für eine arme Dirne — eine heimatlose Waise.

So wohnte sie nun seit beinahe zwei Jahren bei Solterer, verhielt sich tadellos brav, fleißig und — ehrbar. Doch weil Bursche, die es müde geworden, vergebens ins Rötelnmaiz zu kommen, erzählten, sie hätten den alten Eichinger selben Weges angetroffen, nützte ihr dies nichts. Wäre sie leichtsinnig gewesen, hätte sie mehrere Liebhaber nach einander gehabt, es würde ihr nicht so schwer angerechnet worden sein — aber ein Verhältnis mit einem verheirateten Mann, darin lag's, das stempelte sie zum liederlichen Ding. — So recht verspüren ließ man ihr dies freilich erst, seit des Eichinger Weib ihrem Siechtume erlegen und der reiche, rüstige Fünfziger mancher Bauerntochter begehrenswert erschien.

Seit der Neid schürte, galt ihre Treue für den alten Mann als ihre schwerste Sünde. Das wachsende Gezeter, die immer schroffer zu Tage tretende Mißachtung erfüllte sie mit Schrecken; angesichts dieser Stimmung konnte es am Ende der Bauer nicht wagen, die Geliebte zu ehelichen. — Darum ging sie mit der Wallfahrt und trug das Kreuz. Nach solch öffentlicher Buße durfte sich niemand auflehnen, wenn der Eichinger sein Versprechen einlösen würde!

Genz lüftete das Busentuch — es ward ihr so heiß bei dem Gedanken, als Bäuerin in den schönen Hof einziehen zu können, der sich da unten so

breitspurig hinzog, unstreitig das stattlichste aller Bauerngehöfte die sie übersehen konnte.

„Zerst a schön's Deandl seh'n — is a guats Bot!“ rief da eine wohlklingende Mannesstimme hinter ihr.

Aufspringend gewahrte sie einen schlanken Burschen, dessen dunkle Augen ihr gar fröhlich entgegen funkelten. Der keck aufgewichste Schnurrbart, die blaue Soldatenmütze und der kleine Koffer, der an dem geschulterten Stock hing, verrieten sofort den heimkehrenden Urlauber.

„Na, aber Di sollt' i kenne!“ meinte er sinnend.

Da schoß es ihr heiß in die Wangen. „Flor!“ jubelte sie.

„Genz!“ — Er stellte die leichte Last beiseite, erfaßte ihre beiden Hände und musterte sie mit einem dreist bewundernden Blick: „Na, Du hast Di aber wirkli schön außag'wach'n!“

Berwirth blickte sie zu Boden, eine beklemmende Furcht bemächtigte sich ihrer. Sie riß sich plötzlich los und lief gegen das Rötelmals davon. Er lachte belüßtigt hinter ihr drein.

*

Am nächsten Morgen nahm Genz die gewohnte Arbeit wieder auf. Da das Kirchweihfest herannahte, harnte ihrer bereits ein stattliches Bündel putzbedürftiger Sachen; den Feiertagsstaat ließen sich eben alle noch immer gerne von ihren geschickten Händen zurecht richten. Das bißchen Freundlichkeit, das man ihr ins Gesicht beobachtete, dankte sie der Furcht, sie möchte sonst etwas verbügeln. — Selbst die hochmütigsten Bauerntöchter erwiderten bei herannahenden Festzeiten ihren Gruß, seid sie deren Tanzkleider einmal unter dem Vorwande der Ueberbürdung nicht fertig gestellt hatte. — Obgleich sie selbst mehr verdiente, als sie brauchte, hatte der Bauer sie stets in ausgiebigster Weise unterstützt, so daß ihr auch ein stattlicher Sparpfennig angewachsen, der insbesondere des Flickschusters Weib, die alte Solterer, erfreute. Denn diese hatte die Genz, sobald sich's mit Eichinger lösen würde, ihrem Neffen, einem Fuhrknecht, zgedacht. — Der nahm's nicht kritisch, wenn er sich nur für die alten Tage ein Häuschen auf seinem Wiesenfleck aufbauen konnte, und war daher schon längst für diesen Plan gewonnen. Nun das Mädchen bußfertig geworden, glaubte die Alte die Zeit gekommen, wo es mit sich reden ließe, und beschloß, vorsichtig anzuklopfen.

Genz wartete inzwischen auf das Erscheinen des Bauern. In der laufenden Woche endete die am Lande gebräuchliche Trauerzeit für sein Weib; hernach mußte es sich entscheiden, ob ihre Treue belohnt werden oder sie vergebens gehofft haben sollte. Wie nun die Solterer ihr so auffallend viel vom Heiraten vorzureden begann, glaubte sie, sie hätte vom Eichinger einen Wink erhalten — wunderte sich aber im stillen, warum die Alte dann immer betonte, daß man nur mit einem jungen Manne glücklich werden könne. Sie gab ihr unwillkürlich recht und seufzte dabei — sie mußte an den Flor denken! — die Alte ließ dem Steffel sagen, daß er bald herüber kommen möge.

An einem der nächsten Abende vernahm Genz den schweren Schritt des Eichinger, aufspringend zog sie das Fenster spannwweit auf und fragte leise:

„Bist Du's, Bauer?“

„Wer denn sunst? — Mach auf!“

„Na! — I hab' mi verlobt,“¹⁾ stieß sie hastig hervor.

„Ah so!“ machte er, sich breit vor ihrem Fenster aufpflanzend und sie halb ärgerlich, halb belustigt betrachtend. „Na, so müaß'n ma's halt a so ausmach'n, bis wann ma heirat'n.“

„Abelei!“ rief sie, wie erschrocken vor dem lang ersehnten Wort, „'s is ja no z'fruah!“

Er stopfte sinnend seine Pfeife, lehnte sich in das Fenster, hieß sie ganz nahe herantreten und gut aufpassen. Hernach sagte er ihr flüsternd, daß sie beide schon am nächsten Tag zu dem bereits vorbereiteten Pfarrer gehen müßten; der Geistliche werde sie dann am Kirchtagsonntag ein für allemal verkünden und nächste Woche schon zusammengeben.

„Je mehr wir d' Leut' überrumpeln, je weniger können d'reinred'n,“ schloß er. „Drum schön stadt und g'scheit sein. — Warum soll'n denn wir ka Kirchtag-freud' hab'n!“

Er kicherte vergnügt, wechselte noch ein paar Worte, umhalste sie jäh und schlich davon. Sie taumelte wie trunken, ohne das Fenster zu schließen, auf ihr Lager zurück.

Unter dem Vorwande, fehlende Kleinigkeiten besorgen zu müssen, eilte Genz am Morgen ins Dorf. Ueber den sogenannten Jägerpfad gelangte sie ungesehen von den Feldarbeitern hinab und schlüpfte, da die Zweitfrühstückstunde die Daheimgebliebenen zumeist in den Stuben hielt, glücklich in den Pfarrhof, wo der Bauer bereits wartete, und nach geschener Eintragung wieder heraus, ohne jemand Rede stehen zu müssen. Auch der Solterer verriet sie noch kein Sterbenswörtchen. — Die Leute sollten erst in der Kirche, prunkend im Kirchtagstaat, den sie den meisten selbst zurecht gerichtet, ihr Glück erfahren! Freilich hielt sie nun noch häufiger als in den letztverfloffenen Tagen in der Arbeit inne, um regungslos vor sich hinzubrüten. Darüber riß der Schusterin die Geduld.

„Na, Di hab'ns aber do austauscht z' Zell!“ rief sie unmutig, „ehant hast dud'lt und g'lacht und d' Arbeit is g'flog'n — hiabt stehst tramhapet umanand, bringst in ganz'n Tag kane fünf Stückl'n am Strick, und unserans kriagt statt an Kirchtaggrosch'n von d' Leut' an Putzer, wann's G'wand net ferti is. I glaub', Du solltest do a auf d' Rundschaft schau'n — gar hiabt, wo's eh mit 'n Bauer aus is.“

„Wer hat denn dö's g'sagt?!“ fuhr das Mädchen, sich verfärbend, herum.

„No, — z'weg'n was warst denn wallfahrten g'west?“ meinte die Alte verwundert.

„A ja!“ machte Genz, sich besinnend, und ein schelmisch verschmitztes Lächeln

¹⁾ Gelöbniß gemacht.

umspielte ihre Lippen. „Kränkt si d' Mahm net — es bleibt nix hint'n,“ setzte sie, eifrig zu schwenken beginnend, hinzu und hob halb pfeifend, halb singend die Melodie eines Trugliedes an.

*

Am entscheidenden Sonntag trieb die Aufregung das Mädchen schon frühzeitig ins Dorf. Sie wollte sich von der Krämerin stärkende Tropfen verabreichen lassen, weil ihr so seltsam wüst zu Mute war.

Am Kirchenplaze stand eine Gruppe junger Leute, meist Aushilfsarbeiter, deren man zur Dreschzeit bedurfte; unter ihnen Flor. Er trat rasch auf Cenz zu und faßte vertraut ihre Hand. — Sie stand wie vom Donner gerührt.

Er musterte sie mit demselben fecken Lächeln, das ihr immer wieder in den Sinn gekommen war, und flüsterte, seine Lippen beinahe an ihre Wangen pressend:

„Geh, Cenz, sei mir a a weng guat!“

„S Dir?!“ stammelte sie, sich losreißend, „'s darf ja net sein!“ und eilte zum Kramladen hinüber.

Er folgte ihr nicht, aber sah ihr mit herausfordernd siegesgewissem Lächeln nach, bis sie in der Thür verschwand.

Die Glocken riefen zum Hochamte. Die Kirche füllte sich heute mit lauter fröhlich blickenden Menschen. Es war ja Kirchtagsonntag! Dicht gedrängt stand die gepuzte Jugend, schmunzelnd setzten sich die Großbauern zurecht, und die Weibsteute zupften um die Wette an ihrer Gewandung herum. Am aufgeregtesten von allen aber war der alte Eichinger, obwohl er es sich nicht anmerken ließ und puppenhaft ruhig darsaß. Er wußte ja, daß nach der Predigt seine Kinder, seine Hausleute, die Nachbarn, die ganze Gemeinde durch Priester Mund erfahren solle, daß er die Cenz zu ehelichen gewillt sei. Verstoßen suchte sie sein Blick auf ihrem gewöhnlichen Plaze, doch sie stand nicht dort, war überhaupt nicht in der Kirche. Die Leute meinten späterhin, sie habe sich wohl nicht hinein gewagt; in Wahrheit hatte sich ihr Unwohlsein derart gesteigert, daß sie sich nicht verkündigen hören konnte. Dafür entging sie wohl dem Kreuzfeuer all der drohenden Augen, die sie suchten, wie die Namen von der Kirchenkanzel schallten. Gleichzeitig begann ein Rücken, Drehen, Raumen, — glucksend und zischend durchlief es den geweihten Raum wie eine plötzlich einbrechende Wasserflut, die alle Andacht hinwegschwemmte. Der neu anhebende, Einhalt gebietende Orgelklang erzwang nur äußere Ruhe; desto ungeduldiger erwartete man den Schlußsegen, um dann doppelt lärmend nach den Schenken zu drängen und seiner Enttäuschung über diesen „Hauptstreich“ Luft zu machen. Denn eine solche Kirchtagüberraschung hatte man trotz der laufenden Gerüchte doch nimmer erwartet!

Der Eichinger bot nicht allein in der Kirche allen die Stirne, sondern ging nun auch gemessenen Schrittes dem Gemeindegewirtshaus zu. Als er in die Gaststube trat, verstummte das Gerede. Er aber pflanzte sich in deren Mitte auf und musterte die Anwesenden mit herausforderndem Blick.

„S wer do ka Unterhaltung stör'n?“ fragte er brüsk. „Wem mein Handl net ziemt, der braucht mit mir ka G'schäft z' mach'n!“

Befriedigt schmunzelnd hörte er die abwehrenden Beteuerungen, keiner wagte zu wiederholen oder einzugestehen, was er hinter seinem Rücken hatte laut werden lassen.

„Na, und meine Freund',“ fuhr er fort, „di lad' i alle für heut über drei Tag auf mei Hochzeit! Du, Wirt, kammst d' Musikanten glei da b'halt'n und schau a sunst dazua — der Ort soll an Nachkirtag hab'n, an den er denkt!“

Diese Verheißung verfehlte ihre Wirkung nicht. Sofort erhoben sich ein paar Glückzutrinker. Der Bauer gab willig Bescheid, die übrigen konnten sich nicht gut zurückhalten, und so ward seiner Verkündigung auch der öffentliche Weinsegen zu teil.

Schließlich warf Eichinger eine Handvoll Silbergulden auf den Tisch des Flickschusters:

„Rechts heut statt meiner da,“ gebot er, „und bringts der Genz Trunk und Krappen ham!“ Damit ging er.

Die Aussicht auf einen großen Gratischmaus hemmte die bösen Zungen und stellte die richtige Kirchtagstimmung schnell wieder her. — Abends, als der Tanz in vollem Zuge war, gedachte wohl nur ein mit finsterner Stirne abseits an einem Gartentisch sitzender Gast der unerwarteten Verkündigung — das war des Eichinger ältester Sohn.

In einer entfernt gelegenen Mühle bedienstet, kam er nur selten ins Dorf und mußte nun urplötzlich des Vaters ernste Heiratsgeliüste vernehmen.

In begreiflicher Aufregung war er in den Grabenhof geeilt und mit dem Alten so hart aneinander geraten, daß ihn der alsbald wieder vor die Thüre gesetzt hatte. Man zechte er hier in der löblichen Absicht, später Streit anzufangen, um seine Wut ausraufen zu können. Da ward er des Florian ansichtig, mit dem er einige Zeit beim Militär gedient hatte. Es freute ihn, mit dem eben erst beurlaubten Kameraden über mancherlei Rücksprache zu pflegen, und da er vom „Besten“ aufmarschiren ließ, hielt ihm jener gerne stand. Bald kam er auch auf seines Vaters „Narretei“ zu reden.

„Wann si nur no a Liabhaber meld'n that!“ schloß er zornentbrannt.

„No, wann's da um sonst nix geht,“ schmunzelte Flor.

„Was — eppa Du?!“

„Na. — Aber Dir z'liab kummt i auffi gehn — Dir z'liab!“

„Daß der Alt' siecht?“¹⁾ fragte ersterer heiser.

„Was gilt's?“ sagte Flor, die geöffnete Hand über den Tisch hinüberstreckend.

Bebend legte der junge Eichinger seine Börse hinein.

„Na — als Angab'!“ meinte der andere, sie zu sich steckend. „Aber gar z'schnell darfst ma in Alt'n net nachweis'n.“

„I soll 'n weis'n?“²⁾

¹⁾ sich überzeugt.

²⁾ nachführen oder schicken.

„Ja, i kann man do net selber mitnehmen!“ lachte Flor, sich erhebend.

„Und Du gehst?“

„Bis der Mond besser leucht!“

*

Cenz lehnte im weit geöffneten Fenster ihres Stübchens, starrte in die klare, stille Herbstnacht hinaus und lauschte den zeitweise so lockend heraufklingenden Bruchstücken der Tanzweisen. Bisher hatte sie bei keinem Kirchweihfeste gefehlt, nach der verblüffenden Verkündigung jedoch schien es für sie und Eichinger geraten, dieser Lustbarkeit ferne zu bleiben. Aber es war ihr gar einsam in dem von Wald umschlossenen Häuschen. — Die Solterer hatten sich's auch nicht nehmen lassen, das vom Bauer erhaltene Geld unten zu verzehren. Jetzt klatschten sie wohl mit der Menge nach beendigtem Tanze, — und der Flor — daß sie doch immer wieder an den Flor denken mußte! — Sie trat an den Tisch zurück, wo der mit Met gemischte Wein und die Krappen noch unberührt standen, biß einen an und schenkte sich ein — das war ja ihre ganze Kirchtagfreude!

Ein Geräusch erschreckte sie — umblickend gewahrte sie mit stockendem Atem, daß Flor sich in die Stube schwang.

*

Als der Tag dämmerte, weckte gebrüllartiges Geschrei die Schusterleute aus dem ersten Schlummer. In den Hof eilend sahen sie den Eichinger mit dunkelrotem Kopfe vor dem Fenster der Cenz. Sein Fausthieb zertrümmerte die Scheiben, mit heftigem Ruck hob er den Flügel aus, dann aber plötzlich taumelnd, stürzte er rücklings auf das Gras nieder. — Im selben Augenblick schlüpfte ein Burſche behend aus der Thür und entlief, während das Mädchen totenbleich mitten in der Stube stand.

„Was ist denn da g'scheh'n?“ schrie die Schusterin.

„Der Bauer is kommen!“ stammelte Cenz, langsam über die Schwelle schreitend, den Blick unverwandt auf den regungslos Darniederliegenden gerichtet.

Sie war die erste, die sich über ihn beugte, die erste, die in seinen starren Augen las, daß sie von seinem Zorne nichts mehr zu fürchten habe — da brach sie neben ihm zusammen und weinte bitterlich.

*

Das ganze Dorf geriet in Aufruhr, als man hörte, den alten Eichinger habe im Rötelmais der Tod ereilt. Alle wetterten gegen die Cenz, obgleich keiner wußte, in wie weit sie schuldig war, da aus den verworrenen Klagen des Schusters, womit er die Leute zusammenrief, nur hervorging, daß der Bauer in seinem Hause vom Schlage gerührt worden sei.

Der noch im Wirtshaus weilende Sohn war, grimmige Rache schwörend, mit den Aufgeregtesten hinaufgeeilt, aber Cenz hatte sich diesem Gerichte bereits durch die Flucht entzogen, und die Enttäuschung hierüber steigerte noch die Entzündung gegen sie.

Vergebens bemühte sich die alte Solterer, das Mädchen zu entlasten. — Durch ihren Mund war es nimmermehr offenbar worden, daß der Eichinger es auf einer Untreue ertappt. Sie schwur es den Gerichtsherren in die Hand, Genz sei einzig und allein aus Furcht vor den Bauern unter Mitnahme ihrer wertvollsten Sachen in einer dem Dorf entgegengesetzten Richtung auf und davon gelaufen. Dagegen verschwieg die Alte wohlweislich, daß sie selbst die bei Eichingers Leiche knieende Genz unter Hinweis auf die ihr von den erbosten Dörflern drohende Gefahr aus ihrem Schmerze aufgerüttelt hatte; daß sie selbst deren Bündel geschnallt und sie zu Steffels Schwester eilen geheißt, um dem Meßten das erwünschte Bräutchen zu erhalten. Erst nach Tagen erfuhr sie, daß das Mädchen dort nicht eingetroffen war, und bemühte sich späterhin ebenso vergebens wie die anderen, dessen Aufenthalt zu erforschen. Weil man von Genz aber eben weiters nichts hörte, ward sie verhältnismäßig schnell vergessen; um so mehr, als der junge Eichinger früh genug für ausgiebigen Gesprächsstoff sorgte.

Er übernahm des Vaters Wirtschaft und bethätigte des Alten Eigensinn und Herrschsucht, ohne dessen gediegenes Verständniß, dessen Arbeitseifer zu besitzen. Dagegen hatte er als Müllerbursche brav trinken gelernt und verbrachte täglich ein paar Stunden im Wirtshaus. Kam er heim, gab's Streit mit den Geschwistern, der bald zu Thätlichkeiten führte, worauf letztere eines Abends samt der Gillingmahn zu ihrem Vormund, dem Gatterbauern, flüchteten. Dieser liebte das Prozessiren viel zu sehr, um ernstlich einen gütlichen Vergleich anzustreben, und so sah man ihn eines Tages mit den Mündeln zum Advokaten in die Kreisstadt fahren.

Der junge Eichinger lachte, als es ihm hinterbracht wurde. „Na, wart's,“ sagte er, „denen werd' i d' Freud versalz'n!“ spannte den Schimmel ein und fuhr gleichfalls davon.

Als dann der Advokat im Grabenhof vorsprach, erklärte der junge Bauer, sich mit des reichen Mumüllers Tochter versprochen zu haben.

„Und über sechs Woch'n, an mein Hochzeitstag, werd'n d' G'schwister bei Heller und Pfennig auszahlt,“ fügte er brüsk hinzu, „da brauch't's weiter ka G'richt.“

So war es auch. Der junge Eichinger schnitt die Warnung bedächtiger Nachbarn, doch kein bedeutend älteres, häßliches Weib zu nehmen, mit den Worten ab:

„Sie hat Geld, und i brauch's, weil i Herr sein will in mein Haus!“ — und führte die rote Lies trotz des Gezeters seiner Verwandtschaft als Bäuerin in den Grabenhof.

Die beiden vertrugen sich wider Erwarten gut. Sie war ein verständiges, arbeitames und vor allem demütiges Weib. Streng gehalten von dem rauhen Vater, von den Leuten, ihrer roten Haare wegen, verspottet und gemieden, hatte sie frühzeitig zur Bibel und Erbauungsbüchern gegriffen, die lehrten sie, sich ohne Murren in Gottes Willen fügen, lehrten sie hoffen und tugendhaft bleiben.

Außerdem schützte sie ein Schwur ihres Vaters, sein Kind keinem geldnotigen Burschen zu geben, vor spekulativen Versuchern, bis der junge, stramme Bauer, pochend auf sein Besitztum, als uneigennütziger Freier um sie zu werben kam. Nun ließ sich der Müller auch nicht spotten und stattete sein Kind über Erwarten reichlich aus, was den jungen Gatten in andauernd freundliche Stimmung versetzte. Lies, die in ihrer Heirat einen Himmelslohn erblickte, gab nicht Anlaß, sie zu stören, und so ward die erste Kindstaufe gefeiert, ehe es noch ernstem Streit gegeben.

Doch des Kleinen wegen konnte das Weib der Wirtschaft bald nicht mehr so gut nachgehen wie anfänglich. Da kam der Mann eines Abends scheltend heim, weil der Knecht eine Egge am Acker stehen gelassen. Ein Entschuldigungsversuch ihrerseits erboste ihn noch mehr, er zankte bis in die sinkende Nacht und grollte am nächsten Tage, alle Winkel durchstöbernd, mit dem Gesinde weiter, bis er schließlich zur Erleichterung aller davonfuhr. Bei seiner Rückkehr brachte er einen strammen Burschen in mehr städtischer Kleidung mit, den er für seinen künftigen Oberknecht erklärte. Die Bäuerin wandte sich erbleichend ab, das Gesinde murrte, und die Nachbarn spotteten weidlich, als sie es erfuhren. Ein Oberknecht war ja nur bei einer Witwe oder auf einem Herrenhose gebräuchlich, doch nie und nimmer bei so einem jungen und rüstigen Bauern.

Der Knecht selbst entpuppte sich als der einstige Hartbauernflor, den man nach seiner Militärzeit nur ganz kurz als herrschaftlichen Aushilfsarbeiter in der Gegend gesehen. Niemand gedachte, daß er gleich der Genz nach jener verhängnisvollen Kirchweihnacht verschwunden war. Er seinerseits erzählte, einen einträglichen Posten in der Kreisstadt aus Sehnsucht nach dem Heimatsort verlassen zu haben; das schmeichelte den Dörflern, die dem lustigen, geschmeidigen Burschen, der jedem zu Gefallen reden konnte, überhaupt schnell gewogen wurden. Selbst die durch ihres Mannes Maßregel tief gekränkte Bäuerin konnte ihm gegenüber nicht die gewünschte Strenge bewahren, nur der, der ihn gebracht, der junge Eichinger selber, schien ihm doch nicht recht hold zu sein.

Flor kam seinen Obliegenheiten nach, ohne sich sonderlich um die oft widersprechenden Anordnungen des Bauern zu kümmern, doch als dieser seinen Willen in barscher Weise durchzusetzen versuchte, da sah ihn Flor gar eigentümlich an und sagte drohend:

„Mit mir schrei net — sunst red' i!“

Wohl ballte der Bauer die Faust gegen ihn, doch statt zuzuschlagen, wandte er sich mit einem Fluche ab und ging.

Es wurde kein Wort weiter über diesen Auftritt verloren, aber der junge Eichinger fühlte wohl, daß er vor seinen Dienstleuten im Ansehen gesunken war; dies vermochte ein Charakter wie er aber am wenigsten zu verwinden. Darum blieb er nun noch häufiger vom Hause fort, und in der arbeitslosen Winterzeit wanderte er buchstäblich von Schenke zu Schenke. Wenn er im Rausche erzehrte, glaubte er sich gewöhnlich vor den Fenstern seines Vaters, den er durch Spottreden aufstacheln wollte, nach der Treue seiner Liebsten zu sehen.

— Hin und wieder kam's zu Händeln, und nach einer Kauferei in kalter Märznacht plagte er über Bruststechen — eine Woche später begruben sie ihn.

Die Bäuerin, welche just zum zweitenmal Mutter geworden, lag fieberkrank daheim, und um ihre Wirtschaft wäre es schlimm bestellt gewesen — ohne Flor. Der aber zeigte sich nun in doppelt gutem Lichte, hielt das Gesinde streng zusammen und wachte mit weiblicher Fürsorge über der Kranken. Was Wunder, daß sie ihm volles Vertrauen schenkte und — wie es allmählich offenkundig wurde — ihn zum Bauern machen wollte.

*

Inzwischen war es zum viertenmal September geworden, seit der alte Eichinger gestorben. Einem drückend heißen Sommer folgte früher Herbst. Gelbrot schien der Wald, der sich damals noch ziemlich grün gezeit. Dürre Blätter raschelten unaufhörlich unter den Tritten eines langsam herankommenden, frankten, gebrochenen Weibes — der Cenz.

„Schon 's Rötelmals!“ flüsterte sie anhaltend. Das große Wolltuch, welches die ganze Gestalt umhüllte, glitt vom Kopf zurück und zeigte ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht, dessen Grübchen zu tiefen Falten wurden. Fieberisch brannten die großen, einst voll schelmischer Lust blizenden Augen, wie sie zwischen den Bäumen hindurch nach dem weißlichen Gemäuer des Schusterhäuschens lugte. Sie hätte wohl gerne die beiden gegen sie immer guten alten Leute gesprochen, scheute sich aber, näher zu kommen.

Bis dahin, wo sie stand, hatte die Solterer sie bei ihrem jähen Scheiden begleitet und ihr nochmals nachgerufen: „Bei der Schwarzföhre draht Di nach links!“ Sie war jedoch geradewegs zur nächsten Bahnhstation gelaufen, weil der Flor ihr gesagt, er wolle von dort aus mit einem Kameraden nach dem Landboden fahren. Nun erschienen ihr jene Worte wie der Mahnruf eines guten Engels. Hätte sie darauf gehört, wäre ihr vielleicht viel Elend erspart geblieben. Aber sie hätte auch nie ein glückseliges Jahr mit Flor verlebt! Die Erinnerung trieb eine heftige Röte in ihre Wangen, hüftelnd zog sie das Tuch über der schmerzenden Brust zusammen und schlich langsam weiter.

Damals hatte sie den Flor noch erreicht und war mit ihm in die Kreisstadt gefahren. Für die jungen, einnehmenden Leute fand sich bald lohnende Arbeit; insbesondere Cenz verdiente als Büglerin ein hübsches Stück Geld, und Flor brauchte sich als Austräger im selben Geschäft nicht übermäßig anzustrengen. Ihr Sparpfennig gestattete ihnen außerdem mancherlei Zerstreuungen, so lebten sie sorglos und glücklich dahin. Allmählich aber verschlimmerte sich ein garstiger Husten, den sie von jenem Dauerlaufen davongetragen, und begann ihre Arbeitskraft ernstlich zu hemmen, da machte sich Flor unter dem Vorwande, lohnendere Arbeit zu suchen, auf Nimmerwiederkehr davon. Monatelang hatte sie vergeblich seiner gewartet, dann warf sie das Fieber darnieder — doch seit dem Frühling, wo es ihr wieder besser ging, wanderte sie, Flor's Spur suchend, von Ort zu Ort, sie konnte es noch immer nicht glauben, daß er sie vorsätzlich verlassen, konnte sein Bild nicht aus ihrem Herzen reißen.

Teils als Tagelöhnerin aus helfend, teils von den restlichen Habseligkeiten, teils bloß von Mitleid lebend, durchstreifte sie die Dörfer. Nur die Gegend, in der sie aufgewachsen, hatte sie bisher scheu vermieden. Abergläubische Furcht vor dem toten Eichinger, sowie die Scham über ihr Herabgekommen sein, hielt sie fern. Aber als im Herbst der Husten wieder so gewaltig anhub, entschloß sie sich doch, den Rat einer vielgepriesenen Kräutlerin einzuholen, die unweit des Dorfes wohnte. Der Wege genau kundig, fiel es ihr nicht schwer, den Ort selbst zu umgehen. Beim Grabenhof mußte sie freilich vorüber, da er wie ein Wächter am Fuße des Hinterberges lag.

Ein Knecht pflügte gerade einen der großen, gegen das Thal hingestreckten Acker, als sie herankam. Sie sah ihm ein weichen zu, indem sie sich sagte, daß der alte Eichinger ein solch langsames Arbeitstempo wohl nicht geduldet haben würde; und als der Pflügende unweit ihrer anhielt, um die Erde von der Schar zu stoßen, fragte sie unwillkürlich:

„Wer ist denn da Bauer?“

„D' Eichinger Wittib,“ klang's zurück.

Auf's höchste erstaunt wiederholte sie die Worte.

„Ja,“ nickte der Bursche, „und über a paar Woch'n is der Oberknecht.“

Dabei wies er mit dem Daumen gegen das Thor zurück, hinter welchem eine befehlende Stimme erschallte, die Genz das Herz lauter pochen machte. Ohne Besinnen eilte sie näher, da ward die Thür aufgerissen — und Flor trat heraus.

Zehn Schritte standen die beiden auseinander, sie jubelnd seinen Namen rufend, er bleich bis in die Lippen, wütend mit dem Fuße stampfend.

„Flor!“ wiederholte sie bittend.

„Marisch!“ schrie er zornentbrannt, mit fortweisender Geberde.

Totenblässe, dann flammende Röthe überflutete ihr Gesicht.

„Mir willst Du die Thür wehren!?“ rief sie bebend.

Ohne zu antworten, bückte er sich um einen Stein und warf nach ihr. — Aufkreischend hielt sie den getroffenen Arm und, einem zweiten Wurf ausweichend, lief sie querfeldein, dem Bache zu. Schweißbedeckt und zitternd wie ein gehektes Tier verkroch sie sich zwischen den Weiden, zog das Wolltuch über den Kopf und lag so stundenlang in dumpfer Betäubung da. Erst als es zu dunkeln begann, raffte sie sich empor. Ein unbezwingbares Verlangen trieb sie nach dem Grabenhof zurück.

Vorsichtig schlich sie sich an das Haus heran; durch ein Fenster blinkte Licht; sie konnte die Stube überschauen und beobachten, wie Flor die Bäuerin mit demselben behexenden Lächeln beschwätzte, dem sie unterlegen war. Eiferfüchtig näher tretend wahrte sie plötzlich Feuerchein zwischen den an der Hauswand aufgeschichteten Reisigbündeln — doch nein — es war bloß das zweite Stubenfenster damit verstellt, und das Licht schimmerte so rötlich durch... Aber wie merkwürdig wirkte dieser helle Schein auf sie ein, welcher ein furchtbarer Gedanke erwachte in ihrer Seele! — Diese Bündel konnten so leicht brennen,

auch in der Scheune gegenüber lugten die Strohhalme durch die Bretter — wenn das Feuer fing — konnte der Flor nicht Bauer werden!

*

Nach Mitternacht verkündete Glockengeläute, daß der Grabenhof in Flammen stehe.

Im Verein mit den nächsten Nachbarn gelang es dem Gesinde, wenigstens das Vieh bis auf einige vor Schrecken tolle Tiere, die blindlings in den brennenden Stall zurück stürmten, ins Freie zu bringen. Die meisten der zur Hilfe Herbeigeeilten waren jedoch mit den Baulichkeiten zu wenig vertraut, um sich nun in dieselben hinein zu wagen; sie gossen blindlings Wasser in die Flammen oder schleppten die beinahe wertlosen Gegenstände, welche in Hof und Schuppen standen, in den Obstgarten, woselbst jammernde Weiber sich um die ohnmächtig zusammengebrochene Bäuerin und ihr Kleinstes zu schaffen machten.

Unweit dieser Gruppe, hinter Beerensträuchern verborgen, kauerte Genz und beobachtete, zeitweise wie von Fieberfroß geschüttelt, das unaufhaltsame Umsichgreifen der gierig leckenden Flammen, bis das schmetternde Trompetenzeichen der endlich eintreffenden Dorfspritze sie jäh empor schreckte.

Auch die Bäuerin rief es zu sich.

„Wo is mei Deandl!“ stammelte sie, das Haar aus der Stirn streichend. Bestürzt sahen die Weiber einander fragend an.

„Noch drin?!“ gellte es von den Lippen der geängstigten Mutter.

„I hol's!“ rief's neben ihr; ein Weib lief auf das Fenster der großen Stube zu, zerbrochene Scheiben klirrten, und es war im Innern des Hauses verschwunden.

Die Bäuerin, gefolgt von den anderen, eilte gleichfalls vor, erfaßte impulsiv den Arm des Mannes, der soeben den Wasserstrahl der Spritze auf den Giebel richtete und leitete ihn nach jenem Fenster hin. — Nach qualvollen Minuten erschien die Frau mit dem betäubten Kinde in demselben und reichte es der hinzuspringenden Mutter heraus.

Zwei Bursche hielten der Retterin eine Stange entgegen, damit sie sich über das Fensterbrett schwingen könne, doch in dem Augenblick, wo ihr Fuß den Grasboden berührte, stürzte ein Teil des brennenden Gesimses herab. Zu Tode getroffen zog man sie unter den glimmenden Balken hervor.

*

Noch rauchten die Mauern des leergebrannten Hofes, als die Frühfütterstunde die Mehrzahl der Leute heimwärts rief. Bei dem nächst gelegenen Gehöfte aber hielten alle an, um zu fragen, wie es den Hierhergebrachten ergehe.

„'s Deandl is wieder frisch,“ hieß es, „aber d' Fremde wird's neama lang mach'n.“

Einige traten wohl auch in die Stube, wo das arme Weib halb bewußtlos zwischen nassen Decken — wie es der Dorfarzt zur Linderung der Schmerzen

anbefehlen — ruhte. Ihm gegenüber saß Lies, das gerettete Kind am Schoß, und weinte, während sie es immer wieder herzte und küßte um die, die feinetwegen sterben mußte.

Wieder bewegte sich die Thür; die alte Solterer gesellte sich zu den lächelnd oder betend Herumstehenden. Als sie der Leidenden ansichtig geworden, trat sie forschenden Blickes bis hart an das Lager:

„O du mein!“ rief sie, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. „Das is ja die Genz!“

Der Ton dieser Stimme oder der Ruf ihres Namens wirkte belebend auf das Mädchen, es öffnete die Augen und sah fragend um sich.

„Aber, Genz, was hast denn than?!“ jammerte die Alte.

„Anzund'n!“ ächzte diese.

Entsetzt wichen die Umstehenden zurück. Der Blick der Sterbenden aber heftete sich auf den eben eintretenden Flor.

„Ja!“ schrie sie, mit letzter Kraft auf ihn weisend. „Der darf da net Herr werd'n, z'wegen den — der alt' Bauer — g'storb'n!“

„Wie — Du bist aus der Stub'n g'reunt?!“ machte die Solterer, sich vor die Stirn schlagend.

„Du warst ihr Liabhaber?“ stammelte die Bäuerin, das Kind zu Boden stellend.

„Na!“ rief Flor, mit dem Fuße stampfend. „Nur Dein selig Mann z'liab bin i auffi — damit der Alt' — die Dummheit laßt.“

Mit einem markererschütternden Schrei sank Genz in die Kissen zurück. Mißbilligendes Gemurmel erhob sich wider den Burtschen — das Kind aber lief urplötzlich zu seiner Mutterin und legte sein Händchen wie tröstend auf ihren abgekehrten Arm.

„A Engerl!“ flüsterte die Verschaidende brechenden Auges, und eine unendliche Erleichterung verklärte ihre Züge. Fast gleichzeitig erschien der Priester mit dem Allerheiligsten, und die Leute begannen, in die Kniee sinkend, die üblichen Sterbegebete.

Nur die Bäuerin stand wie gelähmt und starrte mit peinvoll verzogener Miene, alles umher vergessend, vor sich hin. — Flor versuchte es, ihr eine Entschuldigung zuzusüßeln. Sie aber wies eisig strengen Blickes mit der Hand nach der Thür. — Da zuckte er die Achsel und ging, wohl erkennend, daß es bei ihrem Charakter kein Verzeihen für ihn gebe und er wieder anderswo in der Welt sein Glück versuchen müsse.



Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Arnak.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

(Fortsetzung.)

Berichtigung einer Mitteilung in den Memoiren des Generals von Brandt.

Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Generals von Brandt¹⁾ sind in der Monatschrift „Deutsche Rundschau“ Mitteilungen gemacht. So auch im Januarheft 1878, Seite 122 bis 145 unter der Ueberschrift: Berlin im Oktober und November 1848. Auf Seite 142 erzählt General von Brandt, ich habe gegen ihn und General von Pfuel in Betreff des Ministeriums Brandenburg geäußert: „Nun, mit Brandenburg wird es erst recht nicht gehen; glauben Sie mir, Herr General, darüber gehen der König, der Prinz von Preußen, darüber kann der Staat zu Grunde gehen. Das Volksbewußtsein ist zu tief von diesen Ansichten durchdrungen, als daß man ihm heute mit dergleichen kommen darf: das Beste würde es sein, der König resignirte und träte die Krone dem Sohne des Prinzen von Preußen ab.“ Mir ist wohl erinnerlich, daß ich zur Zeit jenes Ministerwechsels mit den beiden genannten Generalen gesprochen und die Lage als eine sehr bedenkliche und gefährliche bezeichnet habe. Daß ein Rücktritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. wünschenswert sei, war im Frühjahr 1848 in der reaktionären Partei ausgesprochen worden; man sprach sogar im Sommer 1848 von Intriguen bei Hofe nach dieser Richtung, später redete man wohl auch auf der liberalen Seite davon. Man hielt den König nicht für stark genug, das Staatsruder in solcher Zeit zu führen. Es ist daher auch möglich, aber mir nicht erinnerlich, daß ich im Gespräch mit den Generalen darauf hingedeutet habe; aber entschieden bestreiten muß ich, daß ich von einer Uebergehung des Prinzen von Preußen zu Gunsten seines damals siebenzehnjährigen Sohnes gesprochen habe, die im grellsten Widerspruch mit meinen damaligen und jetzigen Ansichten gestanden hätte. General von Brandt war ein wahrheitsliebender Mann, aber man sieht es seinen Memoiren an, daß sie zum Teil in sehr aufgeregter Stimmung geschrieben sind. Es muß der Ausgabe ein Mißverständnis oder eine Verwechslung zu Grunde liegen.

Adresse der Nationalversammlung an den König.

Es ist bekannt und in meinen „Skizzen aus Preußens neuester Geschichte“ S. 106 f. erwähnt, daß die Nationalversammlung noch in ihrem alten Sitzungslokal, bevor Wrangel sie daraus vertrieb, eine Adresse an den König beschloß, in welcher um Ernennung eines andern Ministeriums gebeten wurde.

¹⁾ Die vollständige Veröffentlichung in Buchform erfolgte erst im Jahre 1882.

Eine aus allen Parteien gewählte Deputation, — die Rechte war im Rumpfparlament auch vertreten — mich als Präsidenten an der Spitze, wurde mit der Ueberreichung der Adresse in Sanssouci beauftragt. Johann Jacoby gehörte auch zur Deputation. Der König ließ zuerst die Deputation nicht vor, entschloß sich dann aber doch dazu. Nachdem ich dem König eine tiefe Verbeugung gemacht, trat ich an den Tisch in der Mitte des Zimmers, wo eine Lampe stand, und las die Adresse laut, aber ehrerbietig vor. Der König, der schon beim Vorlesen der Adresse Zeichen von Ungeduld gab, nahm mir das Papier aus der Hand, als ich geendigt, drehte sich kurz um und ging nach der Thür. In dem Augenblick, als er dieselbe erreichte, schrie ihm Jacoby nach: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.“ Diese Scene¹⁾ machte auf sämtliche Mitglieder der Deputation keineswegs einen günstigen, sondern einen sehr peinlichen Eindruck. Zeichen und Worte der Mißbilligung traten hervor in Gegenwart der noch im Zimmer befindlichen Adjutanten des Königs, die auch erstaunt, aber gegen die Abgeordneten durchaus höflich waren. Der Ausdruck Jacobys verstieß auch gegen jeden parlamentarischen Gebrauch, nach welchem bei einer solchen Deputation niemand zu reden hat als der offizielle Sprecher.

Später ist Jacoby nicht nur von radikalen, sondern auch von liberalen Zeitungen wegen seines Auftretens in Sanssouci in den Himmel erhoben worden. Er sei, hieß es, der einzige Mann, der vor dem Könige offen zu sprechen gewagt habe. Es mag der Nachwelt überlassen bleiben, über den Fall zu urteilen, aber zugetragen hat sich derselbe genau so, wie ich es hier geschildert habe, und der Eindruck auf alle Gegenwärtigen war der oben mitgeteilte. Von diesen stimmte Jacoby laut niemand bei. Hätte sich der König nach Vorlesung der Adresse, die doch als Anrede gilt, auf eine Antwort oder ein Gespräch eingelassen, so würde sich dann erst gezeigt haben, ob es dem Präsidenten an Mut fehlte, seine Meinung ehrerbietig, aber offen auszusprechen. Dagegen erschien mir und anderen das Nachrufen einer Sentenz hinter dem eben sich zurückziehenden König nicht würdig, vielmehr als revolutionäre Affektation. Im Verlauf der nächsten Tage zeigte sich deutlich, daß die Nationalversammlung keineswegs zu revolutionären Schritten geneigt war.

Die Steuerverweigerung.

Der im Plenum der Versammlung erstattete Bericht über den Empfang der

¹⁾ Nach der unwidersprochen gebliebenen Mitteilung des Abgeordneten d'Éster nahm, als Seine Majestät im Fortgehen begriffen war, der Abgeordnete Jacoby das Wort und sagte: „Wir sind nicht bloß hierher gesandt, um Eurer Majestät eine Adresse zu überreichen, sondern auch, um Ihnen über die wahre Lage des Landes mündlich Auskunft zu geben.“ Während der König weiter ging, bemerkte der Abgeordnete Jacoby ferner: „Gestatten Eure Majestät uns Gehör?“ Seine Majestät erwiderte, sich unwendend: „Nein!“ Darauf machte der Abgeordnete Jacoby noch die oben angeführte Bemerkung. Nach der Versicherung des Abgeordneten Bredt hatten sofort, als die Jacoby'sche Aeußerung gefallen, beinahe sämtliche Mitglieder der Deputation noch in Gegenwart des Königs einmütig gegen dieselbe protestirt und dieselbe völlig desavouirt.

Deputation in Sanssouci¹⁾ machte natürlicherweise einen sehr üblen Eindruck. Einzelne Abgeordnete sprachen unter einander von Steuerverweigerung, aber das damalige Zentrum und die in Berlin zurückgebliebenen Mitglieder der Rechten erklärten sofort, daß sie den Saal verlassen und die Versammlung beschlußunfähig machen würden, sobald ein Antrag auf Steuerverweigerung eingebracht würde.

Daß eine nach der Geschäftsordnung nicht beschlußfähige Anzahl Abgeordneter Beschlüsse fassen könne, wie es nachher die Rechte in Brandenburg²⁾ that, hielt man allgemein und mit Recht für unzulässig. Es wurde kein Antrag auf Steuerverweigerung gestellt.

Erst nachdem die Versammlung durch Wrangel aus ihrem bisherigen Sitzungsort und dann aus verschiedenen anderen Lokalitäten verjagt³⁾ und der Belagerungszustand verhängt wurde, unerachtet gewaltsamer Widerstand nicht einmal versucht worden war, tauchte der Gedanke an eine Art von Steuerverweigerung wieder auf. Eine größere Anzahl Abgeordneter ersuchte mich, noch eine Sitzung anzusetzen, um zu beraten, ob nicht noch ein entscheidender Schritt, z. B. eine Erklärung notwendig sei, daß das Ministerium Brandenburg kein Recht habe, unbewilligte Steuern zu erheben. Eine eigentliche Steuerverweigerung, d. h. ein Aufruf an die Bevölkerung, keine Steuern zu zahlen, wurde nicht beabsichtigt. Ich weigerte mich, eine Sitzung anzusetzen, und wies darauf hin, daß in der Versammlung sich kein Widerspruch erhoben habe, als ich meinen Entschluß mitteilte, keine weitere Sitzung abzuhalten. Zugleich erklärte ich mich gegen jede Steuerverweigerung, auch gegen eine verschämte. Der jetzige Moment eigne sich gar

¹⁾ Derselbe findet sich abgedruckt in den Verhandlungen über die 93. Sitzung der Nationalversammlung vom 3. November 1848.

²⁾ In der Sitzung vom 9. November 1848 wurde eine Allerhöchste Botschaft verlesen, inhaltlich deren der Sitz der zur Vereinbarung der Verfassung berufenen Versammlung von Berlin nach Brandenburg verlegt wurde. Das Staatsministerium war beauftragt, die zur Uebersiedelung nötigen Vorkehrungen so schnell zu treffen, daß die Sitzungen vom 27. November ab in Brandenburg gehalten werden. „Bis dahin wird die zur Vereinbarung der Versammlung berufene Verfassung hierdurch verlagert. Wir fordern daher die Versammlung auf, ihre Beratungen nach geschener Verlesung Unserer gegenwärtigen Botschaft sofort abzubrechen und zur Fortsetzung derselben am 27. d. Mts. in Brandenburg wieder zusammenzutreten.“ Einige Minuten nach Verlesung der Botschaft entfernten sich die Minister und viele Abgeordneten der Rechten.

³⁾ Die Sitzung vom 10. November 1848 fand noch im Saale des Schauspielhauses statt; es war die erste, welche von dem General von Wrangel gesprengt wurde. Die Sitzungen vom 11., 12. und 13. November 1848 wurden im Saale des Berliner Schützenhauses, Linienstraße 5, abgehalten. Nach Schluß der Plenarversammlung am 13. November wurde die im Lokal zurückgebliebene Kommission der Nationalversammlung militärisch gesprengt. Die Sitzung vom 14. November erfolgte im Sitzungssaal der Berliner Stadtverordneten-Versammlung im Köllnischen Rathause. Diejenige vom 15. November im Lokale des Hotel Wielenz. Auch sie wurde militärisch gesprengt. Die Verhandlungen der konstituierenden Versammlung vom 9. November bis zur Steuerverweigerung sind in Leipzig 1849 (in Kommission bei Theodor Thomas) erschienen. Die in der Deckerschen Druckerei gedruckten Verhandlungen schließen für Berlin mit der Sitzung vom 9. November 1848.

nicht dazu. Wollte man revolutionär auftreten, so hätte dies damals, als Wrangel vor dem Schauspielhause erschien, geschehen müssen. Die Sache sei auch unter den verschiedenen Fraktionen zu jener Zeit besprochen, aber abgelehnt worden. Zugleich erbot ich mich, das Präsidium niederzulegen. Dann möge der Vizepräsident thun, was ihm nötig erscheine. Hiergegen protestirten die anwesenden Abgeordneten, unter denen sich auch einige der Gemäßigten befanden, blieben aber dabei, die Anberaumung einer Sitzung zu verlangen. Meine Lage war eine sehr peinliche und ich habe vielleicht nicht das Richtige getroffen, als ich erklärte, ich würde nur dann eine Sitzung ansetzen, wenn die Mehrzahl der in Berlin anwesenden Abgeordneten dies schriftlich verlangte. Ich ging dabei von der Meinung aus, daß entweder die Unterschrift der Majorität nicht zu beschaffen sei, oder ein Antrag auf Steuerverweigerung abgelehnt werden würde. Ich theilte dies auch mehreren Abgeordneten mit, die mich in meiner Meinung bestärkten. Aber nach kaum einer Stunde wurde mir der von der Majorität unterschriebene Antrag auf sofortige Ansetzung einer Sitzung vorgelegt. Die Abgeordneten hatten sich gleich am Nachmittage in dem Saal von Mielenz unter den Linden privatim versammelt,¹⁾ dort jenen Antrag unterschrieben und ließen mich nun ersuchen, ebenfalls zu erscheinen. Dies that ich, weigerte mich aber, die Sitzung sofort zu eröffnen, und verlangte, daß die etwa nicht im Saal, aber in Berlin anwesenden Abgeordneten durch Boten von der Sitzung benachrichtigt würden, deren Eröffnung ich auf eine etwas spätere Stunde festsetzte, damit kein Abgeordneter präkludirt werde. Ein solcher bei offenen Thüren und nicht abgesperrten Galerien sich ereignender Vorgang konnte unmöglich geheim bleiben, was auch niemand verlangte. Die Polizei und das unter dem Belagerungszustand thätige Militärkommando hatten also vollkommen Zeit, die Versammlung gar nicht zu stande kommen zu lassen, oder doch in den ersten Stadien aufzulösen und den Saal militärisch zu besetzen. Nichts von dem geschah.

Die Sitzung wurde eröffnet, der Antrag gestellt und die Diskussion nahm ihren Verlauf. Im Laufe derselben wurde auf namentliche Abstimmung angetragen, die vollkommen geeignet war, die Sache zum Fallen zu bringen. Niemand störte uns. Erst nachdem die Verhandlung mehrere Stunden gedauert hatte und sich ihrem Ende näherte, trat ein Stabsoffizier in den Saal, hinter ihm ein Unteroffizier mit ein paar Soldaten. Der Offizier, wie ich nachher erfuhr, der damalige Major Herwarth von Bittensfeld, später Gouverneur von Magdeburg, nicht zu verwechseln mit dem kommandirenden General gleichen Namens, ging um die Versammlung herum, trat an mich heran und erklärte, daß er den Befehl habe, die Versammlung aufzulösen, mich aber ersuche, unliebsame militärische Maßregeln dadurch zu verhüten, daß ich die Versammlung schlicke. Auf dieses nicht einmal laut, sondern nur direkt zu mir ausgesprochene Verlangen konnte ich unmöglich eingehen, ohne für feige gehalten zu werden. Ich antwortete also dem Major, daß ich nur Organ der Versammlung sei und

¹⁾ Näheres über diese Versammlung siehe v. Uruh, „Skizzen“ S. 129.

seinen Wunsch nicht erfüllen könnte; er möge thun, was seines Amtes sei. Das war doch deutlich.

In der That hielt ich den militärischen Schluß der Versammlung in jenem Augenblick für das Beste. Die mir sehr wahrscheinliche Verwerfung des Antrags auf bedingte Steuerverweigerung hätte jedenfalls sehr verschiedenen Auslegungen unterlegen und wäre später den gemäßigten Abgeordneten sehr verdacht worden, die Annahme des Antrags war aber noch viel bedenklicher und folgenschwerer.

Inzwischen machte Major von Herwarth noch einen Versuch, mich zum Schluß der Versammlung zu bestimmen. Ich blieb dabei, ich thäte, was meines Amtes sei, er möge thun, was seines Amtes sei — und glaubte, er werde nun vortreten, die Versammlung laut auflösen und jedem, der den Saal nicht verlasse, die sofortige Verhaftung androhen. Keineswegs, Major von Herwarth verließ den Saal stillschweigend, um, wie sich nachher zeigte, von dem auf der Straße aufgestellten Bataillon noch mehr Mannschaften nach dem Saal zu holen, was offenbar ganz unnütz war. Während dieses Vorganges war selbstverständlich große Aufregung im Saal entstanden. Man rief vielstimmig: „Abstimmen, schnell abstimmen, bevor das Militär wiederkommt.“ Der Antrag auf namentliche Abstimmung wurde zurückgezogen und die Diskussion geschlossen. Sämtliche Abgeordnete waren schon von ihren Stühlen aufgestanden, so daß das Resultat der Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben sich unter allgemeinem Zuruf von selbst ergab und von mir proklamirt werden mußte. Gleichzeitig trat Major von Herwarth, gefolgt von Soldaten, wieder in den Saal, fand aber nichts mehr zu thun; die Abgeordneten verließen den Saal. Ich kann mich nicht erinnern, daß einzelne Mitglieder bei der Abstimmung sitzen geblieben wären, möglich ist es aber, daß ich dieselben nicht bemerkt habe. Die Aufregung und der Tumult waren zu groß. Dagegen weiß ich, daß mehrere Abgeordnete aus dem Zentrum, so der damalige Stadtrat Duncker und Schuldirektor Dielitz, am Abend über den gefaßten Beschluß sehr außer sich waren und mir Vorwürfe machten, daß ich denselben nicht verhindert habe.

Dies war der Hergang bei dem sogenannten Steuerverweigerungsbeschluß, den ich seit jenem Zeitpunkt für einen politischen Fehler gehalten habe, obgleich ich auch heute noch der Meinung bin, daß eine Repräsentativ-Versammlung, der das Recht zusteht, Steuern zu bewilligen, notwendig auch das Recht haben muß, unter gewissen Umständen Steuern nicht zu bewilligen. Hat doch das preußische Herrenhaus in der Konfliktzeit 1863—65 mehreremale das ganze Budget verworfen, folglich die Steuerbewilligung nicht ausgesprochen, freilich in der thatsächlich richtigen Voraussetzung, daß die Steuern doch erhoben werden würden. Es kommt aber darauf an, wie die Umstände beschaffen sein müssen, wenn dieselben die extreme Maßregel der Steuerverweigerung rechtfertigen sollen. Die sittliche Entrüstung, mit welcher die Reaktion anderthalb Jahrzehnte hindurch von der Steuerverweigerung und den Steuerverweigerern sprach, hatte wohl ihre besonderen Gründe. Daß die Regierung keinen Abgeordneten wegen Teilnahme an jenem Beschluß gerichtlich angeklagt hat, beweist am besten, daß sie denselben

an sich nicht für strafbar hielt. Der sogenannte Steuerverweigerungsprozeß bezog sich lediglich auf Handlungen einzelner Abgeordneten außerhalb der Nationalversammlung.

Nicht verschweigen will ich, daß zwischen dieser richtigen Darstellung des Herganges und einer Anführung in meiner 1851 bei Eugen Fabricius in Magdeburg erschienenen Schrift: „Erfahrungen aus den letzten drei Jahren“ ein Widerspruch zu herrschen scheint. Ich sage dort auf Seite 128:

„Der politische Fehler, den die Versammlung beging, war, daß sie den Beschluß (der Steuerverweigerung) am 15. und nicht am 9. November faßte. Eine Stunde, nachdem das Ministerium Brandenburg den Saal verlassen hatte, mußte die Steuerverweigerung ausgesprochen werden oder nie u. s. w.“

Das klingt nicht nur so, als ob ich es bedauert hätte, daß der Beschluß nicht am 9. November gefaßt worden ist; ich beabsichtigte, diesen Eindruck hervorzurufen, aber erst zwei Jahre später, während welcher die Reaktion im Innern wütete und zugleich Preußen dem Auslande, namentlich Oesterreich und Rußland gegenüber, erniedrigte. Die Zustände waren in dieser Zeit so heillos geworden, daß man in einer auf Wirkung berechneten Parteischrift wohl der Reaktion zuzurufen konnte, man beklage das gemäßigte Verhalten der Nationalversammlung und würde im wiederkehrenden Falle anders handeln.

In Wahrheit war ich im November 1848 gegen jede Steuerverweigerung, wie schon aus dem Umstande deutlich hervorgeht, daß ich die Ansetzung der Sitzung zuerst verweigerte und dann die Abhaltung derselben so viel als thunlich verzögerte, was ich gewiß nicht gethan haben würde, wenn ich den Beschluß hätte herbeiführen wollen.

Erwähnen will ich noch, daß ich bei der Weigerung, noch eine Sitzung anzusetzen, einer Anzahl Abgeordneter den Vorschlag machte, als letzten Versuch, die Regierung von extremen, reaktionären Schritten abzuhalten, statt der bedingten Steuerverweigerung die von der Kommission entworfene, zum Teil im Plenum schon beratene Verfassung ohne Diskussion en bloc anzunehmen und der Regierung zur Erklärung vorzulegen. Auf diese Weise wäre man im Rahmen der Vereinbarung geblieben. Daß die Regierung eine solche Verfassung nicht annehmen würde, war zweifellos, aber sie konnte eine zweite Versammlung zur Beratung der Differenzpunkte berufen, statt eine Verfassung zu oktroyiren und diese einer Revision zu unterwerfen. Da die oktroyirte Verfassung vom 5. Dezember 1848 in der That größtenteils wörtlich mit dem Entwurfe der Nationalversammlung übereinstimmte, wenn auch unter mehrfachen wesentlichen Abänderungen, so konnte man nicht sagen, daß der von mir vorgeschlagene Weg unpraktisch sei; jedenfalls hätte man die Regierung in Verlegenheit gesetzt und die Oktroyirung unnütz und willkürlich erscheinen lassen. Ich überzeugte mich aber sofort, daß eine en bloc-Annahme des Entwurfs nicht zu erreichen sei. Derselbe ging manchen Abgeordneten in einzelnen Punkten viel zu weit und manchen von der Linken noch nicht weit genug. Ich ließ daher das Projekt fallen.

Oktroyirung der Verfassung am 5. Dezember 1848.

Am Tage vor dem Erscheinen der Verfassung¹⁾ wurde ich am frühen Morgen geweckt mit der Meldung, daß ein Mann da sei, der mich sofort sprechen wolle. Es war ein Schriftsetzer, der mir mittheilte, daß er und eine größere Anzahl Setzer seit zwei Tagen und Nächten in der Decker'schen Druckerei consignirt sei, wo sie die neue Verfassung setzten, die am folgenden Tage abends im Staatsanzeiger erscheinen werde. Niemand dürfe das Lokal verlassen, und er habe nur infolge der Nachricht, daß seine Frau entbunden sei, spät am Abend Urlaub, aber auch den Befehl erhalten, am andern Morgen vor Tagesanbruch wieder in der Druckerei zu erscheinen. Deshalb habe er mich wecken lassen. Der Mann hatte etwas so Zuverlässiges, daß ich an der Wahrheit seiner Mittheilung nicht zweifelte. Ueber den Inhalt der Verfassung wußte er wenig anzugeben. Ich theilte diese Nachricht mehreren Abgeordneten mit und sagte denselben, sie möchten sich doch am nächsten Abend in dem Restaurant Caspari unter den Linden einfinden, wo wir den Staatsanzeiger erwarten wollten. Es erschien dort eine ganze Anzahl Abgeordneter. Man mischte sich absichtlich in dem gewöhnlichen Lokal unter die anderen Gäste, um kein Aufsehen zu erregen. Ich saß neben Waldeck. Wir ergingen uns in Vermutungen über den Inhalt der Verfassung und waren beide der Meinung, daß jedenfalls auch ein Wahlgesetz oktroyirt werden würde. Dabei brachte ich zur Sprache, ob die liberale Partei wählen solle, wenn das neue Wahlgesetz große Beschränkungen des Wahlrechts, z. B. einen hohen Censur, einführe. Waldeck äußerte ohne Besinnen, es verstände sich von selbst, daß wir uns an den Neuwahlen zu beteiligen hätten, soweit dies das neue Wahlgesetz gestatte. Wir würden doch den Kampfplatz, den man uns übrig lasse, nicht freiwillig aufgeben und der Reaktion das Feld räumen. Ich war ganz derselben Meinung, ebenso die Abgeordneten, die sich in unserer Nähe befanden. Niemand sprach von Wahlenthaltung. Endlich langte der Staatsanzeiger an. Zu unserem Erstaunen war am Wahlgesetz für die zweite Kammer nichts geändert, das allgemeine gleiche, aber indirekte Wahlrecht beibehalten. Das hätte die Reaktion wirklich nicht nötig gehabt. Niemand hatte darauf gerechnet. Ebenso waren wir einigermaßen überrascht, daß der Verfassung größtentheils der Entwurf der Nationalversammlung und ihrer Kommission zu Grunde lag. Sehr viele Artikel waren wörtlich übernommen und die Abweichungen und Hinterthüren, die man angebracht hatte, teilweise so versteckt, daß man manche derselben beim ersten Vorlesen überhörte. Bei genauerer Einsicht trat natürlich die Wichtigkeit der Abänderungen stark hervor, indessen war man doch froh, daß die Reaktion so viel übrig gelassen hatte. Augenscheinlich wagte man damals noch nicht weiter zu gehen. Auch die

1) Die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg hatte bekanntlich nicht den von der Krone gewünschten Erfolg, und deshalb wurde die Versammlung mittelst königl. Verordnung vom 5. Dezember 1848 aufgelöst. Die oktroyirte Verfassungsurkunde vom 5. Dezember 1848 findet sich abgedruckt in der preußischen Gesetzesammlung 1848, S. 375. Die dazu gehörigen Wahlgesetze vom 6. April 1848 finden sich abgedruckt in der Gesetzesammlung 1848, S. 395 und 399.

Zusammensetzung der ersten Kammer befriedigte insofern, als man keinen Versuch gemacht hatte, ein aristokratisches Oberhaus zu bilden und aus dem preußischen Junkertum englische Peers zu schnitzen. Freilich war die sofortige Revision der oktroyirten Verfassung durch die Kammern vorbehalten, aber das beibehaltene Wahlgesetz gewährte Sicherheit dagegen, daß die Revision nicht in ganz reaktionärem Sinn erfolgen könne. Eine verhältnismäßig ruhige Entwicklung stand in Aussicht, war wenigstens möglich, wenn keine neuen Oktroyirungen geschahen.

Resultat des Jahres 1848.

Stellt man jetzt (1877) nach 29 Jahren die Frage: Was ist durch die Kämpfe des Jahres 1848 in Preußen erreicht worden, sind dieselben nützlich oder schädlich gewesen? — und bemüht man sich, diese Frage möglichst objektiv, aber doch vom liberalen Standpunkt zu beantworten, so läßt sich gar nicht verkennen, daß trotz der vielen und großen Fehler, die auf allen Seiten damals gemacht worden sind, jene Vorgänge des Jahres 1848 die Grundlagen unserer politischen Entwicklung und unserer heutigen politischen Zustände bilden, die kein liberaler Mann und kaum ein Konservativer, der nicht reaktionär ist, mit denen vor 1847 vertauschen möchte. Da die Reaktion selbst dürfte nicht geneigt sein, zu jener Zeit absoluter bureaukratischer Willkür zurückzukehren. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn die Regierung schon lange vor 1848 die Hand zu den unbedingt notwendigen organischen Umformungen des Staates geboten hätte; aber daran war bei der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gar nicht zu denken. Ohne jenen allerdings revolutionären Anstoß würde Preußen hinter Sachsen und Bayern zurückgeblieben und immer unfähiger geworden sein, die Führung in Deutschland zu übernehmen. Oesterreich hätte trotz oder vielleicht infolge seiner inneren Kämpfe die Oberhand in Deutschland bekommen und, seiner unverkennbaren Tendenz gemäß, Preußen immer mehr herunter zu bringen gestrebt, während es offenbar ganz außer Stande und auch nicht willens war, aus Deutschland etwas anderes zu machen als einen unselbständigen Appendix von Oesterreich. Wir alle waren im Jahre 1848 politische Dilettanten, um nicht zu sagen: politische Kinder. Wir klebten am Rotteck-Dahlmannschen konstitutionellen Schematismus und glaubten, mit Verfassungsparagraphen lasse sich alles Wünschenswerte erreichen. Wir haben erst durch bittere Erfahrungen lernen müssen, daß es auf thatsächliche Umgestaltungen im Staate ankommt und insbesondere auf Organisationen, die eine ruhige, konsequente Fortbildung, möglichst ohne Sprünge und Experimente, zu ermöglichen geeignet sind.

Benahmen der Polen.

Erwähnen will ich noch des Benehmens der polnischen Mitglieder der Nationalversammlung aus der Provinz Posen. Dieselben hielten zwar ihre besonderen Zusammenkünfte, hatten sich aber der Fraktion der Linken angeschlossen und wurden zu den Demokraten gezählt, mit denen sie stimmten. Es befanden sich sehr liebenswürdige Männer darunter, auch einige reiche Grafen und ein nachheriger Kammerherr, die sich als Demokraten sehr eigentümlich ausnahmen.

Als ich eines Abends den Grafen N. N. besuchte, trat ein Mann in polnischem Rock ein, der ihm eine Menge Briefe in verschiedenen Sprachen zur Unterschrift vorlegte. N. N. erteilte ihm in ziemlich barschem Tone, wie die Polen ihre Diener anzureden pflegten, einige Weisungen. Der Mann stand in ehrerbietiger Stellung und fragte augenscheinlich, ob der Herr Graf noch etwas zu befehlen habe, und auf ein kurzes „Nein“ verbeugte sich der Mann sehr tief und machte die Geberde des *panom do nug* (Küssen des Rockzipfels). Ich weiß nicht, ob ich das Wort richtig schreibe, es bedeutet das fußfällige Küssen des Gewandes. Auf meine Frage, wer der Mann sei, antwortete N. N.: „Mein Sekretär.“ Ich erfuhr auch, daß derselbe studirt habe und in mehreren Sprachen korrespondire. Ich lachte laut auf und sagte: „Ihr Polen seid doch eine eigentümliche Sorte von Demokraten. So behandelt man bei uns nicht seinen Bedienten, geschweige einen studirten, gebildeten Mann.“ Darauf schien er etwas verlegen und meinte, bei den Polen sei das so Gebrauch. Dabei war er wirklich ein humaner Mann.

Mir fiel bei diesem Vorgange das unzweifelhaft begründete Gerücht ein, daß dieser Graf Chef der damaligen Liga polska war, welche die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen anzustreben begann.

Bei Ausbruch der Krisis im November 1848 hatte der sehr reiche polnische Graf K. mehrfach geäußert, wenn es an Geld fehle, so möchten wir uns an ihn wenden. In der That trat sehr bald Geldmangel ein, da die Regierung nach dem 9. November keine Zahlungen weiter leistete und eine große Anzahl Abgeordneter keine Mittel besaß. Man meldete mir, daß man sich an K. gewendet, derselbe aber nichts hergegeben habe.

Um den mittellosen Abgeordneten wenigstens die Rückreise möglich zu machen, legte ich einige tausend Thaler, etwa ein Drittel meines eigenen kleinen Vermögens, in die Hände von Kirchmann, der damit sehr sparsam umgegangen ist und nur wenige hundert Thaler an solche Abgeordnete verausgabt hat, die sich anders nicht helfen konnten.

Im Laufe des Jahres 1849 kam Graf K. mit seinem Bruder nach Magdeburg und brachte mit mir und meinen politischen Freunden einen Abend zu. Er erzählte, daß sein Bruder die Kavallerie der Aufständischen bei Miloslav 1848 kommandirt habe. Beide Brüder schienen noch ganz auf dem Standpunkt der Opposition zu stehen. Es befremdete mich daher sehr, als ich später die Ernennung desselben Grafen K. zu einer Würdenstellung am königlichen Hofe in der Zeitung las. Ich habe ihn im Jahre 1863 bei einem Hofball im Schloß wiedergesehen, wo ich um Auskunft über den Ausgang bat, die er mir höflich erteilte, ohne unsere Bekanntschaft zu erneuern.

Nach Schluß der Nationalversammlung im Dezember 1848 luden die polnischen Abgeordneten Schulze-Delitzsch, mich und noch ein paar Deutsche zu einem Diner ein. Kaum war die Suppe gegessen, als die Polen das Gespräch auf ihre politischen Ansprüche brachten. Wie gewöhnlich gingen sie dabei auf die Glanzzeit Polens nach der Schlacht von Tannenberg unter Jagiello II. zurück und betrachteten alles Land, das sie damals erobert und besessen hatten,

als ihnen von Rechts wegen noch jetzt gehörig. Ich vermied es, mich an dem Gespräch zu beteiligen. Dazu aufgefordert bemerkte ich, daß wir mit der Gegenwart genug zu thun hätten, ermüdet und ermattet seien. Ich wünsche mich hier in guter Gesellschaft zu erfrischen und nicht über politische Ausprüche zu streiten, über die wir doch nicht einig werden würden; meine persönlichen Ansichten würden den Herren gewiß nicht gefallen. Es half mir aber nichts. Einer der Führer zwang mich zur Aussprache, indem er sagte: „Wir wollen aber wissen, wie Sie über Polen denken.“

Ich mußte also mit der Sprache heraus und erklärte kurz, die Teilungen Polens billige niemand, sie wären aber jetzt historische Thatfachen. Eins stände fest: wenn der liebe Herrgott vom Himmel herniederstiege und Polen in jenen Grenzen des Mittelalters rekonstruirte, in zehn Jahren sei Polen abermals geteilt. Die Polen äußerten laut ihren Unwillen und man rief: „Unruh, wenn Sie nicht wären unser Präsident, wir würfen Sie zum Fenster hinaus!“ — „Würden Sie dadurch an der Sache etwas ändern?“ war meine Antwort. Es kam zu keiner ersichtlichen Erzüornung, das Essen und Trinken wurde fortgesetzt.

Im voraus will ich hier gleich anführen, daß die Polen in der zweiten Kammer 1849 sich keiner Fraktion anschlossen, aber doch mit der Linken oder vielmehr der aus allen liberalen Abgeordneten bestehenden Opposition eine gewisse Verbindung unterhielten. Sehr bald ließen sie sich auf Unterhandlungen mit dem Ministerium ein und waren ohne Zweifel zu einem Separatfrieden geneigt, wenn wesentliche ihrer spezifisch-polnischen Forderungen hätten erfüllt werden können. Zu solchem Zweck wurde wohl die bekannte Demarkationslinie erfunden, die aber auch nicht zum Ziele führte und nicht führen konnte, weil die Polen ihre Stimmen, an denen dem Ministerium gelegen war, gewiß nur zu einem Preise verkaufen wollten, den keine preußische Regierung zahlen konnte. Die Polen kamen durch diese Verbindungen nach den entgegengesetzten Seiten hin bei vielen Abstimmungen in der Kammer offenbar in Verlegenheit. Sie wollten nicht gegen das Ministerium stimmen, um die Separatverhandlungen nicht abzubrechen, aber auch nicht gegen die Opposition, deren sie beim Scheitern des Separatvertrags dringend bedurften. Sie halfen sich oft dadurch, daß sie sich geschlossen der Abstimmung enthielten. Dadurch wurden sie unsichere Kunden für beide Seiten und isolirten sich vollständig.

Stimmenthaltung.

Es ist überhaupt ein ganz schlechtes Auskunftsmittel, in schwierigen politischen Situationen sich der Abstimmung zu enthalten. Dazu sind die Abgeordneten gewiß nicht gewählt; sie sollen den Mut der Meinung haben und Farbe bekennen. Das ist unzweifelhaft ihre Pflicht. Nur in sehr wenig Fällen ist eine solche Stimmenthaltung zulässig oder gar unvermeidlich, letzteres im Falle es sich um Dinge handelt, bei denen der Abgeordnete persönlich interessirt ist, ersteres, wenn ein Abgeordneter nicht gegen seine Fraktion stimmen will und mit ihr nicht stimmen kann.

So viel ich mich erinnere, habe ich mich noch niemals der Abstimmung enthalten.¹⁾ Bei den französischen repräsentativen Versammlungen wird die Stimmhaltung bekanntlich im Großen betrieben und tritt häufig ganz unerwartet ein. Dadurch wird die Vorherberechnung der Majorität ganz schwankend und unsicher und der Intrigue Thor und Thür geöffnet. Eine feste, sichere Majorität ist aber im geordneten parlamentarischen Leben die Basis der Regierung. Hüten wir uns, dem Beispiel der Franzosen zu folgen.

Der Belagerungszustand.

Ein Hauptstreitpunkt zwischen der Regierung und der im Januar 1849 gewählten zweiten Kammer war der Belagerungszustand, der im November 1848 verhängt²⁾ und seitdem nicht aufgehoben worden war. Die Wahlen in Berlin hatten unter dem Kriegsgeß stattgefunden. Die Kammer verlangte die Aufhebung desselben, aber die Regierung weigerte sich, obgleich weder im November noch später irgendwo bewaffneter oder auch nur gewaltfamer Widerstand stattgefunden hatte; ja das Ministerium erklärte die Kammer für inkompetent, weil die Verhängung und Beibehaltung des Belagerungszustandes eine Verwaltungsmaßregel sei.

Der Belagerungszustand in seiner modernen Form und Wirkung ist eine französische Erfindung. Dem Minister Manteuffel ist es zuzuschreiben, daß dieselbe auf deutschen Boden verpflanzt wurde.³⁾ Niemand bestreitet, daß bewaffneter Widerstand gegen die Regierung oder gewaltfamer Kampf eines Theils der Bevölkerung gegen den andern durch die bewaffnete Macht niedergeworfen werden muß, wenn geordnete Zustände im Staate herrschen sollen; aber den Belagerungszustand zu proklamiren, wo keine gewaltfame Auflehnung vorhanden ist⁴⁾ und Monate hindurch beizubehalten bei vollkommener Ruhe mit den, nach französischem Muster daran geknüpften Folgen, das heißt mit Suspendirung der Preßfreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechts und mit Aufrechterhaltung des militärischen Kriegsgerichts, ist ein Hohn auf die gesetzliche bürgerliche Freiheit. Nach der oktroyirten Verfassung hatte die Regierung das Recht, unter Verant-

¹⁾ Bei dem Antrage auf Abschaffung der Adelsprädikate in Preußen (Verhandlungen im Schauspielhause 1849) hat sich v. Unruh, als persönlich beteiligt, der Abstimmung enthalten.

²⁾ Die Verhängung des Belagerungszustandes über Berlin erfolgte mittelst Erlasses des königlichen Staatsministeriums vom 12. November 1848. Gleichzeitig wurden durch eine Proklamation des Generals von Wrangel gewisse Grundrechte, die durch das Gesetz vom 6. April 1848 feierlich zugesichert waren, aufgehoben.

³⁾ Die allgemeinen Bestimmungen über den Belagerungszustand sind enthalten in der Verordnung vom 10. Mai 1849. Ges.-Samml. 1849 S. 16. Deklaration des § 15 dieser Verordnung (Verordnung vom 4. Juli 1849. Ges.-Samml. 1849 S. 250). Aendernde Bestimmungen Gesetz vom 4. Juni 1851. Ges.-Samml. 1851 S. 451.

⁴⁾ An Zündstoff fehlte es fürwahr dazumal nicht! Die Bürgerwehr Berlins hatte aufgelöst werden müssen; die Volksvertretung, staatlich vertagt, tagte noch immer in Berlin und zeigte von Tag zu Tag eine radikalere Stimmung.

wortlichkeit des gesamten Staatsministeriums, Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, dieselben mußten aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung vorgelegt und bei Verweigerung derselben sofort wieder aufgehoben werden.

Zu dieser Art von Verordnungen gehören unbestreitbar nicht nur solche, die neue Bestimmungen einführen, sondern auch diejenigen, welche bestehende Gesetze außer Kraft setzen. Die Regierung war also nach der von ihr selbst oktroyirten Verfassung unzweifelhaft verpflichtet, die Zustimmung der Kammern zu der ferneren Suspension der oben erwähnten Gesetze und Beibehaltung der Kriegsgerichte einzuholen. Das geschah aber nicht, weil das Ministerium sehr gut wußte, daß die Genehmigung versagt werden würde und es ihm viel mehr auf jene Gesetzesuspensionen ankam als auf die Beibehaltung der Kriegsgerichte für gewisse Fälle gewaltsamen Widerstands, der gar nicht in Aussicht stand. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel begann also nach der Auffassung der liberalen Majorität der Kammer seine verfassungsmäßige Thätigkeit mit einer Verletzung der von ihm selbst gegebenen Verfassung.

Ich bin ein entschiedener Gegner der von gelehrter liberaler Seite öfter vorgeschlagenen Nachahmung englischer, historisch entstandener Institutionen, die auf unsere Zustände in der Regel nicht passen; aber lernen können wir viel aus der Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes ältesten konstitutionellen Staates, dessen Institutionen auf historischem Grunde erwachsen sind und dem wirklichen Bedürfnis und den dortigen Zuständen entsprechen. Man mag über die Engländer urtheilen, wie man will, eins wird sich nicht bestreiten lassen: sie sind ein durch und durch praktisches Volk. Die dortige Regierung hat im Laufe von Jahrhunderten gewaltige Aufstände zu bekämpfen gehabt und nimmt auch in unserer Zeit keinen Anstand, gewaltsamen Widerstand gegen die Obrigkeit durch die bewaffnete Macht niederzuschlagen. Die Vorfälle in Edinburg, Glasgow und in Irland sind bekannt. An Energie hat es der englischen Regierung niemals gemangelt. Aber der militärische Eingriff darf nur unter ganz bestimmt vorgeschriebenen Formen erfolgen und nach gewaltsamer Unterdrückung bleiben die gewöhnlichen Gerichte zur Untersuchung und Aburteilung kompetent. Kriegsgerichte gibt es für solche Fälle nicht. Erscheint die zeitweise Suspension gewisser Gesetze, wie der Habeas corpus-Akte in Irland, notwendig, so kann dieselbe nur vom Parlament beschloffen werden und darf niemals einseitig durch die Regierung erfolgen. In Frankreich dagegen hat die republikanische Regierung den Belagerungszustand mit allen seinen Anhängeln auch nach Besiegung der Kommune in Paris in der Hälfte aller Departements eine Reihe von Jahren aufrecht erhalten, obgleich nirgends revolutionäre Zustände herrschten. Es regiert sich eben bequemer mit dem Belagerungszustande als ohne denselben. Von Frankreich kann jede Regierung lernen, wie sie es nicht machen soll, wenn sie dauerhafte innere Zustände schaffen will. Dennoch hat sich das Ministerium Manteuffel, bis es endlich durch den Prinz-Regenten 1858 beseitigt wurde, die Vorbilder zu seinen Gesetzen gerade von Frankreich geholt, so zum Beispiel zu

der Verordnung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren mit Staatsanwaltschaften vom 3. Januar 1849 und dem Gesetze über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850.

(Fortsetzung folgt.)



Die Lebensgemeinschaft in der Fläche des Ozeans.

Von

Dr. Hensen, Leiter der Plankton-Expedition. ¹⁾

In seiner Schrift über die Austernwirtschaft hat Herr Karl Möbius den Begriff: Biocönose entwickelt; er übersetzt den Ausdruck mit dem Wort: Lebensgemeinschaft. Darunter sind die an Ort und Stelle vereint am Tisch der Natur sitzenden Pflanzen und Tieren zu verstehen, die sich ganz und gar den obwaltenden Umständen angepaßt haben und die folglich auch in einem gewissen Zahlen- und Massenverhältnis zu einander stehen. Dieser Begriff ist für die allgemeine Betrachtung der lebenden Natur recht fruchtbar, namentlich sobald es sich darum handelt, eine Uebersicht über das Ganze zu gewinnen. Hier möge versucht werden, die Lebensgemeinschaft und ihre Bedingungen in der oberen Schicht der Hochsee zu schildern; wobei unter „Hochsee“ der Teil des Ozeans verstanden wird, wo der Boden über 3000 Meter von der Oberfläche entfernt liegt.

Man kann mit Recht fragen, welches Interesse das Studium dieser so ganz abseits liegenden Lebensgemeinschaft beanspruchen kann, denn in der Regel findet man nur das Studium interessant, bei dem etwas Praktisches herauskommt. In einem studentischen Liede heißt es:

Im Ozean zeugt Plankton Thran,
Dagegen hier gibt Gerste Bier!

Praktisches Interesse in diesem Sinn kann nicht erwartet werden, denn unter den Lesern dürften sich weder Robben- und Walfischfänger noch Thranfabrikanten finden. Bei der an und für sich ganz berechtigten Frage: welches praktische Interesse sich an ein bestimmtes wissenschaftliches Studium knüpfe, waltet wohl häufig ein kleines Mißverständnis ob! Für den Leser als solchen steht ja die praktische, d. h. pekuniäre Verwertung ganz und gar im Hintergrund, dagegen tritt überall naturgemäß das Interesse am Menschen und an der

^{*)} Diese Untersuchungsfahrt fand im Herbst 1889 statt. Sie durchkreuzte mehrmals den atlantischen Ozean bis jenseits des Äquators und hatte die Aufgabe, das Vorkommen der treibenden kleinen Organismen (das Plankton) messend und zählend festzustellen.

menschlichen Natur in den Vordergrund; häufig unmittelbar, zuweilen mittelbar, indem man sich an scharfsinnigen Leistungen des menschlichen Geistes erfreuen will. Jedes wissenschaftliche Studium hat schließlich den Zweck, der Menschheit zu dienen oder sie aus ihren Thaten und Missethaten besser kennen zu lernen. Die Naturwissenschaften, soweit sie nicht in die anorganische Natur, sondern in das Leben einzudringen versuchten, fingen auch zunächst mit dem Menschen selbst an; so z. B. beschäftigten sich die ersten Erdumsegelungen fast nur mit anthropologischen Studien. Bald genug aber zeigte es sich, daß man bei Studien über das Leben gezwungen war, weiter auszuholen, wenn die Untersuchungen solide sein sollten. Man fing mehr und mehr an, vom Menschen und den höheren Organismen aus bis zu den einfachsten belebten Formen hinab zu steigen. In allen diesen Fällen glaubt man mit Recht, daß das Studium der belebten Natur die Erkenntnis des Menschen von selbst fördere und in sich schließe. Auch wir werden das bestätigt finden.

Je weiter man eindringt, desto unendlicher erscheint freilich die Aufgabe, zu einer vollen Naturerkenntnis zu gelangen, und man kann fast meinen, daß diese Unendlichkeit die ganze Arbeit hoffnungslos erscheinen lasse. Die Naturforscher, die doch am besten die Unendlichkeit der Aufgabe erkennen können, denken anders; denn sie finden, daß ihre Studien, die alle, mögen sie die unbelebte oder die belebte Natur betreffen, Hand in Hand mit einander gehen, dem Gedeihen und der Kultur der Menschen sehr förderlich gewesen sind. Ein vergleichender Blick auf die Lebensverhältnisse vor einigen hundert Jahren und auf das jetzige Leben weist das leicht nach. Die Forscher haben erfahren, daß kein Fortschritt auf dem Gebiet des Naturstudiums für unfruchtbar erklärt werden kann, und daher schreckt sie jene Unendlichkeit nicht.

Es zeigt sich aber, daß man bei der Untersuchung über die Natur des Lebens sehr leicht in unlösbare Komplikationen hineingerät, daß daher aller Grund vorhanden ist, die möglichst einfachen Verhältnisse aufzusuchen und zum Studium zu benutzen. Es scheint mir, daß sich diese Einfachheit innerhalb der Lebensgemeinschaft in der freien Fläche des Ozeans finden müsse, denn es herrschen hier so einfache Bedingungen, wie überhaupt in größeren Lebensgemeinschaften auf der Erde sonst nirgends zu finden sind. Deshalb soll einmal versucht werden, der Frage näher zu treten, wie die Mutter oder, wie ich zunächst lieber sagen will, die Hausfrau Natur, die ja nach Hausfrauenart mit einer gewissen Unbarmherzigkeit waltet, sobald ihr Haushalt das verlangt, — wie also die Gemahlin des Okeanos die Aufgabe, die ozeanische Fläche mit Leben zu erfüllen, gelöst hat.

Man findet Schwierigkeiten, sich voll in die ganze Einfachheit der Bedingungen, die der Ozean für das Leben bietet, hinein zu versetzen, denn es ist dort alles in schier unglaublicher Weise eintönig und gleichmäßig. Denken wir uns auf eine etwa mit Gras bewachsene Ebene von unendlicher Ausdehnung versetzt. In diesem Fall würde es gleichgültig sein, ob man im engsten Kreise bliebe oder unaufhörlich wanderte, überall und überall träfe man die gleichen

Verhältnisse an. Dennoch würde sehr bald eine Ungleichmäßigkeit entstehen; der Mensch und manche Tiere würden sich ansiedeln, auf oder unter der Erde, und dann würden Wanderungen in verschiedener Richtung ein verschiedenes Resultat haben. Anders ist es im Ozean! Hier kann man niemals einen festen Boden gewinnen, keine Wohnung, kein Nest kann gebaut werden. Wir würden nur leben können etwa nach Art der Fische, ruhelos Tag und Nacht umherschwimmend, an jedem Tag in jeder Richtung die gleiche Aussicht auf Beute, die gleiche Gefahr, auf übermächtige Feinde zu treffen. Ein solches Leben ertragen nicht einmal die Fischsäugetiere, die Walfische und Delphine! Sie gehen nur selten auf die hohe See, sondern sie halten sich mehr an die Küsten, die flachere Hochsee und die Eisberge, wo die Umstände wechselnd sind und somit Aussicht dafür geboten ist, Vorteil aus der höheren Intelligenz zu erzielen.

Es kommen zwar auf dem Grunde des Ozeans auch Tiere vor, aber der ist für die Oberflächentiere nicht erreichbar, weil der Wasserdruck schon bei 1000 m Tiefe so bedeutend ist, daß selbst die sehr widerstandsfähig gebauten Walfische nicht tiefer tauchen. Manche niedere Tiere gehen, wie zuerst durch Paul Bert experimentell festgestellt wurde, bei solchem Druckwechsel, namentlich wenn er im Laufe weniger Stunden hergestellt wird, zu Grunde. Es kommt hinzu, daß sich die Temperatur sehr schroff beim Eindringen in die Tiefe mindert. Die Abnahme der Wärme ist schon in 400 m Tiefe eine sehr ausgesprochene, sie war zum Beispiel bei dem später angezogenen Netzzug an der Oberfläche 26° C, in 200 m: $17,5^{\circ}$ C, bei 2000 m nur $3,7^{\circ}$ C. Ein solcher Temperaturwechsel ist selbst für die in Luft lebenden Tiere sehr empfindlich, geschweige denn für Organismen, die von einem so gut die Wärme leitenden Medium wie das Wasser rings umgeben sind. Daher ist die Lebensgemeinschaft in den oberen Wasserschichten ziemlich einheitlich und geht mit dieser Einheitlichkeit nicht über die Tiefe von 200 m hinaus.

Die Untersuchung des Inhalts der Meeresfläche von 0 bis höchstens 400 m Tiefe hat einen durchgehenden Unterschied zwischen der Lebensgemeinschaft nördlich des Golfstroms und der subtropischen und tropischen Region mit großer Bestimmtheit herausgestellt. Dieser Unterschied, der natürlich an der amerikanischen schroffer als an der vom Golfstrom bespülten europäischen Küste hervortritt, besteht darin, daß nicht nur andere Arten nördlich und südlich dieser Linie vorkommen, sondern auch darin, daß die Anzahl der Arten, die Thetis (die mütterliche, die wir der urweltlichen Tethys vorziehen) züchtet, im Süden bedeutend größer, die Mannigfaltigkeit reicher ist als in den kalten Regionen. Es erscheint unbedenklich, zu behaupten, daß für die Erzeugung einer Vielgestaltigkeit der Formen die wärmere Meereszone viel günstiger ist als die kalte, trotzdem in der letzteren die Massen, die erzeugt werden, entschieden größer sind, soweit bis jetzt die Erfahrungen darüber zu sammeln waren.

Wenn wir die besten, d. h. einfachsten Bedingungen für unser Studium aufsuchen wollen, so kann es scheinen, als wenn diese dort zu finden wären, wo sich der geringste Formenreichtum zeigt, also in den kalten Meeren; aber hier

sind die Verhältnisse thatsächlich doch verwickelter. In den polaren Regionen ist der Wechsel zwischen Sommer und Winter sehr stark ausgebildet. Hier treibt Eis, bringt vom Lande her eine Menge von Stoffen, zerschmilzt und mindert den Salzgehalt. Diesen Umständen ist ein Teil der noch gebliebenen Mannigfaltigkeit zu danken, so daß man nicht wissen kann, welche Lebensgemeinschaften ohne diese Complicationen vorhanden sein würden. Es ist daher vorerst richtiger, sich an die tropischen Meeresregionen zu halten, wo der Wechsel zwischen Tag und Nacht die hauptsächlichste Unterbrechung der Eintönigkeit bildet.

Ein einzelner Fang, der durch einen Zug aus der Tiefe von 2000 m bis zur Oberfläche gerade aufsteigend gemacht wurde, hat ergeben, daß dort unter dem Quadratmeter Oberfläche 2300000 Individuen, auf deren Volumen hier nicht eingegangen wird, vorhanden waren. Dieser Zug wurde im Sargassomeer unter 45° westlicher Länge und 31° nördlicher Breite, also ziemlich in der Mitte des nördlichen atlantischen Ozeans, gemacht. Viele in engerem und weiterem Umkreis gemachte Züge mit demselben Netz und vertikalem Aufzug ergaben ähnliche Mengen und ganz ähnliche Zusammensetzung der Lebensgemeinde, kein einziger Zug ergab entschiedene Abänderungen der Mischung. Logischerweise ist man gezwungen bis zum Nachweis des Gegenteils anzunehmen, daß die an diesen Stellen gemachten Befunde für die ganze Region Geltung haben. Das ist ein Kreis von etwa 1000 km Radius, oder eine Oberfläche, die der Landfläche von Afrika nahe gleich kommt. Die angegebene Zahl würde mit gut 3 Billionen zu multiplizieren sein, wenn man ein ungefähres Bild von dem Inhalt der bezüglichen Meeresstrecke erhalten will. Die Dichte der Individuen ist grade im Sargassomeer verhältnismäßig gering, dabei ist aber doch die Mannigfaltigkeit so groß, daß mich die Notwendigkeit, einen Ueberblick zu geben, lebhaft beunruhigt. Ich kann nur bitten, bedenken zu wollen, daß, was eine Göttin gethan hat, stets wohlgethan sein wird.

Viele Tiere und Pflanzen leuchten im Dunkeln, so daß durch sie, wenn sie sich einmal nachts stärker an der Oberfläche sammeln, das in den Tropen stets leuchtende Meer zu einem Feuermeer gemacht wird. Forster, der Sohn, der mit seinem Vater vor 120 Jahren die zweite Erdumsegelung von Cook begleitete, schreibt über diese Erscheinung: „Der Ozean weit und breit mit Tausend Millionen dieser Tierchen bedeckt; alle organisiert zum Leben; alle mit einem Vermögen begabt, sich zu bewegen, nach Willkür zu glänzen, andere Körper durch bloße Berührung zu erleuchten und ihre eigenen leuchtenden Eigenschaften abzulegen, sobald sie wollen! Diese Betrachtungen drängten sich aus dem Innersten unseres Herzens empor und geboten uns, den Schöpfer in seinen kleinsten Werken zu ehren; eine Empfindung, die ich bei dieser Gelegenheit auch allen meinen Lesern zutraue. Zwar soll man sich in meinem Alter gemeiniglich noch einen allzu günstigen Begriff von seinen Nebenmenschen machen, allein, so verderbt und unwissend kann ich mir doch nicht leicht jemand vorstellen, daß ihm bei dieser Veranlassung ein religiöser Gedanke am unrechten Ort oder geringschätzig vorkommen sollte.“

Das Leuchten ist ein Glied einer Reihe von Thatsachen, die bewirken, daß sich diese Hochseethiere fast ohne Ausnahme durch eine besondere Eleganz auszeichnen. Dahin gehört, daß die Farben, wo solche vorkommen, sehr zart, durchsichtig und rein, zugleich ungemein regelmäßig, diskret und man möchte sagen geschmackvoll verteilt sind. Die Körperformen sind entweder hübsch gerundet und weich oder, wo sie starr sind, in so feiner, regelmäßiger und zierlicher Weise ausgebaut, daß kein Künstler diese Zierlichkeit nachbilden könnte. Meistens ist dabei der Organismus von wasserklarer Durchsichtigkeit, so daß sich auch der innere Bau bis in die feinsten Details und in seiner außerordentlichen Vollkommenheit frei dem Auge darbietet. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß es wohl nirgends in der Natur eine solche Anhäufung von unmittelbar auffallender Schönheit gibt, wie gerade in den Hochseeorganismen, und selbst jeder Laie kann sich, wenn er nur seine Abneigung gegen solches Gewürm überwindet und objektiv die Formen betrachtet, eines solchen Eindrucks nicht erwehren. Genauer erwogen ist dies Verhalten einigermaßen auffallend. Wir können hier nicht mehr die naive Ansicht unserer Voreltern, daß alle solche Schönheit für den Menschen geschaffen wurde, aufrecht erhalten, denn wir können doch nicht glauben, daß für die Herren der Plankton-Expedition, die unter allen Menschen zum erstenmal eine nicht unerhebliche Zahl neuer derartiger Formen erblickten, dieses Vergnügen ganz besonders aufgehoben worden sei! Schon Forster hat ja, wie wir sahen, diese Idee fallen lassen. Es ist überraschend, zu finden, daß für die Abstraktion „elegant“, für die unsere Sprache nicht einmal ein eigenes Wort gebildet hat, der Ozean ein Urmaß gibt, womit wir das, was wir als rein subjektive Geschmacksache betrachteten, objektiv bemessen können. Ich muß mich hier mit der Feststellung dieser Thatsache begnügen, sage also nur aus, daß Frau Thetis es entschieden liebt, sich mit einem eleganten Hofstaat zu umgeben.

Geht man etwas näher in die Betrachtung dieses Hofstaats ein, so zeigt sich, daß jede Möglichkeit, das Leben zu erzeugen und zu genießen, ausgebeutet worden ist. Nicht nur das Wasser selbst, sondern auch seine Oberfläche dient diesem Zweck. Wir finden, daß die fliegenden Fische dafür eingerichtet sind, sich sogar über die Oberfläche des Wassers zu erheben. Frau Thetis hat ihnen freilich keine wirkliche Flugfähigkeit verschaffen können, denn die Fische können nur ihre großen Flossen zu einer Art von Fallschirm feststellen. Nachdem sie sich mit Kraft und Geschicklichkeit aus dem Wasser erhoben haben, schweben sie, von dem Winde und namentlich von den durch die Wellen erzeugten vertikalen Luftströmungen getragen, viele hundert Meter dahin. Die Hauptbedingung ist dabei die, daß die Tiere in richtiger Weise und womöglich auf dem Wellenkamm in die Luft hinaus schießen. Ich sah, an dem Schiffsnabel stehend, einen großen Fisch sich abmühen, dem Schiff zu entkommen, aber es glückte ihm nicht, den richtigen Sprung zu thun, wozu er mehrfach vor meinen Augen ansetzte. Er wurde immer wieder in das Wasser zurückgerissen und ging schließlich unter das Schiff.

Die Oberfläche des Wassers wird von den silbergefleckten Wasserspinnen (Halobates) benützt, die darauf hinlaufen und überall nach Beute suchen. Sie wird ferner ausgenützt durch eine besondere Familie der Röhrenquallen, die eine oder viele Luftkammern an ihrem Körperende dergestalt entwickeln, daß dieser Teil ihres Körpers über die Oberfläche hinausragt. So sieht man violett gefärbte, bis zu Faustgröße heranwachsende Schiffchen (Physalien) an der Oberfläche treiben. Von diesen gehen lange blaue Fangfäden in die Tiefe, die das Vermögen haben, in höchst intensiver Weise zu neßeln, also kleine Tiere zu töten und zu erbeuten. Die ganze Masse wird durch den Wind, der die Blase vor sich hertreibt, durch das Wasser gezogen. Diese Physalien bezeichnete schon Forster als „portugese man of war“ und so nannte sie noch jetzt unser Kapitän. Merkwürdig klein war wirklich das portugiesische Kriegsschiff, das bei den Kapverden neben uns lag. Doch hat diese vererbte Sparsamkeit den Bankrott Portugals nicht verhindern können! Die Tiere dürfen sich mit dem Zoll aus ihrer Provinz begnügen, die Menschen hat er nur gestört in der intelligenten Benützung ihrer Besitzungen. Andere Formen haben ihre silbern schimmernde Blasenmasse zu einer Art Segel entwickelt und bewegen sich bald hierhin, bald dorthin, gerade wie ein kreuzendes Boot (Bezellen). Noch andere haben es so weit nicht gebracht, sondern halten sich in Form von flachen Scheiben eben an der Oberfläche (Porpiten). Auch ein seinem Habitus nach mehr dem Festlande angehöriges, unserer Gartenschnecke nahe stehendes Tier (Lanthina) läßt seinen mit schön blaugefärbter Schale umhüllten Körper an einer von ihm ausgeschiedenen schaumigen Masse hängen, und birgt sich an dieser, die genau wie eine Schaumflocke aussieht. So ist es geglückt, selbst die Oberfläche des stürmischen Meeres für das Leben auszunützen. Uebrigens ist die Oberfläche nur in den warmen Meeren bewohnt; man darf daraus wohl schließen, daß im Norden die Schädlichkeiten, namentlich die Kälte, solche Ausnützung der Oberfläche verhindern. Noch in einer anderen Richtung ist scheinbar Unmögliches möglich gemacht, nämlich ein Nestbau in der bewegten Wassermasse. Eine Art von Flohkrebs (Phronima) frißt den ziemlich festen Körper der Feuerwalze (Pyrosoma) aus, so daß eine Art Tonne mit offenem Boden und Deckel gebildet wird. Er legt rings an die Wände seine Eier ab und schifft dann fröhlich mit seinem Nest durch den Ozean dahin. Ebenso setzt eine blaue, silbergefleckte Nachtschnecke (Glaucus) ihre Eier an die Lanthinen und Bezellen ab. Die ganze Sippe der Nachtschnecken würde dem ozeanischen Plankton fehlen, wenn dies Auskunftsmittel nicht gefunden worden wäre.

Unter den im Wasser selbst befindlichen Formen machen die treibenden Eier und sonstigen Fortpflanzungsprodukte etwa 4 % der obenerwähnten 2,3 Millionen Individuen aus. Sie werden meistens ganz einfach dem Wasser anvertraut in der Erwartung, daß sie sich bald genügend zerstreuen, um nicht in Masse von den Räubern vertilgt werden zu können. Eine Brutpflege in der Weise, daß die Tiere die Eier selbst tragen und schützen, findet sich nur bei etwa $\frac{1}{4}$ aller Eier.

Im übrigen ist die Zusammensetzung der Masse so, daß mindestens 68 % der Individuen dem Pflanzenreich angehören. Genau läßt sich diese Scheidung nicht machen, weil eine Gruppe von Pflanzen als vielzellige lange Fäden auftritt und hier nur die Anzahl der Fäden, nicht die der von zwanzig bis über hundert gehenden Zahl der sie zusammensetzenden Zellenindividuen bestimmt werden konnte. Alle Pflanzen der Hochsee gehören der niedersten Pflanzengruppe, den Algen, an, sie bilden kein aus mehreren Zellen zusammengefügtcs Gewebe. Drei Hauptgruppen von Pflanzen lassen sich unterscheiden.

Die eine Gruppe, etwa 42 % der Individuen des Fanges, 61,5 % der Pflanzen besteht aus Diatomeen, die man füglich als Schachtelzellen bezeichnen kann. Sie gehören zu den allereinfachsten Erzeugnissen in der belebten Natur. Stets sind sie durch einen Panzer, der ihnen als Haut dient, geschützt. Dabei ist nicht verabsäumt, diesen Schutz so außerordentlich zierlich aufzubauen und mit Streifen, Punkten und Rippen zu versehen, daß schon immer diese Panzer als Probeobjekte benützt wurden, um daran die Güte der Mikroskoplinse zu prüfen und diese dabei so zu verbessern, daß schließlich nur noch ganz vereinzelt die sicher nie fehlende Struktur nicht aufgelöst werden kann. Das Baumaterial dieser Panzer ist Kieselsäure (Quarz), ein Material, noch spröder und härter als Glas, folglich recht ungünstig zum Gebrauch für lebende Wesen. Da aber die Kieselsäure überall im Wasser zu haben ist und in kristallinischer, amorpher oder gelöster Form auftritt, so findet man sie im Meer nicht selten verwendet. Es könnte wohl sein, daß die in der Vorzeit zuerst auftretenden Formen gerade Kieselorganismen gewesen sind. Das in hohem Grade unbillige Material kann nicht recht durch Flächenvergrößerung dem Wachstum des Inhalts der Zelle folgen, es muß daher hauptsächlich durch Ansaß an den freien Rändern, resp. den Spitzen wachsen. Die Möglichkeit, wachsen zu können, gehört zu den Bedingungen des Lebens. Dieser Notwendigkeit ist bei den Schachtelzellen dadurch Genüge geleistet, daß sie alle ihre Haut nach dem Bilde einer Schachtel hergestellt haben, also einen Deckel, einen Boden und die über einander greifenden Ränder haben, wie bei einer Nadelbüchse, Schachtel für Zinnsoldaten oder bei ähnlichen Behältern. Das Wachstum geht von den in einander geschobenen Rändern aus; die Schachteln werden dabei zwar dicker, aber nicht länger und breiter. Trotz dieser einschränkenden Bedingungen hat Thetis sich eine unererschöpfliche Mannigfaltigkeit von solchen Schächtelchen herstellen lassen. Von der ganz flachen Büchse bis zum lanzenförmigen Stui finden sich die zahlreichsten Uebergänge, dabei sind die Schächtelchen verschiedenartig gedreht und gewunden. Die Deckel sind bald konkav, bald konvex, zuweilen in Spitzen und Haken auslaufend, dazu kommen Anhänge und Härchen verschiedenster Art. Bald sind sie keulenförmig, bald spitz, lang, kurz, gerade und krumm, flach oder rund, glatt oder von Dornen starrend. Die Variation der Formen, die gerade in dieser Gruppe der Ozean geboren hat, spottet eigentlich jeder Beschreibung. Die Diatomeen sind bisher überwiegend Gegenstand von Liebhaberstudien gewesen, mir scheint aber, daß sie die intensivste Beachtung verdienen. Besonders wichtig erscheint folgendes:

Es wird bezweifelt und kann mit Recht bezweifelt werden, daß der menschliche Verstand ausreiche, um die belebte Natur zu begreifen. Die Notwendigkeit, die steinernen Hüllen der Diatomeen nach dem Prinzip einer Schachtel zu bauen, und manche daraus erwachsenden Konsequenzen verstehen wir tatsächlich aus der gegebenen Grundlage heraus, daß die einmal fest gewordene Kieselsäure selbst durch recht starke Chemikalien nicht wieder aufgelöst werden kann. Verstehen wir die Natur in diesem Fall, so dürfen wir auch auf unsern Verstand weiterhin vertrauen und darauf hoffen, auch in weniger klaren Fällen ein Verständnis gefunden zu haben oder doch künftig zu gewinnen. Die Vielgestaltigkeit der Diatomeen des Ozeans bietet eine verlockende Perspektive für das Studium der Notwendigkeiten, durch die die Artbildung bei diesen sehr niedrig stehenden Pflanzen erzwungen worden ist. Man darf hoffen, daß die Plankton-Expedition solche Studien befördert wird.

Eine zweite Pflanzenfamilie bilden die Peridineen, die 11 % der Individuen, 16,6 % der Pflanzen unseres Fanges ausmachen. Es sind das sehr eigentümliche Zellen, ausgezeichnet durch einen Gürtel um den Körper, der vertieft ist, aber selbst auf hervortretender Leiste sitzen kann. In der Gürtelrinne liegen ein oder zwei lange bewegliche Fäden, die recht dick sind, im Verhältnis so dick wie etwa ein Anfertau zur Größe unseres Körpers. Diese Fäden werden so bewegt, als wenn vor dem Schiff ein Seil an einer durchgehenden Schraubenwelle rotirt würde. Das bewirkt die Fortbewegung des daran hängenden Körpers, wahrscheinlich infolge von Kontraktionswellen, die an dem Seil hinlaufen. Die Mechanik hat sich mit diesem Bewegungsmechanismus bisher noch nicht abgefunden. Alle Peridineen gehen in etwas schwankendem Gange vorwärts, kehren aber bisweilen die Bewegung um, um rückwärts zu gehen. Es sieht sehr zierlich aus, wenn sie unter dem Mikroskop dahingleiten, aber sie sterben sehr rasch ab, und sind so empfindlich, daß sie bisher sich nicht in Aquarien halten wollten. Ihre Hülle besteht wie bei gewöhnlichen Pflanzen aus Holzstoff (Cellulose). Um ein Bild des Aussehens dieser Körper zu geben, sei erwähnt, daß eine sehr häufige Art, *Ceratium tripos*, die Form eines Ankers hat; der ein wenig geschwollene Kreuzungspunkt der Arme bildet den Körper und ist von dem Gürtel umgeben. Das ändert sich an anderen Arten dergestalt, daß eine lange Stange mit kleiner, von dem Gürtel umgebener Anschwellung in der Mitte entsteht. Der Gürtel kann aber auch, unter Bildung einer dritten Art, ganz an die Spitze der Stange verschoben werden und hier einen kleinen Kragen bilden. Bei einer vierten Art ist dieser Kragen zu einem großen Fallschirm ausgewachsen, an dem der Körper als kleine Masse anhängt. Kurz, auch in dieser Familie findet sich eine Mannigfaltigkeit von theoretisch gar nicht zu erwartenden Veränderungen der Form, unter strenger Innehaltung des Typus.

Die dritte Pflanzenfamilie, die sich in fadenförmigen Zellketten aufbaut, wurde schon erwähnt; sie ergibt 13 % der Gesamtzahl. Da die Fäden sich noch zu Bündeln und Haufen zu vereinen pflegen, ist, wie erwähnt, die numerische Feststellung weniger sicher. Die Verteilung der Fäden im Wasser

erscheint, nach den Zahlen der einzelnen Fänge zu schließen, etwas unregelmäßig, entweder wegen mangelhafter Zählung oder weil sie es in Wirklichkeit ist. Die Fäden, die gelblich, grünlich oder auch rötlich gefärbt sein können, treten jedenfalls in gewissen Perioden sehr reichlich auf, sie geben z. B. dem roten Meer seine Färbung. Die Zellenfäden bilden gewundene oder gestreckte Bündel, andere liegen in wirren Haufen, andere sind in Schleim eingebettet. Sonst sind hervortretende Verschiedenheiten der Form der einzelnen Zellkugeln kaum bemerklich, so daß wir zwar nicht in Verlegenheit sein würden, wenn wir neue Arten aus diesen Zellketten entwickeln wollten, daß aber die Naturverwaltung sich darin zurückgehalten hat.

Die Anzahl der Pflanzen im Ozean war zur Zeit unserer Expedition recht gering, vielleicht ist ihre Menge in anderer Jahreszeit größer. In der kalten Ostsee hebt sich in gewissen Perioden der Bestand in einem Monat auf das Hundertfache gegen den Monat vorher. Die drei Familien bilden höchst verschiedenartige Gruppen. Wir wollen einmal sagen, die einen, die schwer verdaulichen Diatomeen, sind die Hölzungen, die gelben Peridineen die Getreidefelder, die Zellfäden (Trichodesmien) in ihren mannigfaltigen Färbungen die Wiesen auf Frau Thetis' Gütern.

Das Tiergewimmel, das zu diesen Pflanzenmassen etwa so gehört, wie die Landtiere den Gefilden des Landes untrennbar angehören, ist eigenartig genug. Eine ausgesprochene Hochseeform sind die Radiolarien und Globigerinen, die mit etwa 6% in die Zahl aller Individuen, mit 29% in die aller Tiere eingehen. Die Mannigfaltigkeit dieser Gruppe ist kaum zu erschöpfen, wir müssen darin allein schon sieben Hauptabteilungen unterscheiden, deren systematische Verschiedenheit dem Unterschied zwischen den fünf Klassen der Wirbeltiere gleichzusetzen ist. Als allgemeinen Charakter kann man es bezeichnen, daß die weiche Substanz dieser Tiere, ihr sogenanntes Protoplasma, frei in das Meerwasser auszustrahlen vermag und sich dort die Nahrung holt, die dann an den Kern der ganzen Masse herangezogen wird. Bei einem großen Teil der Gruppe wird wieder die Kieselsäure als Halt- und Stützmasse für die sehr weiche Körpersubstanz verwendet, aber in anderer Weise als bei den Diatomeen; denn in der Körpersubstanz selbst schießt der Kiesel in Form von Strahlen, Balken und Netzen ein. Dazwischen können immer neue Balken angelegt werden, das Netzwerk kann aber auch an der Peripherie weiter wachsen, weil und solange es eben nur ein Netzwerk ist. Die Schneesterne, mit denen Jupiter pluvius zuweilen unsere Fluren bedeckt, bilden vergrößert ein höchst zierliches Bild; aber die Sterne und gegitterten Sphären, die Thetis in ihren Fluren austreut, sind sehr viel zierlicher und von höherem Wert, denn zu ihrer Bildung diente die Lebenszeit und die Kraft eines Tiers, während die Schneeflocken nur einen eisigen Hauch erfordern. Der Prometheus des Aeschylus hatte wohl recht, wenn er weisagte, daß Thetis und Zeus vereint unwiderstehlich Vollkommenes erzeugen würden.

Wie viel tausend Arten solcher Gittertiere unterschieden werden müssen, ist

eine zur Zeit noch streitige Frage, aber jedenfalls gibt es sehr viele Formen von höchst charakteristischer Gestalt und Verbreitungsweise. Aus großer Tiefe geholt fand sich ein Tier, das genau wie eine im Kreis aufgewundene Tuba aussieht, nur daß die Ausmündung nicht Luft sondern das Tier enthält. Andere Tiere bilden um sich einen bauchigen Krug mit schön geschwungenen Henkeln am Rande. Alles zierlich ziselirt, das Tierchen selbst füllt den Krug aus. Andere bilden ein ganz oder halb aufgespanntes, mit Spitzengarnitur versehenes Regendach. Das „Feins Liebchen“ darunter heißt *Eucecrophala* oder *Litharachnia*, wie denn alle diese Tierchen verdientermaßen besonders klingende Namen als Schönheitspreis errungen haben.

In dieser Tiergruppe wird übrigens schon etwas freier mit den Substanzen, aus denen das Skelet gebildet wird, geschaltet. Es findet sich eine Sippe, die Alkathometren, die aus einer Art von Eiweiß ihre Stacheln aufbaut, andere wieder (die Globigerinen), bauen mit kohlensaurem Kalk (Kreide).

Während die Bewegungen der Radiolarien im allgemeinen ziemlich träge sind, zeigt im Gegenteil eine zweite Gruppe einzelliger Tiere, die der Tintinnen, eine große Beweglichkeit. Diese an die Glockentierchen unter den Infusorien erinnernden Formen bilden nur $3\frac{1}{2}\%$ der gesamten Organismenmenge des Fanges mit 10% aller Tiere. Die Tierchen, die unzweifelhaft Hochseeformen sind, bilden um sich eine Art von Köcher und schwimmen mit diesem unter lebhaftem Schlagen eines Kranzes von Wimperhaaren, der an ihrem Vorderende sitzt, rasch im Wasser umher; sobald sie sich gefährdet fühlen, schnellen sie tief in den Grund ihres Gehäuses hinunter. Nur in einer geringen Anzahl von Fällen besteht dies Gehäuse aus Kiesel, meistens ist es eine Art Pergament. Die Gehäuse haben Struktur und sind häufig mit Zacken und Franzen an der Mündung besetzt. Ihre Form ist sehr verschieden, von kurzen oder langen Köchern ohne Erweiterung der Mündung geht sie in Glockenform über, noch häufiger sind die Hutformen, wo namentlich die bequemeren Arten, die konischen Hüte der Clowns und Ähnliches bevorzugt werden. Der ängstige Hut des Bourgeois und der üppige des Sozialdemokraten sind bei Frau Thetis nicht hoffähig. Die weichen Körper der Tiere haben bisher keinen ausreichenden Anhaltspunkt für die Scheidung der Arten gewährt, so daß für den Zoologen der Satz gelten könnte: Den Tintinnus erkennt man an seinem Hut.

Wir können die bisher besprochenen Tiergruppen in oberflächlichem und nur ein wenig die Prozepte berücksichtigendem Vergleich etwa den wirbellosen Tieren am Gutshof vom Wurm bis zum Schmetterling gleichstellen, während die nun folgenden Abteilungen mit dessen Wirbeltieren verglichen sein mögen. Zwischen beiden liegt eine mächtige Kluft. Ohne Vermittelung treten plötzlich Formen auf, deren Körper aus Tausenden, ja aus Millionen von Zellen zusammengesetzt ist; das sind im Gegensatz zu den einzelligen Protozoen die vielzellig organisierten Metazoen. Es mag sein, daß einige, jetzt nur noch als Parasiten oder an der Küste lebende Tiere den Abstand zwischen den beiden Abteilungen etwas verringern können, aber auch das ist nicht sicher. Ebenso wenig wird dem

Wunsch, eine Kontinuität aller Organismen zu finden, dadurch genügt, daß man betont, es durchliefen alle Tiere den Zustand der einzelligen Wesen, weil das Ei, aus dem sie entstehen, eine einzellige Form ist. Hätten wir ein treibendes Säugetierei auf hoher See gefangen, so hätten wir es ohne Zweifel unter die einzelligen Organismen einreihen müssen, weil es bisher nicht möglich ist, zu erkennen, welche Entwicklungsfähigkeit ein Ei besitzt, solange man seine Entwicklung weder beobachten kann, noch seine Zugehörigkeit zu dem Muttertier kennt. Die Ähnlichkeit vieler Eier beweist eben nur, daß die Wissenschaft noch nicht so weit kam, wie nötig ist, um in den Kern der Dinge einzudringen, d. h. um die Unterschiede der Bildungssubstanz des werdenden Tiers zu erkennen und dadurch über die vorliegende Klust Rechenschaft geben zu können. Ich meine, daß wir einst so weit kommen werden, dies zu leisten, daß es aber vom Uebel ist, den Schein zu erwecken, als wenn wir schon so weit wären.

Die Metazoen des Planktons sind einerseits eine Gruppe von chitinbepanzerten Gliedertieren, andererseits verschiedenartige Weichtiere.

Die erstere Gruppe, die lediglich aus Krebsen besteht, möchte ich den wilden Bierfüßlern auf dem Hofe gleichstellen. An besonderen Abteilungen finden sich namentlich die Copepoden, für die ein deutscher Name kaum existirt, ferner die Muschelkrebse, die Asseln, die Flohkrebse und die höheren, unserem Flußkrebse noch am nächsten stehenden langschwänzigen Zehnfüßler.

Die Copepoden sind die niedersten unter diesen Krebsen, sind dafür aber um so zahlreicher. Ihre Zahl beträgt 15,2 % aller Organismen, 53 % aller Tiere und Tiereier, 99,6 % aller Krebse des Fanges.¹⁾ Auch diese Tiere haben dem Auftrage Genüge zu leisten, zu fressen, zu wachsen und sich zu mehren, den Feinden zu entrinnen und sich zu schmücken. Sie begnügen sich mit der geringwertigsten Nahrung und sind äußerst fruchtbar; diese Eigenschaften sichern die Arten vor dem Untergang durch Feinde und durch Not. Sie vermögen nicht nur in ihrem Körper selbst verschiedenfarbige Pigmente zu bilden, sondern einige (die Saphirinen) bedecken ihren Panzer mit feinen Streifungen und benützen so die Eigenschaft des Lichts, durch Interferenz farbig zu werden, um farbenschillernd wie Edelsteine im Ozean zu glänzen. Andere tragen lange Fiederhaare an Füßen, Schwanzanhängen und Kopffühlern, die namentlich an den Spitzen zart gefärbt sind, so daß solche Krebschen unter dem Mikroskop kein minder prächtiges Bild geben als ein Pfau, der vor uns im Sonnenschein paradirt. Sonderbar genug

¹⁾ In dem Handbuch der Zoologie von Troschel 1859 finden sich die Meerescopepoden noch nicht erwähnt. In dem VIII. Volume S. 1 der Ergebnisse der englischen Erdumsegelung mit dem „Challenger“, die 1876 beendet war, schreibt der Untersucher der ozeanischen Copepoden: „In vielen Fällen wurden überhaupt keine Copepoden gefunden“, doch fügt der Herausgeber in einer Note hinzu: Copepoden fehlten selten, wenn überhaupt, in den Schwebnetz-Fängen. Da wir Copepoden reichlicher als alle anderen Tiere zusammengenommen im Ozean vorfanden, und sie vielleicht die absolut zahlreichste Gruppe unter allen Metazoen der Erde bilden, so dürfte schon dieser Unterschied unserer Befunde, dem noch ähnliche Unterschiede für andere Gruppen zur Seite stehen, genügend erklären, weshalb unsere Anschauungen in manchen Dingen von dem bisher Vertretenen abweichen.

können sich die meisten Copepoden an dem eigenen Anblick nicht erfreuen, denn sie haben in der Mehrzahl der Arten sehr schlecht entwickelte Augen. Auch an den Küsten und selbst im Süßwasser finden sich frei lebende Copepoden, aber die Artenzahl ist doch vor allem gewaltig in der Hochsee. Wir dürfen sie bei unserem Vergleich mit der Lebensgemeinschaft auf einem Gutshof den kleinen Wirbeltieren, den Fröschen, Eidechsen, Mäusen u. s. w. gleichstellen, die überall sich finden, oft in größter Menge erzeugt werden und den Grundstock der Nahrung der Raubtiere bilden. Die rotblütigen Ritter des Meeres, die Fische, sind direkt oder indirekt darauf angewiesen, sich von den Copepoden zu nähren, aber die frommen, unschädlichen Tierchen finden Feinde überall. Da haben sich denn doch einige Copepoden in Parasiten verwandelt und plagen nun ihrerseits ihre Feinde weidlich.

Die Gruppe der Ostracoden zeichnet sich dadurch aus, daß sie aus ihrer Körperwand zwei Schalen bildet, so daß die Tiere täuschend die Gestalt einer Muschel nachahmen. In dieser Gestalt, mit kräftigen Gliedmaßen rasch die Fluten durchschneidend, treiben sie, wie es scheint, lediglich Räuberei, halten sich aber vorwiegend in großen Tiefen auf, vielleicht um sich der sinkenden, kranken Tiere zu bemächtigen. Ihre Zahl ist nicht groß, sie bildet kaum 0,3 % aller Krebse.

Unter den oben genannten Ordnungen der Krebse spielen namentlich noch die hochstehenden langschwänzigen Zehnfüßler, die unseren Garnelen ähnlich sind, eine gewisse Rolle. Alle sind freilich bedeutend kleiner als Garnelen, so klein, daß sie noch nicht marktfähig sind, aber sie überragen doch meistens die Copepoden bedeutend an Größe. Es gibt kaum fünfzig Hochsee-Arten solcher Zehnfüßler im Plankton, während an den Küsten viele tausend Arten dieser Ordnung gefunden werden. Ich glaube, diese Thatsache ist so zu erklären, daß die besser entwickelte Intelligenz dieser höheren Krebse in der einförmigen Hochsee keine entsprechend nützliche Verwendung finden kann, während die mannigfaltigeren Verhältnisse an den Küsten eine Ausnutzung der Schlaueit dieser Tiere, oder wenn man lieber will, ihrer komplizirteren Instinkte gestatten. Dabei ist dann auffallend, daß sich nicht alle höheren Krebse an der Küste niedergelassen haben; Frau Thetis hat ihnen eben die Freizügigkeit so zu beschränken gewußt, daß jene wenigen auf hoher See bleiben müssen, denn an der Küste fehlen sie ganz. Wie diese Beschränkung Gesetz geworden ist, vermag ich leider noch nicht zu ergründen. Eher läßt sich erklären, weshalb den Küstentieren die Freizügigkeit nach der hohen See beschränkt ist. Es wurde schon angedeutet, wie die Tiere hier immer schwimmen müssen, keinen Ruhepunkt, kein Versteck, keinen Schutz während ihrer Häutung, keinen Brutplatz finden können. Eine interessante Bestätigung dieser Begründung ergibt die Beobachtung, daß, sobald nur etwas Kraut treibt, sich einige höhere Krebse der Küste dabei einfinden und von dort aus Streifzüge machen. Sie begleiten das Sargassokraut von der Küste aus bis mitten ins Meer, aber sie und gewisse Fische gehen nur so weit, wie dieses treibt.

Eine verhältnismäßig große Gruppe höchst eigentümlicher Art, die mit gut 1 % sich an der Gesamtheit der Formen mit 3 % an der der Tiere beteiligt,

wird durch die Manteltiere (Tunicaten) gebildet. Sonderbarerweise bauen diese Tiere ihre dicken und durchsichtigen Hüllen zum Teil aus Cellulose auf, einem Stoff, der sonst nur bei Pflanzen vorkommt; auch zeichnen sich viele durch einen eigentümlichen Entwicklungsgang aus. Sie schlagen vom Ei aus zunächst denselben Weg der Entwicklung ein wie die Wirbeltiere, so daß man in ihnen die Anfänge eines Rückenmarks erblickt, dann aber verfolgen sie den Wirbeltier-typus nicht weiter, sondern nehmen ganz andere Formen an. In der bei weitem vollreichsten ihrer Abteilungen, der Gruppe der Appendicularien, bildet sich ein langer, beweglicher Schwanz und davor der aus den zusammengedrängten Eingeweiden bestehende Körper, der wie ein Kopf aussieht und von dem Schwanz durch das Wasser getrieben wird. Unter Umständen entwickeln sich diese fast mikroskopischen Tiere ein großes Gehäuse von abgesondertem Schleim, in dem sie wie Zwerge in einem großen Haus verborgen sitzen. Das aber dürfte nur in bestimmten kurzen Stadien ihres Lebens stattfinden, denn wir finden solche Gehäuse in relativ zu der großen Zahl der Tiere nur sehr geringer Anzahl. Andere Arten, zu denen wir die Salpen und die Tönnchentiere rechnen, haben ihr ganzes Leben hindurch ein solches Gehäuse, das dann aber mit Muskeln versorgt wird und auf das Innigste in die ganze Tiergestalt eingefügt ist. Daher sind Eingeweide, Kiemen und Nervensystem doch etwas weniger auf einen Fleck konzentriert, als bei den Appendicularien. Die Salpen können fußlang und noch länger werden. Durch eine große, verschließbare Mundöffnung nehmen sie erhebliche Mengen von Wasser in den weiten Hohlraum ihres Körpers auf, sammeln sich daraus mit Hilfe von wimpernden Kiemen und anderen Apparaten ihre aus Diatomeen, Radiolarien, Tintinnen und Perdinien bestehende Nahrung und stoßen darauf die Wassermasse mit großer Kraft aus dem Endpol aus. Auf diese Weise bewegen sie sich stoßweise vorwärts, freilich ohne dabei einen großen Weg zurücklegen zu können. Sie zeichnen sich durch einen eigentümlichen, von Chamisso entdeckten Generationswechsel aus, das heißt die Kinder sind den Eltern nicht ähnlich, aber die Enkel haben die Gestalt der Großeltern. Eine Generation ist paarweise in Ketten angeordnet, so daß oft mehr als fünfzig Tiere so aneinander gekettet sind. Jedes dieser Tiere erzeugt geschlechtlich ein einzeln lebendes Tier. Dieses würde niemals als Tochter der Kettengeneration anerkannt werden können, sondern müßte als besondere Salpenart gelten, wenn nicht die Zugehörigkeit dadurch erkannt werden könnte, daß ja in den Tieren die andere Generation entsteht und schon dort die charakteristischen Merkmale erkennen läßt. Die Paare der Kettengeneration verhalten sich, wie Herr Dr. Apstein erst jetzt an unserem Material entdeckt hat, zu einander, wie Objekt und Spiegelbild. Läge also z. B. das Herz in der einen Salpe links, so läge es in der Schwester rechts, was bisher bei solcher sproßbildung noch nirgends gesehen wurde. Die Nachbar-tiere verhalten sich also wie linke und rechte Seite unseres Körpers. Später trennen sie sich häufig von einander, nach Art jenes von Uhl and beschriebenen Vorfalles: „zur Rechten sah man, wie zur Linken, einen halben Türken herunter sinken“; nur daß die Salpen fröhlich und ungebunden weiter leben, während

das Grausen, das die Umstehenden im Fall des Schwabenstreiches packte, auf einen weniger glücklichen Erfolg hinweist. Die Tunicaten können dem zahmen Geflügel des Hofhalts verglichen werden, das vagierend sich bald hier, bald da seinen Anteil an den Produkten zu sichern weiß.

Eine ganz andere und auch sehr mannigfaltige, aber nur 91 pro Mille der Tiere ausmachende Gruppe ist die der Quallen, die man vielleicht mit den Krähen und Raubvögeln des Gutshofs in Parallele stellen könnte. Es sind Gallerttiere, die relativ lange, weit gespreizte Fangfäden durch das Wasser nachschleppen, so daß sie eine unverhältnismäßig große Wassermasse abfischen können. Noch dazu enthalten diese Fangfäden ein so energisches Gift, daß selbst bis fußlange Fische damit gefangen werden können. Es ist merkwürdig, wie in diesem Hofstaat eine so große Sorgfalt auf die Erzeugung der zierlichsten und schönsten Farben und Formen (auch bei den Quallen) verwendet wird, zugleich aber Fang- und Mordwerkzeuge der verschiedensten Art zur Vernichtung der Invasen des Ozeans mit größtem Raffinement hergestellt sind. Man möge nicht glauben, daß diese Räubergesellschaft, die sich verbündet hat, die armen Copepoden und Appendicularien auszurotten, an Mannigfaltigkeit etwa der Klasse der Vögel nachstehe. Ob ein Tier ein Vogel ist, läßt sich wohl sagen, aber die Quallen zerfallen in drei höchst unähnliche Gruppen, die Röhrenquallen, die Rippenquallen und die Scheibenquallen, die noch stärker von einander verschieden sind, als die verschiedenen Wirbeltierklassen.

Eine ganz andere Gruppe sind die Mollusken, mit 1 auf 1000 Tiere des Fangs, von denen wir vier Abteilungen in der Hochsee finden. Das Gewebe dieser Gruppen ist im ganzen solider und fester, wenngleich in einigen immer noch Gallertgewebe vorkommt. Es ist ein Kopf entwickelt, der sonst, abgesehen von den Krebsen, den bisher betrachteten Formen noch fehlte. Ebenso beginnen die Sinnesorgane, namentlich Auge und Ohr eine vollendetere Beschaffenheit anzunehmen. Es wird die Gruppe aber auch durch größere Kraft der Bewegungen, überhaupt durch größere Energie charakterisiert. Die niederste Abteilung bilden die Flügel-schnecken, 680 pro qm, bei denen viele Arten noch Schalen tragen, manche aber nackt sind. Diese eleganten und meistens schön gefärbten Tierchen haben ihre Sohle, mit deren Hilfe also die Landschnecken umherkriechen, zu zwei paarigen Flossenlappen, die unmittelbar am Kopf sitzen, umgebildet. Indem sie unablässig diese Flossen als Ruder, ja man kann sagen als Flügel gebrauchen, schwimmen sie lebhaft durch das Wasser. Sie leben wie die Salpen nur von den kleinen Kiesel- und Celluloseorganismen, ihr Mund ist so klein, daß nichts Größeres hindurch kann. Es wird berichtet, daß sie sich im Norden in gewaltigen Scharen vorfinden, wie auch die Planktonexpedition bestätigen kann. Im Süden sind sie ziemlich gleichmäßig verteilt. Die Schwarmbildung im Norden wird wohl ihre Erklärung in dem wechselnden Verhalten der Jahreszeiten und der damit zusammenhängenden reicheren Zufuhr von Nahrung haben.

Die Abteilung der auf dem Lande so häufig vorkommenden Gehäuse- und

Nachtschnecken findet man noch in den Küstengewässern sehr häufig vertreten. Auf hoher See kannte man davon bisher nur sehr wenige Arten aus den schon genannten Geschlechtern *Santolina* und *Glaucus*. Diesen fügen wir jetzt noch eine recht erhebliche Zahl ganz kleiner, embryonaler Formen hinzu, deren Bedeutung mir noch nicht genügend klar ist, weil die Bearbeitung erst jetzt vollendet wird. Es fanden sich beispielsweise nach unserem Fang 187 Stück dieser kleinen Schnecken unter dem Quadratmeter.

Als Ersatz für die größeren Landschnecken kommt eine völlig abweichend gebildete Abteilung (die *Heteropoden*) auf hoher See verhältnismäßig reichlich vor (17 pro qm). Diese haben wieder ein gallertiges Gewebe als Hauptmasse ihres Körpers ausgeschieden, so daß sie trotz erheblicher, bis zu Fußlänge gehender Größe völlig durchsichtig sind. Sie eilen mit Hilfe einer wellenförmigen Bewegung der zur Flosse umgestalteten, aber noch am Bauch sitzenden Sohle durch das Wasser, sind mit sehr großen Augen und Gehörapparaten ausgestattet und ergreifen mit langer, durch Reihen großer Haken ausgezeichnete Zunge ihre Beute. Diese Molluskengruppe möchte ich den Schafen, Rindern und Schweinen eines Landgutes vergleichen.

Zu den Mollusken rechnet man auch noch die Tintenfische (*Cephalopoden*). Diese Tiere haben bereits eine so gute Ausbildung des Gehirns und der Sinnesorgane, besitzen in ihren starken, einem Papageischnabel ähnlichen Kiefern und in ihren Armen so mächtige Fangapparate, daß man sie recht hoch stellen muß. Sie bewegen sich mittelst undulirender Flossen vorwärts, mittelst Ausstoßung von eingeatmetem Wasser rückwärts, sind aber im ganzen mäßige Schwimmer. Sie nehmen daher oft zur Trübung des Wassers mit ihrem Tintenvorrat ihre Zuflucht, um ihren Feinden zu entgehen, verstehen aber noch nicht die Tinte zum Angriff zu verwenden.

Die meisten Tintenfische haben sich an der Küste angesiedelt, aber manche, darunter namentlich sehr zarte und durchsichtige, fast embryonale Formen gehören der Hochsee an. Die ganze Gruppe ist empfindlich gegen Minderung des Salzgehalts, so daß sie kaum in die Nordsee, geschweige denn in die Ostsee hinein geht.

Wie die Paläontologie nachweist, füllten Tintenfische das Meer während früherer Epochen in zahlreicheren und mannigfaltigeren Formen. Unsere Expedition stellt fest, daß heutzutage ihre Menge gegen die der Fische recht zurücktritt. Sie bilden gewissermaßen das alte autochthone Herrenvolk des Hofes, das unterjocht worden ist von den neuer entstandenen rotblütigen Eroberern, den Fischen, die sich des Regiments bemächtigt haben.

Die Fische konnten wir auf dem Ozean meistens nur dann fangen, wenn sie klein und schwach genug waren, um den Netzen nicht ausweichen zu können, denn das Wasser war zu durchsichtig, um ergiebigen Fang mit den Treibnetzen machen zu können; selbst bei Nacht sehen die Fische solche Netze noch zu deutlich. Die Anzahl der jungen Fische, die fast jeder Zug mit dem Planktonnetz gebracht hat, ist eine so große, daß sie das, was in der fischreichen Ostsee auf

diese Art gefangen zu werden pflegt, sehr bedeutend übertrifft. Dementsprechend wird der Reichtum des Ozeans an Fischen bedeutender sein, als die Menge der Ernährung, die wir aufgefunden haben, erwarten läßt. Die fliegenden Fische bilden wohl das Gros des Volks, aber die Anzahl Fischarten, die auf die hohe See angewiesen sind, dürfte eine sehr bedeutende sein. Unsere Bearbeitung ist indessen noch nicht abgeschlossen.

Bei vorstehender Uebersicht sind viele kleinere Gruppen, wie die der Halo-
phyten (1,6 %), Phycozysten (0,5 %), der Würmer, die Fische der Teiche unseres
Gutshofes, in der Mehrzahl räuberische Pfeilwürmer mit 0,05 % aller In-
dividuen und 1,1 % aller Tiere, und anderes nicht berücksichtigt worden. Das
Angeführte dürfte bereits die Geduld des Lesers erschöpft haben. — —

So beschränkt die Mannigfaltigkeit im Ozean ist, doch handelt es sich dabei
um viel über tausend Arten, deren jede ihr Besonderes, Merkwürdiges, zur Ab-
trennung von anderen Arten Dienendes aufweist. Die neueren Forschungen ver-
mehren fortwährend sehr erheblich unsere Detailkenntnis und erfüllen immer
wieder mit Staunen über die bis in das Kleinste durchgeführten Unterschiede der
Organisation und Lebensweise. Uns aber erwächst die fast verzweifelte Aufgabe,
aus allen diesen Besonderheiten das Allgemeine, das alles Verbindende, das
die Mannigfaltigkeiten Erklärende herauszufinden. Wir müssen also der Göttin
Thetis Lebewohl sagen, ihr dankend, daß sie uns geholfen hat, das Bild eines
geordneten und im wesentlichen friedlichen Gemeinwesens der Natur zu gewinnen.
Jetzt ist die Frage zu stellen, welche Notwendigkeiten es sind, die diese Biocönose
erhalten und sie veranlaßt haben. Diese Aufgabe glaubt man, werde gelöst durch
das Stichwort Darwins: „der Kampf ums Dasein“; und jetzt, wo einmal die
große Vielfältigkeit des einfachsten Haushalts der Natur skizziert oder vielmehr
angedeutet worden ist, versteht man es vielleicht besser, weshalb der Versuch
einer Lösung des Problems so allgemeinen Widerhall gefunden hat. Leider ist
wohl der Jubel verfrüht, die Notwendigkeit, daß aus solchem Wettkampf
oder aus der Konkurrenz die verschiedenen Formen hervorgegangen sind, ist in
keinem Fall erwiesen, die Möglichkeit nur in wenig Fällen und für relativ sehr
hohe Formen wahrscheinlich gemacht. Wäre das einmal ausgegebene Stichwort
einigermaßen genau zutreffend, so würde es unfehlbar zu einem ziemlich guten
Verständnis der so einfachen Biocönose des Ozeans geführt haben. Ich bin aber
nicht im Stande, damit eine Lösung des Problems zu gewinnen.

Als Notwendigkeiten, die in der Betrachtung der belebten Natur zu
leiten haben, können genannt werden: 1) daß Ähnliches Ähnliches zeugt, 2)
daß vollständig Identisches nicht entsteht. Ersterer Satz ist einleuchtend, weil
weder Körper noch Kräfte vernichtet werden können. Sie können verwandelt
werden, aber das erfordert Arbeit und bringt Verluste, wird also ohne Zutritt
äußerer Kräfte nicht ohne Nachteil erfolgen können. Es gibt solche Kräfte, z. B.
diejenigen, die Mißbildungen erzeugen, aber in der Regel ist deren Einwirkung nur
schwach; eine Pflanze kann nicht ein Tier erzeugen. Wir sind übrigens weit
entfernt davon, Ähnlichkeiten sicher erkennen zu können. Man kann es zuweilen

einem Ei an gewissen Aeußerlichkeiten ansehen, was daraus werden wird, wenn man nämlich schon weiß, wie das Ei dieses oder jenes Thieres aussieht. In dem Keim selbst, aus dem das neue Individuum hervorgeht, können wir, wie schon erwähnt, noch nichts von seinen Eigentümlichkeiten erkennen und wissen nur erfahrungsmäßig, daß darin alles liegt, was direkt, oder bei Generationswechsel indirekt, mit Nothwendigkeit zur Wiederholung der elterlichen Form führt. Die Nothwendigkeit zweitens des Variirens leuchtet aus dem Umstand ein, daß Erzeuger und Erzeugtes zu verschiedenen Zeiten entstanden sein müssen. Die äußeren Verhältnisse können also nicht völlig identische gewesen sein, und, wenn es nicht geleugnet werden kann, daß diese äußeren Umstände Einfluß auf das entstehende Individuum haben, so muß stets eine größere oder kleinere Variation entstehen, was sich übrigens auch empirisch bewahrheitet.

Eine Nothwendigkeit ist es 3), daß die Formen entwicklungs- und erhaltungsfähig sein müssen. Schleim-, Fett- oder Eiweißmassen sind nicht entwicklungsfähig, es müssen Bläschen gemischten Inhalts und bestimmter Struktur — sog. Zellen — sein, aus denen der Körper sich zu entwickeln und zusammenzusetzen hat. Ohne Zellen findet sich kein Leben, das ist eine alte, sich allgemein bewahrheitende Erfahrung. Zugleich muß der Körper erhaltungsfähig gebaut sein. Ein Wesen ohne Einrichtung zur Atmung, zur Assimilation resp. Verdauung kann ebensowenig sich erhalten, als eine Lunge, ein Darm, eine Wurzel, ein Blatt an und für sich alles zur Erhaltung der eigenen Substanz und der Art Erforderliche zu leisten vermag.

Auf der zuletzt angeführten Nothwendigkeit beruht die starre Gruppierung, die wir in unserer Biocönose vorfinden. Diese Gruppierung findet sich zwar auch auf dem Lande, aber in dieser Schärfe und Klarheit kommt sie doch erst durch die Planktonexpedition zur Anschauung. Sollten Formen, die Verbindungsbrücken darstellen, vorhanden sein, so treten sie jedenfalls innerhalb der sehr alten Lebensgemeinde des Ozeans ganz zurück; es ist nicht möglich, daß sie uns entgangen wären, wenn sie jetzt noch eine nennenswerte Rolle spielten. Man möchte sich gerne die belebte Welt als ein Continuum denken, aber in der Biocönose des Ozeans finden sich nur eine Anzahl scharf von einander getrennter Gruppen, die weiter in meistens unzweifelhaft unterscheidbare Arten zerfallen. Wären Uebergänge zwischen den großen Abteilungen vorhanden, so hätten wir sie finden müssen, denn dabei müßte es sich um wenig differenzierte Arten handeln. Solche sind in den einzelnen Abteilungen in der Regel mit viel bedeutenderer Volkszahl vertreten als die stark differenzierten, größeren Formen. Es gibt keine Diatomeen-Peridiniumen oder Radiolarien-Tintinnen, keine Krebs-Mollusken, Krebs-Quallen, Krebs-Tunicaten, der komplizierte Zellkörper, kann eben nicht gleichzeitig allen Typen gerecht werden. Er ist entweder Pflanzenzelle oder Tierzelle, bildet entweder Kiesel oder Cellulose oder Chitin oder Hornsubstanz, aber für alles dies zusammen ist er schon zu sehr differenziert. Weil wir den Zellen bis jetzt nicht ansehen können was daraus werden wird, ist dieser Schluß zwar rein empirisch, aber darum doch nicht unverständlich.

Wenn einmal Organe gebildet werden, bestehen sie sogleich aus vielen Zellen. Daher gibt es keinen wirklichen Uebergang zwischen Metazoen und Metaphyten einerseits und Protozoen sowie Protophyten andererseits, aber im ozeanischen Plankton ist die Klüft größer als am Meeresgrunde und an den Küsten.

In allen Gruppen ist, wie eingangs erwähnt, im Norden die Anzahl der Arten gering, die Zahl der Individuen groß; umgekehrt ist es in den Tropen. Die Erklärung dieses Verhaltens liegt darin, daß nicht alle erhaltungsfähigen Arten im Norden in der jetzigen Zeit erhaltungsmäßige Bedingungen finden. Das Meer führt südliche Formen massenhaft nach Norden, seit unvordenklichen Zeiten führten sie hier den Kampf ums Dasein, aber trotz reichlich vorhandener Nahrung förderte der Kampf nichts, und sie alle sind dabei untergegangen. In den Tropen ist das Klima dem Variiren günstiger, denn hier können Formen, die weniger erhaltungsfähig sind, doch noch ausdauern. Die dorthin aus dem Norden gelangenden Gruppen niederer Formen leben weiter und haben sich dort auch mit der Zeit mannigfaltiger gestaltet. Nur wenige der höheren Tiere bleiben auf die kalten Regionen beschränkt.

Die Biocönose des ozeanischen Planktons wird im allgemeinen besser erklärt durch einfaches Variiren und Fixiren der Variation, als durch Herbeiziehung eines Kampfes und einer Konkurrenz, die beide meistens nicht nachweisbar sind. Gelegentlich oder durch Wechsel äußerer Umstände auftretende stärkere Variationen pflegen sich durch eine bedeutende Vererbungs kraft auszuzeichnen, auch mag eine Aus- und Einwanderung der Fixirung von Arten im Ozean zu Hilfe gekommen sein. Es ist nicht notwendig, daß das weniger Tüchtige zu Grunde gehe. Es gedeiht etwas schlechter, aber auch ihm wird wenigstens Raum und Sonnenschein genug im Ozean geboten, das zeigt die ungleich stärkere Füllung des Küstenwassers mit lebenden Wesen. Die Organismen dort entstehen und vergehen massenhaft, in erster Linie nach Maßgabe des „Kommens“ und „Gehens“ der Jahreszeiten. Daß die Annahme der siegreichen Konkurrenz des Tüchtigeren überhaupt mit einiger Vorsicht zu behandeln ist, zeigt nicht nur das ozeanische Plankton, sondern auch das Menschengeschlecht. Wo würde wohl eine Spur derjenigen Familien zu finden sein, die sich in früherer Zeit durch überwiegende Tüchtigkeit zu Besitz, Ansehen und Würden hinaufgehoben haben, wenn nicht hin und wieder durch Erbgesetze und Fideikomnisse die Nachkommen hochgehalten worden wären?

Für die Biocönose des ozeanischen Planktons liegen die Thatsachen folgendermaßen. In den zahlreichen größeren Gruppen, die wir jetzt kennen gelernt haben, wiederholt sich der Befund, daß einige Arten in sehr großer, andere in sehr geringer Individuenzahl vertreten sind. Dies gilt auch noch, wenn man dem Umstand Rechnung trägt, daß Arten mit großen Formen immer spärlicher vorkommen als Arten von kleinem Wuchs. Es zeigt sich ferner, daß sowohl bei Volksarmut wie bei Volksreichtum die Verbreitungsbezirke der Art beides, groß oder klein sein können. Dieser Befund würde sich voraussichtlich für die Biocönosen des Festlandes in noch mehr ausgesprochener Weise zeigen, wenn es möglich

wäre, in diesen Regionen zählend und messend zu untersuchen, was bis jetzt, abgesehen von dem Plankton der Seen, nicht gelingt.

Thatsächlich kommen also besser und weniger gut gedeihende Formen neben einander vor. Man hat zu erwägen, ob es sich dabei in letzterem Fall um entstehende und vergehende Arten handeln könne? Ohne diese Möglichkeit für einen vereinzeltten Fall in Abrede stellen zu wollen, kann diese Art der Erklärung für die überwiegende Zahl solcher Fälle nicht zutreffen. Die Fläche nämlich, die mit dem Planktonnetz¹⁾ abgefischt werden konnte, ist ein so ganz außerordentlich kleiner Teil des Ozeans, sie beträgt in Summa etwa 10 qm (freilich gegen 3000 kbm Wasser), daß nur die äußerste Gleichmäßigkeit der Verteilung die stete Ähnlichkeit benachbarter Fänge und das Fehlen von nennenswerten abweichenden Fängen begreiflich macht. Aber eben entstehende oder aussterbende Arten können von uns dieser enorm kleinen Fangfläche halber unmöglich anders als ganz vereinzelt und durch größten Zufall gefangen worden sein. Diese Fälle kommen also bei unseren Befunden nicht in Betracht. Die Biocönose wird also im wesentlichen stabil sein, wenn gleich etwas verschieden nach Jahreszeiten und Jahren. Da wir die Umstände, die der Vermehrung der Volkszahl in den Tropen Schranken setzen, noch nicht im Detail kennen, müssen wir uns vorerst mit dieser Feststellung der Thatsachen begnügen.

Ich zog in den Ozean hinaus in dem Gedanken, daß sich in seinen einfachen Verhältnissen am leichtesten der Sinn der Arten, d. h. die Begründung der Formdifferenzen durch ihren Vorteil und Zweck werde herausstellen müssen. Diese Erwartung schien berechtigt zu sein, weil die Namen unserer besten Biologen verknüpft sind mit Nachweisen über die Zweckmäßigkeit und somit den Sinn der Artbesonderheiten, z. B. in der „Mimicry“ und ähnlichen Erscheinungen bei den höheren Tieren. Wie wir bereits gesehen haben, kann der menschliche Verstand gewisse Strukturverhältnisse z. B. der Schachtelzellen verstehen — weshalb sollte er also nicht, mindestens hin und wieder, bei vergleichendem Studium der aus möglichst einfachen Verhältnissen heraus aufgebauten Biocönose des Ozeans den Sinn der Artcharaktere entziffern? Anstatt zu dem erwarteten Ergebnis bin ich zu dessen Gegenteil geführt worden. Auf Grund der Erwerbung von Vorteilen erklärbare Artbildungen finden sich selten, die Fälle sind zweideutig, es handelt sich um mögliche, aber nicht um notwendige Erklärungen. Artcharaktere, die keinen Zweck haben können, finden sich häufig. Einige Arten lanzenförmiger Diatomeen (Rhizosolenien) unterscheiden sich durch ihre Spitze, die in wechselnder

¹⁾ Es war dies das Netz, das sowohl die kleinsten Formen als auch die zu messenden und zu zählenden Quanta fing. Die Gleichmäßigkeit der Verteilung der Organismen im Ozean ist so zu denken wie die der Gleichmäßigkeit des Weins in einem Weinfäß. Ein minimaler Tropfen würde bei entsprechend verkleinerter Zunge ein sicheres Urteil über den Wein gestatten, dagegen wird eine viel größere Stichprobe noch nicht Gewähr dafür geben können, daß nicht noch vereinzelt Gärungszellen in diesem Wein sich finden. Solche Zellen würden den entstehenden und vergehenden Arten gleich zu stellen sein. Auf die Ursachen, welche die Gleichmäßigkeit der Verteilung bewirken, kann hier nicht eingegangen werden.

Kombination fein oder dick, spitz oder stumpf, kurz oder lang, solide oder hohl, gerade oder gebogen sein kann. Die Arten sind gut, denn sie lassen sich leicht unterscheiden und bewähren sich durch ihre topographische und numerische Selbständigkeit. Es ist nicht möglich, die verschiedenen Formen der Spitze nebst sonstigen kleinen Unterschieden in Skulptur und Größe in irgendwelche Beziehungen zum Leben und Gedeihen der Pflanze zu bringen. Man würde eine Erklärung dieses Unvermögens in der Mangelhaftigkeit der eigenen Naturerkenntnis finden können, wenn sich nur nicht ein gleicher Befund bei sehr vielen anderen Sippen der Diatomeen, der Peridineen, der Radiolarien, der Tintinnen, ja selbst bei der weit überwiegenden Zahl der Metazoen herausstellte. Da muß man denn doch die Notwendigkeit, daß sich die Form bei Aenderung der äußeren Umstände ihrerseits ändern muß, als die erste Grundlage der Artverschiedenheit festhalten, unbeschadet dessen, daß bei höheren Organismen Konkurrenz, Kampf, Zweckmäßigkeit auch noch Einfluß auf die Variationen gewinnen können. Ich gebe zu, daß man immer noch hoffen darf, durch verbesserte Untersuchungen die Mittel zu finden, die den Verstand zu Auffindung neuer Prinzipien der Artbildung führen, aber man darf nicht gleichzeitig sagen, daß unser Verstand mit Hilfe des Darwinismus schon alles dies erledigt habe.

Das Variiren ist nicht etwa in der Weise mechanisch, daß man es nach mathematischen Regeln fassen könnte. Diese Ansicht hat u. A. bereits Herr Dr. D. Maas auf Grund der Untersuchung unserer Fänge von Scheibenquallen widerlegt. Einerseits entstehen, wie schon erwähnt, die unerwartetsten Formen, andererseits bleibt die Variation aus, wo sie erwartet werden könnte. Ein Beispiel für letzteren Fall sei erwähnt. Eine Diatomee (*Euodia gibba*) ahmt täuschend die Gestalt einer Muschel nach und findet sich fast in jedem unserer Fänge. Keine andere der drei bis vier Arten dieser Gattung zeigte sich in unserem Gebiet, trotz größter Verschiedenheit des Klimas der durchfahrenen Regionen. Es ist zu bedenken, daß beinahe jede Muschel zu einer Schachtel verwandelt werden kann, denn man braucht ja nur an Deckel und Boden einen Rand anzubringen, dann ist die Schachtel fertig. Es gibt über zehntausend Muschelarten, die *Euodia* könnte also Formen genug auswählen; aber weder sie noch eine andere Diatomee trifft solche Wahl. Die wirklich gewählte Form scheint nicht einmal besonders günstig zu sein, denn die *Euodia* tritt immer nur in wenig Exemplaren auf. Man möchte also erwarten, daß noch eine günstigere Form zu finden sein würde, aber diese Erwartung findet keine thatsächliche Bestätigung.

Ich fürchte, daß man an das Studium der Notwendigkeiten, die das Variiren binden, noch freier und unbefangener, noch entschiedener die Wahrheit suchend wird herantreten müssen, als das bisher geschehen ist. Der Glaube an die Möglichkeit, die Natur zu verstehen, muß fest und innig, ja ich möchte sagen geradezu fromm sein, denn nur darin liegt die Gewähr für die Beugung unter und für den Respekt vor den Thatsachen, für die ängstliche Sorge, gegen die Natur nicht zu verstoßen. Ohne diesen Glauben wird die Wissenschaft ein Spiel, in dem man andere und sich selbst belügt.

Wie ich meine, sind schon einige Normen für das Variiren deutlich erkennbar. Sobald Pflanzen und Tiere an den Küsten festen Boden gewinnen, werden die neuen Bedingungen vielfältig ausgenutzt.¹⁾ Die Pflanzen klammern sich fest und entwickeln Gewebsmassen, da das vorbeiflutende Wasser ihnen reichere Nahrung zuführt, als wenn sie in und mit dem Wasser treiben müssen. Die Tiere graben sich ein, verstecken sich und gewinnen um so größere Vorteile, je mehr sie ihre Fähigkeit und ihre Intelligenz für die speziellen Bedingungen zur Ausnutzung zu bringen vermögen. Das gibt dann wieder einen Rückstoß zur Entwicklung der betreffenden Organe. Auf dem Festland führen die noch mehr komplizirten Bedingungen in dieser Richtung weiter. Vor allem macht das Nervensystem und das Gehirn bei Wirbellosen und namentlich bei Wirbeltieren große Fortschritte.

Den bedeutendsten Fortschritt hat es bei dem Menschen gemacht, aber merkwürdig genug, immer in Uebereinstimmung mit jenem räthselhaften Streben nach Eleganz, das bei den niedersten Wesen so sehr hervortritt. Ist es nicht wirklich wunderbar, daß trotz der übermäßigen Größe des Gehirns die menschliche Gestalt wohl proportionirt geblieben ist und gewiß in ihrer Weise auch zu den Schönheiten der Natur gerechnet werden kann? Der gleichfalls große Kopf der Vögel steht nicht in so guter Proportion, hier verdecken die Federn in glücklicher Weise die Unschönheit des nackten Körpers.

Wie soll sich beim Menschen — wenn überhaupt — diese Tendenz: Verbesserung des Gehirns unter Erhaltung schöner Proportionen, weiter entwickeln? Daß durch richtige Züchtung unter Hinzunahme entsprechender Erziehung und Haltung Variationen in der Menschheit erzeugt und fixirt werden können, ist zweifellos. Wer kann dafür einstehen, daß nicht — vielleicht schon bald durch irgend eine Sekte — ein solcher Züchtungsversuch gemacht wird, wobei dann voraussichtlich recht unglückliche Produkte entstehen dürften? Ich persönlich bin der Ansicht, daß wir allen Grund haben, in dieser Richtung nicht eilig zu sein, denn wir vermögen noch nicht den naturgemäßen Weg zu erkennen, was doch unbedingt zum Erfolg erforderlich sein würde. Mit der Zeit wird unsere Kenntnis wohl sicherer und befriedigend werden, aber so leicht und einfach, wie man vielfach glaubt, liegt die Angelegenheit doch nicht. Vielleicht ist es klar geworden, daß wir die fundamentalen Regeln des natürlichen Variirens und der „natürlichen Auswahl“ besser kennen lernen müssen, ehe wir weitgehende Schlüsse zu machen berechtigt sind, und daß also Planktonuntersuchungen im Ozean den aktuellen Interessen der Menschheit nicht ganz so ferne liegen, als es zunächst den Anschein hat.

¹⁾ Die Möglichkeit besserer Ausnutzung ergibt sich daraus, daß häufig, wenn nicht allgemein, die Befähigung der Organismen größer ist, als es die äußeren Bedingungen des Lebens erfordern. Viele Tiere können graben, benutzen diese Fähigkeit aber nicht, die Pferdearten können kriechen, thun es aber nie von selbst, die Hand des Menschen ist wunderbar geschickt, diese Geschicklichkeit wird aber nur von Virtuosen voll ausgebildet.



Erinnerungsblätter

von

Johanna Kinkel.

(Fortsetzung.)

Bei der Hinauffahrt begegnete mir nichts Bemerkenswerthes, außer daß ich auf dem Bahnhofe zu Mannheim Zeuge eines Berichts war, den ein badischer Soldat seiner ihn besuchenden Schwester über seine letzten Erlebnisse gab. Es war einer der sogenannten „treugebliebenen“ Soldaten, dessen Regiment gewürdigt worden, die Waffen zu behalten. Er stand vor dem Coupé, in dem ich neben seiner Schwester saß, und erzählte, sie seien zwar mit den Freischaren ausgezogen, aber sie hätten sich alle vorgenommen gehabt, wenn es schief ginge, dieselben im Stiche zu lassen.

Ich konnte mich nicht enthalten, den Burschen zu fragen, ob es nicht ehrlicher gewesen wäre, gar nicht mitzugehen. Er erwiderte: „Nein, es sei viel klüger gewesen, wie sie es gemacht hätten. Sie hätten fest versprochen, mit dem Volke zu halten, und darum hätten sie leichter Gelegenheit gefunden, zu entweichen, da man ihnen getraut hätte.“ Ich sagte ironisch: „Ihr Regiment hat wirklich sehr edel gehandelt, und Sie verdienen den Ruhm der Treue vor allen Soldaten!“ So dumm war der Bursch doch nicht, daß er nicht das Lächeln der anwesenden Passagiere begriffen hätte, obschon ich keine Miene verzog.

In Karlsruhe langte ich spät an, aber ehe ich mich zur Ruhe legte, ging ich doch vorher an den Turm und schaute zu den Fenstern des treuen Mannes hinauf. Wie gern hätte ich eins unserer Lieder gesungen und ihm so ein Zeichen meiner Nähe gegeben! Aber die Scheu vor den Schildwachen trieb mich bald von dem verschlossenen Gitterthor hinweg und zurück in meinen Gasthof, wo ich zum erstenmale nach langer Zeit mit beruhigter Seele einschlummerte. Daß ich ihn nahe wußte, gab mir schon Frieden und Gesundheit und ich empfand mich fast glücklich.

Am andern Morgen stahl ich mich zuerst in den Turm zu Frau Stecher, der ich meine Grüße an Kinkel auftrug; dann ging ich aufs Rathhaus zum Oberamtmanne wegen meiner Aufenthaltskarte. Diesmal schlug mir der gestrenge Herr dieselbe rund ab und verwies mich an den Obersten von Brandenstein, indem er mir zugleich mittheilte, daß derselbe das vorigemal ihm seine ernste Mißbilligung darüber ausgesprochen hätte, daß er mir eine Aufenthaltskarte gegeben habe. Auf der Kommandantur fragte ich zuerst nach dem Adjutanten, der mich damals zu Kinkel geführt hatte und dessen Wesen mir Vertrauen erweckte. Er lud mich ein, in ein Zimmer zu treten, bis der Kommandant zu sprechen sei und knüpfte ein Gespräch mit mir an. „Denken Sie sich,“ sagte er halb im scherzhaften Tone, „man hat Sie hier denunzirt, daß Sie die eigentliche

Anstifterin Ihres Mannes seien. Was sagen Sie dazu?" Ich antwortete: „Dann thut man mir zu viel Ehre an. Wenn ich schon nicht leugne, daß ich meines Mannes Ansichten teile, so besitze ich dennoch darum noch nicht einen solchen Spartanerinnenheldenmut, wie man mir hier zuschreibt. Auch muß ich den Charakter meines Mannes gegen die Behauptung in Schutz nehmen, daß er sich von einem Weibe in den wichtigsten Lebensfragen leiten ließe!“ Der Adjutant erwiderte lachend: „Das habe ich auch gesagt; wie mir der Herr Professor vorkommt, hat man nicht erst nötig gehabt, ihn anzustiften.“

Obwohl der Adjutant mich merken ließ, daß die kriegerische Alder des gefangenen Dichters denselben in seinen Augen nicht herabsetzte, so konnte er es doch nicht lassen, über die Insurgenten im allgemeinen ein sehr herbes Urteil zu fällen. Er unterschied nur zwischen Verführten und Verführern, und daß die letzteren aus gemeinem, persönlichem Interesse das Volk aufgewiegelt hätten, schien ihm außer Zweifel. Kinkel, dessen Charakter und Verhältnisse einer solchen Auffassung widersprachen, erklärte er für eine der seltenen Ausnahmen, fügte aber hinzu: „Diese Idealisten, welche ihre hinter dem Studiertische ausgeheckten Systeme ins wirkliche Leben einführen wollen, haben uns von allen am meisten geschadet. Mein Gott, unsereiner hat auch ideale Wünsche; aber was einmal die bestehenden Verhältnisse nicht gestatten, das dürfen wir nicht mit Gewalt durchsetzen. Ich will einmal annehmen, ich Lieutenant, ich liebte ein Gretchen oder Lieschen“ — Ich fiel ihm ins Wort: „Sie lieben kein Gretchen oder Lieschen; Sie lieben irgend eine Julia oder Dorothea!“ Der Herr Lieutenant wurde dunkelrot und fuhr, eine kleine Bewegung unterdrückend, fort: „Nun, gesetzt, ich liebte eine Dame, die zu hoch für meine Ansprüche wäre, müßte ich mich dann nicht auch zufrieden geben und ihr pflichtschuldigst entsagen, oder sollte ich etwa auch mit dem Kopf durch die Mauer rennen, wie Ihr Mann mit seiner Liebe zur Freiheit?“

Es war mir offenbar, daß der hübsche junge Mann sich in einem ähnlichen Falle befand, und da die Liebenden stets durch ein geheimes Seelenband mit den Poeten verknüpft sind, so hatte ich den Mut, das Gleichnis aufzunehmen und in meiner Weise fortzuspinnen. „Ich will annehmen,“ sagte ich, „Deutschland sei eine solche hohe, schwer zu gewinnende Frau, so würde doch hier, genau wie in Ihrem Fall, der entscheidende Punkt der sein: ‚Ob die Geliebte ihren Freier mehr liebt als ihren Stand.‘ Wenn nun Ihre Julia oder Dorothea glühend liebt, woran ich nicht zweifle, wenn sie liebefrank dem Tode verfällt, weil etwa ein alter, eigensinniger Vormund sie seinen Standesvorurteilen opfern will, werden Sie da die Geliebte sterben lassen? In England flüchtet das Paar in solchen Fällen nach Gretna-Green, und Baden war diesmal das Gretna-Green der deutschen Republikaner.“

„Aber,“ antwortete der Lieutenant, „wenn ich nun so arm wäre, daß ich meiner Braut nichts zu bieten hätte, als mein Elend mit mir zu teilen, dürfte ich sie da dem reichen Vormund entführen, bei dem sie in Ruhe und Behagen fortleben kann?“

„Wenn sie liebt,“ antwortete ich, „dann ist ihr eine arme Hütte mit einem Strohdach lieber als ihr Palast.“

„Hahaha!“ lachte der Lieutenant. „Eine Hütte mit einem Strohdach! Sehr romantisch! Ja, das denkt ein Mädchen immer, wenn sie verliebt ist; aber wenn's drauf ankäme, alle die süßen Gewohnheiten dran zu geben, da würde jede, so schnell sie nur könnte, wieder zu ihrem Palast zurückkehren.“

„Leider ist dies in Deutschland zur Wahrheit geworden,“ sagte ich; „ein edler, starker Werber kam die Freiheit, und mit sehnsüchtiger Liebe warf Deutschland sich in seine Arme. Aber als es galt, die behagliche Ruhe zu opfern, eine Weile Armut und Not zu ertragen, um den holden Jugendtraum zur Wahrheit zu gestalten, da bebte die kleingesinnte Braut zurück, und dem reichen Hause des Vormunds, seinem Gold und all dem Flitterschmuck opferte sie den innersten Herzenswunsch. Nicht den Freiheitshelden tadeln Sie, der im heiligen Glauben an das Wort, das die Treulose ihm gab, sich für sie ins Verderben stürzte, sondern sie, die nicht den Mut hatte, ihrem Herzen zu folgen.“

Unser Gespräch ward durch die Botschaft unterbrochen, daß Herr von Brandenstein mir keinen Besuch bei meinem Manne gestatten könne; ich müsse die Erlaubnis beim kommandirenden General selbst holen. Er ließ mir anraten, sogleich nach Baden-Baden zu fahren, wo Graf von der Gröben sich aufhielt und von demselben eine schriftliche Erlaubnis mitzubringen, wenn ich länger in Karlsruhe zu bleiben gedächte. Ich wußte, daß mir mein Paß gestattete, vierundzwanzig Stunden an einem und demselben Orte zu verbleiben. Erhielt ich die gewünschte Erlaubnis nicht, so war ich unrettbar um das heißersehnte Wiedersehen betrogen. Ich wollte also vorher einen Versuch machen, ob ich auf meinem Wege zu einer Begegnung mit Kinkel gelangen könnte. Er hatte mir unlängst geschrieben, daß ihm ein Verteidiger in der Person des badischen Auditors Doktor Hepp beigegeben sei; diesen beschloß ich aufzusuchen.

Ich fand einen klugen, feingebildeten Mann in ihm, der schon, weil er Kinkel aus seinen Schriften früher gekannt und geschätzt hatte, mit Vorliebe seine Verteidigung führte. Auch er empfing mich sogleich mit der Frage, ob es denn wahr sei, daß Kinkel auf meine Ueberredung hin die Waffen ergriffen habe. Mir war das auffallend; denn wenn mir am Morgen, als ich diese alberne Nachrede zum erstenmal hörte, dieselbe bloß als das gedankenlose Geschwätz irgend eines dummen Menschen erschienen war und ich weiter keinen Wert darauf legte, so erhielt sie jetzt eine Bedeutung dadurch, daß der Verteidiger sie mir in ernstem Tone als eine wichtige Gewissensfrage vorlegte. Ich besann mich vergebens, wer mir diesen Streich gespielt haben könne und welcher Grund dazu vorliegen möchte. Ich sagte Herrn Doktor Hepp geradezu, daß ich nicht begreifen könne, wie ein Mann von Besonnenheit und Menschenkenntnis einer so unnatürlichen Beschuldigung Glauben beimessen könne. Ich verlor alles durch Kinkels Entschluß, Güter des geistigen wie des materiellen Glücks; aber ich begriff, daß, wenn ein verständiger Mann seinen Willen fest und bestimmt ausspricht, es der Frau nicht ziemt, ihr persönliches Glück oder gar das gemeine Interesse gegen

seine heiligsten Ueberzeugungen in die Wagschale zu legen. Ich habe nur geduldet, was ich nicht ändern konnte.

Als ich einige Tage nach dem ersten mißlungenen Unternehmen, bei dem das Gerücht Kinkel als mitbeteiligt nannte, erfuhr, er halte sich im Siegfriede auf, durchreiste ich augenblicklich alle Dörfer, um ihm die Nachricht zu bringen, daß er persönlich wenig gravirt sei und ruhig nach Bonn zurückkehren könne. Erst nach meiner Heimkehr hatte ich die Briefe vorgefunden, die mich benachrichtigten, daß er alle Brücken hinter sich abgebrochen habe und in die Pfalz gegangen sei. Ich war der Verzweiflung nahe, als ich das Unabänderliche erfuhr; nach einiger Sammlung aber erschien es mir am würdigsten, den Mann ruhig seinen Weg wandeln zu lassen, anstatt ihn durch Klagen oder Ratschläge zu verwirren. Hatte doch selbst die Gegenpartei gegen diejenigen ihre Verachtung ausgesprochen, die schon vor der Ankunft des Feindes die Flucht ergriffen. War dies in jener Augen eine Schande, wie konnten sie dann fordern, daß eine Frau ihrem eigenen Manne dazu raten sollte. Ich zog es vor, mich mit den Ideen, die Kinkels Handlungen leiteten, vertraut zu machen, um so bei der vielen Verfemung, die er von seinen ehemaligen Freunden erlitt, ihm wenigstens meine unwandelbare Treue und Billigung zu bewahren.

Dies alles erzählte ich Herrn Doktor Hepp und fügte hinzu, daß, da niemand bei unserem Abschiede zugegen gewesen sei, auch in der letzten Zeit vorher Kinkel nur unter vier Augen über seine Pläne mit mir gesprochen habe, mein Denunziant jedenfalls diese Beschuldigung aus den Fingern gezogen. „Doch Sie konnten ja meinen Mann befragen,“ sagte ich, „der hätte Ihnen gewiß die einzig richtige Auskunft gegeben.“

„Das habe ich gethan,“ antwortete der Verteidiger, „doch auch er leugnet entschieden ab, daß Sie ihn verleitet hätten. Mir ist das übrigens leid; denn es könnte dieser Umstand zur Milderung seines Urtheils vielleicht etwas beitragen.“

Ich antwortete: „Wenn ich auch, von falscher Großmut geleitet, aus dieser Ursache mich zu einer Lüge hergeben wollte, so würde uns dies wenig helfen, denn Kinkel würde nie darauf eingehen. Indes halte ich eine so vorbedachte, bewußte Lüge nicht einmal für eine Großmut.“

Doktor Hepp gab mir darin ganz recht und sagte mir: „Er habe ohnehin noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, das Todesurteil Kinkels abzuwenden.“

Noch nicht alle Hoffnung aufgegeben! Wie schrecklich zweifelhaft lauteten diese Worte. Noch heute hatte der freundliche Adjutant mir als seine Privatmeinung ausgesprochen, daß überhaupt gar keine Exekutionen stattfinden würden. Die Zahl der Gefangenen hatte sich ins Maßlose vermehrt; Tausende hatten noch wochenlang nach Kinkels Gefangennahme gekämpft; wollte man jeden gemeinen Freischärler erschießen, was sollte man alsdann mit dem Rastatter Generalstab und mit den Zerstörern von Ludwigshafen thun? Mir war die Angst um sein Leben unzähligemal in bösen Stunden als ein schwarzer Traum aufgestiegen, und immer hatte ich selbst oder hatten andere sie mir, als von einer fieberhaften Phantasie erzeugt, ausgeredet. Das Wort eines so tief Eingeweihten:

„Noch nicht alle Hoffnung verloren!“ während ich erwartete: „Das Aergste ist gar nicht mehr zu befürchten!“ war allerdings furchtbar trostlos.

Daß man Kinkel die Verteidigung nicht leicht zu machen gedachte, erhellt schon daraus, daß man Tag auf Tag ermattende Verhöre mit ihm angestellt hatte; daß man ihn zuerst nach badiſchen Geſetzen richten wollte, und daß man, nachdem er ſowohl als ſein Verteidiger ſich ganz in die betreffenden Paragraphen des badiſchen Strafgeſetzbuchs hineinstudirt und den Plan der Verteidigung darnach ausgearbeitet hatten, plötzlich dieſes mildere Verfahren verwarf und wenige Tage vor dem Zusammentreten des Standgerichts das preußiſche Landrecht, welches ſtrenger war, an die Stelle ſchob und ſo in der Nacht der letzten ablaufenden Friſt den Gefangenen nötigte, ein neues Verteidigungssystem einzuschlagen, als er alle ſeine Kräfte und ſeinen Scharſſinn an eine nun unnütze Arbeit verſchwendet hatte.

„In einer halben Stunde muß ich ins Ständehaus,“ ſagte Doktor Hepp, „dort hat Kinkel abermals ein Verhör zu beſtehen.“

Raſch empfahl ich mich und eilte an den bezeichneten Ort, wo ich langſam die Straße auf und ab ſchritt, immer die Ecke im Auge behaltend, um welche Kinkel hervortreten mußte.

Es währte ſehr lange. Endlich ſah ich ihn weit unten in Begleitung eines einzigen Gendarmen ganz gemütlich die Straße herauf ſchlendern. Er ging etwas gebeugt. Plötzlich erkannte er mich und ſchnell richtete ſich ſeine Geſtalt empor, als wolle er mir durch ſeinen ſtolzen Gang andeuten, daß er noch Mut und Vertrauen zu ſeinem Schickſale habe. Ich hörte, wie er zum Gendarmen ſagte: „Da kommt mein Frauchen! Ich weiß, daß ich nicht mit ihr reden darf; aber ich darf ihr doch eine Hand geben.“ Der Gendarm zuckte mit dem Kopf. „Ach, ich darf ihr auch einen Kuß geben,“ ſagte Kinkel und umfaßte mich raſch. Der Gendarm war ein guter Kerl. Er that keinen Einſpruch und wendete ſein Geſicht nach einer andern Seite, um uns ein Augenblickchen Freiheit zu gönnen. Nun erzählte ich haſtig, als wenn ich das Wort an den Gendarmen richtete, von der Sehnsucht, meinen Mann wieder zu ſehen, die mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, biß ich hier geſtanden; von den Kinderchen, die alle geſund ſeien und wohl gediehen, und was ſich ſonſt Freundliches und Süßes in die halbe Minute zuſammendrängen ließ. Ich teilte ihm noch mit, daß ich im Begriff ſei, nach Baden-Baden zu fahren, und daß ich nötigenfalls biß Freiburg reiſen würde. Ihn auf raſche Wiederkunft vertröſtend, wollte ich an der Pforte des Ständehauſes ſcheiden; aber trotz der drinnen aufgeſtellten Schildwache zog Kinkel mich mit ſich hinein und nahm hinter einem Thorflügel noch einen innigen, liebewarmen Abſchied von mir.

Auf dem Wege nach der Eiſenbahn begegnete mir draußen vor dem Thor der Adjutant, mit dem ich am Morgen geſprochen, zu Pferde. „Um's Himmels willen, Sie ſind noch hier!“ rief er, „Herr von Brandenſtein erwartet Sie ſchon mit dem nächſten Zuge zurück.“ Etwas leiſer fügte er hinzu: „Ich warne Sie,

wieder zu kommen, wenn Sie nicht etwas Schriftliches von dem General von der Gröben mitbringen. Ich sage Ihnen, Sie setzen sich großen Unannehmlichkeiten aus.“ Er wandte grüßend sein Pferd und kehrte zur Stadt zurück, indes ich mir ein Eisenbahnbillet löste und in den Wartesaal trat.

Der Zug aus dem Oberland langte an, und ein Menschenstrom wälzte sich uns entgegen, als wir fast zu gleicher Zeit eingeladen wurden, unsere Plätze auf dem letzten Abendzuge einzunehmen, der von Mannheim aufwärts jenem entgegenkam. Eben wollte ich einsteigen, als sich durch den dicksten Knäuel der Passagiere ein langer Arm streckte, mich auf die Schulter klopfte und ich zugleich beim Namen gerufen wurde. Ich sah um in der Meinung, unvermutet einem Landsmanne oder sonst einem guten Freunde begegnet zu sein; aber mein Auge traf das wildfremde Gesicht eines Polizisten, von dem ich gar nicht begriff, wie er eine so wenig auffallende Erscheinung wie die meine mit so bewunderungswürdiger Sicherheit ausgespiirt hatte.

„Madame Kinkel,“ sagte er, „zeigen Sie mir den schriftlichen Erlaubnischein vom kommandirenden General, daß Sie sich in Karlsruhe aufhalten dürfen!“

Ich antwortete, daß ich keineswegs von Baden-Baden zurückkäme, sondern erst hin wolle. Er möge mich also nicht aufhalten.

„Aber, mein lieber Gott,“ sagte er, „dann können Sie ja heute abend nicht wieder hier sein. Dies ist der letzte Zug.“

„Se nun,“ sagte ich gleichmütig, „muß ich denn durchaus heute abend wieder hier sein? Vielleicht komme ich morgen, vielleicht übermorgen, vielleicht komme ich gar nicht wieder nach Karlsruhe. Adieu!“

Damit stieg ich in den Wagen, was er ruhig geschehen ließ; da er wahrscheinlich die Instruktion hatte, mich nicht wieder in die Stadt zu lassen. Jedenfalls wußte ich nun genug und konnte meine Maßregeln treffen, um den Empfangsfeierlichkeiten zu entgehen, die mir hier zugedacht waren.

Wir erreichten bald die Stätte, wo abgehauene und halbverdorrte Waldstrecken, Verschanzungen und andere Spuren uns andeuteten, daß eben hier noch vor wenigen Wochen der Krieg getobt hatte. Vor dem gelben Abendhimmel hoben sich jetzt terrassenförmig die grauen Linien von Rastatt empor, von dem Gipfel des Schlosses beherrscht, auf dem eine nicht klar erkennbare Statue von der untergehenden Sonne wie mit einer Glorie umkleidet wurde. Ein Schauer erfaßte mich, als ich das Bollwerk der Freiheit sah, hinter dem die letzten Revolutionshelden ein, ach, nur zu treuloses Asyl gefunden hatten. Ich hätte den geheiligten Boden mit Thränen benetzen mögen, der das Grab so großer, reicher Hoffnungen geworden war. Ich lauschte mit innegehaltenem Atem; denn es war mir, als müßten die Stimmen der unterirdisch Eingekerkerten zu uns empordringen. Welche Seufzer, welche Flüche mögen unter diesen grünen Wällen, unter diesen steinernen Brücken stöhnend verhallen, auf denen die schimmernden Siegescharen jetzt lachend umherwandeln!

Wir wurden durch die Wisirung unserer Pässe unmaßig lange vor Rastatt aufgehalten. Ein Passagier wurde sehr unsanft aus dem Wagen gerissen und

von Soldaten weggeschleppt, angeblich weil der Paß nur von Zivilbehörden und von keiner preußischen Militärbehörde visitirt sei. Zufällig sah ich den Arrestanten am andern Tage wieder und erfuhr von ihm, daß sein Paß in bester Ordnung befunden worden sei, daß er es aber nur einem Glücksfalle verdanke, daß er noch am selben Abend von einem vernünftigen Menschen verhört worden, der ihm seine Freiheit wieder verschafft habe.

Gegen acht Uhr trafen wir in Baden-Baden ein und ich verfügte mich sogleich in das Hotel des kommandirenden Generals, schickte meine Karte hinauf und ließ um eine kurze Audienz bitten. Graf von der Gröben, welcher eben vom Spazierritte heimkehrte und mir an der Treppe begegnete, ließ mich sogleich eintreten. Ich erwähnte des Briefes, den ich ihm vor wenig Tagen erst geschrieben hatte, worauf er mir die Mitteilung machte, daß er alle Briefe und Petitionen, die ihm in Kinkels Angelegenheit zugekommen waren, eben an den General von Hirschfeld übertragen habe, da es sich mittlerweile herausgestellt, daß Kinkel von Hirschfelds Leuten gefangen sei und also auch dessen Urteilsbestätigung anheimfallen müsse.

Immer dichter zog sich die Nacht vor meinen Augen zusammen. Hielt ich den plötzlichen Wechsel der Gesetze, nach denen man Kinkel richten wollte, mit dieser neuen Entdeckung zusammen, so lag es sehr nahe, einen Zusammenhang darin zu finden. Dem badischen Gesetzbuch wurde das preußische Landrecht substituirt, welches weniger Hoffnung zum Entschlüpfen darbot. Gröben galt für weichherzig. Ihn hatte man seit einem Monate um Kinkels willen mit Briefen und Petitionen bestürmt. Auf seinen Charakter und seine eigentümlichen Ansichten hatte man alle Motive wohl berechnet, die man in den Vordergrund schob. Manches, das ihn rühren konnte, erschien vielleicht einem Manne, wie der Ruf den General von Hirschfeld schilderte, lächerlich. Bisher hatten meine Freunde immer einen Beruhigungsgrund darin gesehen, daß die Urteilsbestätigung in von der Gröbens und nicht in von Hirschfelds Händen gefallen sei. Als mir jetzt dieser Name genannt wurde, klang er mir wie ein Todesurteil.

Es war mehr als auffallend, daß man erst jetzt dahinter gekommen sein sollte, welche Truppen Kinkel gefangen genommen haben sollten. Hier mußte ein Mysterium im Spiele sein, dem ich auf den Grund zu kommen beschloß. Leider drängte die Zeit, und ehe ich auf Umwegen ausgeforscht hatte, welchem Armeecorps jene Soldaten angehörten, konnte längst ein Urteil vollzogen sein.

Das Dringendste war also, Kinkel selbst darum zu befragen und seinem Verteidiger etwa günstige Umstände rasch mitzuteilen.

Da Graf von der Gröben nichts mehr mit Kinkels Urteilsbestätigung zu thun hatte, so vermied ich alle anderen Erörterungen und bat ihn nur, mir eine schriftliche Erlaubnis auszustellen, daß ich mich ungehindert in Karlsruhe aufhalten und Kinkel besuchen dürfe.

Der General versicherte mich, daß dem gar kein Hindernis im Wege stehe und daß ich mich bei Herrn von Brandenstein nur auf seine unbedingte

Erlaubniß berufen möge. Als ich dennoch flehentlich darauf bestand, er möge mir zu meiner Beruhigung etwas Schriftliches mitgeben, so versprach er auch dies, wunderte sich aber, daß ich es für nötig hielt. Er that noch einige Fragen an mich und ging dann ins Nebenzimmer, um zu schreiben. Als er mir den versiegelten Brief brachte, sagte er: „Es ist mir über dem Schreiben eingefallen, daß ich vielleicht nicht wohl thue, wenn ich Ihnen die unbedingte Erlaubniß gebe, wie ich zuerst vorhatte. Wenn Herr von Brandenstein Ihnen Schwierigkeiten gemacht hat, so muß er doch durch irgend eine Besorgniß dazu veranlaßt sein. Ich will mein Wort nicht zurücknehmen, aber ich habe in dem Briefe einiger Punkte erwähnt, auf die Herr von Brandenstein hinsichtlich Ihres Aufenthalts Rücksicht zu nehmen hat.“

Ich empfahl mich und sammt unterwegs hin und her, was die Ursache dieses schwankenden Versprechens und Zurücknehmens nach wenigen Minuten sein könne. Erst später stellte sich heraus, daß man mich auch hier verleumdet hatte.

Anstatt am andern Tage sogleich nach Karlsruhe zurückzufahren, erschien es mir Pflicht, keinen Schritt unversucht zu lassen, selbst wenn ich mir vorher sagen konnte, es sei vergeblich. Der Brief einer bedeutenden Persönlichkeit, die in Berlin eifrig für Kinkels Begnadigung gewirkt hatte, war mir von Bonn aus nachgesandt worden. Darin hieß es buchstäblich: „Der König und die Prinzessin von Preußen haben beide und zwar mit aufrichtigen Worten versprochen, sich für das Leben Ihres Mannes zu verwenden; beide haben den Wunsch geäußert, daß ihre Einwirkung noch zu rechter Zeit eintreffen möge. Wenn also diese Mitteilung Ihnen dazu dienen kann, das Urtheil noch so lange zurückzuhalten, bis des Königs und der Prinzessin Verwenden dort anlangt, so würde das schwere Loß, das Ihnen bevorsteht, noch abzuwenden sein. Ich glaube sicher, daß keiner der Männer, die in dieser Sache über Leben und Tod zu entscheiden haben, jetzt, wo Sie auf des Königs Teilnahme als Schutz gegen dies grauenvolle Schicksal sich berufen, diesem zuvorkommen würde.“

Mit diesem Briefe fuhr ich nun nach Freiburg, mich selbst zu überzeugen, ob die darin enthaltene Versicherung auf den General von Hirschfeld einen Eindruck mache.

Die Route von Rastatt nach der Schweiz ward zu jener Zeit besonders häufig von flüchtigen Frauenzimmern befahren, die mit Wort oder That den Zorn der Preußen gegen sich aufgereizt hatten. An einem Orte war, wie mir eine Reisegefährtin erzählte, der ganze Frauenverein wegen Unterstützung der Rebellen festgesetzt worden. Ein Mädchen ist mir unvergeßlich, welches trotz der wiederholten Mahnungen ihres gemäßigeren Vaters, der sie eben nach Basel brachte, um sie vor Verhaftung zu schützen, auf das leidenschaftlichste Rastatts Fall beklagte und deren Thränen beständig mit fast medeenähnlichen Zornesausbrüchen abwechselten.

Sie hatte einen Bruder mit bei der Besatzung, der das Schicksal derselben in den Kasematten theilte. Aus ihrem Munde hörte ich zuerst die schauderhafte Lage jener Gefangenen, als von einer Augenzeugin, bestätigen. Man hatte die

Eingesperreten die ersten Tage wirklich ohne Nahrung gelassen, und selbst den Verwandten gewehrt, den Ihrigen Speise zu bringen. Dies Mädchen hatte gesehen, wie die Elenden in ihren Kerker sich endlich fast um ein hingeworfenes Bröckchen Brot raufsten.

Eine Notiz, die sie aus dem Munde eines in ihrem Hause einquartierten Offiziers mittheilte, ist geeignet, Licht über ein vielbestrittenes Ereignis zu verbreiten. Jener Offizier hatte bestätigt, daß die Soldaten bei der Durlacher Affaire nicht angreifen wollten, daß aber eine hohe Militärperson gerufen: „Ihr Hunde! Wenn ihr nicht sogleich ins Feuer geht, so laß ich Kanonen hinter euch aufpflanzen!“ So genötigt, sei seine Compagnie vorgezogen und gänzlich aufgerieben worden.

Der Tag in Freiburg ist mir eine so furchtbare Erinnerung, daß keiner der nachfolgenden, so schauerliche Eindrücke sie brachten, mir diesen schwärzesten Lebenspunkt ausgelöscht hat. Hier wurde meine Hoffnung, Sehne für Sehne, kalt zer schnitten. Die wunderliebliche Stadt im Kranz ihrer schönen Berge ist mir wie von einem schweren, schwarzen Leichentuche bedeckt, unter dem sich eine Blutspur hervordrängt und: „Mord! Mord!“ hallt es krächzend aus den Lüften von einem Rabenchor, der den hohen Turm des Domes umkreist.

Es war an Dortüs Todestage, als ich, unwissend des Geschehenen, diese Stätte betrat.

Die Reden der gemeinen Soldaten auf den Straßen, die Aeußerungen der Offiziere im Gastzimmer waren der Art, daß ich mich wie unter wilden Indianern empfand, die sich eben jauchzend bereiten, einen Weißen zu schlachten. Ich zitterte, meinen Namen zu verraten.

General Hirschfeld weigerte sich, meinen Besuch anzunehmen; ließ mich aber mit meinem Anliegen an einen andern Offizier verweisen, dessen Namen und Titel ich nicht deutlich verstand. Es war ein Mann von mittleren Jahren, mit sehr finsternen Zügen. Bei ihm befand sich ein jüngerer Offizier, der sich von mir abgewendet mit übereinandergeschlagenen Armen in eine Ecke des Zimmers stellte. Er hatte ein sehr starkes, rundes Gesicht, von einer fast metallenen Strenge.

Bisher hatte ich mich ziemlich stark gehalten; aber die Eindrücke, die ich von der hier herrschenden Stimmung eben vorher empfangen hatte, überwältigten mich, und als ich reden wollte, erstickten Thränen meine Worte im ersten Augenblick. Das Gefühl der vollen Widerwärtigkeit einer weichlichen Scene im Zimmer dieser eisernen Kriegsmänner war lebendig genug in mir, um mir den Zorn gegen meine eigene Schwäche und damit meine alte Standhaftigkeit wieder zu erwecken. Ich bat um Vergebung wegen jenes Mangels an Fassung und sprach dann ruhig das Gesuch aus, um dessentwillen ich gekommen war.

Der Offizier erwiderte kurz, daß man mich getäuscht habe, wenn man mir vorgespiegelt hätte, daß hohe Personen Kinkels Leben zu schonen wünschten. Er sagte: „Das Urtheil über Ihren Mann wird in diesen Tagen gefällt und muß, dem Gesetz zufolge, binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden.“

Wir sind hier im Hauptquartier des Prinzen von Preußen und in seiner nächsten Nähe. Wäre eine Ordre von oben gekommen, den Gang des Gerichts aufzuhalten, so müßte sie längst hier sein. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß uns von einer Absicht, Ihren Mann zu begnadigen, bis heute nicht das mindeste bekannt geworden ist. Nur in dem einen Falle hätte man einen Grund, sein Leben zu verschonen: wenn er vielleicht Enthüllungen zu machen hätte, die für das Wohl des Staates von Wichtigkeit wären.“

Galt das dem Waldeckischen Prozeß, dessen Voruntersuchung eben damals im frischen Gange war?

Ich antwortete: „Meines Wissens hat Kinkel keine Heimlichkeiten zu entdecken. Ich hoffe vielmehr, daß er um seiner Ehrlichkeit willen begnadigt werden wird, weil er in seinem Verhör mit so vollkommener Aufrichtigkeit hervortrat.“

Der Offizier lachte bitter und sagte: „Das Leugnen möchte dem Herrn Professor auch wenig geholfen haben.“

Als er nochmals die Versicherung wiederholte, daß kein Befehl erteilt sei, die Urteilsvollstreckung aufzuschieben, meinte ich: „Es sei ja noch gar nicht ausgemacht, ob das Kriegsgericht Kinkel zum Tode verurteilen werde.“

„Machen Sie sich keine Hoffnung auf das Kriegsgericht,“ antwortete langsam im tiefsten Baß eine Stimme hinter mir. Ich blickte erschrocken um nach dem andern Offizier, der sich in dieser theatralischen Weise unvermutet in unser Gespräch mischte.

„Wie, keine Hoffnung?“ fragte ich. „Ist denn der Urteilspruch voraus bestimmt?“

Der Unbekannte mit der Drakelstimme sagte laut und gemessen: „Das Kriegsgericht wird Kinkel zum Tode verurteilen!“

Ich heftete eine Weile den Blick auf diesen Mann, der so ohne Umschweife zu einer Frau redete. „Also keine Hoffnung, ihn zu retten, ist da?“ fragte ich.

„Nur die Gnade des Königs kann sein Leben erhalten,“ antwortete er; „Sie müssen aber eilen, wenn Sie sie noch anrufen wollen; denn es ist die höchste Zeit!“

Spotteten diese Männer meiner Not? Längst war ja die Gnade des Königs für Kinkel von tausend Stimmen angerufen worden. Der oberste Herrscher war ja nicht in Ungewißheit über die Raschheit der Standgerichte; denn er hatte den Wunsch ausgesprochen, daß seine Vermittlung früh genug eintreffen möchte. Er hatte seine königliche Hand in eine Region zurückgezogen, wo kein Blutströpfchen sie bespritzen sollte. Vor ihm stand der Prinz von Preußen mit dem demantenen Schilde des Schlachtengottes. Vor diesem breiteten Gröben und Hirschfeld den purpurnen Feldherrnmantel aus, um die Pfeile der öffentlichen Meinung aufzufangen, und zuletzt bildete das Kriegsgericht den engen Kreis um das noch verhüllte Schafott und nahm alle Verantwortlichkeit auf sein Unterthanenhaupt.

Bescheiden, als ob sie selbst nur mit in die Reihen derjenigen träten, die

von dem Fatum das Haupt des Dichters zurückforderten, klangen die Worte der Allgewaltigen, die wir um Rettung angerufen hatten. Nun, als es zu spät war, erfuhr ich, daß sich keine Hand gerührt, um das schon erhobene Rache= schwert aufzuhalten.

„Wie lange braucht ein Brief von hier nach Berlin und zurück?“ fragte ich.

„Wenn Sie ein Gnadengesuch einreichen wollen,“ sagte der ältere Offizier, „so haben Sie heute die beste Gelegenheit dazu, denn diesen Abend geht der Adjutant des Prinzen von Preußen, Graf von der Kneesenbeck, als Kurier nach Berlin mit Aufträgen des Prinzen an den König. Bitten Sie diesen Herrn, Ihr Gnadengesuch mitzunehmen, so kommt es auf die schnellste und sicherste Art in die Hände Seiner Majestät.“

Daß man durch diese Mitteilung sich mir behilflich zeigte, erschien mir so menschenfreundlich, daß ich nicht umhin konnte, aufrichtig dafür zu danken, und nicht kam mir der Verdacht in den Sinn, daß die Herren mich zum besten haben könnten.

Ich eilte in das Hotel des Prinzen von Preußen, wo sich Graf von der Kneesenbeck aufhielt. Der letztere trat mir mit dem Anstand und dem ruhigen sanften Ton der superfeinsten geselligen Bildung entgegen, und einen Augenblick konnte ich wähnen, unter dieser Glätte mehr Menschlichkeit zu finden, als die rauhen Sitten der anderen verhüllten. Kaum hatte ich aber mein Gesuch ausgesprochen, so brach der Herr Graf in die Worte aus: „Was, ich sollte ein Gnadengesuch für Kinkel mitnehmen! Ich würde ja gesteinigt, wenn ich wiederkäme und brächte die Begnadigung dieses Menschen mit. Dazu werde ich nie die Hand bieten, im Gegenteil, — ich bedaure indes, die Bitte einer Dame rund abschlagen zu müssen.“

Ich antwortete ganz ruhig: „Kinkel hat sich in einem ähnlichen Falle der Gefahr des Gesteinigtwerdens ausgesetzt, als es im November galt, einen politischen Gegner der Rache seiner Partei zu entreißen. Er fühlte damals wohl, daß er dadurch auf lange Zeit seine Popularität einbüßte, aber das machte ihn nicht irre.“

Graf von der Kneesenbeck zuckte mit den Schultern und meinte, sie kennten auch den Herrn Professor und seine Absichten.“

Ich ergriff die Gelegenheit, den Grafen darauf aufmerksam zu machen, wie sie im Begriff seien, Kinkel, statt nach den Akten, nach den über ihn umlaufenden Gerüchten zu verurteilen. Ueber seine Wirksamkeit in der Heimat war das Unglaublichste erlogen worden, obgleich seine dortige Agitation sich stets innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten hatte. Daß er später für die Republik die Waffen ergriff, was Tausende mit ihm thaten, unterschied ihn von den anderen nicht mit einer besonderen Strafbarkeit, um so mehr, da er im Augenblick der Gefangennahme hilflos und verwundet war.

(Fortsetzung folgt.)



Ungedruckte Briefe von Ferdinand Gregorovius.

II.

Mitgeteilt von

Dr. Max Jacobson.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches die unlängst erschienenen römischen Tagebücher von Ferdinand Gregorovius (herausgegeben von J. Althaus, Stuttgart 1892) gefunden haben, dürften auch die nachfolgenden Mitteilungen aus Briefen desselben an seinen Lehrer Karl Rosenkranz während der Jahre 1842 bis 1872 auf ein solches rechnen: gewähren sie uns doch von einer ganz neuen Seite den Einblick in das geistige Leben dieses merkwürdigen Mannes, insbesondere auch in die Entwicklung desselben.

Aus einer angesehenen Familie des kleinen ostpreussischen Städtchens Neidenburg stammend, hatte Gregorovius 1838 die Königsberger Universität bezogen, um Theologie und Philosophie zu studiren.¹⁾ Durch die Persönlichkeit und die Vorträge von Rosenkranz gefesselt, wandte er sich bald mit Begeisterung der Philosophie zu, und zwar zog ihn, der poetischen und mehr auf das Konkrete gerichteten Neigung seines Geistes entsprechend, vor allem das Gebiet der Aesthetik an, welches auch von Rosenkranz mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. So sehen wir ihn nach Abschluß der akademischen Jahre auch außerhalb Königsbergs eifrig mit Studien über die Idee des Schönen bei Plotin beschäftigt, aus welchen seine Promotionsarbeit erwuchs. Zugleich bethätigte sich aber sein poetisches Talent in mannigfachen, besonders die Zeitverhältnisse berührenden Produktionen. Sein sehnlischer Wunsch, statt seines Hauslehrerdaseins in der Provinz, an einer Schule in Königsberg Beschäftigung zu finden, wurde im Jahre 1846 erfüllt. Dort standen ihm auch die Hilfsmittel zu seinen historischen Studien zu Gebote, neben welchen er jedoch, durch die Vielseitigkeit von Rosenkranz angeregt, manches andere betrieb. Seine Hauptinteressen richteten sich indessen bald mehr und mehr auf Italien, dessen Literatur und Geschichte, wie auch seine in dieser Zeit erschienene Geschichte des Kaisers Hadrian und das bald darauf folgende Drama „Der Tod des Tiberius“ zeigt.

Im Frühjahr 1852 that er den entscheidenden Schritt, indem er einem Königsberger Freunde nach Italien folgte, und die innere Stimme hatte ihn bei diesem „Wagnis“, wie er noch in einem der späteren Briefe schreibt, nicht getäuscht. Schon im nächsten Jahre konnte er sein „Korsika“ von Capri aus an Rosenkranz senden. Die nun folgenden Briefe, bis auf einen sämtlich aus Rom datirt, zeigen uns Gregorovius bei seiner Lebensarbeit, emsig und immer

¹⁾ Genaueres über sein Leben gibt Althaus in der Einleitung zu den römischen Tagebüchern; hier sei nur das zum Verständnis der nachfolgend mitgeteilten Briefstellen Notwendige hervorgehoben.

voll von neuen Plänen, in lebhaftem Ideenaustausch mit seinem ehemaligen Lehrer, besonders über die politischen Zeitverhältnisse, wobei nur zu bedauern ist, daß uns nicht auch die Antwortschreiben von Rosenkranz vorliegen. Einen ganz besonderen Reiz haben diese Briefe durch den welthistorischen Standpunkt, zu welchem Gregorovius sich in der ewigen Stadt erhoben fühlte, als er ihre Geschichte schrieb, und überhaupt durch die eigenartige Wiedergabe der Eindrücke, welche Italien in ihm wach rief. So sind sie uns ein interessanter Beitrag für die Kenntniss der Persönlichkeit von Gregorovius, aber nicht minder auch ein erfreuliches Zeugnis für die akademische Wirksamkeit von Rosenkranz: sprechen doch noch die späteren Briefe des auf der Höhe seiner Erfolge stehenden Mannes in schöner Weise aus, wie viel er bei seiner ganzen Entwicklung einem wahrhaftigen Lehrer der Humanität wie Rosenkranz verdankte.

Nachdem Gregorovius das erste theologische Examen im Herbst 1841 bestanden hatte, begab er sich zunächst in seine Heimat, wo er, wie oben erwähnt, sich eingehend in den Platon vertiefte. Ein aus Reidenburg vom 13. November 1842 datirter Brief handelt ausführlich über das Platonianische Schöne und Gute in ihrem Verhältnis zu einander. Der für den jungen Theologen charakteristische Schluß des Briefes lautet folgendermaßen:

„Ich will mich bemühen, eine meinen Kräften angemessene Arbeit zu liefern, weniger um des äußeren Zweckes willen, als weil ich die Wissenschaft lieb geworden habe, und mein sehnlichstes Streben ist, mir eine wahrhafte Geistesbildung anzueignen — ohne Philosophie ist das Leben Traum, ich glaube, wenigstens bin ich zu der Einsicht gekommen, aber es ist ein bitteres Gefühl, diese Einsicht haben und sich gestehen zu müssen: scire tuum nihil est. Wenn der Geist mit seinem lichten Auge dem Streben auch des Unwissenden lächelt, so wird vielleicht auch dieser etwas von dem intelligiblen Lichte einsaugen — und ohne Kampf ist kein Sieg. Der Geist will errungen sein, und die Kräfte sind nicht alle gleich — wirklich! Manche Theologen kommen mir vor wie Holländer — und es kostet wenig, das Historische so als Historisches in seliger Ruhe hinzunehmen; aber es erst sich selbst zum Historischen zu machen, ist wohl unendlich schwer — und ist nicht der Begriff der Geschichte leer und tot, wenn er nicht dieser ist, daß er dem Betrachtenden Geschichte wird, geschieht? Ich glaube, alles, was die Vergangenheit hinter uns gelegt hat, hat die Zukunft mit unsichtbarer Hand vor uns gestellt, fürchtend, der endliche Geist könnte sich wieder unter die Bäume des vergangenen Paradieses verirren. Es that mir wohl, daß ich mich Ihnen vertrauensvoll aussprechen durfte. Schließlic die Bitte um Ihr gütiges Wohlwollen.

In unbegrenzter Hochachtung

Ihr dankbarer Schüler

F. Gregorovius.“

Die erste Schrift von Gregorovius war indessen ein Werk von ganz anderer Art, jetzt schon ziemlich verschollen. Es erschien pseudonym unter dem Titel: „Konrad Siebenhorns Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland“,

herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund, Königsberg 1843, und enthielt eine Satire auf die kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Zustände der Zeit. Es wird an Rosenfranz mit folgenden Zeilen gesandt:

„Reidenburg, den 21. Januar 1843.

„So lege ich denn dieses beikomende Buch, das erste Kind meiner literarischen Schöpfung, wenn auch ein armes, ein dürftiges Kind, an dessen Wiege das Saitenspiel der Muse wohl stumm war, treuherzig vor Ihnen nieder, bittend, Sie mögen es der Ehre des Aufnehmens würdigen, als eine dankbare Gabe, die ein Schüler seinem verehrten akademischen Lehrer darbringt, und als Denkmal unbegrenzter Hochachtung, die ein Mensch der edelsten Wahrheit darbringt.

„Mich zwang es, die Ideen öffentlich auszusprechen, welche die Zeit schaffend denkt, denkt zur Realität, und die in mein Leben hineingeblitzt haben, und die fortflammen werden — ich scheue mich nicht, es zu bekennen, weil ich nicht schwärme, sondern bewußt bin. Das Leben ist tot und so enge wie im Grabe, wenn es nicht in Konflikt gerät, oder wenn es in Konflikt geraten, kampflös sich zusammenzieht, trübem Weltschmerz hingegeben, unmännlicher Klage: das fühlte ich tief; aber ich habe jenen Standpunkt überwunden, und vielleicht war es die Nemesis, die mich dazu zwang; sei es dann ein Agathodämon! und vielleicht schon in diesem Augenblicke, wenigstens in dem vollsten Bewußtsein meiner Liebe für die Wahrheit, des treuesten Willens, den zu meiner Genugthuung Biedermänner schon gewürdigt haben.“

Ein späterer Brief aus Soldau vom 16. März 1845 zeigt uns Gregorovius in seiner dortigen Stellung als Privatlehrer, jedoch dabei immer mit vielfachen anderen Interessen beschäftigt:

„Als ich Gudrun jetzt sorgfältiger las — das Original kenne ich leider nicht — bemächtigte sich meiner eine dramatische Umwandlung, ich hatte keine üble Lust, mich daran zu versuchen, eine so starke, rein tragisch auftretende Liebe der unserer Jetztzeit entgegenzusetzen, die, wenn tragisch, schmachtend weint und die Nerven rührt, und wenn sie ausgerungen, in das Kloster philiströser Stumpfheit geht. Da indes unsere Poesie sozial geworden ist, wie alles, und ewige Ideen aus dem allgemeinen Leben der Menschheit Gefahr laufen, wenn sie sich blicken lassen, nach dem Diplom der Fakultät gefragt zu werden, scheint mir solch ein Unternehmen mißlich. Das Publikum hat Tendenz!

„So ohne alle thätige, erheiternde, belebende und stärkende Beziehungen zur Außenwelt warf ich mich auf mein eigenes Gemüt, dem ich immer mehr verdankte als dem Verstande, und suchte so das Gemüt der Zeit zu begreifen. So wenig mein Fühlen ein einiges, so wenig jener Roman.¹⁾

„Ich erinnere mich, daß meine Persönlichkeit dort (das heißt in Königsberg) bei dem glorreichen Doktorexamen²⁾ eine Erinnerung an polnische Nationalität

¹⁾ Gemeint ist jedenfalls der 1845 erschienene Roman von G. Werdomar und Wladislaw.

²⁾ Am 20. Dezember 1843. Etwas Genaueres darüber ist in den Akten der Albertina nicht verzeichnet.

hervorrief; hier könnte der Polonophilie mehr gefunden werden,¹⁾ doch bin ich so gut deutsch wie irgend einer diesseits des Rheins, spreche weder slavisch, noch kenne ich die polnische Nation anders als aus ihrer Geschichte. Doch war's mir ein Vergnügen, den kräftigen Polen, den Zweig eines verdorrten Volks, neben einen Deutschen zu stellen, dessen Natur so zähe ist wie seine Phantasie und Philosophie, und der bei einer ewigen historischen Mission das Leben nur nach den Stadien seiner Schwindsucht zählt. Doch genug von polnischen Erinnerungen und denen an mein Doctorexamen, dessen Narbe ich weglachen will.“

Seit Ostern 1846 finden wir dann Gregorovius wieder in Königsberg, dem lang ersehnten Ziel seiner Wünsche. „Ich treffe dort ein,“ so schreibt er, „kurz vorher expeditus in jeder Hinsicht, aber mit einem glühenden Durst nach der Hippokrene der Wissenschaft.“ Die Muße, welche ihm seine Lehrthätigkeit frei ließ, gehörte ganz seinen wissenschaftlichen und belletristischen Neigungen, wobei ihm der persönliche Verkehr mit Rosenfranz mannigfache Förderung gewährte. Es ist für seine damaligen Bestrebungen bezeichnend, wenn er in einem der kleinen Billette aus jener Zeit (Königsberg den 21. Januar 1852) von Büchern gleichzeitig um Moses Ritter Wahn und Ashaver und um Fernows Buch über Italien bittet und dann scherzhaft den an dem Bankier Samter verübten Raubmord für das „allervortrefflichste Ereignis“ erklärt, welches eine an novellistischen Dingen arme Stadt treffen konnte.

Es folgen die Briefe aus Italien. Der erste aus Capri vom 21. August 1853, begleitet das erste von Gregorovius in Italien geschriebene Buch:

„Ich bin froh in dem Gedanken, daß Sie dies Korsika lesen werden, und Ihnen brauche ich nicht zu sagen, in welchem Sinne ein solches Buch auf unsere Zeit berechnet ist. Sie, mein teurer Herr, möchten in Ihre Obhut nehmen die Boceros, und ich meine, daß diese wunderjame Volkspoesie, Fremdling unter den Stimmen der Völker, auf Ihre Beachtung mehr als auf eines anderen Mannes in Deutschland wird zu rechnen haben.

„Sie sehen, unsere Königsberger allabtrogende Nördlichkeit ist doch auch im Süden praktisch zu verwenden. Diese Welt ist schön, klar, gesund; ich atme recht in ihr auf. Ich liebe dieses Volk — sie werden noch einst die Welt mit einer neuen toskanischen Periode beschenken, darauf möchte ich wohl schwören; zumalen haben sie das vor uns voraus, daß sie so lang im Finstern lechzen. Wenn das Papsttum und das Haus Habsburg von ihnen genommen sein wird, so werden sie uns Wunder vormachen.

„Ich lebe nun seit einem Monat auf diesem Felsen des Tiberius, in einer großen und edlen Natur, die stillste Pause wohl meines Lebens. In acht Tagen bin ich in Palermo, im November wieder in Rom. Ich will nicht eher Deutsch-

¹⁾ Soldau wie auch Neidenburg liegt unweit der Grenze. Gregorovius, dessen Familie ursprünglich selber eine polnische gewesen war, hatte als Knabe in seiner Vaterstadt den polnischen Aufstand des Jahres 1831 in nächster Nähe mit erlebt und gab seinen Sympathien für das unglückliche Volk in einigen seiner ersten Schriften Ausdruck, so in der „Idee des Polentums“. Königsberg 1848.

land wieder betreten, bis ich mit Schätzen ‚reich beladen‘ wiederkomme. Und ich meine, die Götter schenken mir noch eine Geschichte von Venedig. Und was es auch sei, ich will weder Berge noch Marmor umsonst betrachtet haben.

„Ich weiß, daß Sie eine Aesthetik des Häßlichen geschrieben; sie wird ein Meisterliches sein, weil so große ästhetische Studien so vieler Jahre dahinter liegen. Ich möchte das Buch wohl lesen; aber die Verbindung unserer Literaturen hüben und drüben ist in Rom nur zufällig. Ich bin ganz aus aller heimischen Literatur heraus, lese überhaupt jetzt nichts als Natur und den Aeschylus.“

„Ihnen nun, mein hochverehrter Herr, empfehle ich mich mit aller Wärme meines Gefühls für Sie, der Sie mir auch in der Fremde oft als die freundlichste bildende Macht aus meiner Vergangenheit vor die Seele treten.“

Ueber dasselbe „Korsika“ schreibt der Verfasser aus Rom, den 6. April 1854:

„Möchten Sie sich durch Thorheiten, welche Sonne, Wildnis und Freiheit aushecken, nicht von dem Wohlgefallen an solchem Guten in dem Buche abhalten lassen, was nicht auf Rechnung des Verfassers, sondern des Gegenstandes fällt. Die Vocerati möchten unserer Literatur erwünscht kommen, wenn überhaupt noch etwas erwünscht ist. Diese Totenklagen sind echte Volksweisen und ganz nationale Offenbarungen; sie haben von der Naivität des Originals eingebüßt, doch nicht allzu sehr, da ich ihren Ton und ihr Wesen getroffen zu haben scheine.“

„Ich bin, wie Sie sehen, noch in Rom, und kein Mensch kann weniger Sehnsucht nach der Heimat haben als ich, aus mehreren Gründen. Die Freiheit und die Sonne ist alles, was ich begehre. Man lebt hier in der allergrößten Republik und wahrhaftigen Weltdemokratie, wovon der Apoll von Belvedere und der Papst die Präsidenten sind. Die kleinen Misereen von Deutschland und das große Zopf- und Zunftwesen, welches nun einmal nicht auszurotten ist, entbehre ich herzlich gern, da ich mein Haus hier am Ewigen aufgeschlagen habe. Ich bin als ein Unbewaffneter in den Krieg gezogen, aber Sie sehen, ich arbeite, was und wie ich kann, weder auf Dank noch Lohn rechnend, sondern in dem Bewußtsein heiter, meiner Natur zu genügen und doch auch dem Vaterlande nützlich zu sein; ich bin einmal verdorben für alle Vorzimmer, die es auch in unserer deutschen Literatur reichlich gibt, und gehe meiner Wege.“

„Es gibt keinen Ort in der Welt, der so demütigte als Rom (wenn man längere Zeit dort gelebt), und keinen, der so hochmütig machte als Königsberg in Preußen, lieblichen Angedenkens; ich hab's an mir erfahren.“

Nach einigen Fragen bezüglich der sizilianischen Dichter, insbesondere des Giovanni Meli von Palermo, sei noch der Schluß des Briefes hervorgehoben:

„Wenn sich Deutschland so ungeheuren historischen Momenten gegenüber nicht aufrafft, geraten wir tiefer in die Dekadenz hinunter, als wir schon sind; und eine Dorfgeschichte wird uns so hoch kommen wie eine Tragödie des Aeschylus.“

„Ich schreibe diesen Brief in einer schönen Hitze bei Libeccio-Wind, während Königsberg noch bedeckt ist von dem Zorne des Himmels, welcher in jenem unseligen Lande fast sechs Monate dauert. Hier ist die Sonne so verjöhlich immer gleich wieder gut und macht einem das Leben leicht.“

„Roma, am 20. Dezember 1854.

„Ihren freundlichen Brief vom Sommer habe ich richtig erhalten; es war in Genzano am Nemisee, an einem ausgeflaggten Sonntag. Wenn Sie gesehen hätten, welche Freude mich durchdrang, als ich nur Ihre großen und klaren Schriftzüge erblickte, so würden Sie selber sich mit gefreut haben. Ja, es ist eine geraume Zeit hingegangen, seitdem ich dem Vaterlande Lebwohl gesagt habe, und mir selber scheinen nicht bloß Berge und Meere, sondern ganze geschichtliche Epochen dazwischen zu liegen. Man verliert in Rom den Maßstab der Momente und zählt am Ende nur nach Jahrhunderten oder Ruinen.

„Ich denke jetzt öfter an das Jahr 1848; es war doch immer eine schöne Zeit, und jetzt in dieser großen Dede des politischen Schicksals sehne ich mich recht nach jenen jugendlichen Empfindungen zurück. Hier nun in Rom steht der Mensch vor der Geschichte still wie vor der göttlichen Notwendigkeit und legt stumm seine Waffen und auch seine Schmerzen nieder. Dieses Rom ist nicht auszudenken, und lebte man darin Jahrhunderte. Es hatte mir eine große Unruhe in die Seele gebracht, ja ich gestehe es, mich ganz in den Staub geworfen. Indem ich vor dieses ungeheure Vollendete trat, was hier Zeitalter zusammengewirkt haben und worin selbst das Genie der größten Menschen nur zu einem flüchtigen Pulschlage sich verliert, wurde ich mir der bittersten Endlichkeit und Ohnmacht bewußt. Ja, mein teurer Herr, recht elende Tage habe ich hier zugebracht. Darum sagte ich damals, es gebe keine Stadt, die so übermütig mache, als Königsberg, und keine, die so demütige als Rom. Aber Sie, einen Mann von solchem Blicke in das menschliche Wesen, mit jenem Worte in Verbindung zu bringen, davon war ich so weit entfernt, als ich es heute von dem Stern Canopus bin. Rom hat mich, so darf ich sagen, in das Menschliche gefördert, und wenn ich auch nichts mehr leisten sollte, als diese innere Welt zu veredeln, so waren diese Jahre schon Ewigkeit und ein Kultus, da der Mensch aus dem Profanen in das Mysterium aufgenommen wird. Dies sage ich in keinem andern Sinne als dem der Demut. Und so haben Sie recht, ich führe ein Götterleben, denn wahrhaft erlöst habe ich mich durch zweierlei: die Verehrung und die Arbeit.“

Nachdem G. hierauf über die günstige Aufnahme gesprochen, die sein Korsika in England, ganz im Gegensatz zu Deutschland, gefunden, fährt er fort:

„Sie haben mich durch die Ankündigung dessen, was Sie an die Boceros wenden wollten, ganz glücklich gemacht. Wenn Sie Ihre Stimme darüber vernahmen lassen, so werden Sie diese Gesänge in Deutschland erst in die Literatur fördern, da doch keiner sich der Sache annimmt. Diese Poesie ist im höchsten Grade merkwürdig als wahrhafter pathologischer Volksgesang. La Corse devait avoir une poésie indigène et originale, comme son sol, son caractère et son héroïsme. Dies schreibt Lamartine in einem Briefe an Viale, den größten Dichter dieser Insel, den Wunsch aussprechend, Korsika zu bereisen, um Stoffe für Poesie zu gewinnen. Ich danke Ihnen also in meinem und der Bocerati Namen für so große Liberalität.

„Im folgenden Jahre werden manche Sachen von mir erscheinen, wenn ich die Kraft behalte, sie ganz zu vollenden. Aber mir schaudert hier in Rom vor und bei jeder Produktion, da ich sehe, was Menschen vollendet haben. Unter jenen Schriften wird sich auch eine Bearbeitung der besten Stücke des Giovanni Meli befinden, nebst einem Saggio über die Lyrik der Sizilianer. Ich bin fleißig gewesen, denn mein Pult steckt voll von Manuscripten und Pläne habe ich so viel, daß ich darüber grau werden darf. Die venetianische Geschichte lockt mich sehr, aber mehr jetzt beschäftigt mich der Plan, eine Geschichte Roms, das heißt der Stadt Rom im Mittelalter, zu schreiben. Wenn ich diese zu stande brächte, dann könnte ich mich ruhig in den Schatten der Pyramide des Cestius legen.

„Mittlerweile ist hier krasses Mittelalter und die ganze Dogmengeschichte seit Nicäa eingekehrt. Heilige verdrehen die Augen, Mönchsorden streiten um die unbefleckte Geburt der Maria, der Papst verkündet *quel domma divino come una luce dentro al cielo della chiesa*. Ich sah in Sanct Peter eine Prozession von zweihundertundfünfzig Bischöfen aus aller Welt; es war mir höchst merkwürdig um der Physiognomie der Kirche willen. Es ist doch ein wunderbares Institut, diese katholische Kirche, auch noch in den Ruinen ehrwürdig; aber Papst und Kirchenfürsten stehen jetzt und sehen jetzt gerade so aus, wie das Kolosseum und andere Trümmer in Rom. Was steht nicht alles in unserer Welt so als Ruine da und wird nur durch Pietät oder Restauration gefristet!

„Behalten Sie mich in Ihrem Wohlwollen; Sie haben viele Schüler gehabt, die Ihnen durch wissenschaftliche Leistungen dankbarer gewesen sind, keinen, der es mit dem Herzen mehr sein kann.

„Der ich alle Zeit mich nenne Ihr Schüler und Schuldner

J. Gregorovius.“

„Roma, Caput Mundi, den 17. März 1856.

„Mein verehrter Herr,

am 19. Januar, gerade an meinem Geburtstage und *nel mez. o del cammino di nostra vita*, erhielt ich Ihr so wertvolles Geschenk.¹⁾ Augenblicklich machte ich mich ans Lesen. Ich danke Ihnen herzlich. Mir hat lange der Wunsch vorgehwebt, ein solches System der Weltliteratur gegenständlich vor mir zu haben, und indem ich Ihr Buch besitze, sind meine Wünsche schön und schöner befriedigt.

„Ich bilde mir ein, wieder in Ihrem Collegio zu sitzen, es waren das gute Zeiten. Die wahre Schule aber hat keine Abschnitte durch irgend welche Bildungsepochen eines individuellen Lebens und seiner Schicksale, sondern sie setzt sich in freieren und geistigeren Prozessen fort.

„Herr Brockhaus wird Ihnen den Giovanni Meli²⁾ gesandt, oder mein Bruder ihn gebracht haben. Mag mich das innere Verhältnis der Schule vor Ihnen entschuldigen, wenn ich es wagte, Ihnen das Buch zu widmen. Gedenken

¹⁾ Die Poesie und ihre Geschichte. Eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker. Von Karl Rosenkranz. Königsberg 1855.

²⁾ Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Leipzig 1856.

Sie bei so geringer, doch aufrichtiger Gabe meiner als eines um der Freiheit und der Mufen willen Selbstverbannten, der auf unstätiger Wanderung ein Zeichen vom Wege griff, seine Verehrung gegen Sie auszudrücken. Denn solcher Symbole bedarf einmal der unbeholfene Menschensinn; und selbst das Dürftigste mag leicht die Gesinnung erhöhen.

„Ich bewege mich nun mit meiner Neigung zwischen Deutschland und Italien gleich einer Magnetnadel; aber Kopf und Herz zeigen unverrückbar nach dem Vaterlande. Indes Preußen entbehre ich gern und hoffe oder wünsche, nie mehr die düstige Atmosphäre dieser intelligenten Sklaverei zu atmen. Nicht ungestraft vielleicht darf sich ein Lebender allzu lang in Rom verweilen. Unsere Gegenwart aber ist elend und gemein, und die moralische Luft Europas vollends durch einen Menschen wie Louis Napoleon verpestet worden. Ich habe eine sehr entschiedene Antipathie gegen alles Französische, selbst die Sprache dieser Nation macht mir übel; aber Ihren Abschnitt über die französische Literatur habe ich gern gelesen.“

„Roma, den 2. April 1857.“

„Mein sehr verehrter Herr,

indem es heute gerade fünf Jahre sind, daß ich das gute Vaterland verließ und lebhaft an das dort genossene Glück der Jugend zurückdenke, erscheint mir auch Ihre freundliche Gestalt wieder. Ihre Geschichte der Ideale der Poesie ist mir eine fortdauernde Quelle der Belehrung. Der Prinz Don Giovanni Torlonia, unter den Großen Roms als wie unter Larven die einzige fühlende Brust, macht Ihnen sein Kompliment über die Darstellung der italienischen Poesie, aber er will es Ihnen nicht vergeben, daß Sie des Leopardi keine Erwähnung gethan haben. Die Italiener sind in diesen Poeten vernarrt, dessen Philosophie verzweifelt und unselig, und dessen poetische Alder, bei aller noblen Gesinnung, nicht allzu reichlich quillt.

„Es hat mich sehr gefreut, daß Sie den Meli gütig aufgenommen haben; diese Gedichte sind wie kleine Gemmen und daher dem großen Publikum unzugänglich. Sie und mein pompejanisches Gedicht Euphorion, welches ich nunmehr nach Deutschland habe abgehen lassen, sind mir ein tröstlich Kraut auf den Mauern Roms gewachsen. Wenn der Euphorion zu Ihnen gelangt, wünsche ich, daß Sie ihm genau auf die Finger sehen; denn nach einer langen Kultur des Hexameters (die beste Schule für prosaische Rede, die ich mit Hilfe dieser klassischen Lust glücklich hinter mir zu haben glaube), glaubte ich solche Verse hinzustellen, welche, leichter und melodischer als die des Platen, unserer Sprache ein Recht auf diesen stilvollsten aller Rhythmen geben dürfen. Ihr Urteil wird mich strafen oder lohnen.“

„Indem ich fortfahre gegen Sie, dessen Teilnahme mich erhebt, meine Seufzer und Bekenntnisse auszuschütten, bekenne ich mit einer gewissen bangen Freude, daß ich nach jahrelangen Studien und nach zwei angestregten Wintern nunmehr tief in den ersten Band meiner „Chronik der Stadt Rom“ hineingekommen bin. Ich arbeite, mein teurer Herr, an meinem Lebenswerk oder

meinem Scheiterhaufen und ich hoffe, in sechs bis acht Jahren mit allen drei Bänden zu Ende zu sein, um dann mit Ruhe und Dankbarkeit gegen die Vorsehung, welche mir eine so würdige Aufgabe gegönnt hat, vom kleinen Schauplatz der Literatur abzutreten. Freilich verzage ich oft, denn wohl sind schon viele hundert Werke durch meine Hände gegangen, und was noch zu thun ist, ist unbegrenzt; aber es erquickt mich die Teilnahme aller derer, die von dieser Arbeit wissen, der Deutschen, der Engländer, der Franzosen und Italiener, und ich hoffe, im folgenden Jahre den ersten Band erscheinen zu sehen, der vom Jahre 403 bis 800 reicht.“

„Rom, Via della Punificazione 63,
den 31. Oktober 1859.

„Mein teurer und verehrter Herr,
ich habe Ihr wohlwollendes Schreiben erhalten, als ich eben aus dem Königreich Neapel zurückgekehrt war. Zwei Jahre, so scheint es mir, waren vergangen, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, und kein Zeichen Ihres Andenkens habe ich seither empfangen. Ein Mensch braucht nur auf eine längere Weile sich aus einem gewohnten Lebenskreise zu entfernen, um dort zur mythischen Gestalt zu werden; unglaublich schnell ist die Vergangenheit hereingebrochen und mit ihr das Vergessen. Wenn man achtunddreißig Jahre gelebt hat, wundert man sich dessen nicht mehr. So dachte ich auch, als Sie mir nicht mehr schrieben. Wenn nun die Vergangenheit oder Vergessenheit am Ende doch zur Mutter der Erinnerung wird, was sie in der That ist, so will ich sie bestens gepriesen haben.¹⁾

„Unter allen lebenden Menschen haben Sie am mächtigsten in die Entwicklung meines inneren Lebens eingegriffen. Ich nahm von Ihrem lebhaften philosophischen Geiste solche Bildungselemente auf, welche meine lange im Unklaren kämpfende Natur befruchteten und aufklärten. Ich bildete mir einst ein, Ihnen auf der steilen Bahn des Denkens folgen zu können, aber diese Sphäre stand zu hoch über mir, die poetische Anlage, nicht schwach genug, sich dem Verstande völlig unterzuordnen, verstellte mir den Weg. Nicht stark genug, um selbständig für sich zu stehen, begab sie sich in den Dienst der geschichtlichen Betrachtung, und die Muse besucht mich nur, wenn sie ernstere Arbeiten zu belohnen kommt. Die inneren Prozesse, die ich in Ihrer Schule durchmachte, haben, so glaube ich, viel dazu beigetragen, diese Anlagen in mir zu scheiden, und nachdem sie dadurch lebenskräftig geworden, wieder zu verknüpfen. Es ist mir demnach unmöglich, mir des geistigen Zusammenhangs mit Ihnen nicht bewußt zu sein.

„Seit sieben Jahren habe ich mich mit der realen Welt geschichtlicher Studien erfüllt. Ihr Resultat ist die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter,

¹⁾ Im folgenden Jahre (1860) besuchte Gregorovius im Herbst zur Zeit der Naturforscherversammlung Königsberg nach achtjähriger Abwesenheit und sah auch Rosenkranz wieder (vergl. Röm. Tageb. S. 132). In einer Notiz des letzteren aus jener Zeit heißt es: „Sonntag, den 16. September früh war Gregorovius aus Rom bei mir. Ein herrlicher Mensch — aber ein Italianissimo geworden. Deutschland ist ihm scheinbar erschienen.“

deren dritten Band ich eben druckfertig mache. Mein schwankendes Lebensschiff, noch eigentlich ziellos, als ich es in das italienische Meer hinabließ, habe ich mit dem Trümmerballast Roms gefüllt, und ich fühle seither zum erstenmal Sicherheit unter mir. Meine Lebenswege sind wohl gewagte gewesen, doch ich habe das Wagnis bestanden. Ich spreche hier nicht von der Geschichte Roms, welche freilich das größte Wagnis meines Lebens ist. Nur wer den Umfang eines solchen Unternehmens begreift, wird es nachsichtig beurteilen; doch hoffe ich von Deutschland nichts und schreibe auch für die Sache selbst, unbekümmert um ihr Verhältnis nach außen. Jedoch trägt alles Gute oder doch Wahre die eigene Gewähr in sich, und dies zu wissen genügt dem, der es ruhig erstrebt.

„Als ich vor nun wenigen Wochen in dem Athen des Mittelalters, M. Casino, war, führte mich der dortige Leiter der Philosophie, Nikolaus d'Orgemont, in seine Zelle, wo ich unsere Klassiker und Philosophen in den Originalausgaben aufgestellt sah; mit Vergnügen griff ich nach einigen Ihrer Sendschreiben,¹⁾ und eine so große Sehnsucht nach dem Vaterlande überkam mich, daß ich mich hinsetzte, Ihnen zu schreiben. Dieser Brief blieb jedoch wegen der unbequemen Post von Ponte Corvo liegen. In M. Casino fand ich auch die Schriften Rino Fichers, dessen Art mir geistvoll, aber noch schroff und jugendlich erschien. Nach einem italienischen Compendium Vischers wird dort Aesthetik gelehrt, und ich könnte Ihnen erzählen, wie eifrig sich Neapel an das Studium der deutschen Philosophie macht, nachdem es in diesen Jahren Hegel²⁾ und Schelling entdeckt hat. Eine philosophische Tradition hat sich in Süditalien seit Pythagoras fortgesetzt, bis auf den Empiriker Galuppi, der freilich nicht zu der Bedeutung Rosminis heranreicht. Von Rosminis Ontologie ist der erste Band erschienen. Solche Schriften liegen aber außerhalb meinem Bereiche; ich lasse mir von Piemontesen darüber berichten.

„In Rom herrscht tiefe Stille und dumpfes, hoffnungsloses Erwarten. Das Papsttum, obwohl Ruine, ein moralisches Kolosseum, wird noch lange stehen. Das weltliche Prinzip wird nicht so leicht aufgegeben, weil es eine tiefere Lebensfrage ist, als man gewöhnlich denkt; die Romagna wird zurückkehren müssen. Hannibal, Piemont, wird nicht ante portas rücken. Dies aber wäre ein großes Resultat der österreichischen Niederlage geworden, hätte man es redlich gewollt. Die italische Union wird nicht zu stande kommen, außer durch ein Mirakel, und ich fürchte, daß diesem Lande ein Bürgerkrieg wie in Spanien bevorsteht.

„Ihre Ansichten von Napoleon scheinen günstig zu sein; die meinen haben seine Erfolge nicht geändert. Die Schwäche Deutschlands macht ihn stark und erlaubt ihm am Tage von Leipzig den Abtretungsakt der Lombardei zu datiren.

¹⁾ Ueber Schelling und Hegel. Ein Sendschreiben an Pierre Leroux. Königsberg 1843. Spätere Sendschreiben von R. an Michelet und Lassalle.

²⁾ Die Lehre Hegels fand in Italien besonders durch Vera in Neapel Verbreitung; im Jahre 1872 sandte Rosenkranz einen jungen, talentvollen Philosophen aus Veras Schule, Rafael Mariano, zu Gregorovius (vergl. Röm. Tageb. S. 540. 41).

Ja, traurig ist von den Thürmen Roms der bleiche Stand Deutschlands anzusehen, und ich schweige gern darüber. Wir antworten durch das Schillerfest, das einzige und rührende symbolum unitatis, welches der stille Mann jenseits des Rheins belächeln wird.“

Dreizehn Jahre später sendet Gregorovius aus München den Schlußband seiner Geschichte der Stadt Rom an Rosenfranz und schreibt dabei unter anderem:

„Ich habe siebenzehn lange Jahre daran gewandt, die ganze Lebensperiode, worin eines denkenden und wirkenden Menschen Kräfte ihre Höhe und Summe erreichen. Wenn daher irgend eines Autors Werk auch dessen eigene Geschichte sein darf, so müßte das meinige dies sein.“

Der letzte uns vorliegende Brief antwortet auf die Uebersendung der Selbstbiographie von Rosenfranz.

„Rom, den 14. Dezember 1873.

„Mein teurer und hochverehrter Herr,

als ich im November aus dem Vaterland hierher zurückgekehrt war, fand ich als ein mich bewillkommendes Geschenk Ihr Buch „Von Magdeburg bis Königsberg“ vor. Ich las es mit Begierde und Andacht, wie sie nur derjenige Leser empfinden kann, welcher Ihr Schüler zu sein das Glück hatte und somit auch im stande ist, den Eindruck des Gelesenen durch das Bild konkreter Persönlichkeit und durch eine lange Reihe persönlicher Empfindungen zu verstärken.

„So lange ich in Rom lebe, gab es nie eine Zeit, wo die Erinnerung an meine Königsberger Jahre so lebendig und so zusammenhängend sich mir wieder darstellte, als es eben durch Ihr Buch geschehen ist. Denn Sie selbst, mein teurer Herr, waren dort der Mittelpunkt alles dessen, was mein geistiges Streben und Leben umfaßte. Ihr Einfluß auf mich kam nicht sowohl aus der wissenschaftlichen Disziplin, so geistvoll immer Sie diese zu gestalten wußten, sondern vielmehr aus der Gesamtheit Ihres Wesens, das ich in dem einen Begriffe der Humanität darstelle, und dieser umfaßt im höchsten Sinne die wissenschaftliche und persönliche Kultur. Sie waren und sind noch vorzugsweise der Lehrer der Humanität in jenem Königsberg, wo Sie an die Grenzen der Barbarei hin verschlagen wurden, der Jugend dort eine höhere Richtung mitzuteilen, und mächtig haben Sie dort in Provinzen, welche sogar noch nicht zum deutschen Bunde zählten, eine deutsche Mission durchgeführt. Sie haben Ostpreußen zurückgegeben, was es an Herder verloren hatte, der sich in umgekehrtem geographischem Verhältnis bewegt hat. Man erwartet die Fortsetzung Ihrer Biographie auch durch die Königsberger Epoche hindurch, wie ich wenigstens höre. Vielleicht geben Sie uns auch diese und Sich Selbst in der ostpreussischen Lokalisierung, nachdem Sie in dem ersten Teile uns dies schöne und so anmutvoll geschilderte Kulturbild aufgestellt haben aus jener merkwürdigen Uebergangszeit, von wo der deutsche Geist aus der Romantik durch die Hegelsche Philosophie bis zu Bismarck fortgewandert ist.

„Eine dieser vielen Etapen wird auch durch den Namen Gervinus be-

zeichnet, dessen ich mich jetzt eben mit Trauer erinnere, wo mir eine Darstellung seines Wesens von Hillebrand, in einem Heft der preussischen Jahrbücher zu Gesichte kam. Diese tendenziöse und kurzsichtige Schrift hat mich tief indignirt, weil ich die edle, männliche und echte Natur von Gervinus aus persönlichen Beziehungen kenne. Die bleibenden Verdienste dieses Mannes wiegen die Schuld seiner Abirrung von der Realität unserer deutschen Gegenwart so sehr auf, daß ihm niemals der Ehrenplatz genommen werden darf, den er mit Recht in der Geschichte der deutschen Entwicklung einnimmt. Ich habe aber auch noch nicht gehört, daß man so vielen kleinlichen Angriffen gegenüber ihm irgendwo schon sein Recht zurückgegeben hat. Es scheint überhaupt nicht, daß die größeren nationalen Verhältnisse, welche das Vaterland endlich errungen hat, uns von der kleinen Kritteljucht und dem Pedantendünkel frei gemacht haben.

„Diese Fehler sind es, die mich immer in Deutschland anwidern, so oft ich dorthin Sommers zurückkehre. Die Tugend einer großen humanen Anschauung von Menschen und Dingen, welche Sie selbst in so hohem Maße besitzen, ist unter Deutschen wahrlich nicht oft zu finden. In ganz München fand ich sie, von namhaften Menschen zu reden, nur bei Liebig und bei Döllinger.

„Ich schließe meinen Brief mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohl und mit dem Ausdruck meiner innigsten Verehrung.

Ferd. Gregorovius.“



Erinnerungen von meiner Reise um die Welt 1887/88.

Von

Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar.

(Fortsetzung.)

M a l t a.

In der Nacht zum 1. Januar 1888 um elf Uhr lichtete der „Sanft Augustin“ den Anker. Das Schiff war gut, die Passagiere waren fast nur Engländer zweiter Gattung, eine junge Dame machte eine rühmliche Ausnahme: Mrs. Nora Elkington. Wir waren uns bald einig über eine Erfahrung, die ich so oft im Leben schon gemacht, wie wenig angenehme Menschen man nämlich auf Reisen trifft, und wie selten es vorkommt, daß es sich der Mühe wert erweist, unterwegs Bekanntschaften gemacht zu haben. Die See war sehr ruhig, wir hatten angenehme Fahrt; nach zwei Nächten und einem Tag bekamen wir am Morgen des 3. Januar Malta in Sicht. Die Stadt ist terrassenförmig am Meeresufer aufgebaut, ihre Bastionen, Paläste, Kirchen, Häuser, Thore heben sich in ihrer gelblichen Farbe von dem

tiefern Blau des Himmels ab. Unser Konsul kam in einem kleinen Schiffehen angefahren, um uns ans Land zu bringen. Auf dem Wege nach dem Hotel begegnen uns schon charakteristische Figuren, die sonst nicht so üblen Malteserinnen in ihrer abscheulichen, schwarzen, nonnenartigen Kleidung, die Kopf und Gestalt in weitem Faltenwurf umhüllt, Matrosen der Royal navy in ihren dunkelblauen Uniformen und englische Fußtruppen in ihren leuchtend roten Waffenröcken. Die Hauptstadt la Valetta zieht sich auf einer steilen, hügeligen Halbinsel hin, die Hauptstraße Strada-Reale führt auf den höchsten Punkten entlang, links und rechts, seitwärts, abwärts zweigen sich die Nebenstraßen ab, hinunter zu den allgemeinen großen Häfen oder zu den kleineren Häfen, wo die Schiffe der P. and O. (Peninsular and Oriental Steam Ship Company) anlegen und die Docks sind. Stima und Sanct Antonio erheben sich gelblich und terrassenförmig aus dem Meer, den Hafen auf das Vorteilhafteste umgrenzend. Wir waren im Grand-Hotel abgestiegen, ein Hotel sehr mäßiger Klasse, es liegt an der Strada-Reale wie die meisten Gebäude und Plätze von Bedeutung: der Palast des Gouverneurs, gegenüber die Hauptwache mit kleinem Paradeplatz, die Kirche Sanct Jean, der Klub von Malta, das große Opernhaus. Merkwürdig sticht die südländische geschäftliche Rührigkeit der Eingeborenen ab von der pomadigen Indifferenz der Engländer. Selbst in Neapel wird man nicht dergestalt geödet und belästigt wie hier; „Cab Sir?“ — „Vole voitour?“ ruft der neben seinem Wagen herumlungende Kutscher, dem harmlosen Passanten den Weg vertretend, um schließlich, nachdem man sich Platz geschaffen hat, auf den Bock kletternd uns noch streckenweise fortwährend schwabend zu begleiten. Von der andern Seite jammert „un povero vecchio“, während ein Knabe Zündhölzer, ein Mädchen Blumen anbietet und zu allem hin ein Stiefelpußer unsere gelbledernen Schuhe schwarz wischen will! Es ist zum Rasendwerden! Einen ganz eigentümlichen Eindruck machte mir die „Band“ des zweiundvierzigsten schottischen Leibregiments, ein Regiment, welches sich im Zululand und Afghanistan bei den letzten Unternehmungen ganz besonders ausgezeichnet hat. Diese Kapelle besteht aus mehreren Duzend Dudelsackpfeifern und Paukenschlägern; man muß gesehen haben, mit welchem Stolz und Selbstbewußtsein sie einhermarschiren, pfeifen und trommeln, eine geradezu betäubende, barbarische Musik, die doch imponirend wirkt, verführend. Diese Kapelle bekommt man sehr oft zu hören, mittags, bei Sonnenuntergang und zur Retraite. Im übrigen sorgen die Glocken der unzähligen Kirchen dafür, daß das menschliche Ohr sein Teil abbekommt, indem sie fast den ganzen Tag über nach Kräften thätig sind, die Gläubigen zur Andacht oder Messe zu rufen. Unter den Kirchen Maltas sind als die schönste bemerkenswert Sanct John in la Valetta und Sanct Paul in Civita vecchia. Die erstere besitzt zwölf sehr große, prächtige Gobelins aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die ausgezeichnet erhalten sind. Ähnliche Gobelins finden sich im Palaste des Governors (zur Zeit Sir Linthorn Simmons), welche aus der Zeit Ludwigs XIV. stammen; außerdem hat der „Palace“, wo der letzte Großmeister, Herr von Hompesch, 1798 regierte, außerordentlich bemerkenswerte, geschichtliche und künstlerische Objekte

aufzuweisen. Die schönsten Kirchen und Gebäude sind im Renaissancestil, die neueren Datums spezifisch in südenenglischem oder süditalienischem Stil, alle aber aus jenem vorzüglichen Baumaterial, Schieferthon und hartem Sandstein gebaut, welche den Hauptbestandteil der ganzen Insel bilden. Das Klima Malta's, welches als äußerst mild bekannt ist und welches ich fast als ein normales bezeichnen möchte, gestattet das Gedeihen von Feigen, Oliven, Weinstöcken und Palmen. Malta besitzt ein ganz vorzügliches Pferdmaterial, namentlich eine Art ägyptischer Doppelponies, die sehr ausdauernd, hübsch und billig sind. Ich hatte das Vergnügen, in Malta mehrere Bekannte und Verwandte zu treffen, so zum Beispiel den Herzog und die Herzogin von Edinburgh, welche ihr Hoflager und den Admiralsitz in Sankt Antonio hatten, Prinz und Prinzessin Louis Battenberg — der Prinz ist mit seinem Schiff „Dreadnough“ hier stationirt — und Prince George of Wales, den jetzigen Duke of York. Nachdem ich den Herzog von Edinburgh in seiner Dienstwohnung in Malta aufgesucht, lud er mich zum Frühstück nach Sankt Antonio ein, eine Einladung, die eine sehr hübsche Fahrt im Wagen dorthin und ein sehr vergnügtes Luncheon zur Folge hatte, wonach der Herzog mit uns nach Malta zurückkehrte, uns nun den eleganten Klub mit bemerkenswerter Bibliothek zeigte, uns auch als temporäre Mitglieder in das Klubbuch eintrug. Wir machten dann auch von der damit verbundenen Erlaubnis, im Klub verkehren zu dürfen, gleich Gebrauch, indem wir dort aßen und darauf in der italienischen Oper in der Loge des Herzogs die „Traviata“ hörten. Den darauffolgenden Tag Mittwoch den 4. Januar hatte mich Prinz Louis Battenberg auf sein Schiff Dreadnough zum Luncheon eingeladen und ließ mich durch eine Dampfbarfasse an Bord bringen. Die Dreadnough mochte wohl eines der schönsten und größten Kriegsschiffe sein, welche derzeit existirten. Sie besitzt zwei große Kanonentürme, und faßt 11,000 Tons. Die Ladung der Turmkanonen, deren vier solcher Ungeheuer vorhanden sind, wiegt allein achthundert Pfund und wird auf Schienen in kleinen Rollwagen zugeführt, ferner sind dreißig Torpedos an Bord.

Die Kajüte des Prinzen war ganz reizend eingerichtet mit elektrischer Beleuchtung, Klingel, Ventilation und allem nur denkbaren Comfort versehen. Freilich nicht alle Offiziere des Schiffes, deren es circa vierzig sind, dürfen sich dieses Comforts freuen, es sind ihrer etwa zwölf, deren ganzes Heim außer der „Meß“ in einer Hängematte und einer Kiste besteht, welche letztere Waschtisch und Schrank zugleich darstellt. Beim Zurückfahren an Land mit der Dampfbarfasse wurde ich über und über naß, da trotz kaum merklichen Seegangs einzelne Wellen über das Schiff spritzten. Den Nachmittag benützte ich zu einer Rundfahrt zu Wagen in die Umgegend und sah dabei auch dem Polospiel zu, welches vielfach von Marineoffizieren gespielt wurde. Den Nachmittag des nächsten Tages (Donnerstag den 5. Januar) machte ich mit Prinz Battenberg und seiner Gemahlin einen Spazierritt auf drei sehr hübschen ägyptischen Ponies, bei dem ich leicht hätte verunglücken können, denn als wir auf dem übrigens reizend gelegenen Remplaz angekommen waren und ein Galöppchen proponirt ward, ging

mir ahnungslos mein Pony durch; auf menschliche Hilfen absolut nicht reagierend, stürmte er, die Nase höher wie die Ohren, besinnungslos um die Rembahn herum, bis ihm der Atem ausging, sonst ließe er vermutlich heute noch! Am Abend dieses Tages um acht Uhr war ich zum Gouverneur Sir Linthorn Simmons zu Tisch geladen; Prinz Ludwig Battenberg und viele höhere Offiziere der Armee und Marine waren nebst ihren Damen gleichfalls anwesend, die Kapelle des zweiten Essex-Infanterieregiments konzertirte. Nach Tisch sangen und musizirten die Damen des Hauses, fanden aber merkwürdig wenig Beachtung, denn wie so oft, schwatzte alles laut durch einander. Lady Simmons zeigte mir die zahlreichen Geschenke, die sie von der Kaiserin Eugenie und dem kaiserlichen Prinzen erhalten, welcher seine englische Militärcarrière unter Leitung des Sir Linthorn begonnen hatte. Freitag den 6. Januar besah ich mir das Admiralsschiff „Edinburg“, auf welchem ich verschiedene Manöver, wie die Beschießung eines herannahenden, markirten Torpedobootes durch Handwaffen und durch Nordenfeldmitrailleusen beobachtete. Am selben Tage unternahm ich einen großen Spaziergang in die ungemein malerische Umgegend, speiste abends mit Battenbergs in deren Hause und begab mich dann mit denselben in die Oper, wo eine große Liebhabertheatervorstellung durch circa fünfzig Offiziere, Matrosen und Schiffsjungen stattfand. Sie führten ein Lustspiel und eine Operette mit sehr viel Entzain und Komik auf, namentlich die Schiffstänze und die Couplets zu der ersteren waren recht unterhaltend, das Ganze sehr gelungen. Tags darauf wollten wir mit einem von Liverpool kommenden Schiff nach Alexandrien fahren, doch hieß es, wegen schlechter See könne das Schiff vor drei Tagen nicht in Malta vor Anker liegen, und so mußten wir uns denn entschließen, noch einige Tage zuzugeben, obgleich Malta vollständig genossen war, auch das Grand Hotel, welches uns aufgenommen hatte, sehr zu wünschen übrig ließ. Endlich Dienstag den 10. Januar früh wurde uns das Schiff „Palm“ signalisirt, welches uns weiter bringen sollte. Durch eine Verspätung unsererseits in einem Restaurant bei grünem Chartreuse und angenehmer Gesellschaft gelang es uns um ein Haar, das Schiff, welches um fünf Uhr nachmittags gehen sollte und unser sämtliches Gepäck schon an Bord hatte, zu verfehlen, denn als wir dank der Anstrengung unserer Ruderer das Schiff noch erreichten, waren die Anker schon gelichtet, die Treppen schon heraufgezogen und die Manöver zur Abfahrt hatten bereits begonnen. Das Schiff „Palm“ der Papajannengesellschaft war, wie sich ergab, fast total voll, hat außerdem, da es fast ausschließlich Handelsschiff ist, nur wenige Kabinen, um Passagiere aufzunehmen, und wäre mit Vergnügen auch ohne uns abgefahren. Nun gerade noch zur rechten Zeit hatten wir die Füße auf dem unsicheren Deck, denn das Schiff schaukelte entsetzlich und die See ging recht hoch, was die nicht zu unterschätzende Unnehmlichkeit für uns hatte, daß wir meist von der Gegenwart der wenig sympathischen Passagiere verschont blieben, da sie sich fast ohne Ausnahme mit Seefrankheit und der damit verbundenen Leibesübung in ihren Kajüten beschäftigten. Nach dreieinhalbtägiger recht stürmischer Fahrt und ziemlich erschwerter Einfahrt in den Hafen von Alexandrien, langten

wir Freitag den 13. Januar, vormittags, dort an. In Alexandrien hielt ich mich nur drei bis vier Stunden auf, um Briefe einzunehmen und fürs erste einmal wieder menschlich zu essen, sodann fuhren wir per Bahn nach Kairo.

K a i r o.

Ich hatte gehofft, in Kairo südliches Klima anzutreffen, doch irrte ich mich diesmal, fand es (Mitte Januar) recht fatal kalt und trug dickste Winterkleider. Ueber „Shephardts Hotel“, wo ich abstieg, kann ich nur Gutes sagen, ich fand es sehr gut, dabei übervoll, Wirt, viele Kellner, Portier sind Deutsche, die Gäste fast ausschließlich Engländer. Einige Bekannte traf ich, darunter Mr. Sykes, einen Freund des Prinzen Edward, meines Onkels, und Baron Laurent Campbell und Frau, den dormaligen Flügeladjutanten des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. In Kairo besah ich unter den vielen Sehenswürdigkeiten das berühmte Museum, einige Moscheen, eine uralte Koptenkirche, die Citadelle, Obelisken, Königsgräber, Mumien und Ausgrabungen in Massen. Selbstredend unternahm ich auch einen Ausflug nach den Pyramiden und erkletterte an der Hand zweier Beduinen die des Cheops, von deren Großartigkeit man sich nur eine Idee machen kann, wenn man selbst die Strapaze des Auf- und Abstiegs unternommen hat. Da ich an Schwindel leide, wird mir der Abstieg stets eine äußerst fatale Erinnerung bleiben. Des Abends ward das Schauspiel der verschiedenartigsten Tänze von eingeborenen weiblichen Wesen geboten, im ganzen nichts anderes, als was ich in Tunis und Algier gesehen, zumal die Nationalkleidung dabei nicht oder wenig in Frage kommt. Der lebenswürdige und joviale damalige Generalkonsul, Graf Louis Arco, gab mir ein sehr lustiges Diner mit interessanten Damen der Gesellschaft von Kairo und Alexandrien, wobei auch die Gräfin Beczera mit ihren beiden Töchtern zugegen war. Als sehr guten Führer in Kairo muß ich auch den ersten Dragoman des Generalkonsulats, Herrn von Niemayer (ein Württemberger und alter Herr der Tübinger Schwaben), nennen. Einen großen, ganz charmannten Ball in seinem Hause arrangirte mir Baron Richthofen, der Mitglied der Tilgungs-Kommission der ägyptischen Staatsschuld ist, es waren circa hundertundfünfzig Personen aller Nationalitäten geladen. Am selbigen Tage, Mittwoch den 18. Januar, hatte ich, in einer Prachtkutsche abgeholt, meine Aufwartung beim Khedive, einem älteren, lebenswürdigen Herrn, gemacht, der mir, fast auf dem Fuße folgend, meinen Besuch im Hotel erwiderte und mit mir ein Viertelstündchen gemütlich bei Mokka und Cigarretten verplauderte. Um von Kairo auch alle Merkwürdigkeiten gesehen zu haben, nahm ich auch die Straußenzucht in Augenschein, welche die Quelle eines von einer französischen Aktien-gesellschaft schwunghaft betriebenen Handels mit Straußenfedern ist.

I n d i e n.

Donnerstag den 19. Januar früh verließen wir Kairo und fuhren mit der Bahn, teilweise durch die Wüste, nach Suez, um dort ein Schiff der P. and O. zu erreichen, welches uns nach Indien bringen sollte. Am Abend desselben Tages begaben wir uns an Bord der „Ganges“, eines schönen, großen Schiffes

mit allem Comfort. Obgleich circa sechzig Passagiere 1. Kajüte an Bord waren, erhielt ich dennoch eine große Kabine für mich. In der Nacht des Sonntags lichteten wir bei völlig ruhiger See die Anker; es war noch immer so kalt, daß ich die ganze folgende Woche hindurch Winterkleider trug. Erst dann machte sich endlich die von mir lang ersehnte Wärme des roten Meeres bemerklich, so daß Sommerkleider angelegt werden konnten. An das Leben auf dem Schiff gewöhnt man sich, wie ich schon früher einmal bemerkte, außerordentlich rasch infolge der regelmäßigen Tageseinteilung. Namentlich bewirken dies — wenigstens auf englischen Schiffen — die viel Zeit in Anspruch nehmenden reichlichen Mahlzeiten. Die Pausen dazwischen werden mit Lesen und Brieffschreiben, Kartenspiel, Auf- und Ablaufen und Nichtsthun ausgefüllt. Namentlich an letztere Beschäftigung, das *dolce far niente* des Neapolitaners, gewöhnt man sich bei der zunehmenden berüchtigten Hitze des roten Meeres sehr leicht. Der Engländer kann jedoch ohne Sport nicht leben, und so wurden denn öfters des Nachmittags sportliche Vergnügungen arrangirt, allerlei Rennen und Konkurrenzen veranstaltet, so z. B. eine Steeplechase mit ganz gehörigen und verschmitzten Hindernissen — aufgehängte Tonnen, die man im Hechtsprung passiren sollte, Segeltuch mit Wasser angefüllt, alle möglichen Hochsprünge über zusammengestellte Deckstühle u. s. w. Ferner fand unter Teilnahme von fast sämtlichen Passagieren, ein „Tug of war“ statt: zwei Parteien fassen je an einem Ende an und ziehen so lange daran, bis eine entschieden nachzugeben gezwungen ist. Dann ein „three legged-race“. Hier wirken drei Paare, selbstredend nur Herren, mit, von denen je ein Paar an zwei Beinen zusammengebunden wird, so daß je ein Paar quasi über drei Beine verfügt — das schnellste Paar gewinnt. Zum Schluß mußten die Damen auch etwas zum besten geben: es wurde ein Flachrennen derselben arrangirt, wobei eine jede während des Laufs den Stiel eines Löffels im Munde hielt; auf dem Löffel aber lag eine Zitrone. Dieses war recht spaßhaft und wurde von einer Dame gewonnen, von deren Mundfertigkeit ich schon Beweise erhalten — denn sie sang auch. Je mehr wir uns Aden näherten, desto mehr nahm die Hitze zu, denn trotz des dünnsten Flanellanzuges transpirirte man wie im Dampfbad, und wahre Erfrischung brachte eigentlich nur die Nacht, wenn wir um zehn Uhr, nachdem die Lichter gelöscht und die Damen sich zurückgezogen, beim Mondschein auf dem Deck bei kühlem Trunk saßen im Kreise von englischen Offizieren, Tigerjägern und Abenteurern, deren Erzählung nach sich mir in Indien ein wahres Paradies erschließen mußte! Am Vormittag des Dienstag (24. Januar) begegneten wir einigen Dampfern und sahen viel fliegende Fische, die, von dem Schiffe aufgeschreckt, das Weite suchten. Nun näherten wir uns Aden, einem öden Felsenest. Als wir vor Anker gingen, kamen unzählige eingeborene Jungen in kleinen Kanoes herangerudert, die bei näherer Besichtigung aus ausgehöhlten Baumstämmen bestanden und nur mit einem Ruder und von einem Jungen fahrbar waren. Diese schwarzen Jungen, total nackt, waren mehr im Wasser wie in ihrem Baumstamm und animirten die Passagiere der Ganges durch den Zuruf: „Have a dive! Have a dive!“ Geldstücke in

die See zu werfen und darnach zu tauchen, was sie denn auch mit unglaublicher Geschicklichkeit thaten, indem sie jedes geworfene Geldstück vom Grunde, aus einer Tiefe von dreißig Fuß heraufholten. Einer von den farbigen Tauchern hatte nur ein Bein, und ließ ich mir erzählen, daß er bei diesem Geschäft einst von einem Haiisch erwischt worden sei, der ihm das Bein derartig verstümmelt hatte, daß es am Oberschenkel amputirt werden mußte. Das schreckte aber den munteren Burschen nicht ab, fröhlich nach Kupferstücken weiter zu tauchen! Unser Konsul, ein Schweizer und Schiffsagent, brachte mir Briefe an Bord und lud mich ein, in seiner neu angeschafften Equipage das Land zu besuchen. Dieser Einladung leistete ich Folge und wurde am Lande eines ganz hübschen, nagelneuen, zweispännigen Geschirrs ansichtig, welches aber sehr wenig vertrauenerweckend aussah: der Kutscher war ein Neger, die Geschirre und Zügel der Pferde waren total verchnallt, die Pferde sehr unruhig und versagten beim ersten Anziehen. Bergauf und bergab mußten wir auch zu Fuß gehen, weil die Pferde meistens streiften; nichtsdestoweniger erreichte ich es doch, mir einigermaßen ein Bild von Alden zu machen. In Alden herrscht eine versengende Glut und Hitze, ebenso wie großer Wassermangel. Kein Baum, kein Grün bedeckt die öden Felsen. Die eingeborenen Männer und Frauen, die übrigens fast gänzlich unbekleidet sind, zeichnen sich durch schönen Wuchs aus; sie haben bronzene Hautfarbe. Auf den Felsen hocken überall große Nasgeier von schmutzigweißer Farbe mit nackten Hälsen. Sie dürfen nicht geschossen werden, weil sie die Straßen von Nas und Urat säubern. Belebt wird die Gegend durch große Züge von lasttragenden Kamelen. Alden hat einen englischen Gouverneur und besitzt eine englische Besatzung von 2000 Mann, einen kleinen englischen Klub, einige Kaufleute, große Kohlenlager und Schiffsagenturen. Die Hauptsehenswürdigkeit von Alden sind die „Tangs“, das sind acht große zementirte Zisternen, die zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt sind, und ein kleiner, bescheidener Garten, der der Regierung gehört und gezeigt wird, wahrscheinlich um zu beweisen, daß trotz dieser fürchterlichen Hitze und dem fühlbaren Wassermangel doch etwas zu gedeihen im stande ist! Ich muß offen gestehen, daß Alden einen trostlosen Eindruck auf mich machte. Gegen Abend desselben Tages lichtete die Ganges wieder die Anker. Nach ruhiger, aber sehr heißer Fahrt kamen wir am Abend des fünften Tages, Sonntag den 29. Januar, in Bombay an, gingen aber außerhalb des Hafens vor Anker, was uns nicht abhielt, uns in einem kleinen Boot ans Land zu begeben. Einige Stunden schon von Bombay entfernt machte sich der „indian smell“ bemerklich, ein süßlicher Geruch, der von der Ausdünstung der Haut der Eingeborenen herrührt, aber keineswegs unangenehm ist. Wir benützten den Rest des Abends, um uns den Teil von Bombay zu besuchen, der nur von Eingeborenen bewohnt ist. Dabei war uns der Schiffsarzt ein trefflicher Führer. Spät in der Nacht kamen wir an Bord zurück und verbrachten den Rest derselben am Schiff, durch Mosquitos entsetzlich gepeinigt. Montag den 30. Januar früh halb zehn Uhr kam der deutsche Konsul Barthels (inzwischen verstorben) an Bord der Ganges; er brachte mir Briefe, konnte mir aber leider bei der äußerst

langwierigen Revision und Ausgabe des Gepäcks am Zollamt fast gar nicht behilflich sein. Die einzige Schußwaffe (es wird ein ganz besonderes Augenmerk auf die Schußwaffen gelegt), die ich mit mir führte und die mir im richtigen Augenblick aus meiner Manteltasche dem betreffenden Kontrolleur vor die Füße fiel, war ein kleiner Taschenrevolver, dessen Versteuerung die umständlichsten, schriftlichen Erklärungen an Ort und Stelle zur Folge hatte.

Ich erfuhr, daß Lord Rey, der Gouverneur von Bombay, an den ich Empfehlungen hatte, im Augenblick mit der Einweihung einer neu eröffneten Bahn der Castle Road Sektion Railway (eine Bahn, die Britisch Indien mit den portugiesischen Besitzungen verbindet) beschäftigt war. Ich nahm daher vorerst in Bombay Wohnung, im Watsons Esplanade-Hotel. Ich verschaffte mir einen hindustanischen Reisediener, denn in Indien ist es unmöglich, in Hotels, auf Reisen oder als Gast ohne einen eingeborenen Diener zu existiren, zumal es in Hotels keine Kellner und Zimmerbedienung gibt. Der eigene Diener besorgt nicht nur den ganzen Zimmerdienst und schläft auf einer Matte vor der Thüre des Herrn, sondern er servirt auch bei Tisch. Rama Lallah, so hieß der meinige, war ein äußerst gewandter Kammerdiener, Hindustane, aus einer guten Kaste und Portugiese; er hatte unter anderen mit Don Carlos, Landgraf Wilhelm von Hessen, Prinzen Friedrich Leopold von Preußen Reisen in Indien gemacht. Das Hotel, in dem ich abgestiegen, war ein großer Kasten, schmutzig und übervoll von Engländern, Amerikanern und Australiern. Bombay selber machte mir den Eindruck einer Stadt aus einer Märchenwelt, es hat so gar nichts Europäisches an sich. Die Eingeborenen beiderlei Geschlechts, schön an Körper, aber meist häßlich von Gesicht, gehen so gut wie nackt, als wollten sie so viel wie möglich ihre schönen Formen und dunkel glänzende Haut zeigen. Das Militär haust in großen Zeltlagern, anscheinend ganz comfortabel.

Zahllose kleine Geier mit nackten Hälsen umschwirren mit heiserem Gefrächze die Stadt. Auf den Straßen werden von Eingeborenen viele Tiere gezeigt, Affen, Schlangen, Skorpione und vielfach der Kampf zwischen einer hochbeiniger Ratte (Maru) und einer Schlange, welcher meist mit dem Tod der letzteren endigt. In Bombay selbst sind sehenswert: mehrere Museen, darunter eines der Produkte des Landes, ein Naturalienkabinet, eine riesige Markthalle, ein Gesellschaftshaus, der zoologische Garten, die Docks, die Leichenverbrennungsöfen, ferner ein Irrenhaus, in dem es unglaublich naiv zugeht. Es werden da die eingeborenen Geisteskranken in Herden und ungetrennt wie das liebe Vieh gehalten, während die Europäer in Zelten und eigenen Räumen untergebracht sind. Die meisten Opfer fordern auch hier Brandy und Whisky. Etwas ganz Eigenartiges sind die „Towers of Silence“, die Türme des Schweigens. Diese sind die Begräbnisstätten einer besonderen Kaste der Parsees, die die vier Elemente anbeten; sie bestehen aus großen, hohen, breiten Türmen, die nach oben offen sind. Auf dem obersten Rande hocken dichtgedrängt kleine Geier. Wenn sich nun ein Leichenzug eines verstorbenen Parsees nähert, so begrüßen die gefräßigen Vögel ihn vom Turm herab mit freudigem Gefreisch. Die Leiche

wird im Innern des Turmes auf einer Art Rost aufgebahrt, und während sich Träger und Leidtragende zurückziehen, fallen sämtliche Geier über die Leiche her; es dauert nicht lange, so ist nichts mehr übrig als die Knochen.

Bei dem Herzog und der Herzogin von Connaught, welche zu der Zeit in Poona residirten, hatte ich anfragen lassen, ob ich dort meine Aufwartung machen könnte, ich hoffte dann zugleich das viel gerühmte Poona zu sehen, doch wurde mir bedeutet, die Herrschaften wären zur Zeit nicht dort, sondern würden später nach Bombay kommen und hofften mich daselbst im Militärlager zu empfangen. Ich konnte jedoch ihre Ankunft in Bombay nicht abwarten, da mein Programm für die nächsten Wochen festgesetzt war und ich vom Maharadja von Todpoore erwartet wurde. Den 2. Februar erfolgte nach Rückkehr des Gouverneurs, Lord Rey, der mir in liebenswürdigster Weise anbot, bei ihm Quartier zu beziehen, unsere Uebersiedelung in den Gouvernementsitz Malabar Hill, welcher auf der Höhe und an der See, eine Stunde von Bombay, gelegen ist. Ich erhielt in einem der zum Gouvernement gehörigen einstöckigen Landhäuser (Bungalo) eine reizende Wohnung mit entzückender Aussicht auf die See und allem denkbaren Comfort, freundlich und lustig. Ich war sehr froh, dieses reizende Apartement mit dem mir unsympathischen, schmierigen Hotel zu vertauschen. Obgleich nicht selbst Jäger, hatte ich doch gehofft, eine Tigerjagd mitmachen zu können; leider ließ sich das nicht arrangiren, denn es war nicht die richtige Saison, da es im Januar noch zu viel Wasser gibt, später aber durch Wassermangel der Tiger gezwungen ist, an gewissen bekannten Stellen seinen Durst zu löschen. Ferner sind die englischen Gouverneure und indischen Fürsten in den letzten Jahren von Europäern so überlaufen worden, daß man mich fast bat, von meinem Verlangen nach Tigerjagd abzustehen. Dafür aber verschaffte mir der ungemein gefällige Lord Rey eine Einladung zum Maharadja von Todpoore, wo ich den trefflichen Sport des Pigstiking kennen lernen sollte. Des öfters sah ich auch in Bombay dem Polospiel zu, das mich sehr interessirte; es wurde von Offizieren und Adjutanten des Lord Rey auf indischen Ponies vorzüglich gespielt. Auch war es Usus, nachmittags von sechs bis sieben sich in Bombay vor dem übrigens vortrefflichen Sachtclub einzufinden, wo die Musik spielte und sich Europäer wie auch die vornehmen Eingeborenen zu Fuß und zu Wagen versammelten. Jeden Morgen um sieben Uhr ritt ich mit meinem Begleiter und einem Adjutanten auf dem Pferde des Lords, einem aus Stuttgart stammenden arabischen Schimmelhengst, nach dem Rennplatz in Bombay. Dabei passirte es, daß der Hengst meines Begleiters, der achtlos neben mir ritt, beim Angaloppiren nach mir schnappte und mich auf das empfindlichste in den Oberschenkel biß. Spätestens neun Uhr mußte man der großen Wärme wegen wieder zu Hause sein. Nicht unerwähnt bleibe ein prächtiger, persischer Kater, Namens Fritz, der der Lady Rey gehörte; er war das schönste Exemplar seiner Art, das man sich denken konnte, ungewöhnlich groß, grau getigert und ziemlich zahm; er kam öfters in mein Zimmer, rieb sich, wenn ich an meinem Schreibtisch saß, an meinen Beinen, worauf ihm dann Milch geboten wurde; gab man

ihm aber nichts und wollte ihn hinter den Ohren krauen, so biß er hinterlistig in die Finger und entsprang mit lautem Gejaule.

Unsere Abreise war für Montag den 6. Februar festgesetzt; wir verließen Bombay abends um acht Uhr um nach Todypoore zu fahren, was uns eine Nacht und einen halben Tag Zeit nahm.

(Fortsetzung folgt.)



Naturwissenschaftliche Revue.

Elektrische Wellen von kurzer Wellenlänge. — Materie und Aether. — Der neue Stern im Fuhrmann. — Geschwindigkeit von Fixsternen. — 5. Jupitersmond. — Planeten. — Sonnenoberfläche. — Handbuch der Physik. — Handwörterbuch der Chemie und Zoologie 2c. — Carborundum. — Herstellung von Paraffin und Schmieröl aus Fischthran. — Fremde Eier im Neste. — Tierfressende Pflanze. — Wirkung des Sonnenlichts auf Bazillen. — Lupinenmüdigkeit. — Wirtwechsel von Pilzen. — Verhalten der Pflanzen bei großer Trockenheit. — Wüstenpflanzen. — Anthocyan und seine Bedeutung für die Pflanzen. — Verderbliche Wirkung des Stadtnebels auf die Pflanzen. — Himmelsbrot. — Stigmarien im Kohlengebirge.

Das bei weitem am meisten Aufsehen erregende naturwissenschaftliche Ereignis unserer Zeit war die experimentelle Bestätigung der schon vor längerer Zeit von Maxwell gezogenen theoretischen Folgerung, daß Elektrizität und Licht das nämliche seien, oder besser daß das Licht sich als ein besonderer Fall der Elektrizität darstelle. Beide waren auf Querschwingungen des Weltenäthers zurück geführt, jenes über alle Begriffe feinen Etwas, welches das Weltall bis zu allen jenen fernsten Räumen erfüllen muß, aus denen Licht zu uns gelangt. Aber die Versuche, die der für die Wissenschaft viel zu früh verstorbene Bonner Professor Herz ausgeführt hat, hatten nur elektrische Wellen von sehr großer, einige Meter betragender Länge ergeben, und so glaubte man Lichtwellen für elektrische Wellen von sehr geringer Wellenlänge halten zu müssen. Doch war die Forschung noch nicht so weit vorgeschritten, um solche Schlüsse berechtigt erscheinen zu lassen, und es mußte als durchaus wahrscheinlich gelten, daß auch kürzere elektrische Wellen beobachtet werden würden. Dies ist in der That in der neuesten Zeit geschehen und Righi hat die Versuche von Herz mit Wellen von nur 7,5 cm Länge mit bestem Erfolge wiederholen können. Zurückwerfung und Brechung der Wellen erhielt er ebenso wie die anderen Erscheinungen, welche das Licht zeigt. Auch den Durchgang dieser elektrischen Wellen durch Körper untersuchte er, dabei zeigte es sich, daß Steinsalz und Hartkautschuk dem Durchgang der elektrischen Wellen einen nur geringen Widerstand entgegensezten, Spiegelglas dagegen einen sehr bedeutenden. Daß sich diese Körper den Wärmestrahlen größerer Wellenlänge gegenüber ebenso verhalten, spricht ohne weiteres für die Annahme der gleichartigen Ursache dieser Erscheinungen. Das Wesen des Lichtäthers wird freilich nur noch rätselhafter, und man wird zunächst noch wohl thun, Folgerungen aus seiner stofflichen Natur zu ziehen zu unterlassen. Hat doch eben Stokes darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, ihn sich als aus Atomen bestehend zu denken und Lodge vergeblich versucht, nachzuweisen, daß die Erde oder ein anderer sich bewegender Körper Aether mit sich führt. Zwei kreisförmige Scheiben aus Stahl von über 1 m Durchmesser ließ er sich in einem etwa 3 cm betragenden Abstände in dem nämlichen Sinne 3000mal in der Minute drehen, konnte aber nicht das

geringste Anzeichen dafür bemerken, daß die Scheiben den Aether mit in Bewegung setzten, ebenso wie frühere Untersuchungen niemals eine solche Bewegung des Aethers mit den Körpern bestätigen konnten. Da nun der Aether, das luftigste (sozusagen) von allem, was wir uns denken können, in gewisser Hinsicht starr, wie ein fester Körper erscheint, so wird man gut thun, ihn lieber immer noch als Untersuchungshypothese zu behandeln.

Auch gewisse Erscheinungen, die die Astronomen in fernen Gegenden des Weltalls beobachtet haben, gehen so vor sich, als wäre kein Aether vorhanden, vorausgesetzt, daß ihre Deutung die richtige ist. Ueber den neuen Stern im Fuhrmann haben diese Revuen mehrfach Mitteilung gemacht, heute haben sie über einen neuen Erklärungsversuch der merkwürdigen Erscheinung zu berichten. Der Stern zeigte ein zweimaliges Aufleuchten im Februar und August. Im Februar glich sein Spektrum dem der Sonne, im August war es mehr einem Nebelfleckenspektrum ähnlich, oder vielmehr es schien dafür zu sprechen, daß das Licht, welches der Stern aussandte, von glühenden Gasen herrühre. Die in seiner Nähe beobachteten Nebel scheinen nun nach den photographischen Aufnahmen, die Vogel zu Potsdam gemacht hat, in Wirklichkeit nicht vorhanden gewesen zu sein, die doppelte Natur des Spektrums aber glaubt der genannte Forscher so erklären zu können, daß ein Himmelskörper, der den Weltraum mit einer abnormen Geschwindigkeit durchheilt, — und man kennt solche — in ein Sonnensystem wie das unsere geraten sei und in diesem mit mehreren Begleitern, die jene Sonne besitzen dürfte, wie die unsere die Planeten, zusammengestoßen sei. Dabei seien die auf einander treffenden Körper wie aus den Thatsachen der Wärmelehre gefolgert werden muß, ganz enorm erhitzt, zum Teil verdampft, und auf diese Weise erkläre sich die Doppelnatur des Spektrums ganz einfach, wie es denn auch Andeutungen so rapider Bewegungen zeige. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Annahme den Beobachtungsbefund besser wie die anderen erklärt, wenn es auch uns Erdenbewohnern die Möglichkeit einer Katastrophe vor Augen führt, vor der wir durchaus nicht sicher sind, oder vielmehr diejenigen, welche unsern Platz in späteren Zeiten ausfüllen werden, denn bis jetzt kennt der Astronom noch kein Anzeichen, daß der Erde ein ähnliches Schicksal drohen könne. Freilich hat man auch Eigenbewegungen von Fixsternen zur Erde hin und senkrecht auf die die Erde mit dem Stern verbindende Linie gefunden, von allen möglichen anderen abgesehen. So bewegt sich Arctur in der letztgenannten Richtung mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen in der Sekunde, ein kleiner Stern, ζ im Sternbild des Herkules, aber nähert sich, wie Belopolsky vor kurzem fand, uns mit einer Geschwindigkeit von neunzehn Meilen oder vielleicht nähern wir uns ihm, da sich unser Sonnensystem in der Richtung des Herkules bewegt. Die große Entfernung dieses Sternes ζ läßt den Gedanken an einen etwaigen Zusammenstoß aber nicht aufkommen. So lange im Planetensystem alles in Ordnung bleibt, können wir also ruhig sein, und da hat sich nichts Sorge Erweckendes ereignet; solches hätte die fortgesetzte und eifrige Forschung nicht übersehen können. Diese hat nunmehr die Umlaufzeit des fünften Jupitermondes zu 11 Stunden 57 Minuten und 22,56 Sekunden bestimmt. Die Messungen des von den Planeten zurückgestrahlten Sonnenlichtes aber haben Müller in Potsdam die Mittel an die Hand gegeben, einige Aufklärungen über deren Oberflächen zu erhalten. Darnach besitzt Merkur ebenso wenig wie der Mond eine Atmosphäre, Mars und Venus aber verhalten hinsichtlich ihrer sich einander ziemlich gleich, wenn auch Mars viel weniger Sonnenlicht zurückstrahlt wie Venus. Die Annahme aber, Jupiter strahle noch eigenes Licht aus, hat sich nicht als haltbar bewiesen. Die Helligkeitsänderungen Saturns ließen sich genau aus der Annahme ableiten, daß der Ring aus einzelnen kleinen Monden besteht, wie Maxwell längst aus mechanischen Gründen gefolgert hat. Dem einen oder andern Leser, der sich über diese Dinge vielleicht genauer orientiren möchte, empfehlen wir ein die Sternwelt betitelttes kleines Werk ¹⁾ von Titus, welches in recht anschaulicher Weise den Bau des Himmels, die neueren Forschungen über den Planeten Mars, die Anwendung der Photographie in der Astronomie, aber auch die sogenannte vierte Dimension in ihr bespricht. Zu seiner eleganten

¹⁾ Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.

Ausstattung passen die schönen Holzschnitte, die den besten Originalen nachgebildet sind, nur die Mondkarte und die Sternkarte sind so klein und so sehr mit Einzelheiten überladen, daß sie sich schwerlich als brauchbar erweisen werden. Erwähnt findet man darin die Vermutungen, daß gewisse irdische Erscheinungen von der größeren oder geringeren Menge von Sonnenflecken abhängen, die auf der Sonne erscheinen, jedoch in lobenswerter Weise mit allem Vorbehalt. Daß der Zusammenhang jener Flecken mit den Nordlichtern nur ein zufälliger sein kann, davon hat sich Lord Kelvin (William Thomson) durch eine kleine Rechnung überzeugt, die ergab, daß die Wirkungen, die dazu von der Sonne in ganz kurzer Zeit ausgehen müßten, größer seien, wie ihre Wärme- und Lichtwirkungen während vieler Monate.

Hinsichtlich der Sonnenoberfläche bestand für die Forscher, welche die Sonne als glühenden Gasball betrachteten, wofür so vieles doch spricht, die Schwierigkeit, daß sie scharf begrenzt war. Diese Schwierigkeit war im vorigen Jahre durch eine Arbeit von Schmidt in Stuttgart gehoben, deren Ergebnisse nunmehr durch Knopf bestätigt worden sind. Darnach können die meisten Lichtstrahlen, welche aus dem Innern des Sonnenkörpers stammen, wo das Gas auch in leuchtender Glut ist, nicht aus dem Gase austreten, sondern werden so gebrochen, daß sie in dem Gase kreisförmig innen herumgehen. Im Innern des Gasballes wird die Dichte sich nicht viel ändern, wohl aber in einer gewissen Entfernung vom Mittelpunkte. Hier können nun auch andere als steil aufsteigende Strahlen die Sonne verlassen, die in größerer Tiefe wieder in ihr Inneres hereingebrochen werden; sie drängen sich demnach in dieser Schicht zusammen, die nun heller als die über ihr liegenden Teile erscheint und den Anschein einer scharf begrenzten Oberfläche liefert.

Ueber diese optischen Lehren liefern bereits früher erschienene Teile des Handbuchs der Physik ¹⁾ die nötige Auskunft. Die heute vorliegenden Lieferungen beginnen die 2. Abteilung eines 3. Bandes. Sie enthalten die Schilderung der elektrischen Endosmose, der Polarisation und in etwas sehr kurzer Darstellung der Accumulatoren von Gräz, endlich den Anfang der Lehre vom Magnetismus von Auerbach. Die Grunderscheinungen dieses jetzt eine Unterabteilung der Elektrizitätslehre bildenden Teiles der Physik werden, ohne daß zunächst viel physikalische Kenntnisse vorausgesetzt werden, abgehandelt, die Wirkung zweier Magnetpole, das Wesen des magnetischen Feldes und die nach außen bemerklich werdenden Kräfte des Magneten besprochen. Das Handwörterbuch der Chemie (57. und 58. Lieferung) ist von Sulfonsäure bis Thiazole gefördert. Es behandelt das 1802 von Ekeberg gefundene Tantal, welches diesen Namen erhielt, weil es zwar nicht wie der Träger dieses Namens im Tartarus angesichts von Nahrungsmitteln hungert und dürstet, sondern weil es in ähnlicher Weise im Ueberfluß von Säuren nichts davon aufnimmt, in ihnen unlöslich ist. Weiter begegnen wir dem 1878 zuerst von Delafontaine dargestellten Terbium und dem seltsamen Thallium, das Crookes 1861 im Schlamm der Schwefelsäurefabrik Tilverode am Harze mit Hilfe der Spektralanalyse fand. Endlich enthält diese Fortsetzung einen Abriß der in neuerer Zeit immer wichtiger gewordenen Thermochemie und, was wir nicht vergessen wollen, eine sehr schöne Abbildung des Sonnenspektrums bei mäßiger Vergrößerung. Das Handwörterbuch der Zoologie etc. endlich geht von Respirationsorgane bis Saurillus und schildert in größeren Artikeln den Berberstamm der Rhadamser, die Rhinocerotidae und neben diesen Riesen unter den Tieren die durch Kleinheit ausgezeichneten Rhizopoden oder Wurzelfüßler, deren winzige Schalen Erdformationen bilden, die Buttenart Rhombus, die Brachiopodengattung Rhynchonella, die Entwicklung des Riechorgans, die chinesischen Riesenhühner, die Rochen, Rodentia, d. i. Nagetier, die Rädertiere, die Völkerstämme der Rumänen, Russen und Ruthenen, verbreitet sich dann in allgemeinen Schilderungen über Säugetiere und schließt mit den Salmoniden, Saugwürmern und Sauriern.

Greifen wir indessen zunächst noch einmal auf chemisches Gebiet zurück, um des Carborundum genannten Stoffes, den wohl Acheson zuerst 1890 herstellte, und der neuerdings viel von sich reden macht, zu gedenken. Es besteht aus Kiesel und Kohlenstoff, die vereinigt

¹⁾ Encyclopädie der Naturwissenschaften. Breslau. C. Trewendt.

werden, indem man Sand und Kohle in einem besonders dazu gebauten Ofen 8 Stunden lang einem kräftigen elektrischen Strome aussetzt. Verunreinigungen von Thonerde, Eisenoxyd und Kalkerde geben ihm weiße bis tiefgrüne oder blaue Farbe. Das Carborundum ist härter wie Saphir, aber weniger hart wie Diamant, und darin, sowie in seiner Unschmelzbarkeit und seiner Widerstandsfähigkeit gegen alle Säuren beruht sein Wert. Doch erhält man es bis jetzt noch nur in so kleinen Kristallen, daß seine Einführung in die Technik einweilen wohl noch frommer Wunsch ist. Die Entstehung des Erdöles aus Seetier-, namentlich wohl Fischresten hatte Engler bereits früher dadurch wahrscheinlich gemacht, daß er Erdöl erhielt, als er Fischthran unter hohem Druck destillirte. Nun ist es ihm und Singer auch gelungen, Paraffin durch Einwirkung von Natronlauge bei großer Kälte und Schmieröl durch Behandeln mit Natronlauge und Schwefelsäure aus Fischthran zu erhalten und dadurch seiner Annahme weitere wichtige Stützen zu geben.

Auf zoologischem Gebiete liegt uns eine interessante, ungemein fleißige Arbeit *Levertühns* vor, welche „Fremde Eier im Neste“¹⁾ betitelt ist. Die Gewohnheit des Auckucks, sich die Mühe des Nestbaues zu sparen und seine Eier durch Artgenossen verschiedenster Gattung ausbrüten zu lassen, ist längst bekannt, und eine unserer früheren Revuen konnte über ausführliche diesen Gegenstand betreffende Untersuchungen berichten. In genanntem Buche aber werden uns eine Menge ähnlicher Fälle von anderen Vogelarten mitgeteilt, denen fremde, vielleicht von Legenot überraschte Weibchen oder wißbegierige, manchmal auch nur neugierige Menschen Eier ins Nest gelegt haben. Oft werden dieselben angenommen und die ausgekrochenen Jungen den eigenen Kindern gleich behandelt, ja diese vernachlässigt oder verlassen, wenn der Eindringling früher austriecht. Dabei kommen die seltsamsten Dinge vor. Raubvögel füttern und führen Hühner, Enten brüten mit Tauben Flügel an Flügel. Oft aber werfen auch die Eigentümer des Nestes die Einquartierung heraus, oder fressen sie auf, oder verlassen das Nest oder die Jungen, wenn dieselben zu fremdartig aussehen. Nicht nur Hühner, auch die unabhängigen Wandersalpen lassen sich durch nachgemachte Eier täuschen und legen die ihrigen dazu und dergleichen mehr. Fällt von den mitgetheilten Thatsachen aus ein ganz neues Licht auf das Gebahren des Auckucks, das vielleicht nur ein einzelner, weit ausgebildeter Fall auch anderweitig nicht selten beobachteter Vorkommnisse ist, so sind doch aus dem reichen Material allgemeinere biologische Folgerungen noch nicht zu ziehen, und es läßt sich noch nicht feststellen, inwieweit Ueberlegung, Liebe zur Nachkommenschaft oder blinder Trieb zum Brüten das Bestimmende bei diesen Vorgängen ist. Jedenfalls ist hier ein mit einer überraschenden Fülle von neuem Material bereits ausgestattetes Gebiet betreten, von dem wichtige Aufschlüsse zu erwarten sind.

Für die tierfangenden Pflanzen erhalten wir solche durch Beobachtungen, welche neuerdings *Goebel* über ein brasilianisches Gewächs, das unserem Wassererschlauch (*Utricularia*) nahe verwandt ist, angestellt hat. Wie dieser hat die *Genlisea* keine Wurzeln, sondern treibt schraubenförmig sich windende Arme, wie Bohrer in den nassen Sand, auf dem sie wächst, und lockt kleine krebsartige Tiere, die diesen Sand bewohnen, in die durch solches Wachstum sich bildenden Schraubengänge. Den Köder liefern schleimige Absonderungen, nach innen gerichtete Haare geben Fangmittel ab, die den Eindringling in ähnlich sicherer Weise festhalten, wie dies die Fischreusen thun. Auch seitlich angebrachte Oeffnungen, welche mit spitzen Haaren versehen sind und dadurch wie Mausfallen wirken, laden zum Eintritt ein. Ein Entrinnen aber gibt es nicht. Während nun der Sonnentau oder die Fliegenfalle die Fleischnahrung neben der durch die Wurzeln zugeführten verwerten und auch ohne solche gedeihen können, ist die *Genlisea* allein auf sie angewiesen und also ein Fleischfresser im kleinen, wie es die tagenartigen Raubtiere im großen sind.

Wir haben öfters darauf hinzuweisen Gelegenheit gehabt, daß diese schlimmen Feinde des Menschen an Furchtbarkeit doch noch lange nicht den mikroskopisch kleinen Lebewesen zu vergleichen sind, die ihn von innen heraus vernichten, indem sie seinen Körper zerstören.

¹⁾ Berlin. R. Friedländer und Sohn.

Alle Schutzmittel gegen diese heimtückischen Angreifer müssen also aufgesucht und in Anwendung gebracht werden. Nach den Untersuchungen von Marshall Ward gehört dazu das Sonnenlicht, welches namentlich die Sporen des Milzbrandbazillus, aber auch die anderer Bakterien tötet, wenn sie ungefärbt sind, während die gefärbten intensiver Besonnung Widerstand zu leisten vermögen. Dabei sind es die brechbareren Lichtstrahlen, welche wahrscheinlich eine Oxydation der Reservestoffe der Sporen bewirken und so ihre Entwicklung unmöglich machen. Die Sporen höherer Pflanzen, der Farne, Bärlapparten und anderer, aber auch die Pollenkörner der Blütenpflanzen besitzen wahrscheinlich zu ihrem Schutze gegen die schädliche Wirkung der Besonnung deshalb braune, dunkelviolette oder gelbe Färbung. Die gefärbten Sporen entwickeln sich an offenen, die farblosen an dem Lichte nicht ausgesetzten Stellen, und so erklären sich vielleicht zum Teil wenigstens die heilsamen Wirkungen des Sonnenlichtes auf Wasserläufe und Wohnungen.

Von den im Erdboden lebenden Pilzen haben frühere Revuen einige als nützliche Werkzeuge höherer Pflanzen zur Nahrungsgewinnung kennen gelehrt. Namentlich wird das Gedeihen von Leguminosen auf sandigem und steinigem Boden dadurch ermöglicht, daß ihnen Pilze Stickstoff zuführen, welcher der Luft entnommen wird. Nach den Untersuchungen von Berthelot und Winogradsky ist es eine einzige Art, welche diese nützliche Fähigkeit zeigt. Ihre Thätigkeit hat sich die Landwirtschaft längst zu nütze gemacht, indem sie auf unfruchtbaren Sandstrecken Lupinen anbaute und diese grün unterpflügte, um sie als stickstoffhaltigen Dünger zu benützen. Wie aber eine Reihe von Jahren mit Rüben bepflanztes Ackerland immer geringere Erträge lieferte, Rübenmüdigkeit zeigte, so hatte man auch nicht selten über Lupinenmüdigkeit zu klagen und wie Kühn als Grund jener eine Nematode entdeckte, so fand er als Ursache dieser einen Pilz, den er *Kryptosporium leptostromiforme* nannte. Diesen Störenfried hat Fischer genauer untersucht und warnt auf Grund der Ergebnisse seiner Untersuchung vor Samengewinnung aus Lupinenkulturen, die sich als von dem Pilze befallen gezeigt haben. Man muß unter solchen Umständen das dem Rübenbauer geläufig gewordene Mittel, genügend häufige Zwischenkulturen einzuschalten, anwenden, und es empfiehlt sich für den Lupinenbau, dieselbe Breite nur alle drei Jahre mit Lupinen zu bestellen.

Während das Gedeihen des *Kryptosporium* an die Lupine gebunden ist, gibt es eine ganze Reihe anderer Pilze, welche regelmäßig in zwei wechselnden Formen auftreten und infolge davon abwechselnd zwei verschiedene Pflanzenarten befallen. So bildet der Rost des Getreides seine zweite Fruchtform auf den Blättern der Berberitze aus. Um den Wechsel anderer Pilzarten festzustellen, hat Klebahn mannigfache Versuche angestellt. Er fand dabei unter anderem, daß die dem Erbsenroste zugehörige andere Fruchtform auf der Wolfsmilch sich entwickelt, daß andere Pilze ihren Standort auf Riedgras oder Schilf mit solchen auf der Brennessel, dem Hahnenfuß, dem Löwenzahn u. s. w. wechseln. Wieder ein anderer Pilz tritt als Blasenrost auf den Nadeln der Kiefer und in anderer Fruchtform auf dem im Grafe an dessen Wurzeln schmartzenden Klappertopf auf. Ein besonders merkwürdiges Verhalten zeigte der auf der Rinde der Weymouthskiefer auftretende Blasenrost, der auf Blätter der Johannisbeersträucher mit Erfolg geimpft werden konnte, auf Blättern der Stachelbeere jedoch nur zur Entwicklung kam, wenn sie einem auf den Stamm einer Johannisbeere gepfropften Reife angehörten.

Aber auch andere Feinde hat eine Pflanze unter Umständen zu bekämpfen, wenn sie gedeihen will, und um dies mit Erfolg zu thun, stehen den verschiedenen Arten dazu verschiedene Mittel zu Gebote. Das hat die Trockenheit des vergangenen Sommers in vielen Fällen vor Augen geführt. Das Getreide gab eine Mittel- bis gute Ernte an Orten, wo die Grasnarbe völlig verdorrt war. Nach Déhérain's Untersuchungen hatte das seinen Grund darin, daß jenes im stande war, seine Wurzeln viel tiefer in die Erde zu treiben und dort die Feuchtigkeit aufzusuchen, als das Gras. Während die Getreidewurzeln bis zu einer Tiefe von 2 m herabstiegen, drangen von dem Wiesenras nur einige Fäden bis $\frac{3}{4}$ m in das Erdreich, und dazu nützte es die Feuchtigkeit so schlecht aus, daß es auf einem Boden verdorrte, der durchaus noch nicht ausgetrocknet war. Die für das Wachstum im Wüstengebiete

einggerichteten Pflanzen wiederum verdanken diese Fähigkeit ihrer äußerst geringen Transpiration, die ihr Wasserbedürfnis in sehr hohem Grade herabsetzt. Ein Flachsproß einer *Opuntia* zum Beispiel verdampfte nach Versuchen von Koll in 46 Stunden ebensoviel Wasser wie ein Blatt der so vielfach zu Lauben benützten *Aristolochia* und als die Verdunstungsmengen auf gleiche Flächengrößen bezogen wurden, ergab sich die Verdunstung eines Kugelfaktus 6000 mal geringer als die jener großblättrigen Pflanze. Dadurch bewahren solche Pflanzen so lange die aufgenommene Feuchtigkeit und dienen nach Humboldts Reisebericht den in den südamerikanischen Planos umherschweifenden wilden Pferden in der trockenen Jahreszeit zu einem wegen der Stacheln freilich nicht ohne Gefahr zugänglichen Wasserbehälter. In der Zeit der wiedererwachenden Vegetation haben die Pflanzen von Trockenheit nicht zu leiden, eher von der Wirkung zu starken Lichtes. Gegen diese schützen sie sich durch einen roten, violetten, ja blauen Farbstoff, der den Namen des Anthocyans führt. Seine Wirkungsweise hatte Kerner aus der Beobachtung der Stellen, an denen es sich bei den Pflanzen findet, gefolgert, seine Ansichten sind nunmehr durch Versuche, die Key anstellte, bestätigt. Das Anthocyan verdankt seine Bedeutung seiner Fähigkeit, Lichtstrahlen in Wärmestrahlen umzuwandeln. Gegen jene ist der Hauptträger der Lebenserscheinungen der Pflanzen, das Chlorophyll, besonders in jungen Trieben sehr empfindlich. Die rote Farbe, die man an solchen so oft beobachtet, dient also dazu, sie vor der Verfärbung zu schützen und ihr Wachstum durch Erwärmung zu fördern, an der Unterseite der Blätter kann Anthocyan aber nur zur Erwärmung dienen. An Blattstielen und Blattnerven dagegen ist wieder seine schützende Wirkung von Wichtigkeit, da hier die zum Bau des Pflanzenkörpers nötigen Stoffe auf dem Weg zum Stamme und zurück der Oberfläche nahe hindurchgehen und dem Lichte schutzlos ausgesetzt wären.

Daß die Pflanze zur Bildung von Chlorophyll Licht bedarf, ist dem Leser bekannt. Wird es ihr in ungenügendem Maße zu teil, so verliert sie an Widerstandskraft gegen Schädigungen, die der Luft beigemengte giftige Gase, wie schwefelige Säure oder Kohlenwasserstoffe, ihr zufügen können. In dem Zusammentreffen beider Uebelstände beruht nach Oliver die verderbliche Wirkung des Stadtnebels auf die Vegetation, da er obige Gase in kleinen Mengen enthält und die Pflanzen ihrem Angriffe aussetzt, nachdem er sie vorher wehrlos gemacht hat. Sie verlieren ihre Blätter und gehen aus Mangel an Nahrung ein.

Nicht anders ist es den Völkern gegangen, die infolge von Mißwachs oder infolge von Verheerungen durch Unwetter oder Ueberschwenmungen ihrer Nahrungsmittel beraubt wurden. Doch hat neuerdings bei Diarbekir ein die Ernte vernichtendes Hagelwetter ein Ersatzmittel scheinbar vom Himmel mitgebracht, eine dicke Schicht eßbarer Substanz, die nach dem Schmelzen des Hagels übrig blieb, ein Vorfall, der an das Manna der Wüste erinnert. Die Untersuchung, die Erxera über den sonderbaren Stoff angestellt hat, ergab, daß sie aus einer von den Kurden Himmelsbrot genannten Flechte bestand, die in den tatarischen und kirgisischen Steppen sehr häufig vorkommt und, zu einem Drittel ihres Gewichtes mit Mehl vermengt, ein brauchbares Nahrungsmittel gibt, für dessen Nährwert allerdings hauptsächlich das Mehl aufkommen muß. Stücke dieser Flechte hatte der Sturm abgerissen und mitgeführt.

Schließlich seien noch die Funde an jenen längst verschwundenen Bäumen aus der Steinkohlenzeit, den Stigmarien, erwähnt, die jüngst Potonié in Oberschlesien und Westfalen gemacht hat und die beweisen, daß diese Bäume, wenn auch verkohlt, sich doch noch an den Plätzen befinden, wo sie einst wuchsen. Sie trieben bandförmige Anhänge in horizontalen Ebenen in die Erde, welche schlaff herabhängen müßten, wenn die Bäume vor dem Verkohlen entwurzelt worden wären. Sie finden sich aber im Schieferthon noch in ihrer ursprünglichen Lage eingebettet, können also nicht transportirt worden sein; der Schieferthon aber würde dann vielleicht als fossile Ackerkrume anzusehen sein.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kriegswissenschaft.

Die militärische Situation in Zentralasien.

Wenn Rußland zur Zeit auch, nach allem, was darüber verlautet, geneigt ist, die Etablierung eines Pufferstaates zwischen seinem zentralasiatischen Besitz, dem indobritischen Reiche und China auf den Pamirs zu concediren, so erscheint damit keineswegs ausgeschlossen, daß dasselbe zu gelegenerer Zeit und bei sich bietender Gelegenheit auf das Ziel der Umklammerung Britisch-Indiens im Norden zurückkommt, und die mit unverkennbarem Erfolge von ihm betretene Bahn der Gebietserwerbungen in Zentralasien, im unmittelbaren Norden von Britisch-Indien weiter verfolgt. Die Aufgabe Schandjans seitens des russischen, in der Nachbarschaft des Mitschur Pamir lagernden Detachements im Herbst vorigen Jahres scheint in Anbetracht des Gesamtcharacters der russischen asiatischen Politik nicht sowohl einen Akt der Versöhnung Rußlands in seinen asiatischen Beziehungen mit England, wie seinen Wunsch anzudeuten, in Anbetracht der heutigen Lage inopportune Konflikte zu vermeiden und die geeignete Zeit für die Durchführung seiner Pläne abzuwarten. Die Haltung Chinas hat zu dieser Mäßigung offenbar viel beigetragen. Im vergangenen September sah sich der diplomatische Vertreter dieses Reiches in der Pamir-Angelegenheit, Ching-Chang, veranlaßt, auf die Fortsetzung der Unterhandlungen mit der russischen Regierung zu verzichten, da ihm dieselbe zu verstehen gab, daß ihre Wiederaufnahme erst nach der Rückkehr des Zaren aus Dänemark zu erwarten sei. Jene russisch-chinesischen Unterhandlungen trugen wesentlich den Charakter des Hinhaltens und sind auch heute noch schleppender Natur; ein geheimes Abkommen zwischen beiden Staaten, von dem berichtet wurde, besteht zur Zeit nicht. Bald war es China, bald Rußland, welches Zeit zu gewinnen suchte. In Petersburg kannte man die chinesischen Ansichten betreffs der Pamirgebiete nicht genügend. Man sagte sich in Anbetracht der fast indifferenten Haltung Ching-Changs, daß China die Frage nicht interessire, und daß dieselbe nach den Wünschen Rußlands zu lösen sei. In der That schien dieser chinesische Diplomat, der alles billigte, alles gut fand, keinen Willen zu haben und den russischen Vorschlägen beständig zuzustimmen. Hierauf fanden die Zusammenkünfte in Kabul und die Abmachungen Sir Mortimer Durands mit dem Emir Abdurrahman statt. Unmittelbar darauf schien der Einfluß Englands in Zentralasien zu wachsen. Die britische Autorität befestigte sich in den Gebieten südlich des Hindukusch, und dieser Vorgang traf mit der Wiederaufnahme der russisch-chinesischen Unterhandlungen in Petersburg zusammen. Die Scene änderte sich vollständig, die Maske fiel, und man bemerkte, daß die Theilnahmlosigkeit Ching-Changs eine erheuchelte gewesen war. Er trat mit einemmale als vollkommener Kenner der Frage auf und bekämpfte schlagfertig die Argumente, die man ihm entgegenstellte. Als geschickter und energischer Unterhändler verweigerte er jede Konzession, stützte sich auf die durch frühere Grenzbestimmungen bestätigten Rechte und zeigte sich hinsichtlich neuer Festsetzungen ebenso unzugänglich, wie er einige Wochen vorher entgegenkommend und verbindlich erschien. In Anbetracht dieser Haltung Chinas blieb Rußland vorderhand nur ein Entschluß übrig. Gegenüber den Schwierigkeiten, welche China machte, und gegenüber den britisch-afghanischen Abmachungen gebot die Klugheit dem Petersburger Cabinet, sich betreffs der Grenzen, hinsichtlich deren zunächst keine wichtigeren Interessen, vielleicht mit Ausnahme desjenigen des russischen Prestiges, in Frage kommen, vorderhand bis auf das Gewinnen der Murghab-Linie mit deren unbestrittenen und unbestreitbaren Umrissen zu begnügen und auf dem Pamirplateau die Chinesen und Engländer sich gegenüber zu lassen. Aus diesen Verhältnissen resultirte die

Annahme des Pufferstaatsprinzips seitens Rußlands, welche durch die letzten Mittheilungen der russischen Regierung bestätigt wird.

Dieser Pufferstaat wird einen Gebietsstreifen von etwa 250 km Breite und 200 km Tiefe umfassen. Die Murghab-Linie scheint die äußerste Südgrenze Rußlands gegen denselben zu bilden bestimmt, während der Hindukusch im Süden des Staates die äußerste Nordgrenze Englands bezeichnen wird. Westlich der afghanisch-chinesischen Linie liegen die von Afghanistan abhängigen Khanate Koslan, Schignan, Garan und Bafhan, sowie einige Gebiete unbestimmten Besizes, die zweifellos dem chinesischen Pamir einverleibt werden dürften. Diese Zone umfaßt das eigentliche Pamirplateau. Wenn diese Lösung der Frage zur Durchführung gelangt, dürfte jedoch die Annexion Bucharas seitens Rußlands eins ihrer unmittelbaren Resultate bilden, da ein Teil des bucharischen Gebiets, das Dervaz, in die nördlichen Pamirs vorspringt und sich zwischen das Zarenreich und die neutrale Zone legt. Bis in die neueste Zeit erwies sich die russische Regierung dieser Annexion nicht geneigt. Man fürchtete, daß eine unmittelbare Beherrschung Bucharas eine neue finanzielle Last bilden und neue Verantwortlichkeiten zur Folge haben würde, und vermochte keine genügende Kompensation für diese Opfer zu erkennen. Heute hat sich dies alles geändert, und das Ende des halb unabhängigen Emirats Buchara scheint nahe bevorzustehen und nur eine Frage der Zeit zu sein. Die Symptome dieser nahen Wendung der Dinge zeigen sich nicht nur in Zentralasien und in der russisch-bucharischen Domäne, und eins der deutlichsten derselben war die Reise des Emir Said-Abdul-Rad nach Petersburg zu Anfang des vorigen Jahres. Um ihn gleichsam zu ehren, wurde ihm der russische Titel „Durchlauchtigste Hoheit“ verliehen. Der bucharische Souverän sah darin nichts schlimmes, im Gegenteil, und nahm diese Ehre an, ohne zu ahnen, daß er mit ihrer Annahme ipso facto russischer Unterthan, d. h. Lehnsvasall und Untergebener des Zaren wurde. Said-Abdul-Rad ließ überdies seinen Sohn in der Nicolaj-Kadettenschule in Petersburg. Heute trägt der junge Fürst die russische Kavallerieuniform und wird, wenn morgen ein Krieg ausbricht, den Schwadronen der kaiserlichen Garde folgen und gegen die Feinde Rußlands fechten. Das Schicksal Bucharas scheint unvermeidlich besiegelt. Bald wird Said-Abdul-Rad, wie die ihrerzeit ebenfalls souveränen Fürsten des Kaukasus mediatisiert sein und einem russischen Gouverneur Platz machen, indem er die fünf Millionen Rubel, die ihm die Verwaltung seiner Staaten einbringt, gegen ein großes Jahrgeld, welches ihm der Zar bewilligen dürfte, eintauscht. Ebenso verfahren die Engländer in Indien. Betreffs des eigentlichen Gegenstandes dieser Darstellung hat der bekannte Kenner des Orients, Bambery, kürzlich der Auffassung Ausdruck verliehen, daß England heute in Zentralasien mehr wie je einem Handstreich Rußlands ausgesetzt sei. Diese Behauptung muß jedoch gegenüber der Aufgabe des russischen Postens von Schandjan und der Billigung der Bildung eines Pufferstaates um so mehr überraschen, als der genannte Autor die Möglichkeit einer russischen Invasion in Indien über den Hindukusch durchblicken läßt. Ein anderer Autor über Zentralasien, namentlich über die Pamirs, der sich zur Zeit über Herat und Kabul nach diesen Hochflächen unterwegs befindet, M. S. Kimenès, gibt seinerseits die russische Gefahr am Pamirplateau nicht zu. Ihm zufolge hat der Baroghil-Paß, der zugänglichste aller über den Hindukusch führenden indischen Pässe, 12460 Fuß Höhe. Alle übrigen Pässe über dieses Gebirge, der Kilik, Trichad, Karambar-Sar, Khora-Bort, Janali, Koutfan, Agram, Mach und Dorah-Paß haben beträchtlichere Höhen von 15000—20000 Fuß. Allein der Baroghil-Paß, der bequemste und am leichtesten passbare, das nördliche Thor von Indien, bietet den Russen, sollten sie je ihre Invasionskolonnen in dieser Richtung dirigiren, große Schwierigkeiten; denn er bildet keineswegs einen schwachen Punkt in dem Verteidigungssystem des nördlichen Indiens. Ein von Norden kommender Angreifer, der naturgemäß den Paß von Baroghil wählt, trifft, auf dessen jenseitigem Abhang angelangt, auf eine weit höhere Mauer. Allerdings ist es nicht schwer, von Bafhan über den Baroghil-Paß nach Parthoun zu gelangen; allein gegenüber jenem Passe lagert sich ein Gebirgswall, parallel dem Hindukusch, von einer mittleren Höhe von ca. 22000 Fuß mit dem 15000 Fuß hohen Darlot-Passe. Der Baroghil-Paß führt

nur in das Thal von Yarkoun, und keine Armee darf es wagen, in dieses Defilee vorzudringen, ohne zuvor den Darkot-Paß, sowie vielleicht auch den Tui or Moshabar-Paß zu besetzen, von welchem ersteren aus der Gegner stets die Offensive ergreifen und dem Angreifer die einzige Rückzugslinie abschneiden kann. Es scheint daher gewiß, daß, wenn die Russen sich des Baroghil-Passes bemächtigen wollten, die Engländer nicht verfehlen werden, sich beim Darkot-Paß zu befestigen, die einzige Möglichkeit, wie sie das Thal von Yasmine schützen können.

Obgleich die russischen Positionen gegenüber dem Hindukusch unzweifelhaft den Offensivcharakter tragen, so scheint es doch, daß die Gebiete von Tschitral und Khandjoul leichter zu verteidigen wie anzugreifen sind. Es ist sehr einfach, auf dem Papier einen Angriffsplan der Thäler von Yarkoun, Yasmine und Gilgit zu entwerfen, und eine dreifache Aktion über Kila-i-Banj, Sarhad und Karambar-Sar zu kombiniren; allein dazu gehören gewaltige Streitkräfte, eine ganze für einen Gebirgskrieg ausgerüstete und ausgebildete Armee in einer Entfernung von 400—500 km von ihrer Operations- und Verpflegungsbasis, die auf Erhebungen von 15000 Fuß auf Saumpfadern und über gewaltige Gletscher zu operiren befähigt sein muß. Zwar ist dies nicht unmöglich; allein niemand hat je daran gedacht. Wir fügen dieser sehr richtigen Ansicht Kimenès', dem wir hier folgen, hinzu, daß weder in den unter russischer Herrschaft stehenden Gebieten von Ferghana, Buchara, Turkestan, noch im sonstigen Transkaspien, deren Gesamttruppenstärke des stehenden Heeres nur gegen 41000 Mann beträgt, sich auch nur annähernd die russischen Streitkräfte und Streitmittel aller Art befinden, welche Rußland eine derartige Operation durchzuführen gestatten, und wenn auch allenfalls die erforderliche Kampfszahl der Streiter durch Einziehung einer jeden gründlichen militärischen Ausbildung entbehrender Landbewohner zu erreichen wäre, so würde es mindestens eines Jahres, wo nicht längerer Zeit bedürfen, um die notwendigen ungeheuren Massen von Munition, Geschützen, Kriegsfuhrwerken aller Art, Verpflegungsmitteln, Kamelen, Saumtieren, Pferden *cc.* zu einem derartigen Kriegszuge zu vereinigen. Und selbst, wenn diese Vereinigung nach längerer Zeit und unter gewaltigen Opfern gelänge, würde der alsdann erfolgende russische Angriff, da eine derartige Heeres- und Kriegsmaterialanhäufung, selbst in Zentralasien, nicht unbemerkt bleiben kann, des Moments der Ueberraschung völlig entbehren und der Gegner Zeit gewinnen, entsprechende Gegenmaßregeln zu treffen. Die russische Offensivoperation aber würde sich auf dem ca. 70 geographische Meilen langen Wege von Trans Mai Dagh bis zum Hindukusch über die höchsten und unwirthlichsten Einöden der Welt, die Pamirs, ohne Kunststraßen, ohne Etapenorte und Stützpunkte, mit Ausnahme einer einzigen am Murghab, ohne Verpflegungsressourcen dieser Gebiete und mit der Unbill des dortigen eisigen Winters, seinen Schnee- und Sandstürmen rechnen müßend, vorzubewegen genötigt sein, dem das vom Murghab südlich begrenzte, völlig unwirthliche Derwaz nicht als Basis für einen derartigen Feldzug zu dienen vermag, ein Unternehmen, welches vielleicht gewaltigere Schwierigkeiten bieten dürfte wie der Zug Alexanders durch die indische Wüste. Somit erscheint die Ansicht Kimenès', daß Rußland keine kriegerischen Absichten an den Pamirs verfolgt, als eine sehr begründete und berechtigte, und selbst wenn dieses Reich kriegerische Absichten gegen Indien hegte, so dürfte es dieses Land niemals über den Hindukusch angreifen. Bei jener Grenzbestimmung aber, welche, ob mit oder ohne Pufferstaat, erfolgen wird, vermag England seinerseits sich die topographischen Verhältnisse des Landes zu nutze zu machen.

Man spricht häufig von den Absichten Rußlands auf Britisch-Indien. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß Rußland sich mit derartigen Absichten trägt. Allerdings ist es richtig, daß diese Macht stets den Anschein gehabt hat, Eroberungen gegen ihren Willen zu machen. Sie bemächtigte sich ganz Zentralasiens, ohne es planmäßig zu beabsichtigen. Vor zwanzig Jahren schien der Besitz von Merw ein vager Traum; eines schönen Tages drang Rußland jedoch ohne große Anstrengung dorthin vor, als wenn dies die natürlichste Sache von der Welt wäre. Manche sanguinische Russen folgern allerdings so: Wenn wir nach Samarkand und Merw gelangt sind, warum sollen wir nicht nach Lahore gelangen? Dies

ist jedoch reine Kombination, ohne jeden realen Hintergrund, und nichts deutet darauf hin, daß ein derartiges Programm ernstlich in Rußland existire.

Indien ist daher Kimenès zufolge nicht bedroht; das, was bedroht ist, ist das englische Prestige in Asien. Die Gefahr, bemerkt derselbe, liegt nicht bei den Pamirs. Man darf sich in naher Zukunft auf Ueberraschungen gefaßt machen. Rußland, welches stets ohne Hindernis in Asien vorgedrungen ist, wird nicht leicht vor den Hindernissen, die sich ihm auf dem Plateau des oberen Oxus entgegenstellen, zurückschrecken. Seine Versuchsexpeditionen in den letzten Jahren, seine resultatlosen Unternehmungen, seine halbrealisirten Projekte, alles dies hat ihm in Turkestan Unzuträglichkeiten geschaffen. Man könne daher, bemerkt Kimenès, von jetzt ab mit Sicherheit darauf rechnen, daß, wenn man bei den Pamirs zu einem Uebereinkommen gelange, wenn Rußland, wie man sage, darauf verzichte, die Murghablinie zu überschreiten, dasselbe nicht verfehlen würde, in anderer Richtung einen großen Coup auszuführen, der sein Prestige in den Augen der Asiaten zu erhöhen vermag. Dieser Coup aber wird nach Ansicht jenes Autors die Besetzung von Herat sein, und Rußland werde sich Herats binnen kurzem bemächtigen. Dieses Ereignis, welches vorausgesehen und vorbereitet sei, und dessen Verwirklichung nicht den mindesten Zweifel zulasse, werde England eine tödliche Wunde beibringen. Herat, bemerkt Kimenès, sei derart Rußland preisgegeben, daß dasselbe nur die Hand auszustrecken brauche, um sich seiner zu bemächtigen. Die Gelegenheit und die Gründe für die Rechtfertigung dieses Aktes würden nicht fehlen. Derselbe stehe unmittelbar bevor und werde große Veränderungen in Asien zur Folge haben. Es ist richtig, daß die russischen Vorposten bei Askabad und am Zulfikar-Paß, sowie im Thal des Heri-Rut nur wenige Tagemärsche von Herat entfernt stehen, und daß die transkaspische Bahn und die Petroleumdampfer Bakus die sehr beträchtlichen Truppenmassen Transkasiens binnen wenig Wochen ins Thal des Heri-Rut und nach der großen Karawanenstraße von Mesched nach Herat, da, wo dieselbe diesen Fluß überschreitet, zu führen vermögen. Das Gebiet von Herat ist eines der fruchtbarsten und bevölkertsten Thäler Asiens, in welchem die Handelsstraßen von Kabul, Balch, Buchara, China, Mesched, Ispahan, Seistan und Kandahar münden; dasselbe bietet einem russischen Angriff auf Indien eine neue Basis, wo derselbe seine Streitkräfte versammeln, rasten lassen, ihre Verpflegungsvorräte und sonstiges Kriegsmaterial anhäufen und sich derart zu dem eigentlichen Angriff auf Indien vorbereiten kann. Allein es erscheint unseres Erachtens, mit Rücksicht auf die neueste Annäherung Englands an Afghanistan, doch sehr fraglich, ob Rußland den jetzigen Zeitpunkt oder einen demnächstigen für geeignet hält, den von Kimenès signalisirten Schlag gegen Herat zu führen, da es mit demselben einem sichereren Konflikt mit England entgegen geht; denn es ist kaum anzunehmen, daß England sich ihm gegenüber mit einer Occupation Kandahars und des persischen Küstengebiets am Meer von Oman und persischen Golf begnügen wird. Im ersteren Falle würde es überdies Afghanistan in die Arme Rußlands treiben, und es ist daher nicht unmöglich, daß England bei diesem Angriff auf Herat nicht bloß mit seinen Guinéen und seinen Waffen und seiner Munition, sondern ganz auf die Seite Afghanistans tritt; damit wäre jedoch ein russisch-britischer Krieg ein fait accompli, und vor dieser ernsten Möglichkeit dürfte Rußland denn doch Herat gegenüber zurückschrecken. So richtig es einerseits ist, daß die derzeitigen schwachen russischen Streitkräfte und mangelnden Kriegsvorbereitungen in Zentralasien einen russischen Angriff auf Indien zurzeit und auf lange hinaus ausschließen, so muß dagegen andererseits die in jüngster Zeit aufgetretene Befürchtung und Behauptung bekämpft werden, daß die russischen Truppen Transkasiens, selbst ohne Verstärkung, im stande wären, Herat, sobald Rußland es wolle, fast ohne Schwertstreich zu nehmen. Denn wenn Herat auch nur alte, zum Teil in Trümmern liegende, unzugängliche Befestigungen besitzt, so steht doch hinter ihnen und in den Hochgebirgslandschaften Afghanistans eine der kriegerischsten Bevölkerungen der Welt, die Afghanen, welche, wenn auch nicht in offener Feldschlacht, so doch im Guerillakriege, in nächtlichen Anfällen, in Angriffen auf den kolossalen Heerestrain einer derartigen Expedition u. dergleichen die ernstlichsten Schwierigkeiten zu bereiten vermag. Diejenigen, welche diese Behauptungen

ausprechen, verkennen offenbar, daß auch Herat mit Recht das Thor von Indien genannt wird, und daß England in ihm eine seinem Einflusse unterworfenen, vorgeschobene Position von eminenter Bedeutung für seinen indischen Besitz zu verteidigen hat, und daß Rußland den alsdann so gut wie gewissen Konflikt mit dem indobritischen Weltreich nicht einem zur Erhöhung seines Prestiges in Zentralasien geführten Coup zu liebe heraufbeschwören wird.

Rogalla v. Biberstein, Oberlieutenant.

Landwirtschaft.

Der Ruin der englischen Landwirtschaft.

Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß die Landwirtschaft in England schon viele Perioden zeitweiligen Niederganges durchgemacht und überstanden hat, aber es ist nicht weniger wahr, daß sie unter dem gegenwärtigen System und im Anschluß an den ausländischen Wettbewerb auf einen Weg gekommen ist, der zum Ruin führen muß, wenn die Zeiten sich nicht ändern. Der äußere Anblick der Landschaft ist, wenn der Reisende das ländliche England vom Zuge aus flüchtig sich der Länge und Breite nach überschaut, durchaus täuschend, insofern wenigstens, als die Blüte der landwirtschaftlichen Geschäftslage in Frage kommt.

Das Land schlüpft dem Landmann, der früher von seiner Rente lebte und durch dessen Pächter es gut bebaut wurde, so daß es den reichlichsten Ertrag lieferte, schnell aus der Hand. Nachdem es den Besitzer gewechselt hat, wird es durch irgend einen Spekulanten zu einer wenig ertragsfähigen Weide gemacht, oder zu irgend welchem Sportluxus für den Reichen angelegt; im besten Fall wird es so kultivirt, daß es denselben Grad von Arbeit erfordert und denselben Ertrag liefert wie früher.

In den östlichen Grafschaften ist der Boden, der, obgleich schwer und teuer zu bearbeiten, als der beste für Weizen und Roggen, gilt, fast ganz der Bebauung entzogen, weil der Weizen bei seinem jetzigen Preise nicht ertragsfähig ist. In den weiten Weiden des Mittellandes sind die Rente und der Wert des angebauten Landes überall im Sinken, ebenso wie in den Distrikten, wo es gutes Gras in Hülle und Fülle gibt, der niedrige Preis für Vieh, Schafe und Wolle die Landleute während des vergangenen Jahres in Schrecken gesetzt hat.

Ebenso ist in den nördlichen Grafschaften Englands, wo die Ermäßigung der Pacht so ungewöhnliche Dimensionen angenommen hat, daß diese in zwanzig Jahren hie und da um mehr als die Hälfte gesunken, die Klage allgemein, daß der Boden die Kosten des Anbaus nicht mehr aufbringt; und verlassene Farmen, Felder voll von Unkraut und Disteln bestätigen vollauf die Wahrheit dieser Behauptung.

Im Westen Englands, wie in Devonshire, wo die Viehzucht und die Milchwirtschaft als Spezialität betrieben werden, ist die Pacht bis jetzt auf derselben Höhe geblieben, hauptsächlich weil die Farmen im öffentlichen Aufstreich dem Höchstbietenden zugeschlagen werden.

Die Farmer in diesem Teil von England sind ungewöhnlich sparsam und fleißig und hängen mit Zärtlichkeit an ihrem Pachtgut. Häufig genug bezahlen sie, so lange ihr Geld reicht, lieber mehr Pacht, als das Land wert ist, als daß sie es aufgeben und anderswohin gehen.

In Wales sind die Bauerngüter klein, das System des gemischten Betriebes wiegt vor und nur wenig Arbeit, die von der Familie besorgt wird, ist nötig. — Die Landgüter dagegen sind groß, die Gutsbesitzer wohlhabend und infolge dessen liberal in der Behandlung ihrer Untergebenen.

Ueberall in Nord und Süd, Ost und West geht die Landwirtschaft zurück — langsam, aber sicher. Und wenn man nach der Ursache fragt, so hört man nur eine Antwort: Die

ausländische Konkurrenz! — Inzwischen sind verschiedene Arzneien vorgeschlagen worden, um den Patienten am Leben zu erhalten. Da man erkannt hat, daß es unmöglich ist, die Agrikulturprodukte zu schützen, so spricht man ohne Bestimmtheit von kleinen Betrieben, Verpachtung von Einzelstücken an kleine Leute, Geflügelzucht, intensiven Anbau von Früchten und Gemüse als einem Mittel, um das Volk auf das Land zurückzubringen, während in Wahrheit England im großen und ganzen die Sympathie für die Landwirtschaft verloren hat und von Jahr zu Jahr mehr sich daran gewöhnt, für seinen Unterhalt vom Auslande abzuhängen.

Der Bauer, der seine Börse leer findet, muß eine niedrigere Arbeit annehmen; der Arbeiter, der keine Beschäftigung daheim in seinem Dorfe mehr findet, ist gezwungen, in die großen Städte auszuwandern. Nachdem er einmal dort angekommen ist, verliert er bald die Berührung mit seiner ehemaligen Umgebung, mit den landwirtschaftlichen Zwecken, und seine Fähigkeiten für derartige Arbeiten mindern sich von Tag zu Tag. Er lernt das Leben in der Stadt zu schätzen; und nachdem er längere Zeit hier gelebt hat, würde er nicht damit zufrieden sein, seine alte Arbeit auf dem Lande zu versehen; und selbst wenn ihm der Boden umsonst überlassen würde, wäre es bald unmöglich für ihn, darauf zu leben — selbst mit Aussicht, es einmal bezahlen zu können.

So werden die ländlichen Distrikte von England entvölkert; und alle Interessen für die Landwirtschaft und aller Geschmack für ländliche Beschäftigung geht der aufsteigenden Generation Englands verloren.

Aus dieser einfachen Ursache, daß bei dem gegenwärtigen System der Bodenbearbeitung die Ackerbauprodukte nicht so viel einbringen, als sie kosten, werden sowohl Besitzer als Pächter und Arbeiter nach und nach gezwungen, die Heimaterde zu verlassen und, gewöhnlich gegen ihren Willen, irgend einen andern Beruf zu ergreifen. So erhebt sich die Frage: Zu welchen Folgen wird dies führen?

1. Zu einer unaufhaltbaren, immer sich steigenden Ansammlung der Armen in den großen Städten, wo der Kampf um die Existenz schärfer und schrecklicher werden wird, als er schon jetzt ist.

2. Zu einem zunehmenden Niedergang der Landwirtschaft, die einst die erste Industrie Englands war, und weiter zu einem Niedergange vieler Handelszweige und Beschäftigungen in den ländlichen Bezirken, die von der Landwirtschaft ihre Nahrung erhalten.

3. Zu einer fortschreitenden Auswanderung aller Leute vom Lande, mit Ausnahme der Reichen, welche große Besitzungen haben, ihre Landhäuser mit Gästen füllen können und Abwechslung in ihren Vergnügungen suchen, weil für die anderen, die nicht so gut situiert sind, die Kosten des Landlebens und dessen Eintönigkeit und Mangel an Abwechslung zu groß sein werden.

Und nun noch für alles dies das einzige Heilmittel, das die Gladstonianer vorschlagen, eine „geheime Ordnungsbill“, vielleicht das schwächste, nutzloseste und unzulänglichste Stück von Gesetzgebung, das man jemals dem bürgerlichen Gesetzbuch aufzupflanzen versucht hat!

Diese Maßregel ist weiter nichts als eine politische Lockspeise für den Landarbeiter zu Wahlzwecken, um seine Begehrlichkeit zu reizen, indem sie in die Hände dessen, der nichts hat, die Macht legt, den zu besteuern, der etwas hat, und nicht nur ihn zu besteuern, sondern auch die Steuern zu verwenden, obgleich er nichts dazu beigetragen hat.

Der unmittelbare Effekt wird natürlich der sein, jeden Besitzer von irgendwelchem landwirtschaftlichen Besitz zu alarmiren, gleich ob er nun Gutsbesitzer oder Farmer ist und sein Kapital in der Bank oder im Betriebe seines Bauerngutes angelegt hat. Ferner wird die ganze landwirtschaftliche Industrie, von der die Landarbeiter mit ihren Existenzen abhängen, dadurch geschädigt, statt gefördert werden.

Hätte Herr Gladstone es andererseits für angezeigt gehalten, irgend einen Plan zu entwerfen, um das schlecht bearbeitete und vernachlässigte Land, welches bei dem jetzigen System des Eigentumsrechtes mehr und mehr der Bebauung entzogen wird, durch den Staat anzukaufen, um es unter leichten Bedingungen entweder in Losen oder in kleinen Farmen,

wie es am angemessensten scheint, an Arbeiter zu verpachten, so würde er die Unterstützung aller gefunden haben, welche ohne Rücksicht auf die Partei nur die Interessen der ländlichen Bezirke im Auge haben.

Mehr noch — der Plan würde von allen Seiten als ein wirklicher und ehrlicher Versuch anerkannt worden sein, das Volk auf das Land zurückzubringen und auf jedem möglichen Wege das Interesse an der Bebauung des Bodens bei allen unter uns zu beleben, deren einziges Kapital in ihrer Arbeit steckt.

Unter den Landarbeitern ist ohne Zweifel der Wunsch sehr verbreitet, ein Stück Land zu haben, das sie für eigene Rechnung bebauen können, und wäre es auch nur so klein, daß es zu ihrem Unterhalt nicht ausreichte und es für sie nötig wäre, auf Lohnarbeit auszugehen. Sie fühlen allgemein, daß dies ihnen Hoffnung gibt, es zu etwas zu bringen, und daß sie alsdann ihre Kraft nicht zu verzehren brauchen als Maschinen für einen Zins, der ihnen kaum zu leben gestattet und ihnen keine andere Aussicht als die auf das „Armenhaus“ gewährt.

Wenn die Gelegenheit, Land in kleinen Stücken und in guter Lage zu mieten und schließlich zu erwerben, dem Landarbeiter durch den Staat gewährt würde, so ist sicherlich die Hoffnung eine gerechtfertigte, daß sie alsdann nach und nach sich an die Sparsamkeit, die Vorsicht und den zähen Fleiß gewöhnen würden, die für den deutschen Bauer so charakteristisch sind; und vor allem würden sie lernen, sich in ihrem Beruf zufrieden und glücklich zu fühlen, wie es diejenigen zu thun pflegen, welche den Boden ihres Vaterlandes ehrenhaft und im Schweiß ihres Angesichts bebauen.

Bei der gegenwärtigen Marktlage würde es nicht schwer sein, genügend Land zu erhalten; im Gegenteil, es würde zum laufenden Preise wahrscheinlich mehr angeboten werden, als man im Anfange gebrauchen könnte. Vielleicht wird man einwerfen, daß es bei den heutigen Roggenpreisen für die Landarbeiter ganz unmöglich sei, Erfolg zu haben, wie günstig auch die Bedingungen wären, unter welchen man sie im Anfange auf dem Lande unterbrächte. Das müßte man abwarten, und es ist nicht unvernünftig, anzunehmen, daß irgend eine Methode, die Lose zu kultiviren, gefunden werden könnte, die den heutigen Zeiten angemessener wäre, so daß man zum Beispiel, wenn Getreide sich nicht lohnte, andere Früchte anbaut und, in Hinsicht auf die großen Summen, die England jährlich für leicht verderbliche Produkte aus der Fremde zahlt, Spezialitäten pflegte.

Durch solche Erleichterungen sich Landlose zu erwerben unter Bedingungen, die ihr gestattete, mit Nutzen zu arbeiten, wird die ländliche Bevölkerung Englands am ehesten dazu veranlaßt werden, in Zukunft kleine Farmen und Haushaltungen einzurichten — und der Staat allein ist in der Lage, das nötige Land zu beschaffen. Wo Privatinteressen mitsprechen, kann der Arbeiter es niemals unter solchen Bedingungen erhalten, die günstig genug sind, ihm Aussichten auf Erfolg zu eröffnen.

Was nun das finanzielle Ergebnis eines solchen Planes anlangt, so hängt natürlich viel davon ab, in welcher Weise er zur Ausführung gebracht wird. Aber selbst wenn kein Gewinn erzielt werden sollte, was ja möglich ist, so würde dies, und selbst ein Verlust, sich wohl bezahlt machen, wenn dadurch die Entvölkerung der ländlichen Bezirke aufgehalten und der Strom der Massen in die Städte vermindert würde.

England könnte zufrieden sein, wenn es dadurch, daß es den Hoffnungslosen Hoffnung gewährt, bevor es zu spät ist, in den Stand gesetzt würde, die Katastrophe zu vermeiden und um jeden Preis hintanzuhalten, sonst könnte es sich ereignen, daß es nicht die Macht mehr hat, dem Ruin der Landwirtschaft vorzubeugen.

Wm. C. Tetley.



Literarische Berichte.

Rud. v. Gneist. Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preussische Dreiklassenwahlssystem. Eine sozial-historische Studie. Berlin. J. Springer. 1894. 272 S. gr. 8°.

In der deutschen publizistischen Literatur hat niemand mit so eindringender Sachkenntnis und mit so überzeugender Klarheit, wie v. Gneist dargelegt, daß hinter den formellen Einrichtungen des konstitutionellen Staates die lebendigen Kräfte der gesellschaftlichen Ordnung und ständischen Gliederung stehen, und daß diese Einrichtungen durch juristische Rücksichten und politische Zweckmäßigkeitserwägungen nicht allein bestimmt werden, sondern daß in ihnen die Machtverhältnisse der sozialen Gruppen, die gegenseitige Relation ihrer Interessen, die Bedeutung derselben für das staatliche Gesamtleben zum Ausdruck kommen. Es gilt dies in besonderem Grade von der Teilnahme der sozialen Stände an den Funktionen des Staates, von der Zusammensetzung und den staatsrechtlichen Befugnissen der Ständeversammlungen und vor allem von dem Wahlsystem. Als dasjenige Prinzip, welches dem sittlichen und rechtlichen Bewußtsein des Volkes auf die Dauer allein genügt und eine ruhige und gedeihliche Fortentwicklung des Staates verbürgt, weist v. Gneist den Grundsatz nach, daß die Rechte der einzelnen Stände ihren Leistungen für den Staat entsprechen, und daß politische Vorrechte einzelner Klassen nur dann nicht als Unrecht empfunden werden und nur dann dauernde Anerkennung finden, wenn sie mit der Tragung erhöhter Lasten, mit der Erfüllung gesteigerter Pflichten verbunden sind. Da sich im Laufe der Zeiten sowohl die Verhältnisse, auf welchen die Bildung der gesellschaftlichen Stände beruht, als auch Umfang und Bedeutung ihrer Leistungen für den Staat verändern, so muß auch eine Ausgleichung in der Verteilung der politischen Machtbefugnisse erfolgen, wenn gewaltsame und revolutionäre Umgestaltungen verhütet werden sollen. Unter diesen Gesichtspunkten beleuchtet v. Gneist die Entwicklung der deutschen Verfassungszustände von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart und stellt ihnen die Geschichte der englischen gegenüber. Wer die zahlreichen Werke v. Gneists kennt, wird in diesen Ausführungen natürlich vieles wieder finden, was v. Gneist schon bei anderen Gelegenheiten dargelegt hat. Denn dieser gelehrte Publizist zeichnet sich durch eine sehr ausgeprägte Eigenartigkeit der Betrachtung, der historisch-politischen Kritik und selbst des Stils und der Ausdrucksweise aus; aber wohl in keiner seiner früheren Schriften ist

es ihm gelungen, seine Auffassung in so systematischer Abrundung, mit so vollkommener Anschaulichkeit, mit so tiefer historischer Begründung und zugleich mit solcher populären Verständlichkeit zu entwickeln, wie in dem vorliegenden Buch.

Die Veranlassung zur Abfassung desselben bot die preussische Wahlgesetznovelle von 1892/93, welche die notwendige Folge der neuesten preussischen Landgemeinde-Ordnung und Steuerreform war. Die zweite Hälfte des Buches, welche sich mit dem preussischen Wahlsystem und seiner Fortbildung seit 1849 beschäftigt, wird gewiß vielen Lesern ein noch größeres Interesse bieten, als die der historischen Darstellung gewidmete erste. In vorzüglicher Weise sind hier die Gründe dargelegt, aus welchen das Dreiklassenwahlssystem eingeführt werden mußte, als sich die Notwendigkeit ergab, die alte ständische Vertretung, bei welcher das bewegliche Vermögen, Industrie, Handel und gelehrte Berufsarten leer ausgingen, durch ein den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprechendes System zu ersetzen. Auf Grund statistischen Materials und sozialpolitischer Erwägungen erbringt v. Gneist den Nachweis, daß dieses System im allgemeinen den Leistungen der modernen Stände gerecht wird und sowohl den besitzenden Klassen wie dem Mittelstande und den handarbeitenden Bevölkerungsschichten den ihnen gebührenden Einfluß sichert. Die große Einseitigkeit, daß bei der Abteilung der drei Klassen nur die direkten Staatssteuern, nicht auch die direkten Kommunalabgaben berücksichtigt wurden, was eine unvermeidliche Folge des damaligen Zustandes des Kommunalsteuerwesens war, konnte erst im Zusammenhang mit der neuen Gemeinde- und Steuergesetzgebung beseitigt werden. Der Verfasser verteidigt das Dreiklassensystem mit überzeugenden Gründen gegen die vulgären Angriffe von seiten der radikalen Parteien; er erklärt sich auch zu Gunsten der indirekten Wahl und der öffentlichen Abstimmung. Ueberaus beherzigenswert sind die Bemerkungen des Verfassers über die zurzeit herrschende Zerfetzung der politischen Parteien, über die rücksichtslose egoistische Verfolgung der Sonderinteressen seitens der sozialen Klassen, über die gegenseitige Anfeindung und demagogische Verhetzung. „Alle sozialen Parteien geriren sich nach außen hin so, als ob sie allein in der Welt wären. Aber alle diese nur durch das Band gemeinsamer Interessen verbundenen Parteien tragen den Todeskeim in sich durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen und deren Unvereinbarkeit unter sich.“ Besonders interessant ist in dieser Be-

ziehung, was der Verfasser über die neueste Agrardemagogie sagt. Als das Resultat seiner durchaus ruhigen und sachgemäßen Erörterungen sagt er S. 251:

„Die maßlosen Angriffe der agrarischen Partei gegen die zeitige Reichsregierung und ihre leidenschaftliche Agitation in allen Agrikulturgebieten Deutschlands werden den nicht beabsichtigten Erfolg einer Klärung der Lage haben. Wer unseren politischen Bewegungen seit 1850, insbesondere von den Standpunkten des ländlichen und des städtischen Lebens gefolgt ist, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß es sich um eine letzte Mobilmachung der gesamten Landpartei gegen die Interessen des beweglichen Besitzes handelt, und zwar diesmal mit möglichster Heranziehung des bäuerlichen Besitzes, ja des ganzen Landvolks und aller Elemente des Meides und der Eifersucht gegen den Kapitalbesitz. Es kommt bei diesem Versuch in überraschendem Maße zur Erscheinung, wie stark die materiellen Interessen in dieser „konservativen“ Partei jederzeit gewaltet haben, und wie verhältnismäßig schwach die höheren Ideen von der monarchischen Autorität in unserem Staatsleben.“

In ähnlicher Art weist v. Gneist auch die Uebertreibungen anderer Parteien zurück. In einem Schlussartitel aber stellt er trotz der gegenwärtig herrschenden Zerfahrenheit und Uneinigkeit eine günstige Prognose wegen der fortschreitenden Vielfältigung des Nationalvermögens, wegen der sittlich religiösen Anlage der Nation und wegen der Beteiligung aller sozialen Klassen an den politischen und wirtschaftlichen Aufgaben des Staats und der Gemeinden.

Den Reichtum der Gedanken in den Einzelausführungen des Werkes hier wiederzugeben, ist nicht möglich; es ist schon schwierig genug, die Grundtendenz in Kürze zu charakterisieren. Möge es recht viele Leser finden! Niemand wird es ohne reiche Belehrung, Aufklärung und Anregung aus der Hand legen.

Strasßburg i. E.

Laband.

Le comte de Cavour et la comtesse de Circourt. Lettres inedites publiées par le comte Nigra. Turin-Rome. 1894. L. Roux & Comp. éditeurs.

Das vorliegende Werkchen bietet eine interessante Ergänzung zu den von Luigi Chiala veröffentlichten Cavour-Briefen dar. Es enthält 31 Briefe, die Cavour in den Jahren 1836—1861 an die Gräfin von Circourt und 6, die er von 1850—1861 an deren Gemahl gerichtet hat, sowie im Anhange 46 Briefe der Gräfin an den Herausgeber und eine kurze handschriftliche Mitteilung der Briefschreiberin. Fesseln diese Schriftstücke gleichmäßig durch die Persönlichkeiten, an die sie gerichtet sind, wie durch diejenigen von denen sie ausgingen, so darf Gleiches von der Person

ihres Sammlers und Herausgebers gelten. Graf Nigra, der vertraute Freund Cavour's und zugleich einer der bedeutendsten und erfolgreichsten von den Schülern und Nachfolgern des großen italienischen Staatsmannes, hat sich ein bleibendes Verdienst vor allem dadurch erworben, daß er unsere Aufmerksamkeit auf die geistvolle Freundin Cavour's lenkt und uns deren Bild in lebensvoller Frische aus den mitgeteilten Briefen nicht minder wie aus der glänzend geschriebenen Einleitung zu denselben entgegentreten läßt. Anastasia Gräfin von Circourt war eine geborene Russin, die Tochter eines höheren Offiziers der russischen Armee, Simon Klustine, und der Gräfin Wera Tolstoj. Reisen, welche die im Jahre 1808 Geborene mit ihren Eltern unternahm, führten sie im Winter von 1827 auf 1828 nach Paris, wo sie den Grafen Circourt kennen lernte, mit dem sie sich zwei Jahre später in Bern vermählte. Wanderzüge durch fast ganz Europa vermittelten dem glücklichen Ehepaar in den nächsten Jahren die Bekanntschaft einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, namentlich in Italien und ebenso auch in Deutschland, wo der Graf von 1848 bis 1850 die französische Regierung am preussischen Hofe in Berlin vertrat. Zu einem Stelldichlein der hervorragendsten Geister gestaltete sich später der Salon der Gräfin in der Rue des Saussaies in Paris, mit seinem Annex, dem reizenden Landhause in Bruyères, ein Buen-Retiro, in dem, wie Sainte-Beuve in einem dem Andenken der geistvollen Frau gewidmeten Nekrologe hervorhob, „die Intelligenz allein das Bürgerrecht verlieh,“ und das seiner Mission auch dann noch treu blieb, als die Gräfin während der letzten Jahre ihres Lebens schwer leidend wurde. Den Grafen Cavour lernte sie im Jahre 1834 in der Schweiz kennen, wo er sich bei Verwandten aufhielt; die Freundschaft, die sie mit ihm schloß, blieb dauernd für das Leben und bewährte bei ihr die Treue noch über das Grab hinaus. Selbst in den aufregendsten und kritischsten Augenblicken seines Lebens fand Cavour Muße mit der Freundin in geistigen Verkehr zu treten und ihr anzuvertrauen, was sein Innerstes bewegte. Von hohem Interesse sind namentlich die Briefe, die er am 1. Januar 1844, am 15. Februar des gleichen Jahres, am 4. Februar 1845, am 7. April und am 21. Juni 1857, am 22. Juli und 23. November 1859, am 9. Januar, am 23. September sowie am 29. Dezember 1860 an sie richtete. h.

Das Judentum und sein Recht. Von Dr. Walter Pohlmann, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Neuwied. Neuwied 1893. Neusers Verlag.

Der ziemlich großartige Titel und der Stand des Verfassers müssen an sich der Vermutung Raum geben, daß es sich um eine gediegene, auf wissenschaftlicher Basis gehal-

tene Darlegung in der die Jetztzeit verhältnismäßig stark bewegenden Judenfrage handeln, welche zur Klärung derselben und der verschiedenen Standpunkte möglicherweise einen schätzenswerten Beitrag zu leisten im Stande sein könnte. Arg enttäuscht muß aber jeder sein, welcher das Werk in dieser Voraussetzung zur Hand nimmt. Ohne irgendwie einen Partei Standpunkt einzunehmen, wird man sagen müssen, daß mit einem derartigen Machwerk, welches lediglich oberflächliche Redensarten ohne eine tiefere Begründung oder wissenschaftliche Prüfung enthält, sachlich wenig genützt werden kann, und die Juden, für welche der Verfasser in dieser Weise mit großer Entschiedenheit eintritt, werden demselben kaum Dank wissen können und eher ein „Gott schütze mich vor meinen Freunden“ ausrufen. An feichter Oberflächlichkeit gibt der Verfasser einem Ahlwardt jedenfalls nichts nach. Wir würden es an sich nicht für der Mühe wert erachtet haben, einer derartigen Schrift hier einige Worte zu widmen, wenn wir nicht die Gelegenheit hätten benützen wollen, um auf das Bedenkliche einer solchen minderwertigen Literatur hinzuweisen, welche sich mit einem vielsagenden Titel brüstet ohne der geringsten der darnach zu hegenden Erwartungen zu entsprechen. Leider begegnen wir aber gerade jetzt so häufig derartigen Erzeugnissen, deren Verfasser allerdings wohl meist untergeordneter Art sind; daß sich hier der Vertreter eines Standes, bei welchem man Wissenschaftlichkeit voraussetzen muß, zu einer gleichen Schriftstellerweise herabläßt, müssen wir doppelt bedauerlich erachten.

Dr. Z.

Guhl und Koner. Leben der Griechen und Römer. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Herausgegeben von Richard Engelmann. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung.

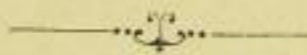
Mit den vorliegenden Lieferungen 14 bis 18 schließt die sechste Auflage des Guhl und Konerschen Werkes ab, welches die bei den früheren Lieferungen hervorgehobenen Vorzüge in diesen letzten Abschnitten fast in noch höherem Maße zeigt, so daß der Leser, je weiter er kommt, mit um so größerem Interesse sich in diese vortreffliche Darstellung des griechischen und römischen Lebens versenkt. Wenn wir auf einer interessanten Reise, der empfangenen großartigen Eindrücke voll, zuletzt geistig ermüdet und bei den gewaltigen Schöpfungen der Natur oder Kunst fast teilnahmslos vorübergehen, wird bei dieser geistigen Wanderung durch Hellas und Rom unser Interesse und unser Eifer zum Lernen immer größer, und bis zur letzten Zeile empfangen wir immer neue Anregung und Belehrung. Es würde hier zu weit führen, dies bei den einzelnen Kapiteln des inhaltreichen Werkes nachzuweisen; nur im all-

gemeinen sei die Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Klarheit der Darstellung, die Beschränkung auf das Wichtigste und Wissenswerteste bei der Unmöglichkeit einer auf das Kleinste eingehenden Schilderung, die Erläuterung durch treffliche Abbildungen und die, wenn auch nicht ausgesprochene, so doch unabweisbar angeregte Vergleichung mit den Zuständen modernen Lebens hervorgehoben. Wer wirklich das altgriechische und altrömische Leben und Wesen kennen lernen, wer ein Altertumsmuseum mit Verständnis durchwandern, wer die Entwicklung menschlicher Kultur mit ihren Vorzügen und Schwächen begreifen, wer schließlich den in neuerer Zeit mit vollem Recht gepflegten historischen Roman antiken Inhalts völlig verstehen will, der wird für die Erfüllung dieser geistigen Anforderungen kein besseres Werk als das von Guhl und Koner finden, welches auch wegen seiner äußeren Ausstattung ein Prachtwerk genannt zu werden verdient.

C. S.

Die Kunst, einen Gatten zu wählen von Paolo Mantegazza. Deutsche Ausgabe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. 1894.

Der bekannte geistvolle italienische Psycho-Physiologe bietet in diesem Werkchen eine Fortsetzung seines früheren „Die Kunst zu heiraten“, oder vielmehr ein Gegenstück zu dieser interessanten Schrift, die allein in der deutschen Ausgabe binnen kürzester Frist sechs Auflagen erlebte. Wandte der Verfasser sich in der früheren Arbeit an die Männerwelt, so läßt er jetzt sein Wort an die Frauen und vor allem an die dem heiratsfähigen Alter entgegenreifenden jungen Mädchen ergehen, und dem entsprechend ist auch der Ton des kleinen Buches gehalten, in dem man vergeblich nach jeder „Pikanterie“ suchen wird. In einer hübsch erfundenen Einleitung wird die Liebesepisode aus einem Mädchenleben vorgetragen, welcher sich dann in der Form eines Briefes, den der verstorbene Vater der Heldin der Novelle als geistiges Vermächtnis hinterläßt, eine Reihe von Winken und Ratschlägen für junge Damen, die vor die Notwendigkeit der Gattenwahl gestellt werden, anschließt. Bilder aus dem Eheleben entrollen sich dem Blick, erfreuliche und unerfreuliche, sympathische und abstoßende, und den einzelnen Darstellungen folgen stets Bemerkungen so feiner und geistvoller Art und in so kunstvoller Ausführung, daß man dem Inhalte des Werkes mit Spannung von Zeile zu Zeile folgt. Die Lebensweisheit, die hier vorgetragen wird, ist indes nicht ausschließlich an die Kreise junger Damen gerichtet, sie wird jedem Interesse einflößen, der nicht nur gern geistreiche Worte hört, sondern sich Sinn für eine gesunde und frische Lebensauffassung bewahrt hat.



Gingefandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

- Anzengruber, Ludwig**, Letzte Vorgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger. M. 5.
- Behla, Dr. Robert**, Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Kiel & Leipzig, Lipsius & Tischer, M. 2.
- Boguslawski, A. von**, Der Krieg der Vendée gegen die französische Republik 1793—1796. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 7. 50.
- Bonhöffer, Adolf**, Die Ethik des Stoikers Epiktet. Anhang: Exkurse über einige wichtige Punkte der stoischen Ethik. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Brandt, M. von**, Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Leipzig, G. Wiegand.
- Fromm, Dr. Emil**, Immanuel Kant und die preußische Censur. Nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 2.
- Gaederk, Karl Theodor**, Das niederdeutsche Schauspiel. 1. Band: Das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit. 2. Band: Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei N.-G. (Richter.)
- Jacobowski, Dr. Ludwig**, Der christliche Staat und seine Zukunft. Berlin, Carl Duncker.
- Jchenheanser, Eliza**, Der gegenwärtige Stand der Frauenfrage in allen Kulturstaaten. Eine vergleichende Studie. Leipzig, Koßbergische Hofbuchh. M. 1. 20.
- Jofai, Maurus**, Zwei Mädchenherzen. Deutsche autor. Ausgabe von L. Wechsler. Berlin, Bibliographisches Bureau.
- Krüger, Dr. Gustav**, Systematical English-German vocabulary. Englisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Berlin, J. Fontane & Comp.
- Lienert, Meinrad**, Geschichten aus den Schwyzerbergen. Frauenfeld, J. Huber. M. 3. 60.
- Litzmann, Berthold**, Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 4.
- Lombroso, Prof. C.**, Der Antisemitismus und die Juden. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. S. Aurella. Leipzig, G. S. Wiegands Verlag.
- Marti, Karl**, Der Einfluß der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre. Braunschweig, C. N. Schwetschke u. Sohn.
- Mary, Dr. Friedrich**, Chauvinismus und Schulreform im Altertum. Rede. Breslau, Wilhelm Koebner.
- Naumann, Viktor**, Himmlische und irdische Liebe. Roman. Dresden, Heinrich Miaden.
- Portig, Gustav**, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem Verhältnis zu Goethe. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 16.
- Puttkammer, Alberta von**, Offenbarungen. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh. Nachfolger. M. 4.
- Pypin, A. N.**, Die geistigen Bewegungen in Russland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. I. Band. Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Aus dem Russischen übertragen von Dr. Boris Minzes. Berlin, S. Cronbach.
- Rüttenauer, Benno**, Unmoderne Geschichten. Heidelberg, G. Weiß Verlag.
- Schweizerische Rundschau**, 1894 Nr. 3 (März). Zürich, A. Müllers Verlag.
- Stenglein, Dr. M.**, Wider die Berufung. Ein Mahnwort zur Novelle der Strafprozessordnung. Berlin, Otto Liebmann. 80 Pfg.
- Stenzel**, Die Flotte der Nordstaaten im Sezessionskriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 1.
- Stilgebauer, Edward**, Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. München, Dr. C. Albert & Co.
- Thiele, Rudolf**, Ernst Moritz Arndt. Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 2. 40.
- Weigand, Wilhelm**, Die Frankenthaler. Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. München, G. Franzsche Hofbuchh. M. 3. 50.
- Wiedemann, Gustav**, Die Lehre von der Elektrizität. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn.
- Woermann, Karl**, Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei. Dresden, L. Ehlermann.

Verantwortlicher Redakteur: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Eps. lit

767

